WIDENER LIBRARY
HX CRUJ 9

Digitized by Google

~~4239.~~
4084
4853.

Danner's
Leihbibliothek.

~~P — 4122~~
KN160

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL
Class of 1815
OF BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

~~4259.~~
V. 4084.
4853.

Danner's
Leihbibliothek.

~~P 4482~~
IN 1160

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF
JOHN AMORY LOWELL
(Class of 1815)
OF BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung
für die
Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

April 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Digitized by Google

P Germ 4482
KH160

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
J. A. LOWELL FUND
Digitized by Google

Inhalt.

No. 66. Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege. Mitgetheilt von Ernst Willkomm.
Leipziger Chronik.
Notizen.

No. 67. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Leipziger Chronik. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 68. Jephtha's Tochter, Oelbild von Karl Oesterley. Von A. Wendt.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Journalschau. Von C. F.
Leipziger Chronik. (Beschluß.)

No. 69. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Jephtha's Tochter, ꝛc. (Fortsetzung.)
Charade. Von Neuffer.
Journalschau. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 70. Jephtha's Tochter, ꝛc. (Beschluß.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Journalschau. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Dresden. (Beschluß.)

No. 71. Zur Literatur der Reisen. Von K.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Breslau.
Notizen.

No. 72. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 73. Zur Literatur der Reisen. (Fortsetzung.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 74. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 75. Zur Literatur der Reisen. (Beschluß.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 76. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Auflösung der Charade in Nr. 69.
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 77. Zur Literatur der Reisen.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 78. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 79. Zur Literatur der Reisen.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankreich.
Notizen.

No. 80. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankreich. (Beschluß.)
Notizen.

No. 81. Der Geisterfühler. ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notizen.

Digitized by Google

No. 82. Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 83. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. (Fortsetz.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 84. Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. (Beschluß.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

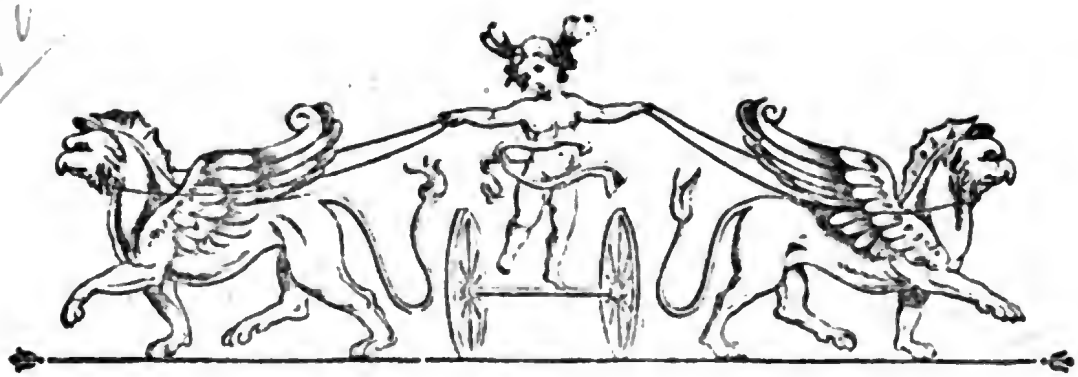
No. 85. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

Hierbei ein Intelligenzblatt.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Pol. 4
Mod. 4. 340



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 75. — den 16. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

5. Reise nach Italien im Frühjahre 1835, von Dr. Wolfgang Menzel.

(Beschluß.)

Canova wird mit Recht von Menzel getadelt, daß er, von Eitelkeit getrieben, seine modernen Marmorbilder unter die antiken im Vatican gesetzt hat. Dagegen nimmt er ihn in Schutz, daß er in seinen Gestaltungen statt des Schönen nur das Reizende erstrebte, in einer Zeit nämlich, die den Sinn für die freie und kernige Schönheit verloren hatte und sich an blos Zierlichem weidete. In einer besondern Abhandlung entwickelt Menzel seine Ansichten über plastische und physiognomische Ideale, denen wir in ihren Grundzügen nicht anders als beipflichten können. Vortrefflich spricht er bei Erwähnung von Thorwaldsen's Sammlung moderner Genrebilder über die Richtungen der neuern Malerei, die mit der Stimmung eines Zeitgeistes durchaus harmoniren, der, bei seinem coquetten Servilismus und der gezierten Aufdringlichkeit der Nebendinge des Lebens, dessen Hauptgestaltungen unentwickelt stehen läßt. Ueber Raphael und Michelangelo lesen wir viel Schönes, ihre Standpunkte zur Kunst im Allgemeinen betreffend; von Correggio's Donna und dessen Amor im Palast Borghese hätten wir gern mehr gehört, so wie überhaupt von speciellen Bildern mehr Specielles. Daß der Verf. die Ruinen Roms nicht detaillirt, sondern sie nach ihren Hauptlagerungen beschreibt, ist lobenswerth; anders aber verhält es sich mit Bildern, jedes Bild eines Meisters ist, wie jeder Mensch, eine Welt für sich. An den Stadien der Malerei haben wir alle Stufengänge der ganzen modern-christlichen Culturgeschichte; deshalb ist eine Wallfahrt durch Italien in diesem Sinne so ersprießlich. Der Wandel unter den römischen Ruinen ist weit weniger bedeutsam, zumal da die Pfuscherei um sich greift und die Sucht zum Modernisiren von der Regierung begünstigt wird. Man gräbt die Fundamente derselben auf, zieht Gräben um ihren Fuß, rottet den Epheu aus, putzt und säubert, reißt Eingerissenes nochmals ein, um das angeblich Versteckte zu finden, kurz, man macht aus den ehrwürdigen Ruinen noch einmal eine moderne Ruine. So wird auch die Natur in Tivoli verhunzt, die dortigen Wasserfälle verdirbt man durch Künstelei.

Von dem Leben und Treiben der deutschen und französischen Maler in Rom erhalten wir ein ungeschminktes, treues Bild. Außer Thorwaldsen und Peter von Cornelius, der damals noch in Rom war, lernen wir von nordischen Künstlern noch den jagdlustigen Reinhart und den polemischen Koch, auch einen liebenswürdigen Polen, Glowatzki, kennen. Die Engländer in Italien, die römischen Bettler und die glänzende Kuppelerleuchtung nebst der Girandola der Engelsburg vollenden das in der That reiche und schöne Gemälde, das Menzel von Rom entwirft. In Perugia, wo er erst des italienischen Mittelalters inne wird, hätte er länger bleiben sollen; Perugino's Bilder charakterisirt er kurz

Danner's Leihbibliothek.
Digitized by Google

und scharf. In der Berücksichtigung des local Volksthümlichen beruht der besondere Werth des Buches, wie denn die Schilderung des neapolitanischen Volkstheaters von ganz vorzüglichem Interesse ist.

In Rom und Neapel überwiegen die plastischen Gebilde; in Florenz ist der Schooß für die Schätze der Malerei. Aus Furcht, nichts Neues sagen zu können, schweigt Menzel hier ganz über die Niobe, die Venus und den Schleifer. Die dortigen Raphaele führt er mit kurzem Signalement vor, in der Galerie die beiden Pendanten, zwei Marien, im Palast Pitti die Madonna von der Tonne (die mit der dresdner um den Vorrang streitet), die heil. Familie dell' impannata, und die Madonna del baldachino. Auch von Raphael's Magdalene Doni hätten wir gern mehr gehört. Tizian's Magdalene im Palast Pitti wird treffend bezeichnet. In der Betermiene dieser Magdalene liegt, auch wie sie uns Copieen vorführen, eine betäubende Wollust. Tizian kannte nicht mehr die Geistigkeit der Andacht, nur noch die Buhlerei der Frömmigkeit. Auch Michelangelo lernt man als Bildner erst in Florenz kennen. Seinen „Tageszeiten" widmet Menzel eine genügende Aufmerksamkeit.

Die Reise läuft dann schnell zu Ende; ein deutsches Beamtengesicht ist der erste Markstein für Deutschlands Grenze. In Benedictbeuern findet der Reisende gutes baierisches Bier und schlechte baierische Journale, die beide, wie er sagt, unzertrennlich zu sein schienen, — und nun sind wir wieder in einem von den mancherlei deutschen Vaterländern. K.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Jedenfalls haben Sie die Ehre der Erfindung dieses großen Universalmittels," sagte ich. „Ihr Name wird unsterblich sein."

„In meinen schönsten Augenblicken glaube ich dies selbst," versetzte Doctor Feingesicht, „ohne daß ich darauf stolz bin. — Ich sehe, Sie wollen uns verlassen. Leben Sie denn recht wohl und besuchen Sie uns bald, ja recht bald wieder. Helene hat so keinen Menschen, den sie kennt, und ich glaube, es ist dem losen Schalk auch nicht unangenehm. Nun, Du brauchst nicht roth zu werden. Es liegt in unserer Natur, daß wir gern junge, muntere Leute um uns sehen."

Ich versprach, am nächsten Tage wieder zu kommen, empfahl mich und drückte der reizenden Helene die Hand, die sie mir freiwillig reichte.

„Halten Sie auch Wort," sagte sie, indem sie mich bis in den Vorsaal begleitete, „freilich werden Sie bei uns nicht die beste Unterhaltung finden." — Ich versicherte, daß mir keine angenehmer wäre, und wand mich aus dem Gang- und Treppenlabyrinth mit Mühe bis an die Thür des gesalzenen Herings, wo mir der Portier-Pudel mit einem abermaligen Gebell ein herzhaftes Lebewohl zurief.

Nachmittags besuchte ich Leopold. Ich traf ihn auf dem Sopha liegend und zu meiner Verwunderung die Fensterflügel offen. Es war eine häßliche Kälte im Zimmer, und bei dem jedesmaligen Oeffnen der Thür entstand ein so schneidender Zug, daß man den Tod davon hätte haben können. Mein Freund schien jedoch darüber nicht im mindesten verwundert, ja es kam mir sogar vor, als sei ihm dies ganz behaglich. Es ist wahr, unsere Empfindungen und Gefühle sind nicht immer gleich, und dem Einen ist angenehm, was dem Andern die größten Beschwerden verursacht. Dennoch konnte ich nicht recht begreifen, wie sich Leopold in dieser fortwährenden Zugluft auch nur erträglich befinden konnte. Schnell kam ich auf den Gedanken, er möge, vertieft in sein unerhörtes Schicksal, vergessen haben, die Fenster zu schließen, und sei jetzt viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um daran zu denken. Ich nahm mir daher die Freiheit, das Versäumte nachzuholen, und setzte mich dann zu ihm.

„Nun, wie geht es heut?" fragte ich. „Bist Du wieder belästigt worden?"

„Wie immer," antwortete er seufzend. „Es ist kein Ausweg, als sich zu hängen oder zu ersäufen."

„Pfui, schäme Dich!" versetzte ich, „Du, ein Philosoph, und hängen! Das sind doch, scheint es mir, sehr heterogene Dinge. Aber ich dächte, es wäre sehr kalt hier; willst Du kein Feuer anzünden lassen."

„Wenn meine Frau den Caffee bringen wird," sagte er kurz und trocken, schüttelte den Kopf, als er die geschlossenen Fenster erblickte und öffnete sie wieder.

Gewiß, es rappelt mit ihm, dachte ich und sprach: „Du denkst wohl, wir leben im Sommer, oder hat Dich Deine Phantasie nach Italien versetzt?"

„Ach," versetzte er lächelnd, „Du wunderst Dich, mich die Fenster öffnen zu sehen; nun, ich glaub' es. Nicht Jeder kommt von selbst darauf, das Nützliche mit dem An-

Digitized by Google

genehmen zu verbinden. Höre, warum ich es thue, und Du wirst mir beistimmen, wo nicht gar nachfolgen." —

Er setzte sich neben mich und war offenbar eben so erfroren als ich. „Bemerke," sagte er, „daß es jetzt recht sehr kühl im Zimmer ist! Gewiß könnten wir uns dieser reinen Luft nicht erfreuen, wenn ich nicht seit einer kleinen Stunde die Fenster geöffnet hätte. Aber warum das? wirst Du fragen, und ich antworte: zuvörderst, um reine gesunde Luft in das Zimmer zu bringen, und dies wäre denn das Nützliche. Auch habe ich bemerkt, daß nach einer solchen Auslüftung das Geschmeiß immer weniger behend und lebendig ist. Ferner aber bedenke, daß, hat man früh Feuer anzünden lassen, die Zeit bis Nachmittags drei Uhr eigentlich nicht hinreichend ist, das Zimmer so auszukühlen, um mit Fug und Recht abermals einzuheizen. Dennoch muß es geschehen, und so bleibt kein anderes Auskunftsmittel —"

„Als die Fenster aufzusperren?" fiel ich ein.

„Natürlich," sagte er. „Ein einziges halbes Stündchen genügt vollkommen, dem Zimmer die einige Temperatur zu verleihen, die ein wohlthätiges Feuer im Ofen verträgt, wie Du jetzt selbst zu bemerken Gelegenheit haben wirst."

„Ja, wahrhaftig," versetzte ich, „daran kann auch der Dümmste nicht zweifeln! Aber wozu denn, närrischer Mensch, muß nun gerade jetzt Feuer angezündet werden, wenn es noch hinreichend warm im Zimmer ist? Ich sollte meinen, eine Stunde sei dazu so geschickt und passend wie eine andere."

„Man sieht, daß Du wenig von Pünctlichkeit verstehst, wovon eigentlich unser ganzes Leben abhängig ist," antwortete Leopold mit einem Ausdrucke von Geringschätzung, der mir höchst komisch erschien, wenn ich die Unwichtigkeit der Sache bedachte, die ihn hervorgerufen hatte. „Was für ein Leben würde es geben," fuhr Leopold fort, „befleißigte sich ein Jeder von Jugend auf der genauesten Ordnung! Ich danke dies meinem Vater, der in diesem Puncte wohl ein Muster für die ganze Welt abgeben konnte. Alles hatte bei ihm seine bestimmte Zeit, von der er nicht ein Haar breit abgewichen wäre, und hätte es das Wohl der Welt gegolten."

„Das wäre sehr unkosmopolitisch und ganz gewiß nicht liberal gewesen," fiel ich ein. „Die Ordnungsliebe darf nicht bis zur Kleinlichkeit steigen und im Egoismus wurzelnd diesem selbst mehr Boden bereiten."

„Es mag sein," sprach mein Freund. „Mein Vater war aber nun einmal so, und ich kann ihn deshalb nicht tadeln. Glock 5 Uhr genau stand er jeden Morgen auf und wußte seinen Anzug, und was er etwa sonst noch zu verrichten hatte, ohne sich zu übereilen, so einzurichten, daß er mit dem Puncte ein Viertel auf sechs Uhr an seine Arbeit gehen konnte. Einmal weiß ich, wie ihn das mangelnde Waschwasser eine und eine halbe Minute länger aufgehalten hatte, und ich sehe ihn noch heut, wie er den ganzen Tag über zu keiner Ruhe in sich selbst kam, da er immer genau anderthalb Minuten zu wenig hatte. Aber endlich faßte er sich ein Herz und ging Schlag zehn Uhr zu Bett. Aber man konnte ihm diese Störung mehrere Tage ansehen."

„Erlaube," sagte ich, „Dir zu eröffnen, daß in diesem Puncte Dein Vater ein höchst langweiliger, abgeschmackter Narr gewesen ist!"

„Es kann sein, daß es nicht im Geschmacke unserer Zeit war," sagte ganz ruhig Leopold; „indeß ließ sich nichts ändern, und mein Vater war der reellste, geachtetste und religiöseste Mann, den es geben konnte."

„Am letztern zweifle ich nicht," versetzte ich; „denn solche Pedanterei muß mit Religion verschwistert sein. Vielleicht das einzige Gute, das sie an sich trägt, wenn es eins ist."

„Wir wollen darüber nicht streiten," fuhr Leopold fort, „doch magst Du wissen, daß wir Kinder in denselben Grundsätzen unterrichtet und erzogen wurden. Anfangs wollten wir uns nicht genau fügen, mit Hülfe einer Arrosenthe aber ward uns die Nothwendigkeit einer so pünctlichen Ordnungsliebe sehr einleuchtend. Dennoch bin ich bei weitem in der Accuratesse nicht mit meinem Vater zu vergleichen. Ich habe noch viel zu lernen und nachzuholen."

„An Deiner Stelle," versetzte ich, „würde ich mich nicht damit abmühen. Es gibt nothwendigere Dinge zu thun als dergleichen Narrenspossen. — Also" — lenkte ich ein — „nur die Gewohnheit, um die jetzige Zeit Feuer anzuzünden, bewog Dich, die Fenster zu öffnen."

„So ist es!" sagte Leopold, „und durch diese Ordnungsliebe erspare ich auch. — Punct drei Uhr wird eingeheizt, weil mit dem letzten Schlage meine Frau den Caffee bringt."

„So, so!" sagte ich, und muß ein so närrisches Gesicht geschnitten haben, wie selten. Denn selbst mein Freund mußte lächeln. „Der Caffee also ist eigentlich Ursache des Einheizens?"

„Er trägt allerdings mit dazu bei," sagte Leopold.

Digitized by Google

„Da nämlich, um ihn warm zu erhalten, durchaus Feuerung nöthig ist, so muß man entweder den Ofen heizen oder eine Lampe brennen. Im Sommer pflege ich das Letztere vorzuziehen, im Winter aber wäre es wahrhaftig Luxus, auch noch Oel zur Caffeelampe zu verschwenden, wenn er im Ofen eben so gut warm zu erhalten ist. Darum wird es so eingerichtet, daß sich gerade um drei Uhr Nachmittags Feuerung nöthig macht, und ich schlage somit zwei Fliegen mit einem Schlage. Nur Ordnungsliebe und die Unterweisung im Vaterhause hatte mich diese weise, zweckmäßige Einrichtung treffen lassen."

„Sehr zweckmäßig!" sprach ich. „Du verbrennst für zwei Groschen Holz, um einen Dreier Oel zu ersparen. Dagegen läßt sich nichts einwenden."

„Und die Behaglichkeit hast Du noch gar nicht in Anschlag gebracht," erwiederte Leopold, „worüber ich Dir ein Langes und Breites erzählen könnte, wenn ich nicht tauben Ohren predigte. Nur so viel magst Du wissen, daß ich Bequemlichkeit beim Caffee für die Mutter alles Großen halte. Der narkotische Duft dieses Getränkes bewegt alle Kräfte des Geistes, Idee kettet sich an Idee und der Geist wird ein wahres Füllhorn von Fruchtbarkeit. Wahrhaftig, die den Caffee entdeckenden Ziegen würden mich, wäre ich frischer Dichter, zu einem unsterblichen Epos begeistern. Das Sujet wäre neu, frappant und fände in der jetzigen ja nur immer nach Neuem verlangenden Zeitepoche gewiß Beifall, wo nicht gar Nachahmer. Homer müßte ein Stümper dagegen bleiben."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Die Kunstausstellung.]

Der Künstler, der diese lebensgroße Gruppe modellirte, heißt Maindron, er stellte den Moment dar, in welchem der Löwe die Frau zu Boden warf und eine Tatze auf ihre Hüfte setzt. Der Mann ist eben zwischen Weib und Bestie getreten, er steht wie ein Herkules an der Seite derselben, die Mähnen mit gewaltigen Händen spaltend, unterdeß die andere Vordertatze sich zur Wehre setzt und der ganze Körper des Löwen convulsivisch arbeitet, sich loszuwinden.

Alles in diesem Werke ist vortrefflich und vollendet. Die Composition, der Ausdruck, die Natur sind antik und des Laokoons würdig. Ohne mich zu bedenken, werde ich sagen, daß die Gruppe des Farnesischen Stiers in Neapel, die vielleicht den Meister zu der Arbeit veranlaßte, derselben nicht gleich kommt, sie ist mir theatralisch calculirt im Vergleich dazu.

Damit ich's kurz mache, man hat in den Salonartikeln der monstreusen Arbeit Maindron's kaum erwähnt, sie sogar die und da der Plastik unwürdig gefunden. Es ist das um zu verzweifeln, um zu weinen; denn es schlägt das Genie zu Boden, es bringt es um.

Bei allen Göttern, die unvernünftige beutige bonne et haute sociétés betrachtet das Talent wie das römische Gladiatorpublicum seine Schlachtopfer im Circus betrachtete. Es sieht von seinen Balconen gleichgültig herab auf sein Ringen mit den Ungeheuern und wartet mit seiner Belohnung und Anerkennung bis der Unglückliche aus Liebe zu Frau und Kind die Hölle zum Zweikampf herausfordert, das Ungeheure und Unmenschliche versucht.

Maindron ist wieder ein Künstler für mich, von dem ich nichts sah und hörte, bis ich seine Martyrgruppe fand. Es fragt sich, ob der Mann, in dem ein Michel Angelo vielleicht schlummert, einen Menschen findet, der die Ausführung seines Werkes in Marmor bezahlt. So geht doch hin und habt Genie, so geht doch hin und lernt etwas und schafft. Die industrieuse und habsüchtige Canaille stiehlt euch den Ruhm wie das Brot vom Munde weg, und Jan Hagel läuft mit seiner Peitsche hinterher und ruft: „Place, place pour monsieur notre illustre maitre." Ist es doch dem genialen Bildner Foyatier, den ich, wie jetzt ganz erwiesen worden, nicht ohne Grund vorlängst Frankreichs Canova nannte, fast ebenso ergangen wie diesem Maindron.

In der Malerei hat Frankreich nie so viel geleistet als in der Plastik. Die Formen und Costüme sind französisch, die Farben italienisch und die Architektur deutsch. Wir würden bis in den Himmel bauen, theoretisch und praktisch, philosophisch und poetisch, wenn wir nur Geld und Fundament hätten. Frankreichs Centralität ist zu vollständig, sie schadet der Entwickelung des Geistes, Deutschlands allzupuerile Vielseitigkeit und Zerrissenheit verhindert die Execution des Imposanten und Großen.

Das beste Gemälde auf der Ausstellung ist eine active venetianische Fischergesellschaft von Robert. Der Maler, ein Tizian in Colorit und Wahrheit und ein Holbein in Schärfe und Derbheit, hat sich aus Verzweiflung das Leben genommen. Ich habe dabei nichts zu erinnern als dieses: Gerard, der das Glück hatte, zwanzig Fürsten in seinem Hause zu empfangen und die kolossale Schlacht von Austerlitz und den Einzug Heinrich des IV. in Paris zu malen, Gerard, der Frankreichs größter Maler genannt wird und in Faubourg St. Germain auf seinen Lorbeeren ruhend die Huldigung der großen Welt empfängt, er war nicht so genial als dieser arme Robert.

Dies ist einstweilen genug von der Kunstausstellung.

Victor Lenz.

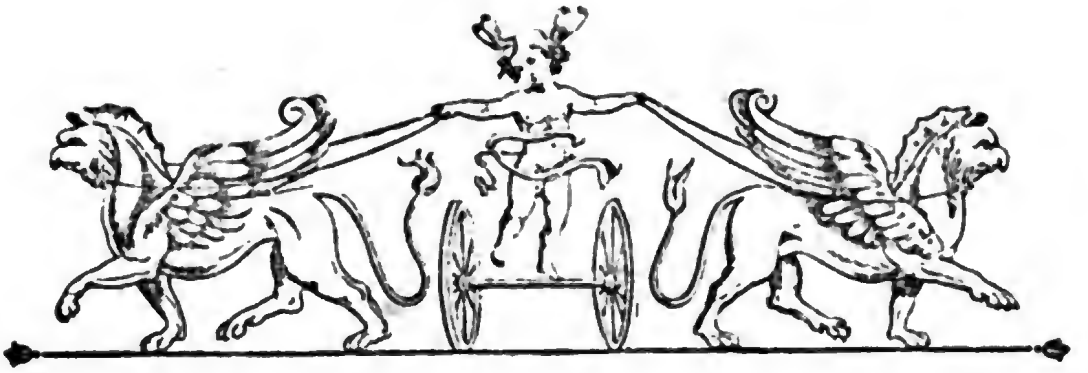
Notiz.

[Ein Blick auf die östreichischen Journale.]

Aufmerksamen Lesern der östreichischen Zeitschriften fällt es auf, daß dieselben seit kurzem bei verschiedenen Gelegenheiten des verewigten Kaisers Joseph erwähnen, z. B. die Theaterzeitung bei Erzählung des vierzigjährigen Dienstjubiläums des Hofschauspielers Koberwein. Joseph II., groß und unsterblich durch seine Reformen, ewig unvergeßlich durch zahllose Denkmäler seines weit vorgeschrittenen Geistes, war durch eine bedeutende Reihe von Jahren völlig ignorirt. — Eine zweite Wahrnehmung ist, daß jetzt in östreichischen Blättern auswärtige belletristische Journale citirt werden, was sonst nicht geschehen durfte.

6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 76. — den 18. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Mindestens wäre es ein leidlicher Stoff zu einem komischen Gedicht," sagte ich.

„Komisch! Bruder, was fällt Dir ein!" rief mein Freund aus. „Nein, komisch nicht im Geringsten. Komisch wüßte ich die Sache wahrlich nicht zu behandeln. Auch wäre es ein wahrer Frevel gegen die heilsame Staude und die Genüsse, die wir ihr verdanken."

Jetzt schlug es drei. Leopold stand auf und schloß das Fenster. Zugleich trat seine Frau, Ernestine, ein und brachte den Kaffee. Sie hatte mich kommen sehen, und daher für mich noch eine dritte Tasse beigefügt. Das Dienstmädchen kniete am Ofen nieder und zündete Feuer an.

„Ja," fuhr Leopold fort, sich wieder zu mir setzend, „ein höchst reizender Stoff zu einem Heldengedicht! So viel ich mich erinnere, sind Ziegen noch nie ausschließliche Helden eines epischen Gedichtes gewesen. Im Homer spielen sie zwar zuweilen eine ganz kleine Rolle, doch nimmt das Schwein, wie sich auch geziemt, eine bei weitem wichtigere Physiognomie an. Immer aber sind sie blos Schmuck oder Ballast, um das Fahrzeug in dem Wasser zu halten. Nun aber denke Dir, die Ziegen ausschließlich als Helden eines Gedichtes, dies wäre ganz im Geschmacke der neuesten Zeit! Romantisch im höchsten Grade. Man könnte vielleicht auch einige tiefsinnige Anspielungen auf andere in unserer Zeit vorkommende Dinge damit verbinden. Laß doch sehen!" — Er nahm die Tasse und probirte das Getränk mit kritischer Lippe. „Der Kaffee ist gut, Ernestinchen," sagte er und ermunterte mich, dem Tranke sein Recht widerfahren zu lassen. Der Wahrheit gemäß muß ich bekennen, daß er wirklich einen sehr feinen Geschmack hatte und ich nur selten so vortrefflichen Kaffee getrunken habe, wie der meines Freundes war.

„Sieh, lieber Freund," hob Leopold wieder an, indem er den silbernen Löffel mit großer Zierlichkeit handhabte und sich in die Sophaecke zurücklehnte, „das Gedicht könnte mit einer ergreifenden Schilderung des Hungers beginnen, der über die Ziegen gekommen wäre durch Mißwachs, Dürre, Heuschrecken, Hagelschlag und dergleichen. Die Hirten sind betrübt und niedergeschlagen und wissen nicht, wie sie die armen Thiere erhalten sollen. Das liebe Vieh hängt die Köpfe, der sonst schmucke, zierliche, so naiv aussehende Bart ist verworren, der muntere Blick trüb, feucht und resignirend. Selbst der erhabene, gebogene Hauptschmuck hat sein majestätisches Ansehen verloren, und die glänzende Hornfarbe wird schäbig, ansätzig weiß. In dieser Noth und Bedrängniß treiben die gleich erbarmenswerthen Hirten das Vieh nach den Bergen, wo es sich verläuft. Die Hirten setzen sich zu einer Berathung nieder, kommen aber zu keinem Beschlusse und schlafen vor Ermattung des

Digitized by Google

Körpers und Geistes endlich ein. Damit schließe der erste Gesang."

„Sehr originell," sagte ich; „erstaunlich neu und anziehend. Bitte, fahre fort."

„Trinke doch erst, mein Freund, den bräunlich lehmigen Nektar," sagte Leopold und schlürfte seine Tasse,

„Jugendlich bald umglänzt die Stunde die rundliche Stirn dann."

„Vortrefflicher Hexameter!" rief ich aus, „so wohlklingend und kräftig! Mit der schönsten Cäsur von der Welt! Am Ende fängst Du das Gedicht an, ehe Du es selbst recht weißt; nur bitte ich, wähle einen romantischeren Vers. Vielleicht auch ließe sich es gar in einer hüpfenden, springenden und wortschlenkernden Prosa schreiben, wo es gewiß noch weit mehr Beifall fände. Du könntest dann mit zur Begründung und Erfindung eines neuen Styls beitragen, da man seit geraumer Zeit mit dem alten nicht mehr zufrieden ist und doch mit dem neuen noch gewaltig im Argen liegt. An Versuchen hat es nicht gefehlt, da es aber immer blos raisonnirend geschehen ist, findet das Zeug keinen rechten gedeihlichen Grund und Boden. Nun stelle aber Einer ein solches romantisches Epos im neuen Styl geschrieben auf, das wird gewiß durchdringen, weil es zugleich ein vollendetes Kunstwerk ist."

„Nun, das bezwecke ich ja eben," sprach Leopold. „Die einschlafenden Hirten können ja die alte zu Grunde gehende Prosa eben so wohl als das alte Geversel sein. Dagegen möchten die hüpfenden, lockenden und hungrig meckernden Ziegen die aufspringende neue Prosa, und was Du Dir sonst noch etwa darunter denken willst, repräsentiren. Der zweite Gesang beginnt daher mit einer Schilderung des Schlafs der Hirten. Hier muß man sie nicken, den Kopf beugen und sich an die Nase stoßen sehen; dann plötzlich verwundert auffahren, sich umsehen, schütteln und wieder einschlafen. Von fernher schallt das Meckern der hungrigen Thiere, bis endlich auch dies erstickt und eine unbeschreibliche Ruhe eintritt. — Hier wird eine leere Spalte im Gedichte gelassen und auf jede Seite nur: „„Tiefe Stille und Eintritt des Weltfriedens"" geschrieben. Damit schließt der zweite Gesang."

„Dieser würde etwas kurz werden, lieber Mann," sprach Ernestine, „und daher sehr uninteressant sein."

„Keineswegs," sagte Leopold. „Wer dies nur zu schildern versteht, der kann dieser Physiognomie der Ruhe einen so interessant imposanten Ausdruck geben, daß sich auch der langweiligste Narr nicht dabei langweilen könnte. Ist es doch eine alte, angenommene Wahrheit, daß die größte Ruhe am ehrwürdigsten sei. Das Ehrwürdige aber läßt sich vom Interessanten, und dies wieder vom Aufweckenden, Lebensvollen nicht trennen. Ja, meine Liebe, das muß man nur zu studiren wissen, da findet man schon den richtigen Standpunct. Denn freilich auf diesen kommt am Ende Alles an. Nur die gehörige Perspective genommen, da wird die Ruhe belebt und die Schläfrigkeit selbst Raserei."

„Und der dritte Gesang?" fragte ich. „Was bringt der uns?"

„Ja, hm!" versetzte Leopold. „Er wird zugleich auch der letzte sein. Dieser eröffnet sich mit einem muntern Ziegengemecker, das immer lauter wird, bis die eingeschlafenen Hirten davon erwachen. Sie reiben sich die Augen, krümmen sich zusammen, um den Schlaf vollends aus den Gliedern zu schütteln, und stehen langsam auf, sich auf ihre Hirtenstäbe lehnend. Unterdessen kommen die meckernden Ziegen näher. Einzelne erscheinen auf den nahen Hügeln und Felsen und springen, mit den Hinter- und Vorderbeinen ausschlagend und beinahe in die Luft trillernd, hoch in die Höhe. Dazu wackeln und schlenkern sie mit den Köpfen, schütteln den Bart und sind munter wie die jungen Katzen. Die Hirten sehen einander an, und wissen sich diese seltsame Erscheinung gar nicht zu deuten. Endlich machen sie sich auf, gehen den fortspringenden und bockenden Ziegen noch in die Gesträuche, und finden endlich die ganze Heerde an dem neu aufgefundenen Kaffeebaume knuspernd, rupfend, fressend und reißend, wie die Teufel. Dabei erschallt fortwährend ein lautes, sich selbst Beifall rufendes Gemecker, das Ziegenvolk schlägt ohne Aufhören in die Höhe springend mit den Hinterfüßen aus und nimmt es nicht gar so genau, wo es hintrifft. Hirten, Führer, die älteren, bejahrteren Ziegen, der jungen, munteren Heerde liebende Erzeuger, bekommen im frisch vom Kaffeebaume gerupften Lebensmuth gleichmäßig Püffe und Stöße, die zuweilen auch mit einigem Unrathe, den der stampfende, zwiegespaltene Huf aufgerissen hat, begleitet sind. Endlich kommen die erstaunten Hirten zur Besinnung. Sie betrachten die neu entdeckte Pflanze, prüfen sie selbst, bocken auch ein wenig mit, machen Brüderschaft mit den Ziegen, küssen und umarmen sich in ausgelassener Freude, werden aber von einigen der allerbockigsten gebissen und mit den Hörnern gestoßen, die mittlerweile wieder ihren majestätischen Glanz erhalten haben. Wie aber keine Entdeckung ohne Opfer ist, so müssen auch die ältern Zie-

Digitized by Google

gen daran glauben, und gehen im Schatten des neuen Lebensbaumes langsam darauf, von ihren Kindern in übertroher Lebenslust tapfer getreten und gestoßen. Indeß begräbt man sie nach alter Sitte. Die Hirten suchen hierauf die Ziegen zusammenzutreiben, führen sie dem Stalle zu und nehmen einige der Kaffeebäume mit heim. Während der Nacht machen sie Feuer an, verbrennen das neue Holz, an dem auch einige der kostbaren Früchte hängen. Diese werden so geröstet, und da man sie in dieser Metamorphose schmackhafter findet und wenigere berauschend, so entschließt man sich, sie ferner nur so zu genießen, um dem gar zu argen Bocken und Meckern vorzubeugen. Die Ziegen erhalten hierauf einen Aufguß von den Früchten, bleiben davon recht munter, aber auch sittsam, und das Gedicht schließt mit einer großen Kaffeevisite, wobei die Ziegen, denen man ja das edle Getränk zu verdanken hat, ehrenvoll Theil nehmen dürfen." —

„Bravo!" rief ich, „Du hast Deinen Stegreifentwurf komisch genug angelegt und spitzig dazu. Kaum hätte ich geglaubt, daß Du so stacheln könntest."

„Bist Du ein Mensch!" sagte Leopold, die Tasse wegsetzend, die er noch immer in der Hand hielt. „Meinen Plan komisch zu nennen! Nein, das ist zu arg! Wer spricht denn hier von Komik, Lächerlichkeit und solchen Dingen? Ich sollte meinen, dieser Entwurf sei vom Ernste selbst diktirt."

„Möglich, sehr möglich!" versetzte ich, „doch ganz gewiß nicht von der Ernsthaftigkeit. Wer zum Henker soll sich des Lachens enthalten können, wenn er sich eine ganze Heerde von Ziegen um einen Kaffeetisch auf Stühlen hockend denkt, die Tasse in den Vorderpfoten haltend und ihre Spitzbärte in dem edlen Getränke abspülend?"

Ernestine hielt sich lachend das Taschentuch vor den Mund, die Miene meines Freundes aber ward immer ernster, fast finster, er schob sich sein feines gesticktes Käppchen von einem Ohr zum andern und wußte nicht, was er sagen sollte. Endlich kam er in sich selbst zum Worte und, beide Hände ballend, sie aufs Sopha stützend, den Leib vorbeugend und eine wahrhaft satanische Miene anlegend, sprach er sehr heftig: „Du bist ein Narr, Freund Theodor! Ein vollständiger, ausgewachsener, über das gewöhnliche Maß hinausragender Narr! Und Du, meine Liebe," wandte er sich zu seiner Frau, „gehörst in dasselbe Register, nur daß Du einen Anflug von Affenphysiognomie bekommen hast. — Seid Ihr toll, frage ich Euch, oder was wollt Ihr? Bei der ernsthaftesten Sache von der Welt lacht das Volk wie Kobolde, und da soll man sich nicht ärgern? Man ist froh, wenn man das edle Getränk einmal vor sich dampfen sieht, und lechzt mit allen Nerven und Gaumenmuskeln nach dem Genusse. Aber nein, man kann es nicht genießen! Jeder Tropfen muß zu Gift und Galle werden, hört man solche Reden, so ganz dumme und abgeschmackte Behauptungen! Komisch! Das wäre mir komisch! Ich glaube am Ende, Ihr findet in mir selber was Komisches, während ich Euch bei allen Heiligen, gewordenen und noch werdenden, versichern kann, daß ich die ganze Sache für höchst, höchst tragisch halte und mich selbst für den großartigsten Mittelpunct dieser gewaltigen Tragödie! — Schenke mir eine Tasse Kaffee ein, Ernestine, er ist mir nun doch einmal verdorben. — Aber so seid Ihr und so ist die ganze verehrliche Sippschaft! Unsere Zeit, Gott sei's geklagt, hat auch diesen verflucht satanischen Hang, alles Ernsthafte, Erhabene, Tragische, Ehrbare ins Komische, Burleske, Lächerliche und Fratzenhafte zu übersetzen, und wenn das Ding so fortgeht, so will ich's noch erleben, daß man den Kaffee abschafft und die ganze Welt zu einem großen Balletschuh zusammenschrumpft. — Ei du vermaledeites, niederträchtiges, infames Gespenst!" rief er auf einmal auf, sprang wie toll vom Sopha, riß die Mütze vom Kopfe und warf sie über mich hinweg an die Wand. „Das Laster macht mich noch rasend."

Einen Augenblick lang wußte ich nicht, was ich von diesem übermäßig leidenschaftlichen Ausbruche halten sollte, bemerkte aber bald, daß sich ein leises Fliegengesumm bei seinem Ausfalle gegen die Zeit hatte hören lassen und eine Fliege Platz auf seiner Wange genommen hatte. Jetzt wußte ich mir die Aufregung zu erklären, und bat ihn, sich doch nur wie ein Mann zu fassen und nicht vor Fliegen wie ein Kind zu zittern. Ernestine unterstützte mich und war plötzlich aus der heitersten Laune in den trübseligsten Ernst gerathen. Mit Mühe brachten wir ihn wieder zu einer Art von Ruhe. Er setzte sich wenigstens wieder und schlürfte den Rest des Kaffees, der vor ihm stand und zum Theil verschüttet worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 69:

Kommode.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Alter Scherz und neuer Ernst: große Bauten.]

Der Fasching war unserm Volkchen mit seiner grellen Lustigkeit recht heilsam, grell, weil noch der Jubel der Saturnalien, die tolle Freude des Hanswurstes herübertönte in die ernste Aschermittwoch hinein; heilsam, weil das vom Toben, Lärmen, Jauchzen aufgeregte Blut Harlequins eine schwache Limonade sehr nöthig hat, um wieder in das Gleis seiner ruhigen Bewegung zu gelangen! Aber ich liebe diese Faschingszeit, so toll sie ist! Der Humor des Volkes, erdrückt unter der Bürde der Alltäglichkeit, der quälenden Sorgen, der beengenden Convenienz, hat doch ein Mal im Jahre Gelegenheit, das alles von sich abzuwerfen, sich Luft zu machen, und frei und froh dahinzuschäkern, wenn auch unter der Maske eines Narren! Es ist mir der Carneval ein dreitägiger Traum von der Glückseligkeit der Menschen, eine wohlthuende Illusion der im wirklichen Leben nicht durchzuführenden Gleichheit Aller, ein Moment aus den heitern Kinderjahren. Die ewigen Jammertöne: hoch und niedrig, arm und reich, vornehm und gering, — Harlequin verscheucht sie im Lachen, Kosen, Scherzen; alles geht gottvergnügt, heiter und selig daher, man umarmt sich, und das Herz schlägt dem Bruder, dem Menschen entgegen, man kennt nichts anders, als diesen! Glückliche Zeit, doppelt glücklich, wäre die Enttäuschung nicht allzu schmerzlich! — Unsere hiesigen Fastnächte haben zwar nicht die Bedeutung dieser Volksfeste in den größern Städten Italiens, aber im verkleinerten Maßstabe sind sie bedeutsam genug. Am Tage legt man die gewöhnlichen Beschäftigungen bei Seite, läuft den Maskenzügen nach, ergetzt sich an der Freude der Menge, die Lust der entfesselten Kinderwelt macht auch die Erwachsenen zu Kindern, kurz man hat das Privilegium, ein Narr zu sein, und bedient sich dieser seltenen Freiheit von ganzem Herzen! Wie es Abend wird, strömt man zur Redoute, tanzt, tobt, scherzt, bis der Tag anbricht, wo der Spaß von neuem losgeht, bis endlich Harlequin ermüdet in die Arme des Schlafes sinkt, und fortschlummert bis zum Carneval des nächsten Jahres.

Einen Beweis, daß viel Wohlstand in unserm Mainz herrschen muß, geben die vielfachen, kostspieligen Bauunternehmungen für dieses Frühjahr, so wie der Speculationsschwindel, der die Leute befallen hat, ihr Geld für Eisenbahnen nicht nur herzugeben, sondern wahrhaft aufzudrängen. Als die Liste zur Actien-Subscription für die frankfurt-mainzer Bahn geschlossen war, entstand eine Art tumultuarischer Bewegung, aus dem alleinigen Grunde, weil man nicht mehr als 1½ Millionen angenommen hatte. Man hätte gern für diese kurze Bahn das Dreifache unterzeichnet, unbekümmert um den Erfolg; man hält eine reiche Dividende so für gewiß! Die Wuth ist merkwürdig; jeder will Actionnair sein; kein Staatspapier, keine Hypothek, keine Sparanstalt hat mehr Vertrauen als dieses Werk der Bewegung und des Dampfes, als diese Eisenbahn. — Die erwähnten Bauten aber, die vom städtischen Aerar ausgehen, haben in der That den Zweck, tiefgefühlten Bedürfnissen abzuhelfen, und man erkennt darin allgemein die wohlwollenden Gesinnungen unsers vortrefflichen Stadtraths für das Heil unserer Bewohner. Zuerst wird eine kolossale Fruchthalle errichtet, nach dem Plane zu urtheilen, ein wahres Prachtwerk. Da der bedeutende Fruchtmarkt in Mainz eine Quelle des Reichthums für so viele hiesige Bürger ist, und sogar auf das gesammte Geschäftsleben influirt, so ist es Pflicht, diesem Zweige des Handels alle mögliche Pflege angedeihen zu lassen, besonders aber Waare und Menschen an einem gegen die Launen der Witterung besser geschützten Platze unterzubringen, als das bisher der Fall war. Der ungeheure Fruchtmarkt wurde bisher unter freiem Himmel abgehalten, in der Zukunft wird er in die neue städtische Fruchthalle verlegt. — Der zweite öffentliche Bau wird ein neues Stadthaus sein, vor dessen Portal Thorwaldsen's Guttenbergs-Statue prangen soll. Die Idee ist eine glückliche; wird sie auf angegebene Weise verbessert, so wird eine neue Zierde ins Leben treten, welche zur Verschönerung der Stadt sehr viel beitragen muß. Außerdem war ein neues Stadthaus, wie gesagt, Bedürfniß. Die Population ist sehr herangewachsen, die städtische Administration hat durch mannichfache Conjuncturen so sehr an Ausdehnung gewonnen, daß das alte Stadthaus durchaus nicht mehr genügte. — Endlich wird auch ein neues Waisenhaus gebaut. Ein würdiges Unternehmen, den verlassenen Waisen eine freundliche, gesunde, passende Wohnung zu verschaffen! Das wird wohlthuend auf die Gemüther dieser Unglücklichen einwirken! — Endlich wird noch von einem gemeinschaftlichen Locale für die drei hier bestehenden Kunstinstitute gesprochen; doch zweifeln wir hier an der Realisirung. So viele Köpfe sind schwer unter einen Hut zu bringen! So nöthig es wäre, der rheinisch-naturforschenden Gesellschaft mehr Raum für die naturhistorischen Cabinette zu verschaffen; so schön es wäre, dem Kunstvereine einen großartigen Salon zu geben für größere Kunstausstellungen und Gemäldesammlungen; so nöthig es sogar wäre, der Liedertafel für ihre musikalischen Uebungen und Concerte ein größeres Local zu bieten, — was alles durch den projectirten bedeutenden Bau erzielt werden könnte, — so wird dieser doch noch vorerst ein frommer Wunsch bleiben, weniger darum, weil es an den Mitteln, als vielmehr, weil es am nöthigen Gemeinsinn fehlt. Die Musen werden sich also noch eine Zeit behelfen müssen! — (D. Z. f.)

Notizen.

[Gerechtsame des Ehemanns in England.]

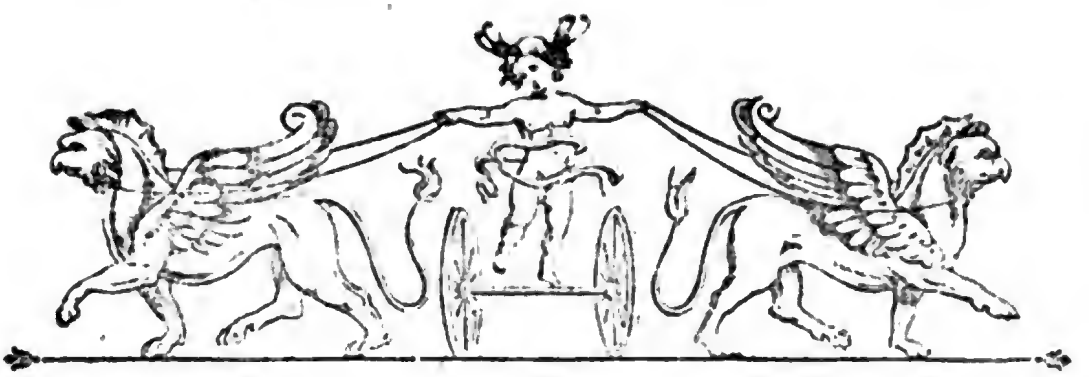
Bekanntlich existirt in England ein Gesetz, wonach jedem Ehemanne erlaubt ist, seine Frau mit einem Stocke zu schlagen, der so dick ist, wie ein Daumen. Es fragt sich, ob das Gesetz auch in dem Falle Gültigkeit hat, daß der Daumen eines Mannes durch die Gicht noch einmal so dick geworden wäre. Daß gichtische Männer eben so gern in England wie gesunde ihre Weiber prügeln, leidet keinen Zweifel; es fragt sich demnach: darf ein gichtbrüchiger Mann, weil sein Daumen angeschwollen ist, einen gleich dicken Stock gebrauchen? Diese Frage wurde in Gegenwart der Mrs. Trollope in einer pariser Soirée aufgeworfen, und sie erzählt die Beantwortung derselben im dritten Bande ihres Werkes: „Paris und die Pariser." Der Engländer, an den die Frage gerichtet war, erwiederte, durch eine Jury von Aerzten sei entschieden, daß in solchen Fällen die Abnahme der Kräfte des Mannes im genauen Verhältnisse zu der Anschwellung des Daumens stehe, und deshalb ein besonderes Gesetz in dieser Beziehung nicht nöthig sei; je stärker der Daumen angeschwollen und je stärker mithin der Prügelstock, desto kraftloser sei der Arm des Ehemannes. — Es ist in dieser Barbarei viel Scharfsinn.

[Zufall oder Einfluß?]

Daß mehrere der Engländer, die in neuerer Zeit den Montblanc bestiegen haben, wahnsinnig geworden sind, ist ein trauriges, aber nur allzuwahres Factum. Auch Dr. E. Clarke, dem die Ersteigung des Gipfels im Jahre 1825 gelang, gehört zu denen, die nachher den Verstand verloren.

15.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags. — 77. — den 19. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

6. Tyrol, vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee. Von August Lewald. (Zwei Bände. München liter. artist. Anstalt. 1835. 190 u. 295 S., mit Charten, Steindrücken u. Musikbl.)

Den Engländern hat Inglis Tyrol geschildert, den Franzosen Mercen, den Deutschen Lewald. Der Deutsche hat hier wie immer Gründlichkeit und innige Hingebung an seinen Stoff vor jenen voraus. Lewald hat Tyrol zu verschiedenen Malen besucht. Schon früher lernte er die nördlichen Thäler des Inns und der Ziller, so wie die Gegend von Salzburg kennen; 1833 reiste er bis Verona und Venedig, und sah die Seitenthäler der Brenta; 1834 brachte er den ganzen Sommer, vom Mai bis October, in Tyrol zu, und ist somit recht eigentlich in dieser wunderbaren Felsenburg mit steinernen Thürmen und Verließen, heimisch geworden. Während Tyrol sonst nur auf der Durchreise besucht wird, hat er dort geradezu gelebt und ist im Stande, mehr als Reiseberichte und Abenteuer zu geben, die der Augenblick in frappantes Licht stellt. Wie der Verf. Hauptstädte zu physiognomiren versteht, hat er an seinen Bildern von Paris und München gezeigt; hier kam es darauf an, die Romantik einer seltsam großen Natur und ihrer Bewohner, die, ob besiegt oder besiegend, doch immer ihr unterthan geblieben sind, zu einem Tableau zusammenzustellen und über den vielen kleinen Kreuz- und Querzügen durch dies schluchtenvolle Land den einheitlichen Charakter des Ganzen nicht aus den Augen zu verlieren. Was dies wenig betretene, meist nur auf den Hauptstraßen über Innsbruck durchflogene Land hinter der Schweiz zurückstehen heißt, ist der Mangel an zauberhellen Alpenseen und an der mannichfachen Romantik der Volkstrachten, die in jedem Schweizer-Cantone ihren eigenthümlichen Nationaltypus behaupten. In dem reizend abgestuften Gemische nordischer und südlicher Landschaftsformation steht Tyrol der Schweiz vielleicht ebenfalls nach; aber in der rauhen Majestät seiner wilden Naturromantik ist Tyrol einzig in seiner Art. Lewald führt uns von Baiern aus über den Zirlerberg in das Innthal hinab, hält uns in Innsbruck fest, um hier Geschichte, Natur und Cultur der Menschenwelt zu belauschen, und leitet uns dann, nach einem Ausfluge in das vielberühmte Zillerthal, über den Brenner nach den südlichen Thalern hin. Histörchen von angenehmer Art mischen sich in die Schilderung der localen Zustände. „Der Abend in Absam" gibt uns die tragische Geschichte des Violinbauers Stainer. Durch das Eisackthal kommen wir nach Brixen und Botzen; das Pusterthal und das Dolomitgebirge liegen hinter uns; schon in Botzen wittert man italienische Luft. Die Fahrt nach dem Spielzeug-fabricirenden Gröden und die Lebensskizze des Ritters und Minnesängers Oswald von Wolkenstein, von dem uns einige Lieder mitgetheilt werden, machen zwei hübsche Intermezzos auf dem Weiterzuge nach dem Süden. Bei Salurn sind wir schon im ita-

Digitized by Google

lienischen Tyrol und der Verf. schildert den Unterschied der Bewohner. „In diesen herrlichen Thälern, welche die Etsch, der Oglio und die Brenta durchströmen, wohnt der welsche Tyroler in friedlicher Nachbarschaft mit dem deutschen, Einem Herrn unterthänig, Einen Namen führend und dem Anscheine nach blos durch die Sprache getrennt, aber dennoch tief verschieden in Sitten und Charakter, in Gebräuchen und Gesinnung. Oft schneidet nur ein Berg, den man in drei Stunden überschreitet, zwei Thäler, und man glaubt eine weite Reise gemacht zu haben, wenn man die Verschiedenheit Beider betrachtet. Schon wenn man den Brenner überschritten, sieht man Vieles verändert. Das lustige, raufende, jodelnde, tanzende Tyrol, wie man es im Zillerthale und in den Innthälern findet, verschwand; mit dem Weinbau sollte die ausgelassenste Fröhlichkeit beginnen; so glaubt man, aber hier ist es umgekehrt. In den prächtigen Weinlaubgängen, die sich auf Stunden erstrecken, unter den Schatten von Kastanien und Feigen, erstirbt der jauchzende Jodler, und nur selten, fast verstohlen, hebt sich der Fuß zum Tanze beim Klange der einsamen Zither. Nicht mit Unrecht läßt sich dieser ernstere Charakter den Geistlichen zuschreiben, die oft sehr anhaltend gegen Tanz und Lustigkeit eifern. Der Einfluß, den sie ausüben, ist unbegränzt. Eine Haupttriebfeder der letzten Insurrection war die Aufhebung der Klöster und die Beschränkungen, welche die Kirche zu befahren hatte. Dem Geistlichen wird, wo er sich blicken läßt, die höchste Achtung gezollt; der Bauer läßt es bei dem gewöhnlichen Gruße nicht bewenden, sondern er küßt ihm die Hand, wenn er ihm begegnet. Gelangt Jemand aus einer Bauernfamilie zu der Priesterweihe, so ist es für alle Mitglieder derselben das höchste Glück; sie betrachten aber den heiligen Mann, der aus ihrer Mitte hervorging, nicht mehr als Ihresgleichen. Die Geschwister nennen ihn fortan nur „Sie" und „hochwürdigster Herr Bruder," und Freude leuchtet aus ihren Blicken, wenn sie seiner ansichtig werden. Ein junger Geistlicher, der nach seiner ersten Messe die Schwelle seiner Eltern und Verwandten betritt, wird von diesen knieend empfangen, indem er ihnen den Segen spendet. Es widerstreben jedoch die jungen Leute, trotz aller dieser Ehrenbezeigungen, häufig dem Wunsche ihrer Angehörigen, und man hat Beispiele, daß in dem Augenblicke, wo sie die Weihe empfangen sollten, sie sich eines Andern besannen, zum großen Aerger ihrer Verwandten. — Während der deutsche Thalbewohner sich eine bunte Kleidung mit bäuerischer Eitelkeit erfand, geht der italienische, mit geringer Ausnahme, nur schmuzig einher, gewöhnlich in Manchester von verschossenen Farben, und sieht in den aufgeschürzten Hemdsärmeln und den bloßen, braunen Armen mit dem markirten Gesichte einem Bilde gleich, das uns unsere Phantasie wohl früher schon in unserer nördlichen Heimath bei der Lectüre abenteuerlicher Räubergeschichten vormalte. Und dennoch nennt der italienische Tyroler seinen deutschen Bruder: porco tedesco, und macht sich über seine Art zu leben, zu essen und zu trinken lustig, worin er freilich viel einfacher und nüchterner ist."

Nach einer Wanderung durch das Val di Non, von dem ein Sprichwort sagt, daß, wer schon hienieden der himmlischen Seligkeit theilhaftig werden wolle, dorthin gehen müsse, denn dort sei ein Stück Himmel auf die Erde gefallen, betreten wir die westlichen Thäler und Vorarlberg. Das Interesse der Reiseberichte steigert sich eher, als es abnimmt, wir sind hier im Kern des Tyrolerlandes mitten in der romantischen Einsamkeit wilder Natur. Die Abschnitte über „das Landl", den obern Theil des Etschthales, der in Bezug auf classische Denkmale besonders merkwürdig ist, über Meran, die Hauptstadt der alten Grafen von Tyrol, über Fragsburg, ein Schloß, wo Lewald lange Zeit bei dessen Besitzer, dem Sänger Cornet in Braunschweig, dem das Buch dedicirt ist, lebte, sind besonders interessant.

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt gut reden," sprach der Geplagte. „Euch verfolgt kein Gespenst, dessen Natur sich nicht ermitteln läßt. Ist es nicht entsetzlich, alle Tage, die Gott werden läßt, von einer Fliege gepeinigt zu werden? Wo ist der Mensch aller Jahrtausende zu finden, den eine Fliege so verfolgt hat wie mich! Das sagt mir, und ich will mich ruhig verhalten und nicht zucken. So lange ich aber allein der Gemarterte bin, weiß ich kaum mehr meine Fassung zu bewahren. Mir ist's, als lebte ich fortwährend in Gespensterluft, spräche mit Gespenstern, werde von ihnen begleitet und bedient; ja, wer mag wissen, ob Ihr nicht auch Gespenster seid? Kann ich Euch durchschauen, innerlichst zergliedern, Euer Wesen ermitteln und ausforschen? Nichts von alle dem ist mir möglich, und doch muß ich leben. Man soll vom Glauben leben, gut! Wenn nun aber der Glaube von allen Seiten anbrüchig ist, wo soll man ihn denn packen und festhalten? Nein, es ist

Digitized by Google

ein fürchterliches, wüstes, von Fliegenschmuz fingerdick belegtes Leben!" —

Ernestine war in dieser Lage wirklich zu bedauern. Man sah es ihr an, wie schwer es ihr ward, diese Stimmung ihres Mannes zu ertragen, und wie sie doch oft zu einem Lächeln gereizt wurde. Es ist wahr, die Erscheinung jener Fliege hatte etwas Uebernatürliches, ja Gespensterhaftes, und ich glaube selbst, ich würde mich in einer ähnlichen Lage nicht immer ganz gleichgültig benommen haben. Dennoch war Heiterkeit und Gleichmuth das einzige Mittel, die Gegenwart des lästigen Geschöpfes zu ertragen und nach und nach vergessen zu machen. Man mußte das Insect ganz ignoriren. Denn im Grunde war es nicht bösartig gesinnt. Es brummte und schwirrte nur um den Geplagten herum, setzte sich wohl auch auf ihn selbst und kitzelte ihn zuweilen. Aber warum hätte sich dies nicht ertragen lassen! Nur seine Abneigung gegen alles Störende in seinem Zimmer konnte ihn so erbittern, wozu freilich die angestellten Experimente nicht wenig beitrugen.

Mit Mühe ward er wieder zu einem vernünftigen Gespräche gebracht. Ich sagte, es sei eine Prüfung eigener Art, wie dergleichen wohl über ausgezeichnete Menschen zu kommen pflegten, und vermochte es, ihn durch diese kleine Schmeichelei, die ich für erlaubt hielt, endlich zu besänftigen.

„Wenn Du Dich ruhig und wie ein Mann betragen willst," sprach ich, „habe ich Dir etwas mitzutheilen. Es muß Dich interessiren und Du kannst vielleicht von Deiner lästigen Gesellschaft dadurch befreit werden."

„Rede!" sagte er lakonisch.

„Es ist ein fremder Arzt in der Stadt angekommen," fuhr ich fort, „der sich geheimer Kenntniß rühmt und bedeutende Aufschlüsse über die Geister erhalten hat. Seine Behandlungsweise scheint sehr eigenthümlich zu sein, aber kommt doch nicht dem Unsinn gleich, wenn sie auch nahe daran streifen sollte. Das Höchste gränzt ja immer ganz nahe mit dem Niedrigsten."

„Gut, wie heißt er und was thut er?"

„Sein Name ist Feingesicht, und er selbst nennt sich einen Geisterfühler."

„Was?" rief Leopold aus. „Ein Geisterfühler, was ist das für ein Kerl? Gehört er einer eigenen Nation an, oder ist's ein neuer Titel, etwa wie Stadtrath und Gerichtsrath! — Bestie, willst Du fort? Keine halbe Stunde hat man Ruhe vor dem ekelhaften Gethier. — Na, wie ist's?"

„Hierüber kann ich Dir keinen bestimmten Aufschluß geben," versetzte ich. „Der Mann ist bescheiden, etwas altfränkisch, aber sehr gelehrt. Auch finde ich nicht jene Anmaßung in ihm, die gewöhnlich dergleichen Leute begleitet. Er ist im Gegentheil sehr anspruchslos und hat, seine äußere Erscheinung abgerechnet, sogar etwas Einnehmendes."

„Wie wurdest Du mit dem Wunderdoctor bekannt?"

„Ich traf ihn gestern im Kaffeehause," versetzte ich, wo wir gewöhnlich unser Kränzchen halten. Und hierauf erzählte ich meine Unterredung mit dem Doctor, so weit sie mein Freund zu wissen nöthig hatte, und suchte ihn zu einer ähnlichen mit Feingesicht zu bewegen. Er war anfangs unentschlossen und ward still. Dies schrieb ich auf seine natürliche Abneigung gegen alle Medicin. Am meisten war ihm aber das geheimnißvolle Heilen mit Streichen, Magnetisiren und wie das Zeug heißt, zuwider, von der unbegreiflichen Cur der Homöopathen gar nicht erst zu reden. Ich ließ ihm Zeit und unterhielt mich unterdessen mit Ernestinen. Bald darauf verließ er das Zimmer.

„Bringen Sie ihn zu uns," sagte sie zu mir; „ich will ihn schon dazu bewegen, ihn zu hören. Denn ich fürchte wirklich, seine Geisteskräfte leiden durch die ununterbrochene Spannung, in der er lebt. Warum muß es nun solche im Grunde nichts sagende Kleinigkeiten geben, die uns so bestricken und berücken können, daß wir ihnen wie Blinde, ob auch zitternd und vor Furcht zusammenbrechend, folgen? Glauben Sie an Geistererscheinungen?"

„In einem gewissen Sinne glaube ich daran," versetzte ich, „aber ich bin weit entfernt, ihnen eine Gewalt über uns zuzugestehen. Der Mensch ist frei und wird, wenn er zum Sklaven herabsinkt, dies nur durch sich selbst."

„Doch kann er sich nicht zu jeder Zeit gleich kräftig beherrschen," antwortete Ernestine. „In diesen Momenten bricht dann, glaube ich, die fremde Gewalt dämonisch über ihn herein und umstrickt ihn mit unsichtbaren Netzen. Der Augenblick ist der Erzeuger des furchtbarsten Schicksals!"

„Er kann es werden," sagte ich; „er wird es aber nie, wenn wir es nicht selbst wollen."

„Ich verstehe Sie nicht," antwortete Ernestine. „Glauben Sie, irgend Jemand sei so thöricht, sich selbst unglücklich machen zu wollen?"

Aus freiem Antriebe nicht," sprach ich, „aber von krankhafter Lust verleckt, geht gewiß Mancher zu Grunde. In diesen verführerischen Momenten kann uns nur die Liebe aufrecht halten, jene klare Himmelsleiter, die, ob schwebend in der Luft, dennoch alle Zeiten überdauert. Sie ist Len-

Digitized by Google

kerin und Lehrerin zugleich. Sie reicht uns den Becher, gefüllt mit dem schäumenden Weine der Weisheit. Nur müssen wir an sie glauben, sonst wird sie uns nicht helfen. Gott thut keine Wunder, wenn der Mensch nicht die Hand dazu reicht. Sein eigener Wille, mit Morgenroth der Liebe und des Glaubens beflügelt, macht ihn selbst und sein Leben zum dauernden Wunderthäter. Das ist die Religion, die er in sich auferwecken muß, wenn er bestehen und als Kämpfer auch Sieger werden will." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz. (Fortsetz.)

[Miß Rosa Stuart auf der Bühne.]

Wäre es mir darum zu thun, Ihnen ein Klagelied zu singen, so müßte ich ein treues Referat von den Leistungen unsrer Bühne in den letztverflossenen Monaten senden! Carnevalioden und wieder Carnevaliaden, und noch einmal Carnevalioden, — es ist ein Jammer! Wo die Leute nur alles Lachen vernehmen für den Bader Schelle, für die Hampelmänner, für die wiener Zauberpossen und für ähnliche Trivialitäten! Und liebt ihr das Lustspiel, warum gerade den Bodensatz alles dramatischen Aberwitzes! Ihr entschuldigt dieses Unwesen mit dem Fasching; aber wozu auch Thalien in eine Hanswurstenjacke kleiden? So könnte ich Sie noch mit einer Menge Fragen behelligen, wenn ich Lust hätte, mich zu ärgern. Wir haben ein gutes Theater, gute Individuen, eine gute Direction und gute Mittel, — warum nicht auch ein gutes Repertoire? — Von der Oper habe ich Erfreulicheres zu berichten. Wir haben im vorvorigen Monate die bei uns bisher noch fremd gewesene „Fremde" von Bellini, und zwar jedesmal trefflich dargestellt. Es ist schade, daß diese interessante Oper so wenig Handlung hat, oder vielmehr, daß das ergiebige Sujet von dem Dichter so arg mallraitirt ist. Doch daran haben wir uns durch Scribe gewöhnen lernen. Bellini aber hat sein ausgezeichnetes Talent auch in dieser Musik nicht verläugnet. Sie ist voll elegischer, süßer Anklänge, und mehrere Nummern, wie das erste Lied Alaidens, das Duett zwischen Alaide und Arthur, Leopold's Arie mit Chor vor Gericht ꝛc., sind sogar wunderschön! Hier und da zeigen sich freilich auch die Mängel Bellini's, wie z. B. uncharakteristischer Tonsatz und Instrumentirung. Aber wer vergißt das nicht im Angesichte des noch frischen Grabhügels des jungen Meisters! Bellini ist mir von den neueren italienischen Componisten immer noch der liebste mit allen seinen Mängeln, — die Norma hat ihn unsterblich gemacht! — In der Sonnambule trat dieser Tage eine hier wohnende reiche Engländerin, Miß Rosa Stuart, als Amine mit entschiedenem Beifall auf. Wir hörten eine herrliche Stimme, voll Metall und Lieblichkeit, und wir würden diese Darstellung ausgezeichnet nennen, wäre nur das Spiel in gleichem Maße so gut gewesen als der Gesang. Aber da fehlte es! ja schon der Accent dieser Tochter Albions hatte für unser deutsches Ohr etwas Unangenehmes. Doch bleibt es immer ein Wunder, vom Fortepiano weg mit diesem Erfolge auf die Bühne zu treten, und noch gar in einer psychologisch-schwierigen Rolle! — Gäste von Bedeutung sahen wir in diesem Monate keine. — (D. B. f.)

Notizen.

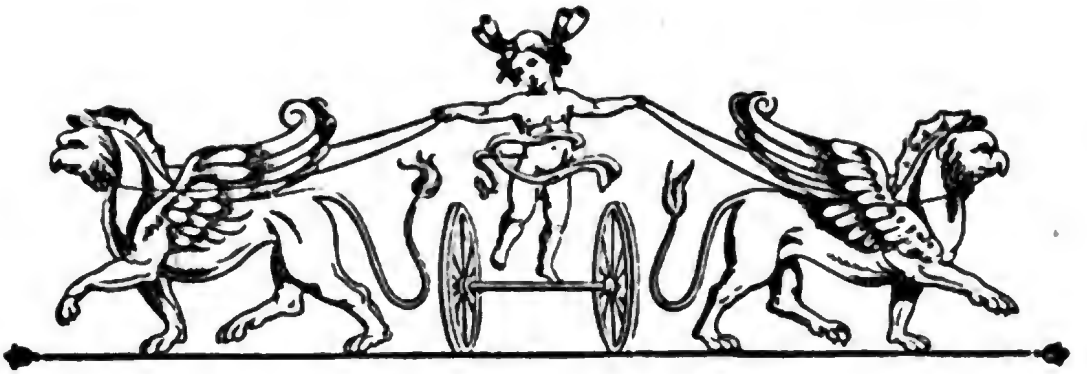
[Rococo und décousu.]

Dies sind gegenwärtig die beiden Lieblingsworte in der Conversation der pariser Salons. Mrs. Trollope läßt sich in ihrem Werke über Paris und die Pariser auf folgende Weise darüber vernehmen. Das neugebildete Wort „Rococo" wird auf alles angewendet, was den Geschmack, die Grundsätze und Gefühle der vergangenen Zeit betrifft. Jener Theil der Bevölkerung Frankreichs, dem das Beiwort rococo gilt, trägt alle Varietäten der alten Zeit an sich, von der unschuldigen Liebhaberei für altmodische Kleider, Perrücken und diamontene Degengriffe bis zu dem ehrwürdigen Legitimen, der seinen rechtmäßigen König um so mehr liebt, weil er ihm entrissen ist. So erklärt der Doctrinair das Wort rococo; ein Republicaner bezeichnet damit alle Schmach knechtischer Gesinnung. „Décousu" dagegen, ein altes, gutes, legitimes Wort, wird auf alles angewendet, was nach dem Unsinn der neueren Schulen der Literatur riecht; auch die fragmentarischen Richtungen der jungen Philosophen in Paris, sowie alles, was zu den Wirren des aufstrebenden Lebens gehört, bezeichnet man mit dem Worte: décousu. Was nicht rococo ist, ist décousu, und was nicht décousu ist, muß rococo sein. Zu der Rococo-Classe gehören alle soliden Richtungen, alles Legitime, Renaissistische, Alterthümliche; zu den décousus die ganze ultraromantische Schule der Novellisten und Dramatiker, alle Schattirungen der Republicaner von den erklärten Anhängern Robespierre's bis zu den Schülern Lamenais', die meisten Schulknaben und alle Poissarden von Paris. Man sieht daraus, wie leicht die pariser Conversation mit allen Lebenselementen umspringt und wie gern sie alles mit einem einzigen Worte abmacht, das halb ernst, halb witzig gemeint ist.

[Die Engländer in Italien.]

Die große Masse der italienischen Reisenden — sagt Menzel in seiner Reise — sind Engländer. Sie herrschen so sehr vor, daß man in den Gasthäusern englisch bedient wird, wenn man es sich nicht ausdrücklich verbittet. Ich habe es niemals überflüssig gefunden, merken zu lassen oder bestimmt zu erklären, daß ich kein Engländer sei; denn es ist unglaublich, für wie dumm man die Engländer in Italien hält. Man erlaubt sich gegen sie die großten Indiscretionen und macht die unverschämtesten Forderungen. Sollte man die Deutschen auch nicht für verständiger halten als die Engländer, so hält man sie doch immer für ärmer und macht weniger Ansprüche an sie. Ich bin mehr als einmal von dem italienischen Gesindel gegen Engländer begünstigt worden, bloß weil ich kein Engländer war. Ihr Hochmuth, ihre unbillige Knauserei auf der einen, ihre unsinnige Verschwendung auf der andern Seite, ihre oft wunderlichen, in einem fremden Lande unerhörten Forderungen, und, wie man nicht zweifeln darf, auch ihre mit der italienischen so sehr contrastirende Physiognomie, ihre steife und eckige Haltung, ihre langen, dürren Körper, ihre langen blonden Gesichter, ihre sehr barocken Reisecostüms und ihre vornehme Unwissenheit und Geschmacklosigkeit, wenn sie die Kunstwerke und Alterthümer durchmustern, hat sie in einen üblen Ruf gebracht, der unauslöschlich scheint. Englische Caricaturen sind bei den Italienern schon zu stehenden Masken geworden. Rom, Neapel, Florenz wimmelt von Engländern, die sich eine Zeit lang förmlich dort niederlassen. Alle See- und Landwege sind mit Reisenden ihrer Nation bedeckt. In Livorno haben sie einen großen und schönen Kirchhof. In allen Gesellschaften, ja sogar bei den religiösen Festen in Rom spielen sie die erste Rolle.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 78. — den 21. April 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Sie mögen Recht haben," antwortete Ernestine, „nicht Jeder aber kann die eigene Schwäche zur Thatkraft stählen."

„Um sich selbst zu erheben, dazu reicht eines jeden Menschen Kraft aus. Er darf sie sich nur härten lassen am Willen, und dieser muß sich, wie ich sagte, an den Glauben und die Liebe lehnen."

„Liebe und Glaube sind doppelsinnige Worte," sagte Ernestine. „Sie können eben so gut zur Wahrheit wie zum Irrthum führen."

„Wenn wir an ihnen deuteln," entgegnete ich. „Nehmen Sie sie eben, wie sie uns gegeben werden, so sind sie Genien, den Lebenspfad mit tausend duftenden Blüthen bestreuend. In Liebe und Glaube spiegelt sich die Milde und Größe Gottes."

„So sind sie beide verschmolzen des Gottes Spiegel," sprach Ernestine. „Ich glaube, Sie zu verstehen. Wie aber, wenn die Zeit die klare Fläche anhaucht, wird dann das herausspiegelnde Bild nicht in eine Fratze verzerrt?"

„Gewiß," versetzte ich. „Die Möglichkeit aber, den verzerrenden Hauch zu entfernen, ist uns doch nicht benommen. Denn wir selbst bleiben immer klar, wenn wir das Spiegelbild einmal in uns aufgenommen haben."

„Dennoch kann ein einziger, auch nur secundenlanger Blick auf eine Larve für immer das schöne Bild trüben, und was wird aus dem getrübten Glanze, aus der verfallenen Schönheit?"

„Wir lieben sie in der Regel nicht —"

„Nein, wir hassen sie," fiel Ernestine fast heftig ein und drückte mir krampfhaft die Hand. — „Ich will Ihnen sagen, woran Leopold krankt. Er hat in jenen von der Zeit angehauchten Spiegel der Gottheit gesehen und die Fratze in sich aufgenommen. Das ist Alles! Jetzt kann er sie nicht wieder aus sich entfernen, wenn nicht irgend ein Wunder geschieht —"

„Das er selber thun muß," fügte ich leise hinzu. „Wir wollen sehen."

„Es nimmt doch kein gutes Ende," sagte Ernestine. „Und lassen Sie tausend Mal diese lächerliche Fliege entfernt werden, so wird an ihre Stelle eine Spinne, ein Käfer oder irgend ein anderes Insect treten und ihn doch martern und stacheln, bis er vergeht. Eine verwirrte Einbildung und eine Urtheilskraft, die Alles verkehrt betrachtet, kann die ganze Welt zu Grunde richten, wie viel eher einen einzelnen Menschen! Und unsere Zeit ist darnach — schonungslos und unbarmherzig, bitter und kalt, mephistophelisch lächelnd selbst bei den Zuckungen derer, die

Digitized by Google

sie Freunde nennt. Sie leidet zum Theil selbst an der Furcht vor sich selbst!"

Jetzt trat Leopold wieder ein. Er sah blaß aus, war aber ruhig und gelassen. Er setzte sich zu uns und sprach: „Wann haben wir wieder Zusammenkunft?"

„Auf den Sonnabend," sagte ich. „Du wirst doch kommen?"

„Jedenfalls," versetzte er. „Das wären also noch vier Tage. Sprichst Du vorher nochmals den fremden Doctor?"

„Ich hoffe, ihn schon morgen wiederzusehen."

„Sage ihm doch, er solle mich besuchen, oder nein, er kann ja lieber als Gast in unser Kränzchen kommen. Die Andern werden wohl nichts dagegen haben."

„Gewiß nicht," sagte ich; „auch kennen ihn ja schon die Meisten."

„Desto besser," versetzte Leopold. „Wer weiß, kann ich bis dahin nicht irgend etwas ausfindig machen, das — doch still davon." — Er stand auf und ging im Zimmer auf und nieder. Dann griff er nach einem Buche; es war ein ganz neues, frisch aus dem Buchladen gekommenes. „Du kommst doch bald wieder zu mir?" fragte er und trat ans Pult.

„Vielleicht morgen Abend," sagte ich und ging fort. Ernestine begleitete mich bis an die Hausthür. — „Es ist gut," sprach sie, „daß er einmal zu etwas ganz Neuem greift, was er selten thut. Richtig urtheilen und richtig handeln sind zwei sehr verschiedene Dinge. — Ich hoffe, Sie bald wiederzusehen —"

Ich ging fort; die seltsamsten Gedanken stiegen in mir auf; denn ich sah, daß, was ich im Anfange für einen blos vorübergehenden Anfall von Laune gehalten hatte, bitterer Ernst werden zu wollen schien. Dennoch hoffte ich auf ein recht erfreuliches Ende, und ging erst spät, nach langen Umwegen in der prachtvoll erleuchteten Winterlandschaft, nach Hause.

Einige Tage gingen hin, ohne daß sich die Stimmung meines Freundes merklich änderte. Die Fliege blieb meistentheils seine Begleiterin und verließ ihn jetzt, wie er behauptete, auch nicht mehr auf Spaziergängen. Er zog es daher vor, sich zu Hause zu halten, wenn ihn nicht ganz dringende Angelegenheiten zum Ausgehen nöthigten. Ich besuchte ihn oft, sprach viel mit ihm über die Erscheinung, wobei er ganz ruhig blieb, ja sich sogar zu einem minutenlangen Humor erheben konnte, und drang durchaus in ihn, das Kränzchen zu besuchen.

In dieser Zeit vergaß ich nicht, Doctor Feingesicht mein Versprechen zu halten. Helenens liebliche Erscheinung hatte mich so einladend überrascht, daß ich es für einen Frevel gegen die Schönheit gehalten hätte, von der empfangenen Erlaubniß nicht Gebrauch zu machen. Es ist eigen, aber Sie werden es gewiß selbst schon bemerkt haben, die häßlichsten Eltern haben oft die schönsten, und die abgeschmacktesten, nahe an die Narren streifenden, die geistreichsten Kinder. Ich bin zu wenig Anthropolog und Psycholog, um diese Erscheinung gehörig würdigen zu können. Warum aber soll ein alberner Haus nicht ein kluges Kind erzeugen können? Haus will gewiß nichts als die Liebe um ihrer selbst willen, und dabei kommt sicher ganz etwas Anderes und Gescheidteres zum Vorschein als bei der raffinirten Liebelei der Klugen, welche die Liebe aus der Natur herauszutreiben suchen, um sie erst zu begreifen, und ehe sie selbst zur rechten Liebe kommen, sich Rechenschaft davon geben zu müssen glauben, wie das Ding, das man Liebe nennt, wohl eigentlich beschaffen sei. Das nenne ich aber ein Entweihen des Heiligsten. Jede Entweihung ist Verstümmelung unseres geistigen Selbst, ein Wurmstichigwerden des Genius. Dadurch kriecht er zusammen wie ein erschreckter Elf, und aus dem göttlichen Abbilde wird ein erbärmlicher, altkluger Wicht, der nichts mehr, als sogenannte gute Sprüche und Lebensregeln geben kann. Das ist Philisterfutter und taugt recht gut zu einer Leichenschmausgesellschaft. Einem jungen Leben aber hilft es nicht auf, den Stern zu erschauen, der in ihm die Menschwerdung erleuchten soll. Die Liebe sogenannter großer Männer ist nicht Loslassung, Freiwaltung des Genius; sie ist ein Geschäft, ein Rechnungsexempel des Verstandes. Darf man sich da noch wundern, daß großer Leute Kinder gewöhnlich recht regelmäßige, philisterhafte Menschen werden? — Doch das sind Dinge, die Sie besser verstehen als ich, auch gehören sie, streng genommen, nicht zu dem, was ich Ihnen zu erzählen habe.

Eines Abends ging ich wieder in die Kälberstraße. Mich ärgerte jetzt der häßliche Name blos, weil Helene darin wohnte. Abends hielt der Pudel innerhalb des Einganges Wache. Er schwänzelte, da er mich schon kannte, und begleitete mich bis an die Treppe. Helene war allein. Ihr Vater war ausgegangen, um Einigen, die es wünschten, Rath zu ertheilen. Mir war dies gar nicht unerwünscht, denn so gern ich auch den alten Narren von seinem Geistesfühlen sprechen hörte, so sehr zogen mich dergleichen

Digitized by Google

Unterhaltungen von seiner Tochter ab, die mir am Ende doch lieber war als alle Geisterfühler in der ganzen Welt.

Es hatte sich in den wenigen Tagen unserer Bekanntschaft bereits ein Verhältniß zwischen uns angeknüpft, das Helenen, wie es mir schien, eben so wenig gleichgültig war als mir. Helene war ein seltsames Mädchen. Sie war im hohen Grade schüchtern, dabei aber doch so hingebend offen, so völlig Weib, daß man eine so reizende Mischung von Unschuld und Schalkhaftigkeit, von warm und duftig aufbrechender Liebe und zurückhaltender Scheu kaum irgend wo anders finden möchte. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu versichern, daß wir uns bald ganz verstanden. Helene erklärte mir auf meine erste lebhafte Bestürmung ihre Liebe, und ich fand von dieser Minute an einen höchst schätzenswerthen, ja sogar vernünftigen, wo nicht weisen Mann in — ihrem Vater. Die Liebe macht uns nun einmal zu vollkommenen Narren, wenigstens bin ich überzeugt, daß, hätte Helene von mir verlangt, ich solle das schnurrige Metier ihres Vaters ergreifen, ich ohne Bedenken mich dazu hergegeben haben würde. Die Welt hätte ohne Zweifel viel dabei gewonnen, und anstatt, daß ich Ihnen jetzt nur die einfältige Geschichte erzähle, würde ich vielleicht Hunderte und Tausende mit meiner geheimnißvollen Heilkunst beglückt haben. Klagen Sie das Schicksal und die ungläubige Helene an, daß solche Talente der Welt unentwickelt geblieben und vorenthalten sind.

Sie begrüßte mich, wie gewöhnlich, mit einem herzlichen Händedruck und fragte: „Ob mir ihr Vater nicht recht lächerlich vorkäme?"

„Keineswegs," versetzte ich. „Ihr Vater hat so viele vortreffliche Eigenschaften an sich, daß die kleinen Eigenheiten ganz davor verschwinden. Man kann sie wirklich kaum bemerken."

Sie sah mich mit großen Augen ungläubig an, schüttelte ihr Köpfchen, daß die langen gelockten Haare wie ein brauner Seidenschleier um ihr Gesicht hingen und sprach lächelnd: „Sie sind gut, aber blind, Theodor. Mein Vater ist so auffallend in seiner ganzen Erscheinung, daß ein einmaliges Sehen vollkommen genügt, um ihn nie mehr zu vergessen. Ach, das ist wie ein wahrer Kummer! Er wird noch krank werden, oder er ist es vielmehr immer. Sie kennen ihn nur noch nicht."

„Wie mögen Sie so etwas glauben, theure Helene," sagte ich. „Glauben Sie meinem Worte, ich heile Ihren Vater von seinen Eigenheiten, wenn es wirklich dessen bedürfen sollte."

Sie war erfreut über diese Versicherung, drückte mir die Hand und küßte sie sogar. Hocherröthend ließ sie sie los und sah mich verschämt an; dann lispelte sie: „Verzeihen Sie, ich bin manchmal recht kindisch, gewiß, ich meine es recht ehrlich mit Ihnen. Darum martert mich die Stadt unendlich, und das, was man so feine Sitte, Lebensart oder auf diese Art, heißt. Ist es denn nothwendig, daß man sich durchaus diesen Vorschriften fügen muß, wenn man in der sogenannten großen, feinen und gebildeten Welt, was die Leute sagen, eine Rolle spielen will?"

„Dazu ist dies allerdings unerläßlich," versetzte ich. „Von Ihnen aber wird es Niemand verlangen."

„Gewiß nicht?" fragte sie heftig. „Ach, das wäre recht schön! Mir ist Alles in tiefster Seele zuwider, was nicht mit meiner innersten Natur harmonirt. Und ich weiß gar nicht, wie es zugeht," setzte sie hinzu, „folge ich ganz ohne allen Zwang dieser Natur, so finde ich immer eine so vollständige Harmonie, als wäre ich selbst durch und durch Musik."

Und wirklich, ein wahreres Wort konnte sie nicht aussprechen. Sie war im vollsten Sinne des Wortes eine lebendige, heitere Musik. Keine von jener künstlichen, die wir bewundernd doch tadeln müssen, sondern ein immer klingender Naturaccord, jede Minute eine andere Variation spielend, aber doch immer ein und dasselbe Thema anklingend.

„Die gebildete Welt," fuhr sie fort, „kommt mir vor wie eine Musik, die man lange Zeit vergraben hat, wodurch sie versteinert worden ist. Man findet sie auf und macht ein großes Gepränge davon, weil es etwas Neu-Altes ist. Das Gleichniß paßt nicht recht, aber ich kann's doch nicht anders von mir geben. Mir fehlt's immer an Worten, wenn ich etwas recht bestimmt aussprechen will," setzte sie lächelnd hinzu, „doch hoffe ich, Sie werden mich verstehen und das Fehlende ergänzen."

„Wir dürfen nur immer unsern Geist wie einen deutenden Griffel auf das Herz des Gesprochenen richten," erwiederte ich, „so wird das Verständniß nie ausbleiben. Verstehen ist immer nur ein Hineinfühlen ins Herz, ein unmittelbares Lauschen und Horchen nach dem Pulsschlage, der den Takt zum Lebensgange anschlägt. Fühlen wir ihn, so verstehen wir auch das Leben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Die Gutenberg's-Statue.]

Unsere im Augenblicke in Paris ausgestellte Gutenbergs-Statue (dieselbe wurde in Krozatier's Werkstätte daselbst in Erz gegossen) macht dort lebhafte Sensation, man bewundert das Meisterwerk Thorwaldsen's und besucht die Ausstellung sehr zahlreich. Mit dem Ertrag dieser Ausstellung wird Krozatier's Arbeitslohn gedeckt, wofür ihm 30,000 Franken garantirt sind; was weniger einkommt, legt die Commission darauf. Thorwaldsen hat für seine Arbeit nichts genommen. — Die Statue stellt Gutenberg in einfacher Patriciergestalt dar, mit den einzelnen Lettern und der gedruckten ganzen Bibel in den Händen. Das Piedestal schmücken zwei Basreliefs, das vordere zeigt Gutenberg vor der Presse sitzend, dann aber dem gelehrten Fust seine Erfindung freudig mittheilend, das hintere versinnlicht die Verbreitung der Erfindung durch Austheilung der Bibel an das Volk. — Binnen ganz kurzer Zeit wird mit der Aufstellung der wunderbaren Statue hier begonnen werden, da das Säcularfest der Erfindung sich nähert, bis zu welcher Zeit der erzene Gutenberg in seiner Vaterstadt prangen muß, nach dem Versprechen der Commission, die bei dieser Gelegenheit eine seltene Thätigkeit und Liebe entfaltete. Ueber die Feste, die bei der Enthüllung des Monuments Statt haben sollen, wird schon ernstlich nachgedacht; — es ist gewiß, daß sie eine nationale Bedeutung haben werden. — Es dürfte Ihnen nicht unangenehm sein, hier die Uebersicht der Beiträge zu finden, die bis jetzt aus den verschiedenen Ländern eingelaufen sind. Die Stadt Mainz trug bei 8684 Fl. 14 Kr.; das Großherzogthum Hessen 1196 Fl. 37 Kr.; aus dem übrigen Deutschland 4749 Fl. 39 Kr.; Frankreich 830 Fl. 58 Kr.; England 50 Fl.; Rußland 17 Fl. 30 Kr.; Belgien 14 Fl.; Ungarn 9 Fl. 30 Kr.; die Schweiz 8 Fl. 45 Kr. Sie sehen, daß die Theilnahme außerhalb Deutschland an diesem Unternehmen höchst unbedeutend war; ferner, daß selbst in Deutschland nicht dasjenige geschehen ist, was man hätte von dem Vaterland des deutschen Genzfleisch-Gutenberg erwarten dürfen, daß also der größte Theil der Beiträge aus unserer Stadt hat erfolgen müssen, wo man freilich eine doppelte Verpflichtung für diese Ehrenschuld fühlte, die nun dem Sohne unserer Rheinstadt abgetragen wird. — Außer Thorwaldsen und Krozatier hat sich um die Verfertigung der Statue noch Hr. Bissen in Rom, Schüler Thorwaldsen's, Verdienste erworben; derselbe hat die Statue im Großen modellirt, unter steter Aufsicht seines großen Meisters. Für diese seine Mühwaltung ist Hrn. Bissen eine Belohnung von 1500 Fl. zugeschickt worden. Auch Dr. Eduard Hauß von hier, der sich des Studiums der Malerei wegen lange in Rom aufhielt, hat sich um die Angelegenheit sehr verdient gemacht und wird der Dankbarkeit seiner Mitbürger nicht entgehen. — Jeden Augenblick erwarten wir die Ankunft der Statue aus Paris. —

In unserer Nähe befindet sich ein nervenkrankes Mädchen von etwa 18 bis 20 Jahren, das alle Welt durchaus zu einer Prophetin, zu einer Clairvoyantin, zu einer zweiten Seherin von Prevorst machen will, während die Unglückliche, weit entfernt eine Betrügerin zu sein, nur eine Leidende ist. Da strömt nun die ganze Umgegend herbei und will über Dinge Auskunft haben, die da kommen sollen, über Krieg und Frieden, über Familienwohl, über glückliche Ernte u. s. w., und obgleich die Meisten unbefriedigt zurückkehren, so nimmt doch das Zuströmen kein Ende! Thatsache ist, daß das Mädchen schon eine längere Zeit auf die geringste Veranlassung in einen thierisch-magnetischen Schlaf verfällt, und in diesem allerdings von Gegenständen spricht, die außer seinem Horizont zu liegen scheinen. Dieser Zustand hat in der letzteren Zeit sehr zugenommen, und man kann sagen, die Kranke befindet sich in beständigem magnetischen Zustande. Somnambuliet hat die Leidende nie, und die Hellsehereien, von welchen die Gegend voll ist, beruhen auf absichtlichen Täuschungen. Ein tiefzerrüttetes Nervensystem ist aber allerdings vorhanden, worin der magnetische Schlaf und das gereizte Wesen des armen Mädchens ihre Begründung haben, und gegen welches bereits tüchtige Aerzte zu Felde ziehen. Auch die Behörde hat bereits Kenntniß von diesem interessanten Krankheitsfall genommen. —

Notizen.

[Ein neues Drama von Alexander Dumas.]

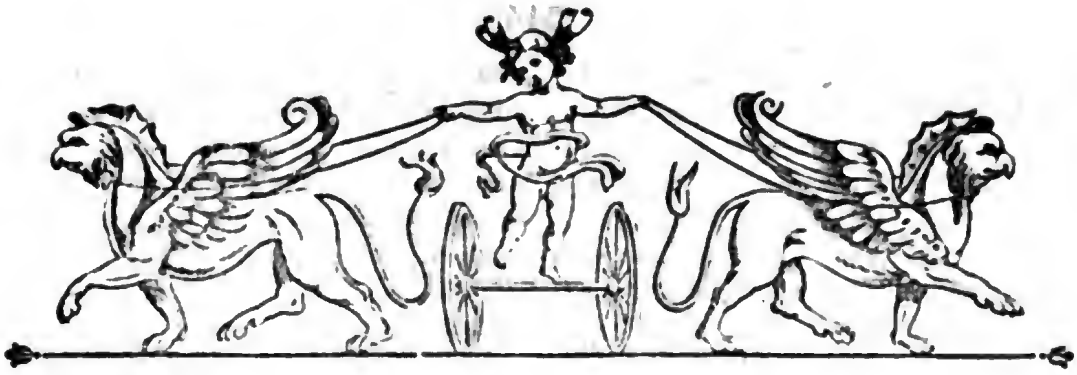
Don Juan de Maranza, so erzählt ein französisches Blatt, heißt das neueste Drama von Alexander Dumas, dessen Darstellung auf dem Theater Saint-Martin gegenwärtig vorbereitet wird. Man erzählt sich in Paris Wunderdinge davon. Es ist in Prosa, jedoch mit Versen untermischt. Es hat fünf Acte, und am Schluß jedes Actes ein Zwischenspiel. Der Genius des Guten und der Genius des Bösen spielen dabei wichtige Rollen. Der Verfasser hat sogar das Gewissen der Hauptperson personificirt. Dieser Held des Stücks ähnelt dem Helden Moliere's (Don Juan), doch mehr in den Ideen als in den Handlungen. Dumas ist weiter gegangen als sein Vorgänger. Er läßt die Jungfrau Maria und die Heiligen auftreten und legt ihnen fromme Reden in den Mund. Der Schauplatz ist abwechselnd bald im Himmel, bald auf Erden. Wenn die Ausführung der Grundidee des Verfassers entspricht, so muß der Kampf Don Juan's mit seinen Leidenschaften ein prächtiges Schauspiel gewähren. Dieses Drama führt uns zwar etwas in die alte Periode der Mysterien und Jesuiten-Komödien zurück, allein diese Neuerung oder besser Erneuerung des Alten muß man dem Verfasser zu gute halten, wenn er in den Details poetisch und originell ist. Die poetischen Stellen (das heißt die versifizirten) werden zwar nicht gesungen, wohl aber mit Musikbegleitung vorgetragen werden. Soweit das französische Journal.

Welche neue Narrheit wird da wieder vom Stapel laufen? So fragt unwillkürlich das deutsche Journal. Wir wittern eine grobe Benutzung und Nachäffung von Göthe's Faust. Dumas' frühere Thaten, die wir in diesen Blättern schon mehrmals signalisiert und stigmatisirt haben, berechtigen nur zu sehr zu diesem Verdacht. Der gesteigerte Don Juan kann in Dumas' Händen nur ein heruntergezogener Faust werden. 8.

[Ein Liebesblick materialistisch betrachtet.]

Wie viel naturwissenschaftliche Kenntnisse man beim Romanenlesen braucht, ergibt sich aus folgender Stelle einer der neuesten englischen Romane: My Aunt Pontypool. „Selbst bei seinem ersten Eintritt war ein Strahl von liebefarbenem Licht aus ihren schönen Augen hervorgebrochen und hatte, indem er plötzlich die Hornhaut seines Auges getroffen, durch die Oeffnung der Retina seinen Weg gefunden, eine kurze Zeit, um Kraft zu gewinnen, in der Krystalllinse verweilt, und dann, längs des optischen Nerven bis zum Hirn fortlaufend, dort von einem Ende des Sensoriums zum andern Schwingungen veranlaßt," ꝛc. Wie materialistisch ist doch diese Ansicht von einem Liebesblick! 15.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 79. — den 22. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

7. Die classischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Original-Ansichten dargestellt, gezeichnet von G. A. Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles in London und den besten englischen Künstlern. Mit Erläuterungen von Heinrich Zschokke. (Karlsruhe und Leipzig, Creuzbauer. Jede Lief. in Royal-Octav [bis jetzt 8], mit 3 Stahlstichen und 1 Bogen Text auf Velin. $\frac{1}{3}$ Thlr.)

Wir sehen in diesen Heften ein Werk vor uns, zu dem sich der Grabstichel der englischen Kunst und die romantische Feder echt deutscher Darstellungsgabe vereinigten und mit einander wetteifern, um es ungewiß zu lassen, ob jener mit seinen festen Bildern, oder diese mit ihrer phantasievoll-bewegten Schilderung zur Aufstellung eines Panoramas der Schweiz mehr beiträgt. In der That sind Zschokke's Erläuterungen an sich Musterstücke der Beschreibung. Die Gründlichkeit des Historisch-ethnographischen wird nicht für geringer anzuschlagen sein als die Treue seiner Autopsie und seine glänzende Malerei wunderbar großer und lieblich anmuthiger Naturscenen. Seine Darstellung beginnt nach einer trefflichen Einleitung über den Charakter der Schweiz mit Graubünden, diesem von Reisenden am wenigsten besuchten Felsennetze (retis, Rhätien), das Zschokke eine eigene Schweiz in der Schweiz nennt, weil es, wie jene einen Verein von 22 Staaten, einen Bund von 26 kleinen selbstständigen Republiken bildet und auch in seiner physischen Formation ein Kleinbild des Ganzen abgibt. Die meisten Reisenden eilen durch dies Land nur auf den gewohnten Poststraßen nach Italien hin und her, man will das von Früheren Gepriesene sehen, in kurzer Frist möglichst Vieles, und möchte nicht gern jene Genüsse und Bequemlichkeiten vermissen, welche die Industrie der Gasthöfe auf gebahnten Straßen bietet. Man höre, wie schön der alte würdige Zschokke die rhätischen Thäler schildert, die mit ihren Naturwildnissen doch nicht immer den Geist zerdrücken; der Dichter Salis-Seewis war bekanntlich aus Graubünden gebürtig. „Die rhätischen Berge strecken sich meistens jäh und kühn, in wildem Formenwurf, vom Thalboden in die höchsten Lüfte. Ihre äußersten Gipfel glänzen unter ewigem Schnee, mehr denn 11,000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. In den Schluchten und Zwischenräumen der Felspyramiden dehnen sich droben Schneefelder und Eiswüsten aus. Man zählt da 241 Gletscher. Nur scheue Gemsen ziehen herüber; einsame Bären, Wölfe und Murmelthiere kennen in benachbarten Felsen ihre Höhlen; Lämmergeier und Steinadler schweben über den stummen Einöden am Himmel. Unterhalb der Eismeere breitet sich dunkelgrün der Teppich der Alpenwiesen aus, nur im höchsten Sommer von Viehheerden besucht. Spannhohe Weidengesträuche Lapplands erheben sich in der Nähe des unvergänglichen Winters. Erst weiter abwärts beginnt kräftigeres Pflanzenleben und Bäume erheben sich. Aber es

Digitized by Google

sind nicht die Bäume der milderen Gegenden, sondern Lerchtannen und Cedern Sibiriens, Arven, mit Zapfen voll eßbarer Zirbelnüsse. Die Thalgegenden hinwieder gleichen an Anmuth oft den lieblichsten der Schweiz, oft denen Tyrols an rauher Majestät. Zwar zeigen die Halden des Gebirges breite und tiefe Narben, welche die Wuth der Bergströme seit Jahrtausenden hinterließ, aber nicht so oft wie in Tyrol weite Strecken kahler Felsen, alles Wiesenschmucks und aller Wälder beraubt, in schauerlicher Nacktheit. Manche jener Bergströme sind schon seit undenklicher Zeit versiegt, oder haben sich zwischen Klippen andere Bahnen gewählt. Doch verrathen noch ihren ehemaligen Ausfluß ins Thal viele gegen den Fuß des Gebirges sanft anschwellende Hügel; kegelförmige Anhäufungen herabgeschwemmten Felsenschuttes, nun seit Jahrtausenden schon mit fruchtbarem Erdreich, Wiesen und Gebüschen bekleidet. Der Wechsel der Landschaftsgebilde in den rhätischen Thälern stellt sich so reich dar, wie irgendwo in der Schweiz; aber oft weit überraschender und großartiger. Ein Tag genügt, um von den Rebengeländen, Kornfeldern, Obsthainen und Kastanienwäldern des wärmern Himmelsstriches in die Eisgefilde Spitzbergens überzugehen; ein bloßes Wenden des Antlitzes genügt, sich von einer Gegend voller wollüstigen Behaglichkeit in die des Entsetzens zu verlieren. Das Schöne und Grausenhafte ist phantastisch zusammengereiht. Stundenlange Wildnisse, auf Klippenwegen, zwischen Felsblöcken, Tannenwäldern, donnernden Giesbächen und schwindelerregenden Höhen und Abgründen, versetzen in ein lachendes Thal voller Heerden, Hütten und Dorfschaften. Die Fluren weiter, üppiger Gegenden, unter dem mildesten Himmel, sind von gewaltigen Strömen zerrissen. Am Rande der Wolken schimmern Kirchen und einsame Höfe im Himmelsglanze zwischen Saatfeldern und Wiesen. Im Thalgrunde aber, bald links, bald rechts, bald am Fuße, bald an den Rippen der Berge erheben Burgen romantisch ihre alten Gemäuer und zerfallenen Wartthürme. Man zählt solcher Denkmale längst vergangener Adelsherrlichkeit bei hundert und achtzig verschiedene. Nur noch einige derselben haben sich bewohnbar erhalten — Den Zauber des erstaunlichen Wechsels zu vergrößern, werden selbst Zeit und Witterung dienstbar. Die Physiognomie der Landschaft kann sich an einem Tage binnen wenigen Stunden verwandeln. Wir bewundern noch bei reinem Himmel das kolossale Prachtbild der Gebirgslandschaft mit ihren zahllosen Ortschaften, Höfen, Kirchen und Ruinen. Alles schwebt da auf Luft mit Duftfarben gemalt. Das Auge verliert sich in der schönen Hügelwelt bis zu den veilchenblauen Fernen, zum Silberlicht der Schneeberge. Plötzlich aber verengert sich das unermeßliche Gemälde. Es beginnt trübes Wetter, die brennenden Farben verlöschen. Rechts und links rücken die Berge zusammen; von einer Felswand zur andern über das Thal spannt sich ein graues Zelttuch, tiefes Wolkengehänge. Im Schatten desselben ruht eine kleine Welt. Das Thal ist zu einem niedrigen, langen Wundersaale geworden, Firsten und Grathe und Eisberge sind verschwunden. Alles ist enger, traulicher, und das Entfernteste auf täuschende Weise in die Nähe gezogen. Sollte ich den Charakter der bündnischen Gebirgslandschaft mit wenigen Worten zeichnen, so möchte ich sagen: die Natur athme hier nur in prächtiger Wildheit, in feierlicher Anmuth, ihren wunderbarsten Launen hingegeben. Selbst im Lächeln wohnt noch eine Majestät, bei der die Seele dessen zittert, der es zum ersten Male erblickt."

(Der Beschluß folgt.)

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Aber, lieber Theodor," antwortete Helene, „das klingt etwas dunkel. Ich verstehe es auch, aber doch nicht so, daß ich's einem Dritten erklären und wieder verständlich machen könnte."

„Ist denn dies nöthig zu Deinem Verständniß?" fragte ich. „Einklang zwischen zwei Gemüthern ist Lösung aller Räthsel. Der Geist bricht aus der Hülle, und wir stehen im vollen Sonnenlichte, um das Regenbogen wie brennende Guirlanden wehen. Das ist Erkenntniß unserer Selbst, das ist Gottesoffenbarung und ein Vorausnehmen der Seligkeit. Schüttele nur das gemeine Verständniß ab und halte Dich an das eigenthümliche, so bist Du schon über die Erde hinausgewachsen und berührst mit dem Scheitel den Himmel."

„Du bist gewiß ein Stückchen von einem Dichter," lächelte Helene und klopfte mir mit ihrem durchsichtigen Finger aufs Kinn. „Ich bin den Dichtern gut, aber verstehen kann ich sie nicht immer."

„Schlage Dir dergleichen Gedanken aus dem Sinne," versetzte ich. „Eben hast Du mich ja versichert, Dein Herz fühle sich zu meinem Herzen hingezogen; willst Du nun wieder zurückbeben und dich einspinnen. Nicht als Chrysalide will ich Dich kennen, sondern als farbiger Schmet-

Digitized by Google

terling sollst Du zu mir flattern und Dein schimmerndes Flügelnetz soll mir jeden Gedanken bewahren, der gut und klar, reizend und schön ist. Nun, Kind, gehst Du den Vertrag ein?"

„Wenn ich nun aber ein bloßer Maikäfer würde?" sagte sie neckend.

„So löse ich die verdeckten Flügel durch einen Kuß, die Maske fällt und ich halte doch leicht wie ein Genius die verklärte Seele im Arme."

„Du bist lose und keck," sagte Helene und machte sich dabei aus meiner Umarmung los. Sie hüpfte ans Fenster, brach ein Monatsröschen ab, zerrupfte es und warf mir spielend die duftenden Blätter ins Gesicht. „Da," sagte sie, „umhülle Dich mit diesen weichen Blättern, damit Du wieder kühler wirst. Sollte Liebe die Liebe nicht heilen?" —

Sie setzte sich an den Stickrahmen und begann zu arbeiten. Ich sah ihr zu und fuhr fort, Dinge zu plaudern, die nur uns Beide interessiren konnten. Darüber kam ihr Vater nach Hause und nahm mich sogleich in Beschlag.

„Recht so," sagte er, „unterhalten Sie meine Tochter und bringen Sie ihr ein bischen Lebensart bei. Das alberne Ding hat keinen Begriff davon und ist so hartnäckig, daß sie gar nicht erst Lust dazu zeigt, sich in der Welt umzusehen. Treiben Sie ihr das aus! Von der Jugend nimmt die Jugend immer am ehesten noch Lehre an, mit uns Alten aber kann sie sich, namentlich in jetziger Zeit, nicht mehr befreunden."

Er nahm neben uns Platz, und nach einigen unbedeutenden Fragen schlug er sein Lieblingsthema an. „Ja," sagte er, „ich habe den Fall, den Sie mir mittheilten, nochmals reiflich erwogen und mit allen mir früher vorgekommenen sorgfältig verglichen. Es ist aber durchaus eigener Natur, wird mehr Problem sein, vielleicht auch bleiben, als sich unter eine bestimmte Gattung bringen lassen. Nun, das hat nichts auf sich. Wir Aerzte sind gewohnt, von der Natur oft gehänselt zu werden; aber die Kunst zwingt sie am Ende doch, und sie muß sich ergeben. — Doch, was Ihren Fall anlangt, so ist er wirklich höchst merkwürdig und, wie ich ermittelt habe, durchaus ein Zeitfall."

„Was soll ich darunter verstehen, Herr Doctor?" fragte ich.

„Verstehen Sie gar nichts, Herr Theodor," antwortete er im Ernste! „Sie werden am besten daran thun. Eine Fliege ist ein Insect, aber kein giftiges. Daraus können Sie sehen, daß keine Malice zum Grunde liegt. Sie ist aber ein geflügeltes Insect, und was meinen Sie, junger Mann, was dem Forscher aus diesem entgegenleuchte?"

„Ich muß meine Unwissenheit in diesem Fache offen gestehen," sagte ich; „denn all mein Denken führt mich zu gar keinem Resultate."

„Glaub's wohl," versetzte lächelnd der Doctor. „Aber ich will's Ihnen sagen. Es deutet mir an, daß der Geist dieser Pseudofliege sehr unruhiger Natur sein muß; äußerst beweglich, springkräftig, fast hüpfend. Doch die letztere Eigenschaft würde, wäre sie vorherrschend, sich in einem Heupferde verkörpert haben. Davon also kann im Grunde nicht die Rede sein. Dagegen ist die Unruhe, Beweglichkeit, das Flatterhafte, aber doch dabei Beharrliche, ohne Zweifel Hauptrigenschaft dieses irrsamlichen Geistes. Denn keine Geschöpfe sind in der Unruhe beharrlicher als das Fliegengeschmeiß."

„Und was schließen Sie aus eben diesen Bemerkungen und Beobachtungen?"

„Nichts, durchaus nichts! Ich freue mich nur, sagen zu können, daß mein System sich immer mehr ausbildet. Das Geisterfühlen, junger Mann, ist eine gefährliche und höchst beschwerliche Sache und, als Geschäft betrachtet, sogar undankbar. Wenige nur sind dazu von Gott auserwählt, berufen glauben sich Viele, wie das überall der Fall ist. Durch unablässiges Studium habe ich es dahin gebracht, diejenigen zu erfühlen, zu ertasten, mit des Geistes scharfblickendem Auge gleichsam zu erschauen, die sich dazu eignen und nur der Entwickelung bedürfen. Sie zum Beispiel sind nicht dazu geeignet, wie ich jetzt ganz bestimmt weiß, denn Sie tragen einen Backenbart. Alle, welche Backenbärte tragen, sind keine Geisterfühler."

„Darf ich Sie um eine Erklärung des Zusammenhanges zwischen Backenbart und Geisterfühlerei bitten?" fragte ich. „Sie würden mich damit sehr erfreuen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankreich.

[Aus den Papieren eines in Frankreich reisenden Deutschen.]

Ein junger Franzose Namens Elwart, der im J. 1834 einen großen Preis des Instituts empfing, hat in Rom kürzlich im Theater Valle durch eine Trauercantate auf Bellini viele Aufmerksamkeit erregt. Diese Cantate besteht in einem Recitativ, in welchem Italien den jung von hinnen gegangenen Meister beweint, und das an die schönsten Motive aus Norma und den Capuletti erinnert; dann aus einer Romanze von zwei Strophen mit Chorbegleitung; ein begleitetes Recitativ nebst einer Cavatine und eine brillante Arie beschloß das

Digitized by Google

Mad. Lodi. Der Beifall war so groß, daß der einstimmig geäußerte Entschluß, der von der Primadonna, welche die Hauptpartie vorgetragen hatte, Mad. Lodi (ebenfalls aus Frankreich gebürtig), mehr hervorgezogen als geführt wurde, von dem Publikum sogleich eine Oper für das Theater zu Venedig zu schreiben engagirt wurde, was um so auffallender ist, da die Italiener nur selten Ausländern einigen Beifall zugestehen. —

— Eine auffallende Erscheinung ist in Frankreich jetzt das historische Drama, welches fast in jeder Gestalt Glück macht. Eine besondere Art stellt das mit großem Beifall aufgenommene Stück la Berline de l'Emigré (von Mélesville und Etienne) auf. Für das Talent, welches diesen Boden zu bebauen versteht, wird die französische Revolution mit ihren blutigen Phasen künftig noch ein reicher Schacht dramatischer Erfindungen werden. Während jener schrecklichen Jahre, wo das Schaffot in Paris und in den Hauptstädten in Frankreich keinen Augenblick ruhte, während der Sieg der republicanischen Truppen an der Tagesordnung war, während jener Jahre, die ohne Beispiel in der Geschichte sind, lief das Drama auf allen Straßen; Männer und Frauen erhoben sich in riesenhaften Verhältnissen; die Henker und die Schlachtopfer traten aus der gewöhnlichen Regel heraus, und mancher ließ, ohne es zu wissen, den Helden des alten Corneille hinter sich zurück. Hier zeigt es sich, daß die Wirklichkeit über aller Dichtung steht. Wird diese siedende Lava noch mehr erkalten sein, werden jene Tage des Schreckens und des Ruhms, der Zerstörung und der Schöpfung sich noch mehr in eine harmonische Perspective zurückziehen, dann wird die französische Revolution in Acte und Scenen getheilt noch andere Bewegungen auf der modernen Bühne hervorbringen als die Fabeln der Atriden und Labdaciden. Hier stehen Volk und Königthum einander gegenüber auf Leben und Tod. Die genannten Dichter haben aus diesem furchtbaren Kampfe freilich nur eine kleine Episode, aber mit großem Glück gewählt. Treue und Verrath, Gefahr und Rettung spielen hier die Hauptrollen. Wenn es nur eine alte Kutsche mit einem darin versteckten Schatze wäre, um die sich Alles dreht!

— Napoleon lebt noch mächtig im Gedächtnisse der Franzosen. Bekannt ist, wie theuer sein Hut (oder vielmehr ein Hut von ihm — denn man findet in mehreren Sammlungen an verschiedenen Orten, z. B. auch in Carlsruhe, Exemplare) versteigert worden ist. Die Corsen setzen ihm ein Denkmal in Ajaccio, welches im Jahr 1836 vollendet werden soll. — Ed. Quiner hat ihm kürzlich ein poetisches gesetzt, und neulich erschoß sich ihm zu Ehren ein Mann oben auf der Säule, welche den Platz Vendôme ziert; er schien ein Handwerker zu sein und soll, bevor er das Pistol aus der Tasche zog, geschrieen haben: daß seine ganze Familie im Dienste des Kaisers gestorben sei, weshalb es eine Schande für ihn sein würde, länger zu leben. — (D. B. f.)

Notizen.

[Schiller's Räuber als Oper.]

Die Musik fängt an, sich aller tragischen Stoffe zu bemächtigen. Otello, Tell, Macbeth ꝛc. sind bereits in das Repertoire der Oper übergegangen. Die Reihe ist jetzt an den Räubern, sie wird auch an alle übrigen Trauerspiele von Ruf kommen, und endlich wird es keine gesprochenen Tragödien mehr geben, sondern nur gesungene und getanzte, vielleicht, sobald wir erst auf den Culminationspunct der idealistischen Ausbildung gelangt sein werden, nur getanzte.

Im Théâtre italien zu Paris sind „Schiller's Räuber," von Crescini in drei Acte gebracht und umgearbeitet, mit Musik von Mercadante, unter dem Titel: „I briganti," über die Bretter gegangen. Man muß gestehen, daß Crescini, der Bearbeiter, die musikalischen Situationen gut einzuleiten und darzustellen verstand. Der erste Act beginnt mit den Feierlichkeiten zu Konrad's (Franz Moor) Vermählung mit Amalia. Amalia (Grisi) fröhlich sich, denn sie betrauert des alten Grafen Maximilian erst kürzlichen Tod und liebt ihren Herman (Karl Moor). Konrad zeigt ihr eine Schärpe mit Herman's Blut. Sie erkennt Herman's Schärpe. Großer Schmerz. Aber sie bleibt treu. Konrad (Tamburini) wurde unter großem Applaus. Herman (Rubini) kommt, sieht Amalia, singt mit ihr. Konrad und seine Vasallen überraschen sie. Herman gibt sich zu erkennen. Großer Effect. Treffliches Finale. Im zweiten Act Trinkscene der Räuber im Walde beim Thurm. Schöner Chor. Herman, der Hauptmann, entdeckt seinen todtgeglaubten Vater, befreit ihn aus dem Thurm, schwört ihm Rache. Der alte Maximilian (Lablache) wirft ihm vor, in wie schlechter Gesellschaft er sei. Herman entschuldigt sich: Es sind lauter tugendhafte Räuber, singt er, sie thun alles im Interesse der Menschheit. Schönes Duett zwischen Vater und Sohn. Finale. Im dritten Act wird Konrad's Schloß gestürmt. Herman ersticht den Konrad. Maximilian nimmt Besitz von seinen Gütern, will aber Herman als Brudermörder fluchen. Ich bin kein Brudermörder, singt Herman, Konrad ist mir unversehens in den Degen gerannt. Das ändert die Sache, singt Maximilian, und ich verzeihe Dir. Amalia ist Dein. Mit nichten! singen die Räuber, Herman ist unser Hauptmann, er hat uns geschworen, wir lassen ihn nicht von uns. Das hatt' ich ganz vergessen, singt Herman, ja, mein Schwur bindet mich. Adieu. Nun wird Abschied gesungen. Schönes Finale. Herman geht, Amalia bleibt. Ende. —

8.

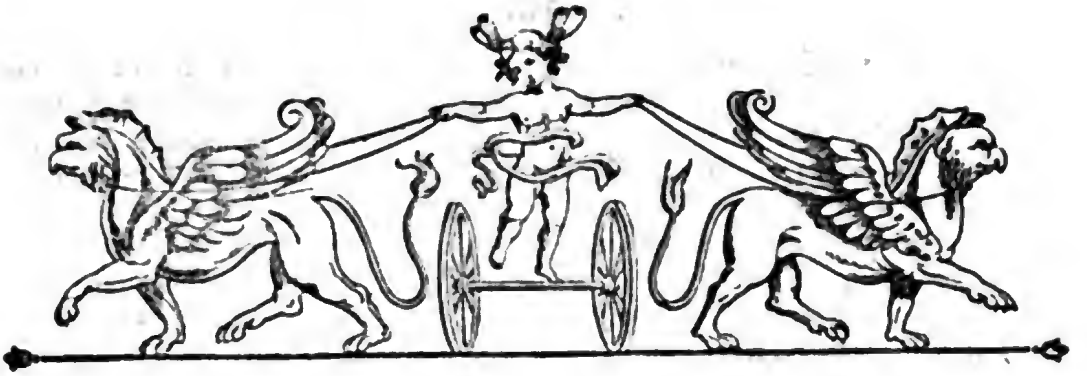
[Soirées antithétiques.]

So nennt man in Paris die jetzigen Mode-Soiréen. Mrs. Trollope schildert eine solche in ihrem schon erwähnten Werke. Man bittet nämlich ein Hackemack aus allen Parteien zusammen und weidet sich daran, Legitimisten, Justemilieus und Republicaner, Leute vom classischen und romantischen Geschmack, Männer des ancien régime und der jeune France mit einander conversiren zu lassen. Die Dame des Hauses, der es gelingt, solche glänzende Mischung in ihrem Salon zu sehen, ist stolz darauf, Fremden des Auslandes mit diesem Paris d'aujourd'hui aufwarten zu können. Es gehört zu dieser Confrontation der verschiedensten Parteimänner, wie sich nicht läugnen läßt, ein sehr hoher Grad gesellschaftlicher Civilisation, allein wer möchte verkennen, daß dergleichen nur möglich ist in Zuständen, wo jede einzelne Partei mit ihrer moralischen Haltkraft die Zuversicht und den Stolz auf sich selbst verloren hat. Es gehört viel diplomatische Finesse, aber auch viel moralische Ohnmacht dazu, wenn ein Republicaner unter Legitimisten sich ohne Gêne und mit der Grazie des geselligen Anstandes benimmt.

[Fortschritte der Productionskräfte.]

Ein Mann und ein Knabe — sagt das Eisenbahnjournal — erzeugen jetzt in England soviel Baumwollengarn als 300 im Anfange des vorigen Jahrhunderts; ein Mann und ein Knabe kennen jetzt eben soviel drucken als damals 100 Männer mit 100 Knaben, und doch hat sich die Zahl der Arbeiter um das 37fache vermehrt und die Höhe des Arbeitslohnes vervierfacht.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 80. — den 23. April 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Von Herzen gern," versetzte Feingesicht. „Der Backenbart als ein Auswuchs, ich meine nicht ein verunzierender, sondern nur ein natürlicher Auswuchs, treibt die Fühlkraft des Geistes nach und nach aus ihrem innersten Gehäuse heraus, und, weil man sich in der Regel von Zeit zu Zeit diese Zierde des Gesichtes abstutzen läßt, so wird dadurch auch diese Fühlkraft verschnitten oder verschnitzelt, so daß sie sich nicht condensiren, verstärken kann. Zum Geisterfühlen aber gehört durchaus ein in sich ganz einig gewordener Geist, eine ungemein verstärkte Fühlkraft desselben. Wer sich daher den Backenbart abschneiden läßt, und immer und immer daran herumscheert und prickelt, der ist der eigentliche Geisterfühleraspirant. Denn dadurch wird das den Bart kräuselnde Ausströmen der Geisteskraft gezwungen, zurückzutreten und sich inwendig anzusammeln. Heraus aber strebt sie nun einmal, und da dies nicht auf dem Bartwege möglich ist, so geschieht's auf dem Augenwege; denn die Augen sind die eigentlichen Geisterfühler-Instrumente."

„Ich bewundere Ihren Scharfsinn," sagte ich; „doch möchte ich gern noch von Ihnen erfahren, ob sich alle Nichtbackenbartträger zum Geisterfühlen qualificirten."

„Nein, lieber Herr Theodor," antwortete Feingesicht. Da würden wir eine sehr große Menge Geisterfühler bekommen, wir würden so zu sagen bald Handel damit treiben können. Sie müssen hier einen Unterschied machen zwischen Geburt und Verdienst. Die Geburt allein berechtigt eigentlich zum Geisterfühlen, nie das Verdienst. Ja, Sie schütteln mit dem Kopfe, aber ich kann Ihnen nicht helfen. Das läßt sich nun einmal nicht zwingen. So zum Beispiel ist Louis Philipp durchaus kein Geisterfühler, er ist mehr: er ist ein Geisterconsument, während Sie in einigen deutschen Potentaten vortreffliche Geisterfühler bemerken können. Sie sind so scharfsinnig, diese sogleich zu errathen. Diese nun arbeiten mir so recht in die Hände und ich Ihnen. Wie das zugeht, kann ich Ihnen aber nicht weitläufig erklären. Nichts desto weniger ist es wahr, und Sie werden sogleich sehen, daß alle diese geistfühlenden Monarchen keine Backenbärte tragen. Darin liegt nun die große Fühlkraft."

„Jetzt verstehe ich Sie, lieber Doctor," versetzte ich, „und es scheint mir, als zerfalle Ihre Geisterfühlerei in zwei scharf getrennte Theile, von denen sich der eine vorzugsweise mit der politischen Geisterfühlerei, der andere mit der allgemein menschlichen beschäftige."

„Sehr richtig!" sagte Feingesicht. „Ich aber habe mich blos auf die allgemein menschliche beschränkt, weil jene erstere mit gar zu gewaltigen Schwierigkeiten verbunden ist, denen ich nicht gewachsen sein möchte. Auch hat

Digitized by Google

diese allgemein menschliche einen größeren Einfluß auf das Ganze, da sie die politische erst bedingt. Wir müssen durchaus vorarbeiten, wenn Jene zu einem guten Ziele kommen wollen. Nun und das thun wir als gute Bürger und Unterthanen ehrlich und gewissenhaft. Dafür habe ich aber auch das Privilegium bekommen. Vivant die politischen Geisterfühler!"

Der begeisterte Feingesicht fuhr noch lange fort, in diesem Tone seine Lehre auseinanderzusetzen; indeß ward mir das Zuhören auf die Dauer doch zu langweilig, da es durchaus nicht möglich war, Helenen mit in das Gespräch zu ziehen. Ja, es schien ihr geradezu widrig zu sein, was ich an ihren Blicken, die sie von Zeit zu Zeit auf mich warf, zu bemerken glaubte. Daher brach ich ab und empfahl mich, indem ich den Doctor zum nächsten Abend in unser Kränzchen einlud. Sehr bereitwillig nahm er diese Einladung an und war ganz entzückt, als ich ihn versicherte, daß er den von der schlimmen Fliege Verfolgten dort selbst kennen lernen würde. Helene begleitete mich, wie gewöhnlich, bis an die Treppe, und bat mich beim Abschiede mit einer flehenden Stimme, die Erz erweicht haben würde, ich solle doch ja den Vater so viel als möglich von seinen Thorheiten abzubringen suchen. Daß ich es versprach und bei Allem, was mir heilig, betheuerte, versteht sich von selbst.

Auf dem Heimwege traf ich Braun. Wir gingen mit einander durch einige Straßen und er fragte mich: ob Leopold seinen Unsinn noch immer nicht aufgegeben habe. Auf meine verneinende Antwort sprach er: „Gut, Theodor, ich will ihn curiren. Ich habe mir etwas ausgedacht, das ganz gewiß helfen muß, wenn andere Mittel nicht anschlagen. Es wäre doch eine Schande für unsere junge, thatkräftige Zeit, wenn dieser brave Kerl so lumpig zu Grunde gehen sollte. Er muß gerettet werden, mag es kosten, was es will."

„Kannst Du mir Deine Heilmethode nicht mittheilen?" fragte ich. „Wir könnten uns dann noch darüber besprechen, und Zwei sehen in solchen Fällen wohl richtiger als Einer. Zudem kennst Du Leopold's Gemüth nicht so genau als ich."

„Thut nichts," sagte Braun, „aber mittheilen kann ich Dir's nicht. Wer weiß, ob Du mit mir gleicher Meinung wärst!"

„Eben darum, so könnten wir unsere Ansichten berichtigen."

„Es geht durchaus nicht, Freund," versetzte Braun; „genüge es Dir, daß mein Mittel anschlagen muß."

Ich drang nicht weiter in ihn; doch war es mir nicht angenehm, da ich Braun's Gemüthsart kannte und wußte, wie wenig er auf Stimmungen Rücksicht nahm. Er pflegte Jedermann, wie sich selbst zu beurtheilen, und traf damit nicht eben immer das Rechte. Zugleich fürchtete ich seinen Hang zum Scherze auf Kosten Anderer, ohne sich viel um die Folgen zu kümmern. Als er mich daher verließ, bat ich ihn nochmals, mir seine Ansicht mitzutheilen und ermahnte ihn bei seiner Weigerung, mindestens nicht voreilig zu sein.

Er lachte und sagte: die ganze Geschichte sei ein fröhlicher Scherz, weiter nichts, aus dem Leopold gereinigt und frei hervorgehen werde, wie ein Schmetterling aus seiner Puppe. Denn jetzt stecke er geradezu in der Philisterverhüllung.

Er verließ mich und ich mußte ihm wenigstens in der letzten Bemerkung Recht geben, obwohl der Verwandlung Leopold's etwas Tieferes zum Grunde lag, als gemeine Philistergesinnung.

So kam ich nach Hause und arbeitete noch einige Stunden. Es war still auf den Straßen geworden. Die Nacht war nicht ganz hell, aber kalt. Der Mond lauschte hinter Wolken hervor und malte wunderliche Bilder auf die beschneiten Dächer und Straßen. Eine eigene, tiefe Aufregung des Gemüthes verscheuchte den Schlaf von meinen Augen. Mir war übermäßig heiß trotz der beißenden Kälte, und um die überflüssige Hitze los zu werden, öffnete ich das Fenster und sah in die feierliche Stille der Mondnacht hinaus. Wie trübe Kerzen brannten die Sterne über mir durch den dünnen Wolkenschleier, der gewöhnlich den Himmel überzog. Der Mond senkte sich mehr und mehr dem Horizont zu und verschwand endlich hinter einer schwarzen Wolkenschicht, die wie eine finstere Mauer am Horizonte stand. Nur die Weiße des Schnees warf einen lichtähnlichen Schimmer auf die Gegenstände. Die Straße herauf sah ich eine Gestalt schwanken. Sie schien alt und gebrechlich zu sein und trug etwas in der Hand, das ich bei der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Plötzlich blieb sie nicht fern von meiner Wohnung stehen. Von den Thürmen schlug es zwölf und ich hörte die schwachen Klänge einer verstimmten Harfe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zur Literatur der Reisen.

7. Die classischen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Original-Ansichten dargestellt, gezeichnet von J. A. Müller, auf Stahl gestochen von Henry Winkles in London und den besten englischen Künstlern. Mit Erläuterungen von Heinrich Zschokke.

(Beschluß.)

Wir fügen noch die Schilderung des Lugni-Sees in Graubünden hinzu, der von Reisenden sehr selten besucht wird:

„Steht der Wanderer in der ehemaligen Unterthanenprovinz der Bündner, Chiavenna, die jetzt unter Oesterreichs Scepter dem lombardischen Königreiche einverleibt ist, so sagen ihm Himmel und Erde, Pflanzen, Sprache, Bauart und Sitte des Volks, er wandle in Italien. Feigen drängen sich aus den Gemäuern hervor. Ueppige Weinreben umranken die Geländer und Ulmen, oder flechten malerische Laubgewinde zwischen Maulbeer- und Mandelbäumen, während Citronen und Pomeranzen die Lüfte durchwürzen und wildes Lorbeergebüsch zwischen Felsen hervorquillt. Aber nur eine Tagereise bergauf, und man steht schon am Rande der bewohnten Welt. Das Leben der Natur ist erloschen. Todte Eismassen decken ihr Grab. Rechts steigt eine silberbleiche Pyramide über das Gewölk empor. Es ist der 11,210 Schuh hohe Muretto. Links dehnt der Septimer die Zacken seines Felsenkammes zwischen großen Schneelagern auseinander. Dort nun, zwischen den Trümmern verwitterter Serpentinfelsen und zerstörter Gletscher erscheint ein dunkles, kleines, stilles Gewässer, Lago di Lugni genannt. Es ist ein Bergsee, klar und kalt, Urne eines Flußgotts. Der Innstrom, oder Oen, entspringt daraus. Unweit von hier sind auch die Quellen des Hinterrheins, in schauerlicher Gegend, die mit dem Namen des Paradieses geschmückt wird, wahrscheinlich des verlorenen. — Um den Lugni-See waltet Todesstille. Dann und wann wird sie vom Wiederhall fernen Lauinen-Donners, oder von einem schneidenden Windstoße gestört, der zwischen dem Geklüft der Felsen seufzt. Je höher man in die breiten Schneegefilde hinaufsteigt, die kein Sommer hinwegthaut, je ernster wird das Gemüth dessen, der hier allein noch in der unermeßlichen Einsamkeit zu athmen wagt. Man ist rings von den Schrecken einer ungeheuren Zerstörung belagert. Da scheint nie Leben gelächelt zu haben. Man steht auf den Ruinen einer Welt. Der stumme Tod hat da seinen ewigen Thron. Unter ihm breitet sich das weiße Leichentuch der Natur über Alles aus. Wo es der Sturm aber stellenweise zerrissen hat, liegt das Gerippe und schwarze Felsengebein des Erdballs entblößt. Die starren Gipfel, Firsten und Zinken des Gebirges, welche in seltsamen Gebilden umherstehen, gleichen riesigen Grabmalen. Nirgends Bewegung unter dem Weltleichnam. Nur eine fahle Wolke schleicht am Himmel und zieht über die Eiswüsten einen bläulichen Schatten nach. — Kein anderes Schauspiel erzeugt in solchem Maße das Gefühl grauenvoller Erhabenheit; etwa noch das Weltmeer im Kriege mit dem Orkan. Dies spiegelt uns noch Leben, aber das Entsetzliche des Lebens ab. Doch in den Einöden des ewigen Eises über den Wolken, wo kein Halm vom Felsen nickt, wo nichts laut ist als der eigene Pulsschlag, wo im Anblick allgemeiner Vernichtung uns das Gefühl eigener Vernichtung überwältigt, da tritt uns der Weltentod in entsetzlicher Majestät entgegen. Streift man aber die ersten Wirkungen der furchtsamen Einbildungskraft ab, und betrachtet das Reich der Gletscher mit dem Forscherblicke eines de Saussure von Genf, eines Hugi von Solothurn, so offenbart sich die schöpferische Herrlichkeit Gottes auch inmitten der hocherhabenen Wildniß. Dem Scheintode der Natur entblüht ein anderes Leben. Dem Eise entsprossen unbekannte Pflanzen, die Gletscher athmen, die Firnen bewegen sich, man steht in einer Welt neuer Wunder."

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Zschokke in der Kenntniß und Schilderung der Trachten, Sitten und Gebräuche jedes Cantons dieselbe Meisterschaft bekundet. Bei aller Vorliebe für sein Land, die ihn zum deutschen Schweizer werden ließ, verläugnet sich jedoch auch nicht das besonnene Bewußtsein, das aus den Zuständen des dortigen Lebens eine Apotheose zu machen verbietet. Die Stahlstiche geben den Rheinlandschaften im englischen Stiche nichts nach; jedoch mag es scheinen, als könnten auf so kleinem Raume mehr die Eindrücke friedlicher Landschaftsgruppen als groteske Bergmassen mit Glück erzielt werden.

Correspondenz.

Aus Frankreich. (Beschl.)

[Aus den Papieren eines in Frankreich reisenden Deutschen.]

— Ein Ordensritter des heil. Louis, ein alter Capitain der Cavalerie, Mr. de Tourreau ist aufgetreten als Kämpfer für das Kreuz dieses Ordens und wird darüber auch den Kammern nächstens ein Memoire vorlegen. Er behauptet, daß man diese Decoration unmittelbar nach der Julirevolution nicht angefochten habe, daß sie also unter dem Schutze der Charte fortexistirt habe, tadelt daher sehr die Ordonnanz vom

Digitized by Google

21. Febr. 1831, nach welcher man die Lilien an dieser Decoration den Ordensträgern fortbin zu tragen untersagt und auf solche Weise dieselbe verstümmelt habe, wie ähnliches früher mit dem Kreuz der Ehrenlegion geschehen sei. Erhalte man aber die öffentlichen Monumente auf den Plätzen der Stadte, so müßte man auch die Denkmäler und Zeichen eines militairischen oder bürgerlichen Ruhmes, welche durch frühere Regierungen gestiftet seien, in ihrer Integrität erhalten. Am Schlusse seiner Rede wird Hr. de Tourreau von seinem Ordenskreuz in solches Pathos versetzt, daß er auf folgende Weise declamirt: „einer unserer berühmtesten Schriftsteller hat gesagt, daß, wenn kein Gott existirte, man ihn erfinden müßte; ein eben so erhabenes und tiefes, als wahres und witziges Wort. Vergleichend könnte man auch sagen: wenn in Frankreich noch keine ehrenvolle militairische Belohnung existirte, so müßte man sich bemühen, eine zu erfinden. — Diese Wahrheit ist von Allen anerkannt, welche den magischen Effect beurtheilen können, welche der Talisman einer ehrenvollen Belohnung in allen wahrhaft französischen Herzen hervorbringt; und tausendmal glücklich ist die Regierung und die Nation, die mittelst eines Ehrenzeichens die größte Hingebung, die Verläugnung seiner selbst, die Aufopferung des Lebens vergelten kann."

Eine sehr merkwürdige Erscheinung, welche man in Aix in der Provence findet, verdient die Aufmerksamkeit der Naturforscher. In dieser durch ihre warmen mineralischen Bäder berühmten Stadt vertrocknete allmälig die sog. Quelle des Sertius, als man einst in einer geringen Entfernung oberhalb den Damm für eine Mühle baute, die heutzutage nicht mehr existirt. Man schrieb das Vertrocknen der warmen Quelle den Arbeiten zu, welche man bei Anlegung dieses Dammes hatte machen müssen. Das Mühlwasser hatte jedoch keinesweges mineralische Wärme. Ungeachtet alles Processirens und Reclamirens, konnte man die Eigenthümer der Mühle nicht zum Weichen bringen; und die Stadt blieb fortdauernd jener schönen Quelle beraubt. Im J. 1721 wurde Aix die Beute einer heillosen Seuche. Ein Arzt von Montpellier erklärte, daß der Gebrauch des mineralischwarmen Wassers gegen dieselbe unbedingt nothwendig sei. In solchem Falle wurden die Müller außer Besitz gesetzt, und man leitete das kalte Wasser, dessen sie sich bemächtigt hatten, wieder in sein altes unterirdisches Bett. Zwei und zwanzig Tage nachher fing die Quelle der Sextius wieder an reichlich und zwar warm zu laufen. Später setzten die Müller es durch, sich wieder ihres Wassers zu bemächtigen, und die mineralische Quelle verschwand von neuem. Die Ursache des Versiegens war zweifellos. Man hat seitdem die Mühle abgetragen und eine Pyramide auf den Punct, wo der Damm das Wasser ableitete, gestellt, das nun kalt unter die Pyramide läuft und an der Quelle des Sertius warm wieder zu Tage kommt. — Zur Erklärung einer so merkwürdigen Erscheinung könnte man wohl annehmen, daß der Boden in diesem Zwischenraume sehr tiefe Klüfte habe, daß die Wässer in diese Klüfte fallen, sie ausfüllen, und nachdem sie in großer Tiefe die Erdwärme angenommen haben, dann kraft dieser erhöhten Temperatur versehen, herausfließen, während das Wasser, welches immerfort kalt ankommt, natürlicher Weise kraft seiner geringen Temperatur bis in die Tiefe dieser Klüfte fällt, wo es erst den Wärmegrad gewinnen muß, durch welchen es wiederum zu seiner ersten Höhe aufsteigt. Dieselbe Erklärung wendet man auch bei dem See von Oo in den Pyrenäen an.

Wie man hört, sollen jetzt die französischen Naturforscher mit der genaueren Erklärung jenes Phänomens beschäftigt sein. Hr. Frevcinet soll auf die Vorstellung des Hrn. Arago von dem Minister des Innern und im Namen der Akademie der Wissenschaften den Auftrag erhalten haben, genauere Nachforschungen über den Gegenstand anzustellen.

Notizen.

[Mademoiselle und Madame.]

Der Unterschied der englischen und französischen Bälle beruht besonders darin, daß auf jenen die Mädchen, auf diesen die Frauen die Göttinnen des Abends sind. Mrs. Trollope ist hierüber in ihrem Werke über Paris eine sichere Autorität. Auf den pariser Bällen erscheint Mademoiselle ganz im Hintergrunde, fast unbeachtet von Jedermann. Sie sieht aus, als ob ihre Gouvernante stets hinter ihr stände. Sie ist sehr sorgfältig, aber simpel gekleidet, ihr Corset wird keine unnütze Falte zeigen und in ihrer Frisur wird kein einziges Haar eine andere Lage haben, als ihm gebührt. Aber wenn Du die Vollkommenheit und den Zauber der Toilette, jene unvergleichliche agacerie des Costüms bewundern willst, welche die elegante Französin von allen Weibern der sonstigen Welt unterscheidet, so mußt Du Dich von Mademoiselle zu Madame wenden. Aller Reiz und das gesammte je ne sais quoi, das eine Französin einzig macht, kommt ihr nur erst dann zu, wenn sie verheirathet ist. Selbst der Ton ihrer Stimme wird dann ein anderer. So lange sie Mademoiselle ist, liegt etwas Eintöniges in ihrer Rede, wenn Dich aber Madame anredet, so begrüßt Dich aller Zauber, den das Benehmen, die Aussprache und der Accent gewähren kann. Selbst im Tanze, der günstigsten Gelegenheit für die Entwickelung jugendlicher Grazie, bestehen die jungen französischen Mädchen keinen Vergleich mit den leichteren, feineren Bewegungen der Frauen. Die demoiselle française wird durch die bienséance verhindert, sich freundlich und entgegenkommend zu zeigen, während die Frau alle ihre Liebenswürdigkeit frei entfaltet. In England dagegen würde man es für einen Beweis gränzenloser Coquetterie halten, wenn eine Frau auf Bällen mehr Glück machte als ein junges Mädchen. In Paris dürfen nur die Frauen ihre Netze ausstellen. Es wäre ein grobes Vergehen gegen die gute Lebensart, wenn eine unverheirathete Dame verliebt wäre oder einen Verliebten in ihrer Nähe duldete. Nur Madame hat das Vorrecht zu angenehmen Liebeshändeln.

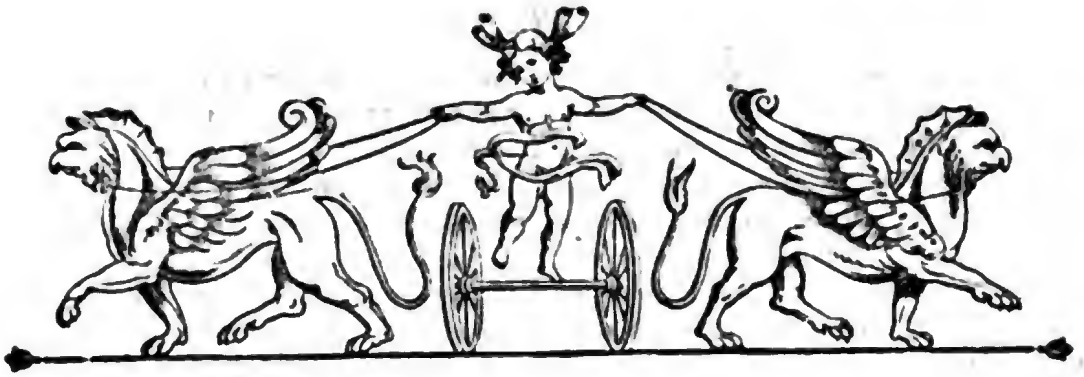
[Der König von Holland vor einem belgischen Tribunal.]

Das Tribunal der ersten Instanz zu Brüssel hat am 11. März den König von Holland vorgeladen, binnen zwei Monaten sich zu stellen, um zur Bezahlung von 18 Millionen Actien von 1829 an die Administration der Nationalindustrie verurtheilt zu werden. Wenn der Spruch erfolgt, so ist man begierig zu sehen, wie man den König wohl zur Zahlung zwingen will. 6.

[Nicolet, der neue Münchhausen.]

Der Verfasser der Mystification von den Entdeckungen im Monde ist ein Franzose, Namens Nicolet, der in den Vereinstaaten lebt. Seine Kenntnisse in der Astronomie setzten ihn in den Stand, die Leichtgläubigkeit der Menschen zu einer einträglichen Speculation zu benutzen. Es ist ihm gelungen, denn ehe man die Täuschung entdeckte, war das Buch schon in unzähligen Exemplaren verkauft. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 81. — den 25. April 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Ein Harfenspieler jetzt! dachte ich. Der muß wohl auch nicht recht bei Teoste sein. Wer wird ihm in der Mitternachtsstunde zuhören und etwas verabreichen? Indeß wueden die Geiffe auf der Harfe lauter und kräftiger. Er präludirte nur kueze Zeit und sang dann mit lauter, aber nicht wohltönender Stimme folgende Strophen:

„Hab' zu manchee Zeit und Stunde
Um mich her die Welt betracht',
Aber stets auf meiner Runde
Waed ich lästerlich verlacht.

Naht' ich mich, wo frohe Gäste
Sich geschaaet um einen Freund,
Trieb man mich von ihrem Feste
Und verhöhnte mich als Feind.

Mocht' ich bitten oder klagen,
Niemand hörte gern mich an.
Meine Blicke mochten's sagen,
Daß ich sei ein armer Mann.

Da ergriff mich stille Wehmuth,
Ich bekreuzte mich und ging,
Hüllte mich in Bettlerdemuth,
Um den Arm die Harfe hing:

So duechzog ich Stadt und Flecken
Sah die Miene mancher Zeit;
Und zuletzt am dürren Stecken
Schlich sie doch wie ich bekleid't.

O da ward mir warm im Innern,
Feuer brannt' im Auge licht,
Konnte mich nun doch erinnern,
Daß der Stolz zusammenbricht.

Aber kurz war mein Gelüsten.
Meine Freude glimmte aus.
Wollte mich zur Reise rüsten,
Fand den Stab nicht mehr zu Haus.

Denn mit Flüchen auf der Lippe
Warf ich meine Demuth fort,
Und wie Tod an meine Rippe
Klopfte das verpönte Wort!

Darum, wie ich mich auch deängte
Durchs Gewühl in Stadt und Land,
Jedes Licht mein Herz versengte,
Weil ich selber mich verkannt. —

Nun entsagt' ich mir und Allen,
Wollte Bettler sein zur Zeit,
Bis es würde Gott gefallen.
Mir zu leih'n ein andres Kleid;

Bis die Welt sich würde runden,
Und sich selber auch versteh'n.
Doch ich seh's, an unsern Wunden
Werden Beide wir vergeh'n!"

Digitized by Google

Ein herzzerreißender Accord zitterte durch die Saiten, und die Gestalt, der unbekannte, gespenstische Sänger, verschwand in einer Nebengasse. Ich war wie gelähmt. Das mystische Wort des Harfners lag auf mir, wie ein Vaterfluch, ohne daß ich mir zu sagen vermochte, weshalb? Ich ging noch lange Zeit im Zimmer auf und nieder und begab mich erst spät zu Ruhe. Die Nacht führte ungewisse, wirre Träume herauf, in denen ich immer den alten Harfenspieler sah, dessen blasses und eingefallenes Gesicht nicht undeutliche Spuren ehemaliger Schönheit erkennen ließ. Endlich verschwand es vor dem träumerisch schwärmenden Auge der Seele, die Schatten fielen und ein fester Schlaf fesselte mich. —

Niemand kann dem Eindrucke des Augenblickes ganz widerstehen. So ging es auch mir. Als ich erwachte, drängte sich die Gestalt des geheimnißvollen Harfenspielers wieder gewaltsam in meine Seele und ängstigte mich, ohne daß ich einen vernünftigen Grund dafür hätte auffinden können. Aber gerade solche unbestimmte Gefühle sind oft unseres Lebens Lenker. Sie treiben oder halten uns von einer That ab, von der unser so genanntes Glück abhängig ist. Glück ist daher immer nur, nimmt man es in seiner gewöhnlichen Bedeutung, ein Narr unserer Gefühle. Den Einen ergötzt es in der Schellenkappe, den Andern in düsterm Costüme. Umgekehrt würde es Beide unglücklich machen.

Ich kam den ganzen Tag nicht aus meinem Zimmer. Erst Abends ging ich aus, um unser Kränzchen zu besuchen. Schon unterwegs begegnete ich Doctor Feingesicht, der in seiner leicht kenntlichen Tracht aus einer Seitengasse kam, die geradesweges nach der Kälberstraße führte. Auch er erkannte mich und steuerte auf mich zu.

„Guten Abend, mein Freund," sprach er, mir die Hand schüttelnd, „wie kommen doch nicht zu spät?"

„Im Gegentheil, wir werden noch warten müssen."

„Desto besser! Was meinen Sie, Herr Theodor, werde ich hier viel Glück machen?"

„Das müssen Sie besser selbst beurtheilen können, Herr Doctor. Ich bin noch zu wenig mit der Art und Weise Ihrer Behandlung Kranker bekannt, als daß ich Ihnen irgend etwas versprechen könnte."

„Sehr richtig," versetzte Feingesicht. „Aber ich hoffe einen guten Grund zu legen. Fast die ganze Nacht habe ich gearbeitet, um dem Dinge auf den Grund zu gehen, und alle Berechnungen führten zu dem nämlichen Resultate. Ist das nicht erstaunlich und spricht für die Richtigkeit meiner Doctrin?"

„Gewiß, wenigstens in Thesi. Es ist nur zu wünschen, daß Sie die Praxis eben so herrlich unterstützt."

„Freilich," antwortete Feingesicht. „Bisher jedoch kann ich sehr zufrieden sein. Nur ein einziges Mal weiß ich mich zu erinnern, daß der Ausgang traurig war. Das ist aber schon lange Zeit her, und genau besehen, lag die Schuld nicht an mir, sondern an dem Patienten. Das Einzige, was ich dabei profitirt habe, ist der Pudel, den Sie gesehen haben. Ein gutes Thier, aber von eigener Erziehung!"

„Können Sie mir, lieber Doctor, jenen unglücklichen Fall nicht erzählen?" fragte ich. „Sie würden gewiß einen recht aufmerksamen Zuhörer haben."

„Nein, nein," sprach Feingesicht. „Die Geschichte ist zu lang, und ohnehin erinnere ich mich nicht gern daran, da besondere Umstände dabei obwalteten, die mich lange Zeit sehr schmerzlich berührten."

„Der Pudel scheint ein sehr treues Thier zu sein," sagte ich nach einer kleiner Pause, in der Absicht, ihn vielleicht wieder auf das verlassene Thema zu bringen. Er ist wohl sehr gelehrig?"

„Wie alle die Bestien," antwortete der Doctor. „Aber da sind wir ja. Es ist schon recht voll. Wir werden doch nicht gar zu sehr beobachtet werden?"

„Unsere Gesellschaft hat ein besonderes Zimmer," versetzte ich, indem wir eintraten. Der Wirth begleitete uns nach dem Versammlungssaale, wo wir bereits einige Mitglieder antrafen. Braun kam uns mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit entgegen, begrüßte den Doctor als einen alten Bekannten und stellte ihn denjenigen, die ihn noch nicht kannten, als einen ungeheuer gelehrten Geistesarzt oder Geisterfühler vor, der die Gesellschaft mit seiner Gegenwart beehren wolle, um ihr einige Proben seiner Wissenschaft zu geben und einen kleinen Vortrag zu halten.

Es war höchst komisch, den Doctor bei dieser Vorstellung zu beobachten. Sein von Natur steifes Wesen ward durch die Menge Fremder noch vermehrt, wozu seine Tracht nicht wenig beitrug. Diese würde allein hingereicht haben, ihn in Jedermanns Augen lächerlich zu machen. Eine eigene Virtuosität besaß er in der Art, ein Compliment zu machen. Bei einer solchen herkömmlichen Verbeugung neigte er jedesmal den Kopf sehr bedeutend auf die linke Seite, behend ihn hin und herschlenkernd, als wolle er ihn

Digitized by Google

abschütteln und die Augen fest auf den Boden heftend. Dadurch ward in der Gesellschaft sogleich die heiterste Stimmung verbreitet.

Leopold war bei unserm Eintritte noch nicht da. Einige Zeit darauf aber kam er, dem Anscheine nach heiter und froh. Ich stellte ihm den Doctor vor. Bei seinem Anblicke konnte sich Leopold eines leisen Lächelns nicht enthalten. Er warf mir einen flüchtigen Blick zu und ich winkte ihm, sich ruhig zu verhalten. Der Präses, der diesmal Braun war, lud hierauf die Gesellschaft, da sie vollzählig war, zur Sitzung ein. Feingesicht als Gast placirte sich neben ihn. Dann folgte ich und Leopold und nun die übrigen Mitglieder. Der Präses hielt gewöhnlich eine kleine Rede, worin er den jedesmaligen Zustand, in dem sich die Zeit befand, kurz andeutete und hierauf zur Besprechung einlud. Braun jedoch schlug diesmal einen andern Weg ein und sprach von ganz andern Dingen, wahrscheinlich, um dem Doctor eine hohe Meinung von unserer Gesellschaft beizubringen. Da es einigermaßen charakteristisch für Braun's Gemüthsart ist, den Inhalt seiner Rede kennen zu lernen, so theile ich Ihnen davon mit, was mir im Gedächtnisse geblieben ist.

„Geehrteste Herren," begann er, „wir haben heute das ungemeine Glück, einen Mann in unserer Gesellschaft zu sehen, wie die Erde vielleicht keinen zweiten mehr trägt. Alles was unsere Zeit bis auf den gegenwärtigen Tag hervorgebracht hat, verschwindet in nichts im Verhältnisse zu dem, was dieser ungewöhnliche Mann vermag. Schwer lasten Zeit und Welt auf Jedermann, meine Geehrtesten. Denn der Umschwung, den das Leben genommen hat, ist so groß und ungeheuer, daß einem Jeden die ihm von Natur auferlegte Bürde um mehr als die Hälfte erschwert worden ist. Die Zeit verlangt persönliche Theilnahme des Einzelnen an dem Gesammtwerke, das sie bildet, baut und construirt. Um dies zu können, muß Jeder seiner Individualität entsagen, gleichsam aus seiner Person herausgehen, sich verwandeln und doch Derselbe bleiben. Wie ist das möglich? Und ich antworte: durch Ausrottung aller Subjectivität. Das Objective soll fernerhin herrschen. Mißverstehen Sie mich nicht, meine Herren! Man verlangt keinesweges, das Object an die Stelle des Subjects zu setzen, denn das wäre ein kleiner Unsinn, wohl aber fordert man, und das mit Recht, das Subject solle sich objectiviren. — Ja, Sie staunen, Geehrteste, Sie sehen sich einander an und die Nasenflügel bewegen sich in gespannter Aufmerksamkeit. Aber haben Sie die ganz besondere Gefälligkeit, meine Worte zu vernehmen, so werden Sie vor Entzücken nicht nur die Nasenflügel auf- und zuklappen, sondern sogar damit trillern und wirbeln. — Objectivirung des Subjects ist also das große Ziel, der Zweck, den die Zeit eifrigst und unablässig consequent verfolgt. Was haben wir nun darunter zu verstehen? Ohne Zweifel ein Herausgehen aus sich selbst, verbunden mit einem Hineingehen in alle Objecte, zugleich mit einem Nachschleppen des verlassenen Ichs in das angenommene andere. Ihr Lächeln, geehrte Herren, sagt mir, daß Sie mir beistimmen. Es ist also Zweck unseres Zeitalters, Jedermann so schnell als möglich aus sich herauszutreiben, sich seiner selbst zu entäußern und in — nicht etwa ein — sondern in alle Objecte, die man sich nur denken kann, hineinzuschaffen, jedoch mit Beibehaltung des werthen Ichs. — Man muß zugeben, daß diese Operation schwierig ist. Was aber ist einem geschickten Operateur nicht möglich! Unser Zeitalter zeichnet sich ganz besonders vortheilhaft in dem Zerreißen aus, es ist ja vorzugsweise selbst ein zerrissenes! Aber, bemerken Sie wohl, meine Herren, es ist zerrissenzusammenhängend, das heißt, die verschiedenen Fetzen, die um es herumflattern, hängen alle noch an einem dünnen Bindemittel zusammen, und bedürfen nur eines geschickten Leimers und Einrenkers, um ein sehr vortheilhaftes Ganze aus ihnen zusammenzukitten. Der Gemeingeist ist dieses Bindemittel, gleichsam die Copula, welche die Zeit zu einem ganzen Satze, einer wohlgeordneten Periode macht. Und was ist Gemeingeist anders, als die in Objectivität übergegangene Subjectivität Aller und jedes Einzelnen insbesondere!" —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin*).

[Raupach's neueste Stücke; die Gemäldeausstellung.]

Mein Osterbericht über die neueste Geschichte Berlins wird, denke ich, noch eben zur Ostermesse bei Ihnen eintreffen. Es haben sich inzwischen Memorabilia aller Art bei uns ereignet. Gemäldeausstellungen, abenteuerliche Duelle, Entlarvung von Aventuriären, durchgefallene Dramatiker, im Gegensatze zu diesen echte laureati, kurz, wenn ich den Rumpelkasten unserer Tagesereignisse und Gespräche vor der eleganten Welt umstulpe und meine Raritäten vorzeige, so wird allerlei zu sehen sein. Ich denke, als guter Hauswirth lasse ich die besten Schüsseln zuletzt auftragen, und fange mit den schlechtesten an, den neuen Lust- und Trauerspielen von Raupach. Es gibt eine Anzahl Kritiker und Journale, die sich's zum stehenden Artikel gemacht haben, über die Fruchtbarkeit dieses neueren Lopez de Vega unabreißbar zu erstaunen; allein

*) Bericht von Ludwig Rellstab.

Digitized by Google

der sterilste Acker wird Unkraut in Massen tragen, und es kommt daher nicht darauf an, wie viel, sondern was für Früchte Jemand erzeugt. Wenn wir nun auch, was Herr Raupach in den letzten Monaten, ja fast möchten wir sagen Jahren, zu Tage gefördert, nicht eben Unkraut nennen wollen, so sind es doch keineswegs saftvolle Früchte, am wenigsten aber sein letztes Trauerspiel: „Friedrich's Abschied," und sein letztes Lustspiel: „Der Narr seiner Freiheit." Herr Raupach ist mit den Hohenstaufen überhaupt etwas hartherzig umgegangen, am schlimmsten aber mit Kaiser Friedrich Barbarossa, den er unbarmherzig geviertheilt hat, und uns diesen vierten Theil vor drei Wochen glücklich versetzte. Schon das letzte Viertel des Mondes hat etwas Trübseliges, vollends aber dies letzte Kaiserviertel, dem keine Sonne zur Beleuchtung dient, da Apollo weder als Sonnen- noch als Musengott Partenstelle bei dem Werke angenommen hat. Das Publicum wollte auch nichts davon wissen, und obgleich es der Dichter von furia durchsetzte, daß man es drei Mal geben mußte, so wird es damit auch wohl für dieses und alle übrigen Theater sein Bewenden haben. Herr Raupach hat indessen doch auf Dank von unserer Bühne dabei Anspruch zu machen, indem er ihr baare funfzig Thaler erspart hat, dadurch, daß er nur fünf Acte ohne Vorspiel machte. Denn da er actweise bezahlt wird, ist es als eine reine Großmuth zu betrachten, daß er keinen Proleg in Rechnung brachte.

„Der Narr seiner Freiheit" hatte ein eigenes Schicksal. Er wurde die Veranlassung zu einem in den Theaterannalen unerhörten Zwist zwischen Frln. v. Hagn und Mad. Crelinger, aus dem sich jetzt noch eine Menge Processe entsponnen haben sollen. Da diese Geschichte aber bereits durch alle deutschen Blättern gegangen ist, indem sich sogar die politischen Zeitungen derselben brühwarm bemächtigten, so will ich die elegante Welt nicht für so zurück in der Cultur halten, daß sie von diesem Zwiste, welcher so gut wie der zwischen Achill und Agamemnon seinen Homer verdiente, nicht längst die ausführlichste und gründlichste Kenntniß haben sollte. Ich begnüge mich also mit der einfachen historischen Bemerkung, daß der Narr seiner Freiheit, trotz der pikanten Zugabe, welche ihm diese Umstände verliehen, sehr ungesalzen erschien, und man ihn nicht zum zweiten Male aufgetragen hat. Ich will also von diesen Schüsseln auch nichts weiter zu kosten geben, sondern gehe zu einem wahren Ragoût für über, nämlich der Gemäldeausstellung der vom Kunstverein angekauften Gemälde, welche zur Verloosung an die Mitglieder gekommen sind. Diese Lotterie hat gegen die übrigen einen großen Nachtheil, denn dort ist doch das Schlimmste, wovon man betroffen werden kann, eine Niete, hier aber gibt es einige Steafloose. Womit es manche Mitglieder verschuldet haben, daß sie Bilder gewinnen müssen, deren Besitz und Anschauen schon einer recht ansehnlichen Kirchenbuße gleich kommt, wissen wir nicht. Allein gewiß muß die Einrichtung sehr weise sein, daß man auch dergleichen schwarze Loose unter die heitern mischt, denn sonst, dächte ich, würde das Directorium des Vereins milder denken. Schade nur, daß das Loos die Strafe zuertheilt, nicht ein Areopagus strenger Gerechtigkeit. Ich will Ihnen nur einige der schönsten Bilder nennen und schildern. Den Preis gewann sich ein historisches Bild: „Loreley" (die bekannte Sirene des Lurlerfelsen zu St. Goar), von Begas; in der That ein so schönes Bild, daß selbst ein so arger Spötter, wie Ihr Referent, nur mit stiller Ehrfurcht davor stehen konnte. Die zauberische Schöne sitzt auf dem Felsenvorsprunge und eingelt ihr goldenes, reiches Haar, das ihr über die entblößte Brust um den weißen Nacken fällt; der untere Theil des Körpers ist mit einem reichen orientalisch bunten Gewande verhüllt. Das Antlitz drückt Schwermuth und Sehnsucht aus, als vollbringe sie ihre gefährlichen Zauber mit Widerwillen. In der Tiefe strömt der königliche Rhein aus wunderbaren Felsschluchten hervor; auf seinen Wellen treibt ein Boot, in welchem sich ein junger und ein alter Schiffer befinden, welche beide im Anschauen der Zauberjungfrau verloren ihr Schiff verabsäumen, so daß sie vor unsern Augen scheitern. — Ein zweites Bild, ebenfalls von Begas, war mehr in dem idyllischen Charakter gehalten. Es stellte zwei junge Mädchen dar, die, auf der Spitze eines Berges sitzend, in die ferne Landschaft schauen. Ein reizendes Bildchen, welches ich dem Gewinner sehr beneide. Nächstdem entzückte man sich an einem Bilde von Adlhorn, einer sicilianischen Landschaft, das Theater von Taoemina darstellend. Diese drei Stücke waren die Juwelen der Ausstellung. Außerdem sah man noch manches wackere Bild, unter denen ein sterbender Pilger von Holbein, Salvator Rosa unter Räubern, von Schorn, Raphael, wie er die Madonna della Sedia skizzirt von Hopfgarten, eine Winterlandschaft von Achenbach und eine Landschaft und eine Gruppe neapolitanischer Fischer von Blechen die nennenswerthesten sind.

Diese kleine Gemäldeausstellung, zu welcher die Mitglieder des Kunstvereines den Zutritt unentgeltlich hatten, war drei Wochen lang so überaus besucht, daß man vor dem Gedränge der Menschen kaum die Bilder sehen konnte. Nur bei einigen, einer Sakontala und einem Amor (von wem, verschweige ich), fand sich immer ein ansehnlicher leerer Raum, und schien den Satz einiger Naturphilosophen vom horror vacui durch den stärkeren horror picturae zu widerlegen.

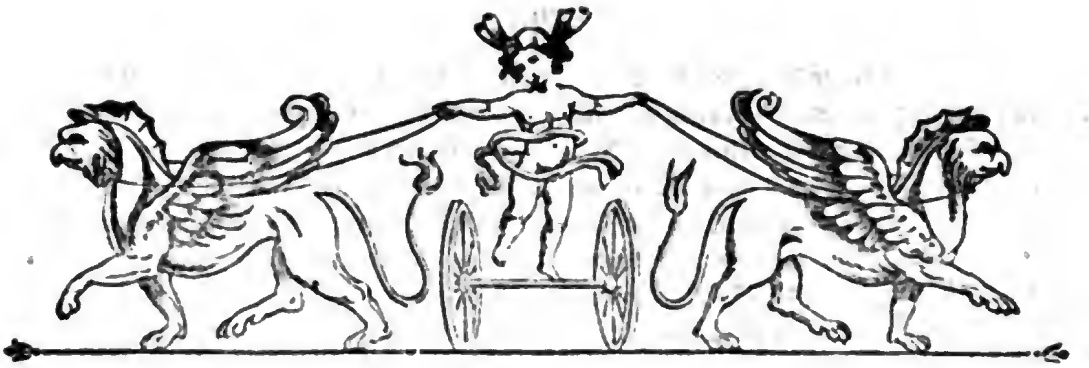
(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Gebackne Jesuiter-Mützen.]

Aus Sondershausen wird mir von einem Hrn. Karl Eduard Schucht ein Buch zugesandt über „Conditorei und feinere Koch- und Einmachekunst in ihrem ganzen Umfange", mit der angelegentlichen Bitte, dasselbe meiner Kritik zu würdigen. Das Zutrauen ist entweder zu sehr oder zu wenig schmeichelhaft. Ich blättere in dem Buche der Süßigkeiten und suche Bitterkeiten. Ich finde einen Artikel: „Jesuiter-Mützen", und bleibe kleben. Wenn ein Philosoph noch heut zu Tage die Frage, ob man den Jesuiten die Kindererziehung anvertrauen dürfe, der Erledigung für bedürftig hält, so kann mich auch wohl bei der Lecture eines Kochbuchs etwas Jesuitenrichterei befallen. Ich wittere also Jesuiten in der Pastete und lese, wie man Jesuiter-Mützen macht: „Man schneide von Blätterteig dreieckige handbreite Blättchen, thue auf diese eine Füllung von Johannisbeer- oder irgend einer andern Gelée, schließe den Teig oben zu, doch so, daß eine kleine Oeffnung bleibt." (Das ist sehr gut, ein Jesuit hält sich immer ein Loch offen.) „Nun mache man drei kleine Hörner an den Teig, damit es einer Jesuiter-Mütze ähnlich werde;" (das ist mir neu, daß Jesuiten nicht blos Hörner aufsetzten, sondern auch trugen) „bestreiche die Figuren mit geschlagenem Ei und bestreue sie mit Zucker." (Das ist sehr gut; ein ächter Jesuit bestreut auch das Gift, das er reicht, mit Zucker.) „Sie müssen bei sehr schwacher Wärme gebacken werden." Das ist wieder neu. Jesuiten in Oenat wurden sonst immer bei sehr scharfer Hitze gebacken. Mögen meine geehrten Leserinnen meine Kritik berichtigen. Ich gebe ihnen hier eine Probe, wie Kritiker über Sachen sprechen müssen, von denen sie nichts verstehen. Der Fall kommt heut zu Tage viel zu oft vor.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 82. — den 26. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

6.

Die Marquise von Créquy vor Bonaparte.

Der Abbé Bourlier kam eines Tages zu mir, um mir ganz unaufgefordert zu sagen, Herr von Talleyrand rathe Jedermann, sich der republicanischen Regierung zu nähern, und von dem ersten Consul eine Audienz zu erbitten, um von ihm die Rückgabe der sequestrirten Waldungen zu erhalten. Ich antwortete ihm, Herr von Talleyrand werde etwas viel Besseres thun, wenn er damit beginne, mir das ehemals von meinem Sohne bewohnte Hotel Créquy, in der Straße Anjou, zurückzugeben, das dieser musterhafte Geistliche sich, zufolge der republicanischen Gesetze zugeeignet hatte, und das er später an den Engländer Crawford verkaufte. Aber der Baron Breteuil, der, nach dem Tode meines Sohnes und meines lieben Enkels, mein nächster Erbe war, wünschte, daß ich an Buonaparte schreiben solle, und ich überwand endlich das unbeschreibliche Widerstreben, welches ich gegen diesen Schritt empfand. Es ist mir aber durchaus unmöglich, mit Worten auszudrücken, was es mich kostete, diesen Brief zu schreiben, oder vielmehr schreiben zu lassen; alles was ich von mir erhalten konnte, war, ihn zu unterzeichnen, denn ich wollte mir nicht allein den Verdruß des Schreibens ersparen, sondern auch den des Durchlesens, und bestand darauf, daß man sich wohl darin der üblichen Formeln bedienen, aber mich durchaus nichts sagen lassen solle, was eine falsche Miene von Unterwürfigkeit haben könne, da ich fest entschlossen sei, nichts zu unterzeichnen, was nicht zu meinem Freimuthe und zu der Würde meines Charakters stimmte. Höflich sollte der Brief sein, aber er sollte kein überflüssiges Compliment enthalten und der Styl desselben, so wie der Inhalt selbst sollten bezeugen, daß ich Gerechtigkeit, aber keine Gunst zu fordern gesonnen sei.

Zwei Tage nach Absendung dieses Briefes meldete man mir den Adjutanten des ersten Consuls — ich habe seinen Namen vergessen — und ich sah einen großen jungen Mann zu mir eintreten, der sich drei Mal tief bis zur Erde verneigte und mir mit dem ehrfurchtsvollsten Ton und Anstand sagte, der erste Consul wünsche mich zu sprechen und erwarte mich am folgenden Tage um 2 Uhr Nachmittags.

Diese Botschaft machte mich ganz bestürzt. Ich antwortete ihm, daß ich sehr alt und sehr schwach sei, aber doch versuchen wolle, dieser Einladung Folge zu leisten, und kaum hatte sich der Adjutant wieder entfernt, als ich eiligst zum Baron Breteuil sandte, um ihn um Rath zu fragen, wie ich mich bei dieser mir gelegten Falle verhalten solle. Er war der Meinung, daß ich diese Einladung des Hauptes der Republik nicht ablehnen dürfe, weil er die confiscirten Waldungen so hübsch wieder zurückgebe, und setzte hinzu, .. habe schon auf ähnliche Weise Frau von Coislin, die er sehr gut behandelt habe, einladen lassen, und auch

Digitized by Google

die Prinzessin von Guémené, die er Ihre Durchlaucht genannt, und gegen die er noch verbindlicher gewesen sei, indem er ihe den Wald von Lorient wiedererstattet habe. Nun muß man aber wissen, daß diese Damen ihren Besuch bei dem ersten Consul, als ein großes Geheimniß bewahrt hatten, und mir nichts im Wege stand, die Sache mit gleicher Discretion zu bewahren. Ich gestehe auch, daß meine Neugierde mit ins Spiel kam, und so wurde denn beschlossen, daß ich zur Audienz bei dem General Bonaparte gehen, aber Niemand etwas davon erfahren solle, selbst nicht Frau v. Motignée und Frau von Montmorency.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren," fuhr Braun fort, „Sie wissen als verständige Männer, daß nicht Jedem gleiche Gaben zuertheilt worden sind. Was dem Einen ein Kinderspiel ist, das droht den Andern schon zu erdrücken. So nun mit dieser Verwandlung. Sie alle wissen, fühlen und empfinden es, daß Sie keine Raupen sind. Dieses Gethier, auch Schlangen und Krebse in einer gewissen Hinsicht, sind die eigentlichen Verwandlungsvirtuosen. Anders ist dies beim Menschengeschlechte. Dies laborirte von vorn herein an einer niederträchtigen, malitiösen Hartnäckigkeit, die ihm sogar das ewige Leben auf Erden gekostet haben soll. Dennoch hat dieser letztere Mißgriff bewiesen, daß ein Herausgehen aus sich selbst so gar unmöglich nicht ist. Der Mensch kann sterben und wird dennoch leben, das heißt, er kann subjectiv todt werden und objectiv fortdauern mit Nachschleppung seiner Subjectivität, zu deutsch, er kann Unsterblichkeit erlangen. Daraus folgt, daß, recht betrachtet, Unsterblichkeit und Gemeingeist nur verschiedene Benennungen ein und derselben Sache sind. Nur der Grad der Verwandlung, der Abwerfung der Subjectivität ist etwas verschieden. — Nun denn, meine Herren, wie es nun Manchen gewaltig schwer ankommt, sich aus seiner irdischen Subjectivität hinaus- und in die himmlische Objectivität hineinzuarbeiten, und Einige dabei ihr Subject wirklich verlieren sollen; so auch auf Erden. Wem das Herausgehen aus sich recht sauer wird, der verliert, oder ist wenigstens in Gefahr, sein volles Subject, sein gemeingeistiges Ich zu verlieren! Hier nun, meine geehrtesten Herren und Freunde, hat die Zeit, die ja für alle Uebel auch Heilmittel zu finden weiß, sogleich ein solches Universalmittel ausfindig gemacht, wovon Sie ein, und ich behaupte, das vollendetste Exemplar in dem hochgeehrten, weltbekannten und weitberühmten Doctor Feingesicht, Geisterfühler Seiner untrüglichen Majestät des neunzehnten Jahrhunderts, vor sich sehen." —

„Dieser unschätzbare Mann hat durch angestrengtes Nachdenken und ein unablässiges Selberbearbeiten des Eiweißbreies in seinem Vorder- und Hinterhaupte, gemeinhin Gehirn benannt, ein Mittel ausfindig gemacht, Subjecte, die zwar aus sich herauszuweichen vermögen, und somit Objecte werden, das Nachziehen der Subjectivität aber nicht zu bewerkstelligen wissen, leicht und ohne große Anstrengung auf die rechte Bahn zu bringen. Eine genaue, anschauliche Auseinandersetzung der Art und Weise dieses Verfahrens werden Sie mir hoffentlich erlassen, da ich selbst zu wenig Geisterfühler bin, um hier so lichtvoll zu sein, daß Sie es sammt und sonders begreifen könnten. Nur so viel muß ich noch bemerken, daß ein solcher Geisterfühler für die Verbreitung des Gemeingeistes dasselbe ist, was für die Unsterblichkeit die Geistesdränger oder Stoßer, die Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, auch Geisterführer, Leiter, Steurer, auch Besteuerer nennen können. Ich überlasse es Ihrer Weisheit, welchen Namen Sie vorziehen wollen, bestimme mich jedoch für meine Wenigkeit für den Letzteren. Und nun, geehrteste Herren und Freunde, eröffnen Sie das Gespräch, nachdem ich zuvor meines etwas langen Vortrags wegen um gütige Nachsicht ersucht habe." —

Bisher hatte sich die ganze Versammlung sehr ruhig verhalten. Doctor Feingesicht lächelte bisweilen und verbeugte sich von Zeit zu Zeit mit dem Kopfe zitternd gegen den Redner. Jetzt stand er auf, ehe noch ein Anderer zum Worte kommen konnte, verneigte sich gegen die Gesellschaft und sprach:

„Die ehrenwerthe Erwähnung meines unbedeutenden Namens in dem höchst geistvollen Vortrage des Herrn Präsidenten scheint eine zarte Aufforderung an mich zu sein, einige Worte über mein Amt und meinen Beruf zu sagen. Im Ganzen muß ich dem Herrn Präsidenten nur beistimmen. Es hat derselbige das innerste Wesen der Zeit tief aufgefaßt und mit ungemeiner Umsicht uns vor Augen gehalten. Nur in Einem Puncte kann ich mit ihm nicht gleicher Meinung sein. Dies ist das Entäußern seiner Subjectivität. Allerdings wird dies von der Zeit gefordert, aber, wie es mir scheint, auf eine Art, die im Grunde mehr zu Erhöhung des eigenen Subjects beiträgt, nur — wohl verstanden — durch das Medium aller Andern."

Digitized by Google

„Dies war auch meine Meinung," sprach Braun.

„Um so mehr muß ich Sie achten und bewundern," versetzte Feingesicht. „Was nun mein eignes Streben und Ringen betrifft, so wird sich dieses am besten durch Beispiele darthun lassen. Angenommen, Herr Braun, der geehrte Herr Präsident, hätte zum Beispiel seine Subjectivität verloren und suchte sie nun im Objecte wieder zu gewinnen, es wäre ihm dies aber nicht möglich und mein Beistand würde verlangt, so würde ich mich, nun geben Sie Acht, meine Herren, in folgender Weise zu ihm verfügen." — Bei diesen Worten stand der Doctor auf und agirte von da an die ganze Art und Weise seiner Heilung. — „Herr Braun, würde ich fragen, mich ihm mit großen majestätischen Schritten nähernd, wobei die Knice immer etwas rundlich gebogen sein müssen, damit nichts Eckiges das Ausströmen der Fühlkraft schwächt, Herr Braun, empfinden Sie irgend einen Schmerz im Hinter- oder Vorderhaupt, im kleinen oder großen Gehirn? Möchte nun seine Antwort immerhin ausfallen, wie sie wollte, auf jeden Fall brächte ich den Zeigefinger meiner linken Hand mit seiner Nasenspitze in Berührung, während ich mit der rechten flachen Hand im Schnellstrich von der Stirn über das behaarte Haupt hinweg bis an den Nacken glitt, meine fragenden Augen scharf auf die Seinigen geheftet. Bemerkte ich auch nur das kleinste Zucken dabei — was hier nicht der Fall ist — so wäre ich gewiß, daß er aus seiner Subjectivität heraus sei. Ein zweimaliges scharfes Anlegen der rechten Handfläche an die linke Wange würde ihn schnell zur Besinnung bringen. Seine Subjectivität würde rege in ihm, er fuhr' auf, schlüg' nach mir, und es wäre notorisch bewiesen, daß er nicht blos Object, auch nicht objectives Subject, sondern ein subjectivirtes Object, das heißt, ein im Gemeingeist handelndes, selbstkräftiges Individuum sei, und die Heilung wäre durch ein handliches und geistiges Befühlen zugleich trefflich vor sich gegangen." —

„Dies, geehrteste Herren, ist jedoch nur eine ganz einfache Heilung. Die complicirtere ist weit schwieriger, bedarf langer, angestrengter Operationen und kann Ihnen vorläufig beispielsweise von mir nicht verdeutlicht werden. Bemerken jedoch will ich, worin sich eine lebhafte Trennung der Subjectivität vom Objecte, also der eigentlichen Individualität vom objectivirten Individuum kund gibt. Meistentheils, ja ich kann sogar behaupten immer, wird der so getrennte Mensch von einem lästigen Geschöpf begleitet, das an und für sich ein unschuldiges, echt thierliches Aussehen haben kann, im Grunde aber nichts ist, als die Individualität, die in das objectiv gewordene Subject wieder hinein will und durch dieses beständige Umschwärmen besagtem Menschen höchst beschwerlich fallen kann."

In diesem Augenblicke vernahmen Alle, da eine vollständige Stille herrschte, ein lautes Summen, und sogleich bezeigte mein mir zur Seite sitzender Freund eine lebhafte Unruhe, die sich im nächsten Momente so gewaltig steigerte, daß er sich selbst vergaß und laut und heftig ausrief: „Ja, wahrhaftig, es ist die verfluchte Bestie!"

Sie können sich denken, daß dieser Ausruf allgemeine Sensation erregte. Jeder sah seinen Nachbar, dann sich selber und zuletzt meinen in sich vertieften Freund an, vor dem eine Fliege langsam auf- und abspazierte.

„Aha, ich merke schon!" sprach Feingesicht, indem er wieder aufstand und sich hinter den Stuhl meines Freundes stellte. Er zog die Brille vor, reinigte sie vom Staube und setzte sie gravitätisch auf seine Nase. „Richtig," sagte er, „hier kommt ein verscheuchtes Individuum. Lassen Sie mich's doch betrachten und geistig befühlen. Das Thierchen scheint behender Natur zu sein, aber nicht im mindesten malitiös, will sagen bösartig."

„Eine verdammte Canaille ist's, Herr Doctor," platzte Leopold heftig heraus, „und wenn ich Ihnen rathen soll, so befassen Sie sich nicht mit dem Geschmeiß, es hat eine wahre Klettennatur."

Feingesicht aber war nicht der Mann, der sich vor einer Fliege fürchtete, selbst wenn sie ein seinen wahren Körper suchendes Individuum gewesen wäre. Er hatte daher bereits seinen Finger ausgestreckt und das Thier heraufgelockt. Leise näherte er es seinem wie durch geborgte Katzenaugen spähenden Gesichte, betrachtete es aufmerksam und sagte, wichtig mit dem Kopfe nickend: „Ja, es ist wirklich eine Fliege. So viel hab' ich glücklich heraus."

„Das hätten Sie kürzer haben können," versetzte Leopold. „Eine Fliegengestalt hat die Canaille freilich, was für ein Dämon aber in dem Balge steckt, mag Gott wissen. Ich für meinen Theil meine und behaupte, es ist der Teufel, der sich nun einmal auf mich versessen hat."

„Nein," sagte Feingesicht und ließ das Insect fliegen, das sich sogleich auf Leopold's Stirn setzte, „der Teufel ist es zuverlässig nicht. Dem widersprechen Erfahrung und Geschichte. Teufel nehmen keine Fliegengestalt an."

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[„Bürgerlich und Romantisch" und „die Fürstenbraut."]

Aus dem Bilderbuche schlendere ich wieder ein wenig in das Theater und zwar ins Leipzigstädter, um, ich weiß nicht, ob zum zwanzigsten oder dreißigsten Male, Reitter's mensch[illegible]sammelnde Posse: „Zu ebener Erde und im ersten Stock" zu sehen. Doch halt, fast hätte ich mich so verlaufen, daß ich mich mit der ganzen Sundfluth nicht wieder rein waschen könnte, nicht zum dreißigsten Male sah ich das Stück, sondern ich sah es nur, als es zum dreißigsten Male gegeben wurde. Ich setze so viel Vertrauen in die feine Bildung Leipzigs, daß es nächst dem Wallenstein und der Iphigenia auch dieses Werk unter seinen Meßartikeln führen wird, weshalb ich denn weiter nichts davon sagen kann und will, sondern alles der eigenen Kraft dieses unsterblichen Kunstwerks und der eigenen Anschauung der Leipziger überlassen will. Von meinen berliner Landsleuten kann ich aber rühmen, daß nächst dem Eckenstieber Kante dieses Kunstwerk vom ersten Stock den ersten Rang bei ihnen einnimmt.

Nicht dasselbe kann man von der Oper „Aurora" des Capellmeisters Glöser sagen, welche nicht die Morgenröthe einer neuen Kunstsonne zu sein scheint, und überhaupt nur die Aehnlichkeit mit der Morgenröthe hatte, daß einem dabei durchaus nicht warm werden wollte. Ein ganz andere Notis töten, welche das Theater brachte, nem das Gastspiel einer schönen wohlredenden Demoiselle Hoffmann aus Dresden, und einige ähnliche Intermezzos, haben den Cours seiner Actien weder verbessert noch verschlimmert, und bleiben daher auch der eleganten Welt ziemlich gleichgültig.

Mehr Antheil nimmt sie, denn ich, an einigen Erscheinungen auf der königlichen Bühne. Diesmal sind es drei ganz artige Lustspiele, von welchen jedes nachfolgende besser als das vorhergehende war, die wirklich einen zahlreichern Kreis von Verehrern unter dem eleganteren Publicum Berlins gefunden haben. Das erste ist von Bauernfeld: „Bürgerlich und romantisch," welches allerlei anmuthige Zustände mit Geschick entfaltet und einen muntern Dialog, reichlich mit Witzworten ausgestattet, nicht abreißen läßt. Die Charaktere sind allerdings bisweilen ein wenig romantisch, d. h. der feste Boden der Wirklichkeit geht ihnen ab; allein auf der andern Seite erkennt man doch einen recht geübten Lebensblick darin, welcher menschliche Zustände wohl zu beurtheilen und aufzufassen weiß. So tröstet man sich denn leicht darüber, daß Stoff und Inhalt der Begebenheit nichts sonderlich Neues bieten.

Das zweite Lustspiel hat auf sächsischem Boden gekeimt, ist auf dem unserigen aber sehr wohl gediehen. Es ist die „Fürstenbraut," wie man sagt von einer Fürstin, die Ihnen näher steht als uns selbst, verfaßt. Das Stück hat besonders in Beziehung auf die Entwickelung weiblicher Charaktere viel Verdienstliches; die Verhältnisse der vornehmen Welt sind in ihrer äußerlichen Gestaltung fein und treu gezeichnet, auch in Beziehung auf die Fabel zieht Manches lebhaft an; jedoch glauben wir, daß das Stück besser in drei als in fünf Acten sich ausnehmen und einen ungleich größern Erfolg haben würde, wenn man einige lange Gespräche verkürzte, einiges Beiwerk wegließe, und einige schwer zu rechtfertigende Züge in den Charakteren milderte. Dieser Mängel ungeachtet nimmt das Stück die Theilnahme der Hörer sehr in Anspruch; besonders ersilich die Classe derjenigen, die, statt der weichen Sentimentalität einer gewissen Periode des vorigen Jahrhunderts, die Sentimentalität des Edelmuths, wenn man uns diesen Ausdruck gestatten will, gesetzt und sich ihrer Zahne zugewendet haben. Es ist mehr ein sittliches als ein künstlerisches Interesse, welches hier die Zuschauer fesselt. Eine Fürstin, die sich allen den Opfern, Leiden, Anstrengungen einer Fürstenbraut (d. h. einer solchen, deren Schicksal ganz durch die Verhältnisse bestimmt wird, ohne daß man ihr Herz befragt) mit wahrer Resignation unterzieht, nachmals aber der Kälte, der Treulosigkeit, der unwürdigen Begegnung nur Weichlichkeit und Grimmuth entgegensetzt, — und eine solche Fürstin von einer wirklichen Fürstin geschildert — das ist allerdings ein Gegenstand, der durch sich selbst ansprechen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Maitresses und Deputirte zu hohen Preisen.]

Im Théâtre du Vaudeville wurde kürzlich ein neues Stück unter dem Titel: Deux Maîtresses gegeben. Arnets, der Verfasser, stellt zwei junge Leute auf, von denen der eine ein gewöhnliches leichtes Mädchen (une grisette), der andere eine vornehme und reiche Dame zur Geliebten hat. Der Erstere befindet sich wohl dabei und gibt nicht mehr Geld aus, als seine Börse verträgt, der Andere wird in tausend Ausgaben verwickelt und ruinirt sich, bis endlich die Heirath ihn rettet. Der Witz und die moralische Wahrheit, die in dieser Aufgabe liegt, sichern dem Stücke einen schönen Erfolg.

Ein politisches Seitenstück zu diesem Vaudeville ist folgende Anekdote:

„Sire," fragte Talleyrand den König Ludwig XVIII., „werden die Deputirten besoldet werden?" „Nicht doch," erwiederte der König, „es ist an der Ehre genug, sein Land zu vertreten. Sie werden unentgeltlich fungiren." „Unentgeltlich!" grinste der Minister. „Dann werden sie noch weit mehr kosten." 6.

[Parceque und quoique.]

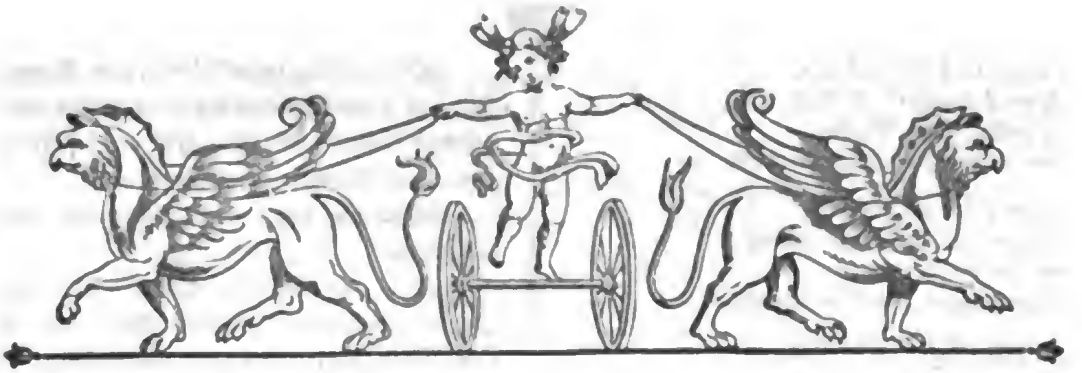
Die Anhänger des Justemilieu theilen sich in Frankreich in die Parteien der parcequeu und quoiques; beide sind von zwei verschiedenen Seiten der die Stutzen Louis Philipp's. Mrs. Trollope erzählt hierüber Folgendes. Ein Legitimer im Princip, aber ein Justemilieu in der Praxis sagte in einer Gesellschaft: „Karl X. hat die Krone niedergelegt, die sein unbezweifeltes Recht war. Der nächste Thronfolger ebenfalls. Das Land war nicht in dem Zustande, durch ein Kind regiert werden zu können; was blieb uns daher übrig, als einen König von demselben Geschlecht zu nehmen, welches seit vielen Jahrhunderten den Thron Frankreichs einnahm, Louis Philippe est roi, parcequ'il est Bourbon." — „Entschuldigen Sie," erwiederte ein Anderer, der, wenn es, ohne die Ruhe des Landes zu stören, möglich wäre, eine Wahlmonarchie vorziehen würde — „entschuldigen Sie, mein Freund, Louis Philippe est roi quoiqu'il est Bourbon." — Auf diesen beiden Parteien beruht die gegenwärtige Regierung Frankreichs.

[Die Seherin von Ostheim.]

Unser Correspondent in Mainz sprach in seinem letzten Berichte von einer somnambülen Prophetin in dortiger Umgegend. Dieses kranthafte Mädchen lebt im Canton Ostheim in der Provinz Rheinhessen. Dreiundzwanzig Stunden liegt sie täglich in einem todtähnlichen Schlafe, dann beginnt ihre prophetische Ekstase. Sie spricht unter anderem viel von den fremden Kriegsheeren, die sie im J. 1840 am Rhein versammelt sieht.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 83. — den 28. April 1836.

Redacteur: Dr. F. O. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Nun, was ist es denn sonst, Sie großer Geisterfühler?" fuhr ungeduldig Leopold auf. „Meine Seele, mein abgeschmacktes Ich soll's doch wohl nicht sein? Vor der Hand wenigstens fühle ich mich noch ganz und gar in mir."

„Aber ein wenig unruhig, nicht wahr?" versetzte Feingesicht, die Lippe aufwerfend. „Hm!"

„Wild bin ich, zuweilen ganz verdammt wild," sagte mein Freund, „und die geehrte Gesellschaft wird noch das ganz eigene Vergnügen haben, dereinst einen Wüthenden, Verrückten unter ihre Mitglieder zu zählen."

„Ganz gewiß," sagte der Doctor. „Ich wünschte dann nur noch hier zugegen zu sein."

„Was zum Teufel," versetzte Leopold und sprang auf, „wollen Sie mich beleidigen, Herr?"

„Beleidigen, Herr? Nein, gewiß nicht, aber wüthend möchte ich Sie schon sehen. Der Anblick würde reizend sein, mich über die Maßen erfreuen und könnte ein Gegenstand eifrigen Forschens werden. Meine Wissenschaft würde ungemein dabei gewinnen."

Die große, fast abschreckende Ruhe des Doctors contrastirte so ungeheuer und doch dabei komisch mit der immer mehr überhand nehmenden Erbitterung Leopold's, daß es einen nicht üblen Gegenstand für einen Maler abgegeben haben würde, den selbstgefälligen kalten Doctor mit der großen Brille auf der Nase, angethan mit seinem barocken Kleide, daneben den vor Wuth knirschenden Leopold und um den Tisch die verschiedenen immer eins mehr als das andere mit unterdrücktem Lachen kämpfenden Gesichter der Versammelten darzustellen.

Endlich brach Leopold los und war nahe daran, den Doctor zu fassen, als sich im Nebenzimmer eine Harfe hören ließ, zu der gleich darauf eine Stimme folgende Strophen sang:

Warum sollt' ich nicht noch lachen,
Wenn der Schmerz mir Thränen schenkt,
Nur pikanter wird sich's machen,
Lust und Leid so bunt verschränkt.

Hab's in meinem ganzen Leben
Immer so erprobt geseh'n:
Wer dem Scherze sich ergeben,
Sah in Angst ich fürder geh'n.

Warum sollt' ich mich drum grämen,
Daß ich nicht ich selber bin?
Niemand braucht sich toll zu schämen,
Wenn er toll schon ist im Sinn.

O, wie kommen dann die Kleinen,
Bringen Blumen mir zum Fest,
Lustig lach' ich in mein Weinen,
Und das steht mir allerbest!

Digitized by Google

Vater, ruft das Kind in Locken,
Hast wohl Hunger? iß Dich satt.
Und die größre seiner Brocken
Bricht es mit dem Händchen matt.

Hm! da tanz' ich mit der Leier
Frisch und frei die Weise entlang.
Für 'nen rothen Kupferdreier
Hört man gern 'nen Narr'ngesang.

Warum soll' ich da nicht lachen?
Bringt es mir ja doch Gewinn.
's ist das Best an meinen Sachen,
Daß ich nicht ich selber bin.

Die Gesellschaft ward durch diesen so seltsamen als schreckhaften Gesang etwas außer Fassung gebracht. Auf Leopold hatte er aber die Wirkung, ihn zu sich selber zu bringen und zu besänftigen. Mich ergriff er mit unbeschreiblicher Gewalt. Eilends stand ich auf und trat nach der Beendigung des Gesanges in das gewöhnliche Gastzimmer, allein der unbekannte Sänger war schon wieder fort und bereits aus dem Hause. Mir blieb kein Zweifel, daß es ein und dieselbe Person mit dem Unbekannten in der vergangenen Nacht sei. Doch sagte ich nichts und kehrte zur Gesellschaft zurück.

Diese fand ich wieder in voller Thätigkeit. Niemand achtete auf mich, außer Braun, der lächelnd fragte, ob ich den Haefner gesehen habe? Auf meine verneinende Antwort und die Frage, ob er ihn kenne, winkte er mir Schweigen zu und sprach: „Laß es nur!" —

Unterdessen waren Feingesicht und mein Freund in ein tiefes und lebhaftes Gespräch mit einander gerathen. „Glauben Sie mir," sagte Leopold, „es ist durchaus ein und dasselbe Thier, das mich nun schon seit mehr als vierzehn Tagen martert, mich überall hinbegleitet und kaum des Nachts Ruhe läßt. Namentlich geradezu des Teufels ist es, wenn ich Schriften und Bücher lese, die sich gegen die Thorheiten unserer Zeit etwas stark erklären. Na, da sehen Sie das vermaledeite Thier! Wie es sich aufbläst, brummt und summt und — fort, verfluchte Bestie! — meine Nase soll nun einmal nicht Dein Thron sein."

„Alles in der Ordnung," versetzte Feingesicht. „Man kann es nicht besser wünschen."

„Herr Doctor," sagte Leopold indignirt, „ich muß Ihnen durchaus bemerklich machen, daß hier gar nichts in der Ordnung ist, indem ich es ganz entsetzlich außer der Ordnung finde, wenn eine nichtsnutzige Fliege den Verstand eines denkenden Mannes bewältigt."

„Sehr richtig bemerkt!" sprach Feingesicht. „Die Fliege ist schlank gewachsen und in bestem Ebenmaße. Eine wahrhaft classische Fliege! Fast griechischer Schnitt — ungemein edle Bauart — feinster Styl!"

Braun ging hastig ins Nebenzimmer, um sich auslachen zu können.

„Und Sie bemerkten genau," fuhr der Doctor fort, „daß sie immer von derselben Größe und Gestalt blieb? Oder nahm sie zuweilen eine andere Form an? Sah sie unsauber aus, verdrießlich? Trug sie den Rüssel nicht immer anständig, wie die Damen ihren Fächer, oder zeigte sich eine Art von Bart an demselben?"

„Nein, nein, nein!" betheuerte mein Freund, „das Thier ist sich immer gleich geblieben, und damit ich nur weiß, ob es ein und dasselbe ist, habe ich ihren braunschwarzen Sattel mit einem Kreuz von rother Tinte bezeichnet. Sie können nachsehen."

Der Doctor betrachtete das Insect genau, das eben wieder auf Leopold's Nase Platz genommen hatte, und fand richtig das Kreuz von rother Tinte. Auch andere Mitglieder der Gesellschaft wurden neugierig und nahmen das seltsame Thier in Augenschein.

„Nun," sprach Feingesicht, „geben Sie sich zufrieden. Die Sachen stehen nicht ganz schlecht. Allerdings ist ein Wuth- oder Tollausbruch bei Ihnen nicht unmöglich, ja ich möchte ihn aus Liebe zur Wissenschaft sogar wünschen; da Sie jedoch so große Abneigung gegen ein so erhebendes Schauspiel, als ein toller Mensch darbietet, zeigen, so will ich aus Liebe zu Ihnen diesen Wunsch in mir unterdrücken. Sie wissen, jeder Mensch hat seine Eigenheiten und Lieblingsbeschäftigungen, und ich bin nun einmal ein Freund von Tollen, weil ich an solchen eben meine ganze Geisterfühlkraft beweisen kann. Ja ich würde nichts dawider haben, mich selbst toll zu sehen."

„Genug des Geschwätzes!" fiel Leopold ein. „Halten Sie es mit den Tollen oder den Ruhigen, mir gilt es gleich; doch sagen Sie mir, ob Sie sich getrauen, mich von diesem Ungeziefer zu befreien!"

„Jedenfalls! Getrauen! Was halten Sie von mir? Nur wird es nicht schnell und auf ein Mal geschehen können. Ich besuche Sie nächstens, vielleicht schon morgen, bespreche mich mit Ihnen, beobachte dabei das belästigende Thier, um seinen Geist genau kennen zu lernen, und wenn ich ihn genugsam erprobt habe, schreiten wir zur Beschwörung. Denn diese Race muß durchaus beschworen werden. Das bloße Streichen und Tangiren ohne eigentlich körperliche Berüh-

Digitized by Google

rung ist nicht ausreichend, oder wenigstens sehr unsicher und dabei entsetzlich langweilig. Auch kann man selbst nichts dabei lernen. Dagegen sollen Sie Wunderdinge bei der eigentlichen Beschwörung erblicken, und Sie werden sich sogar noch glücklich preisen, in diese so seltene, höchst interessante Lage gekommen zu sein. Nur sehr geistreiche Menschen, muß ich Ihnen bemerken, können dieser sonderbaren Thiergesellschaft unterworfen werden. Immer ist es daher ein sicheres Anzeichen, daß sie zu großen Dingen bestimmt sind, gleichsam zu Schöpfern einer neuen Zeit —"

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

6.

Die Marquise von Créquy vor Bonaparte.

(Fortsetzung.)

Es war am 12. November, das Consulat war nach den Tuilerien verlegt worden, und das arme Schloß kam mir schrecklich entwürdigt und ganz trübselig vor. Ich hatte mich in einer Sänfte hintragen und wie Mascarill in Molières Lustspiel vor der Thür des letzten Saales niedersetzen lassen. Aus Mangel einer Robe, wie man sie sonst getragen haben würde, oder sie heut zu Tage trägt, hatte ich meinen gewöhnlichen Anzug beibehalten, das heißt, einen Rock und einen offenen Oberrock von braunem Taffet, mit einer Mantille von gleicher Farbe. Man meldete dem ersten Consul die Bürgerin Créquy, und da stand ich nun unter vier Augen dem Beherrscher der Pyramiden gegenüber. Er sah mich ein oder zwei Minuten mit einem Ernste an, der endlich in einen falschen Anflug von Rührung überging, und redete mich dann mit einem Ausdrucke an, den ich beinahe kindlich nennen möchte. — „Ich habe gewünscht, Sie zu sehen, Frau Marschallin" —

Doch augenblicklich setzte er mit einer vornehm seinsollenden und ziemlich impertinenten Miene hinzu:

„Ich habe Sie sehen wollen. Sie sind 100 Jahr alt?"

„Nicht ganz, aber beinahe."

„Wie alt sind Sie denn?"

Mich kam die Lust an, über diese Art von Ausfragen und vorzüglich über die gebieterische Form derselben, zu lachen.

„Mein Herr," antwortete ich ihm lächelnd — wie man ach! in meinem Alter noch zu lächeln vermag! Vielleicht bemerkte er auch nicht einmal, daß ich lächelte! — „ich kann Ihnen nicht genau sagen, wie alt ich bin. Ich bin in einem Schlosse in Maine geboren —"

„Ach ja," sagte er, und fiel mir schnell ins Wort, „zu Ihrer Zeit wurden die Register des Civil-Etat schlecht geführt und es gab selbst in manchen Gegenden gar keine."

Und nun fuhr er so trocken wie eine Gerichtsperson in dieser Art von Verhör fort. „Wo wohnen Sie?" fragte er.

„Im Hotel Créquy."

„Ei Teufel! und in welchem Viertel?"

Ich konnte mir diesen Einfall, mich, die ich ja gegenwärtig war, so genau nach meiner Wohnung auszufragen, gar nicht erklären, aber man hat mir später gesagt, daß er diese Art von Neugierde gegen Jeden zeigte, und dann wird man auch sehen, daß er, um mich so ad rem zum Antworten zu nöthigen, eine kleine politische Ursache hatte. Ich sagte ihm, daß ich in der Straße Grenelle, in dem ehemaligen Hotel Fenquières wohne.

„In der Straße Grenelle — da haben Sie vorgestern in Ihrem Viertel Lärm gehabt. Haben Sie sich gefürchtet? Er wurde durch den Preis des Brotes veranlaßt. — Die Insurgenten waren, wie man mir gesagt hat, nicht zahlreich, und ich habe keine Notiz davon genommen. — Unter meiner Regierung wird kein Aufstand mehr möglich sein! Kein ernster will ich sagen — etwas Geschrei mag hier und da noch laut werden; aber Frankreich ist zufrieden und glücklich. Man muß sich darüber nicht täuschen; einiges Gekreisch zeugt nicht von allgemeiner Unzufriedenheit. Das Glück macht keinen Straßenlärm; eine Hand voll Mißvergnügter oder Uebelwollender sieht zuweilen nach Etwas aus, aber es ist Nichts. Ist das nicht wahr?"

„Gewiß! drei schreiende Weiber machen mehr Lärm als tausend schweigende Männer."

„Was Sie da sagen, ist sehr gut gesagt — wissen Sie, daß es sehr gut gesagt ist?" —

Ich antwortete ihm leise: „Sie sind sehr gütig, mein Herr."

„Sie kennen den Prinzen von B..... — was halten Sie von ihm?"

„Sie legen mir da eine schwierige Frage sehr geradezu vor, mein Herr; doch kann sie mich glücklicherweise nicht verlegen machen; ich kenne ihn zu wenig, um viel von ihm halten zu können."

„Man hatte ihn mir sehr gerühmt, doch ohne Grund. Wenn er ein Weiser ist, so ist er sehr närrisch."

„Wenn er ein Narr ist," antwortete ich, „so ist er sehr weise."

Sollte man es glauben, daß er sich einfallen ließ, mir hier ganz unumwunden und mit einer Art von militairischer Protectionsmiene zu antworten: „Sie besitzen eben so viel Klugheit als Verstand." (D. B. f.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Eduard Devrient's „Gunst des Augenblicks."]

Das dritte der erwähnten Lustspiele, in seiner Weise von gleichem, ja vielleicht noch höherem Werth, rührt von unserem vortrefflichen Schauspieler Eduard Devrient her. Es heißt: „Die Gunst des Augenblicks," doch hat dieser Titel keinen Bezug auf das Schiller'sche Gedicht. Zuvor Einiges über den Verfasser. Hr. Devrient ist als darstellender Künstler noch fast gar nicht oder doch viel zu wenig in Deutschland bekannt. Man nennt fast nur seine Bruder und namentlich seinen Bruder Emil; allerdings ein sehr gewandter, höchst achtbarer Künstler, aber doch an Feinheit, Einsicht, Sauberkeit in der Ausführung, wenn wir so sagen dürfen, lange nicht so bedeutend wie unser Stadtgenosse. Allein derselbe kann nicht so gekannt sein, weil er erst seit ganz kurzer Zeit bei uns wahrhaft gewürdigt wird. Bisher fast nur in der Oper beschäftigt, wo man ihn als schauspielenden Sänger schätzte, ist er erst seit zwei Jahren aus dieser Wirksamkeit meist ganz zurückgetreten, und alsdann dauert es lange, ehe ein neuer Cyklus von Rollen für einen Künstler gebildet wird. Nun aber geht er mit jeder neuen Beschäftigung einen wichtigen Schritt in seiner Ausbildung und in der Anerkennung des Publicums vorwärts, und wir müssen in der That behaupten, daß er für sein individuelles Fach, Rollen mit feinerer Charakteristik, die keinen großen Kraftaufwand fordern, in Deutschland, mit Ausnahme Seydelmann's, unsers Wissens keinen Meister, und kaum einige Nebenbuhler hat. Solche Rollen aber gibt es wenige, und der Künstler fühlte daher das Bedürfniß, sie sich zu schaffen. Aus dieser Ansicht heraus ist seine Thätigkeit als dramatischer Schriftsteller entstanden. So sehen wir sein „grauch Männlein", im Fach der Oper seine „Kirmeß" und den „Zigeuner", und jetzt die „Gunst des Augenblicks." Das Komische dieses Stücks besteht darin, daß diese Gunst eben immer verscherzt wird, bis sie sich endlich gewissermaßen, aber großmüthig, rächt und dem ungeschickt Widerstrebenden, der sie nie zu benutzen wußte, ihre Gaben förmlich aufzwingt. Der Hauptcharakter ist ein junger, gebildeter, ernster Mann, Landrath Brückner, der jedoch einem Mädchen gegenüber, das er liebt, ungeschickt, zaghaft, verwirrt, argwöhnisch wird, ihre innere Neigung zu ihm nicht zu erkennen wagt, und dabei das Unglück hat, wenn er endlich einen Anlauf nimmt, um zu gestehen und zu werben, gewiß jedesmal bald zufällig, bald aus eigner Unachtsamkeit eine Lächerlichkeit zu begehen. So behält er bei dem Anfang eines Liebesgesprächs seinen Hut in der Zerstreuung auf, bei einem zweiten fällt er, als er einen Blumenstrauß überreichen will, über eine Fußbank und reißt sich dabei ein Loch in die Beinkleider — freilich eine höchst klägliche Position der Geliebten gegenüber — ein drittes Mal lassen ihn die Umstände lächerlich erscheinen, — endlich aber packen ihn diese, stoßen ihn in die tiefste Fallgrube des Komischen hinein, aber die Geliebte mit ihm, und so finden sich beide zusammen, um sich zu erkennen und nicht wieder zu trennen. — Gewiß ein allerliebster Vorwurf zu einem Lustspiel; dabei dankbar für seine Darsteller, und namentlich was den weiblichen Hauptcharakter anlangt, eine sehr graziöse Aufgabe, die Fräulein von Hagn bei uns mit eben so eleganter Meisterschaft löst, wie Devrient die seinige, den Landrath, mit psychologischer Einsicht und sicherer Beherrschung aller künstlerischen Mittel, wodurch eine Idee dieser Art auf der Bühne verwirklicht wird.

Ich habe alle unsre theatralischen Zustände abgehandelt, und kann nun zu andern, die sich auf dem großen Welttheater des Lebens ereignet haben und alle Gemüther erfüllen, übergehen. Ich brauche aber dazu ein Motto:

„Laßt uns erst nach Paris und London kommen, wo man Ohrfeigen einhandelt, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes belegt."

Schiller's Räuber.

Nunmehr erzähle ich folgende Geschichtchen, die sich von Mund zu Munde in unsere Stadt umherwälzen:

Vor einiger Zeit (die Zeitungen haben damals viel davon gesprochen) erzählte man, ein Officier sei unter den Linden spazieren gegangen, habe dort einen Streit mit einem Herrn in Civilkleidern bekommen, sich aber geweigert, ihm Genugthuung zu geben, unter dem Vorgeben, daß ein Officier sich nicht mit einem Manne des Civilstandes schlage. Hierauf habe sogleich der nicht uniformirte Ehrenmann den abgekürzten Geschäftsgang eingeschlagen, nämlich dem Uniformirten den Säbel abgenommen und zerbrochen vor die Füße geworfen. Wahrscheinlich oder nicht, glaubwürdig oder nicht — darauf kam es nicht an, kurz man erzählte die Geschichte weiter, und nannte schon Officier und Regiment *). — Dies ist das erste Capitel. (D. F. f.)

Notiz.

[Wie die Franzosen Volkslieder übersetzen.]

Lewald, der in seinem trefflichen Werke über Tyrol sich das Verdienst erworben hat, einige der besten tyroler Volkslieder nebst ihren Melodien mitzutheilen, gibt unter andern auch folgendes „Schnodahupferl":

Lustig und akert'
's weiß kein Mensch, wie lang's wöhrt,
Wöhrt's wie lang es da wöll,
Und kein Mensch kommt in d'Höll!

Geh weg von mein Fenster,
Hör' auf zu singa!
Wenn's D'mein rechter Bua wärst,
Wärst schon lang herinna!

Wenn Sonn' und Mond steht,
Und kein Wind mehr geht,
Und der Bach aufwärts rinnt,
So lieb' i Di g'schwind!

Dies übersetzte Marcel de Serres auf folgende trostlos prosaische Weise, davon abgesehen, daß er im letzten Couplet gerade das Gegentheil sagt.

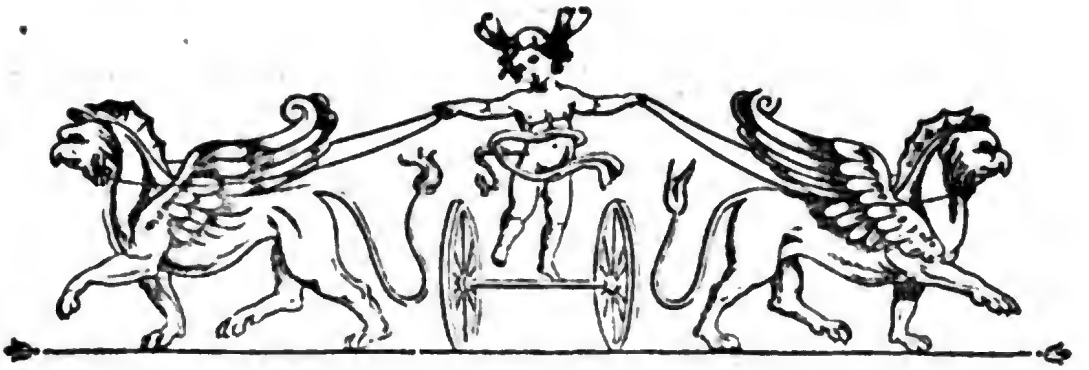
Ami, le plaisir t'appelle, livre-toi à la gaîté;
Profite de l'instant, sais-tu combien dure la joie?
Ne crains rien!
Les dieux punissent-ils d'innocens plaisirs?

Pourquoi sous ma fenêtre discrète,
Soupires-tu plaintive romance?
Si tu étais l'amant de mon coeur,
Serais-tu loin de tou amie?

Dès que le soleil dore la cime des monts.
Que le vent agite la feuillée,
Que le ruisseau descend dans la prairie,
Mon coeur palpite et c'est pour toi!

*) Diese Geschichte wurde, als erlogen, bereits in Zeitungen widerrufen. D. Red.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 84. — den 29. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

6.

Die Marquise von Créquy vor Bonaparte.

(Beschluß.)

Wie gefällt Ihnen diese abgeschmackte Bemerkung über meine Klugheit und meinen Verstand? — Mir, der vertrautesten Freundin des Herrn von Penthièvre und der Frau von Marsan, mir glaubte er mit einer Protectionsmiene zusichern zu dürfen, daß ich Verstand besitze! Der arme Soldat kannte wahrscheinlich nicht einmal die Namen der erlauchten Personen, mit denen ich, in demselben Schlosse, in dem er jezt hauste, als sei es das seinige, mein Leben zugebracht hatte! Herbe Gedanken fuhren mir durch den Sinn — aber ich ließ sie nicht in mir aufkommen. — Hast Du Dich, sagte ich mir selbst, einmal dazu entschließen können, hierher zu gehen, so denke jezt nur an Deine Waldungen — verjage die Schlange, die Dich versucht! —

Da es sehr regnerisches, kaltes und stürmisches Wetter war, bezeugte er mir sein Bedauern, mich an diesem Tage zum Ausgehen veranlaßt zu haben. „Wir sehen oft eine Frau, die mit Ihnen verwandt ist," sagte er mir.

„Wer wäre denn das?" erwiederte ich erstaunt und in einem Tone, dessen Familiarität er nicht bemerkte.

„Frau von Miranda!" sagte er mit einem Tone, als hätte er eine sehr wichtige Nachricht zur Welt gebracht.

„Ich wüßte nicht, daß wir mit einander verwandt wären; ich bin in Spanien Herzogin von Miranda, und das hat Sie vielleicht zu diesem Irrthume verleitet."

Hier sah der erste Consul so zornig aus, daß es mir leid that, so viel gesagt zu haben, da mir diese Gascogneric im Grunde ganz gleichgültig war.

„Sie haben noch Ludwig den Vierzehnten gesehen," fuhr er mit erhobener Stimme und, man könnte sagen, wie begeistert fort: „Haben Sie auch Peter den Großen gesehen, Frau Marschallin?"

„Diese Ehre ist mir nicht zu Theil geworden; ich war damals in meiner Provinz."

„Ich weiß, daß Sie eine Freundin des Cardinals von Fleury gewesen sind: ist es wahr, daß er hoffte, Ludwig dem Funfzehnten die Kaiserkrone zu verschaffen? Hat Ludwig der Funfzehnte wirklich Aussicht gehabt, zum Kaiser erwählt zu werden?"

„Ja, General, und man glaubte, daß die Sache unfehlbar gelungen sein würde, wenn der König von Preußen sie nicht hintertrieben hätte, und nie hat es der Herr Cardinal diesem vergeben, daß er das dem Könige gegebene Wort zu brechen wagte."

„Friedrich war einsichtsvoller als Fleury, aber nicht schlauer als dieser; der alte Fleury war schlau! — Haben Sie durch die revolutionnairen Gesetze Schaden erlitten?" fragte er mich dann, indem er eine trockene und zerstreute Miene annahm. Er hätte sich gern, wie ich glaube, die

Digitized by Google

Langeweile erspart gesehen, eine lange Klage anhören zu müssen; auch faßte ich mich so kurz als möglich und kam schnell auf den Wald von Vareilles und von St. Pol *). Er antwortete mir ziemlich unpassend, denn er beantwortete mehr seine eigenen augenblicklichen Gedanken als meine Worte: „Zur Zeit einer Revolution Gutes thun wollen, heißt am Ufer des Meeres in den Sand schreiben. Was der Wind nicht verweht, verschütten die Wellen."

(Hier finden sich im Manuscripte einige ganz verwitterte und unleserliche Zeilen.)

— — „Vielleicht im Jahre 1718." —

„In diesem Jahre wurde Aguesseau verbannt," sagte Bonaparte. — „Haben Sie den Canzler Aguesseau gekannt, Madame?"

„Ich habe ihn einige Male gesehen, General; er war der Freund meines Schwiegervaters."

„Haben Sie Dubois und Cartouche gekannt?"

Ich sah ihn an, ohne ihm zu antworten, und das so scharf, so strenge, daß ich mich jetzt darüber wundere. Wahrscheinlich fühlte er selbst, wie unziemlich es war, die verwitwete Marquisin von Créquy zu sich beschieden zu haben, um sie nach Nachrichten von Cartouche zu befragen, und er sagte mir mit einem so feinen, so sanften und naiven Lächeln, daß es mich ganz entwaffnete: „Lassen Sie mich Ihre Hand küssen."

Ich wollte meinen Klapphandschuh so eilig abziehen, wie es in solchen Fällen gebräuchlich ist, es zu thun; aber mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke wohlwollender Gütigkeit setzte er hinzu: „Lassen Sie den Handschuh nur sitzen, meine gute Mutter," und drückte seine Lippen fest auf meine armen verkrüchterten hundertjährigen Finger, die aus dem Handschuh hervorguckten. Dann sicherte er mir mit dem vollkommensten Anstande und voller Anmuth die Zurückgabe meiner Waldungen zu, und sprach dann noch von dem schönen und edlen Betragen des Herzogs von Créquy-Lesdiguières in Rom, indem er hinzufügte, Frankreich habe sehr Unrecht daran gethan, in die Zerstörung der Pyramide zu willigen, die die Genugthuung bezeugte, welche der römische Hof diesem Gesandten gegeben hatte. — Ach, was kann mir heute noch dieser schöne Name Créquy gelten, der bald mit mir ins Grab versenkt werden und vielleicht mit den allergewöhnlichsten Namen, ja vielleicht mit dem Namen Merlin oder Gaspartin, auf dasselbe schmutzige Blatt des Todtenregisters wird eingeschrieben werden!

*) Diese Waldungen wurden 170 Millionen werth geschätzt.

Ich konnte mir auch nicht erklären, warum mich Bonaparte Frau Marschallin genannt hatte. Als ich aber erfuhr, daß er den armen La Galissonnière, der in seinem Leben keine weitere Seereise gemacht hatte, als von Calais nach Dover, immer Herr Admiral nannte, glaubte ich, er habe Lust, sich über das Datum, den Ursprung und die Natur seiner consularischen Gewalt selbst zu täuschen.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Bitte, behalten Sie Ihre Schmeicheleien für sich, unterbrach Leopold den Doctor. Ich bin ganz und gar nicht begierig, der Schöpfer einer neuen Zeit zu werden, so nöthig dies auch sein möchte — Canaille, laß mich in Ruhe! — Mein ganzes Dichten und Trachten geht jetzt dahin, diese Bestie je eher je lieber los zu werden. Das Wie ist mir ganz gleichgültig."

„So sprechen Sie wie ein geistvoller Mann," antwortete der Doctor. Sollten daher auch einige Tollanfälle erfolgen — Sie werden sich gewiß standhaft erweisen und sie wie ein Mann tragen."

„Ich würde mir wenigstens Mühe geben, wenn dies dann noch in meiner Gewalt stünde," versetzte mein Freund. „Angenehmer wäre es mir aber jedenfalls, wenn es ohne Tollheit abgehen könnte."

„Gewiß. Sehr natürlich!" sagte Feingesicht. „Ich wünschte nur — doch meine Wünsche will ich unterdrücken."

Er stand jetzt auf, ergriff Hut und Stock und empfahl sich der ganzen Gesellschaft, jeden Einzelnen mit einem seiner komischen Complimente beehrend. Bei Beaun machte er dies besonders tief und anmuthig und bat um dessen fernere Gewogenheit, der denn nicht unterließ, diese ihm auf Lebenszeit zuzusichern.

Leopold befand sich in einem seltsamen Zustande. Bald mußte er lachen, bald war er ernst und finster. Der Doctor schien ihm durchaus ein Narr zu sein, worüber wir Uebrigen im Herzen Alle einig waren. Dennoch hatte er Vertrauen zu ihm gefaßt, wie dies bei Besessenen gewöhnlich geschieht. Das Dümmste erscheint ihnen immer noch sehr vernünftig, wenn es nur irgend einen Schimmer von Wahrscheinlichkeit an sich trägt, und der Wunsch und das Verlangen, das Uebel baldigst los zu werden, läßt sie die volle Narrheit immer nicht erblicken.

Digitized by Google

Wir ließen ihn dabei und versicherten ihm sogar, daß wir von der Vortrefflichkeit der Heilart des fremden Doctors völlig überzeugt wären. Leopold faßte Muth, ward heiter, die Fliege war wieder verschwunden, und leichteren Herzens, als er gekommen war, trat er mit mir und Braun den Heimweg an. Wir begleiteten ihn bis an den Hügel, auf dem sein Haus gelegen war, und gingen dann nach der Stadt zurück, wobei ich nicht unterließ, Braun abermals nach seinem Mittel, Leopold zu heilen, zu fragen, durchaus aber keine Antwort von ihm erlangen konnte.

Mehrere Tage vergingen, ohne daß sich etwas ereignete. Leopold blieb sich gleich. Ich traf Feingesicht oft bei ihm und bemerkte, daß ihm mein Dazwischenkommen unerwünscht sei. Deshalb hielt ich mich fern und besuchte dafür häufiger den gesalzenen Hering, wo mich Niemand störte und Helene nicht im geringsten durch mein öfteres Kommen böse ward. Unsere Unterhaltungen will ich Ihnen nicht mittheilen. Sie können kein Interesse daran haben. Auch weiß ich mich auf nichts mehr zu besinnen, als daß wir fortwährend von Liebe schwatzten und, wie es sich von selbst versteht, am Ende alles Ernstes in einander verliebt wurden. Als wir das bemerkten, wußten wir nicht, wie uns geschehen war. Wir hielten es jedoch am gerathensten, uns herzlich zu freuen und noch herzlicher zu umarmen. Dabei überraschte uns der formelle, steife Feingesicht. Wir waren aber so in uns selbst und unsere Umarmung vertieft, daß wir seine Ankunft nicht eher bemerkten, bis er seine Brille aufgesetzt und uns einige Male umwandelt hatte. Erst bei seinem lauten Anrufe: „Nun, wenn sie nicht Beide so gesund und munter aussähen, glaubte ich, sie wären in Stein verwandelt worden!" kamen wir zu uns selbst.

Wir fuhren wie vom Blitz getroffen aus einander und sahen den unberufenen Ruhestörer verblüfft an.

„Nicht doch," sagte er, „laßt Euch nicht stören," und säuberte nochmals seine Brille. „Vor mir braucht Ihr Euch nicht zu geniren. Mir ist es immer ein Gegenstand eifrigen Forschens gewesen, dies Aufkeimen der Liebe in zwei jungen Leuten zu beobachten. Doch kann ich Euch versichern, daß es mir nie hat gelingen wollen, irgend ein Paar in allen Situationen zu beobachten, von der leisesten Regung der Annäherung bis zu dem vollen, stürmischen Ausbruche in heißer Umarmung. Ihr könnt daher wohl glauben, daß es mir nicht unerwünscht war, Euch so zu finden, wie ich Euch eben fand. Nun, nun, seid doch kein närrisches Volk! Wer wird nun da viel roth werden! Als ob's etwas Unschickliches wäre, wenn sich zwei hübsche junge Leute umarmen und recht herzlich küssen. — Aber geschwind, thut mir den Gefallen und umarmt Euch noch einmal, jetzt ist meine Brille ganz frisch geputzt, und ich kann genau jede Miene beobachten. Nun, was zaudert Ihr denn? Aber still doch, alter Narr, was will ich denn? Das wäre doch blos eine Nachahmung und die reine, unschuldige Natürlichkeit ginge verloren. Nein, das ist nichts. — Laßt's gut sein! — Damit wäre ja nichts gewonnen. Es würde eben blos eine theatralische Vorstellung, die für die Wissenschaft nichts taugt." —

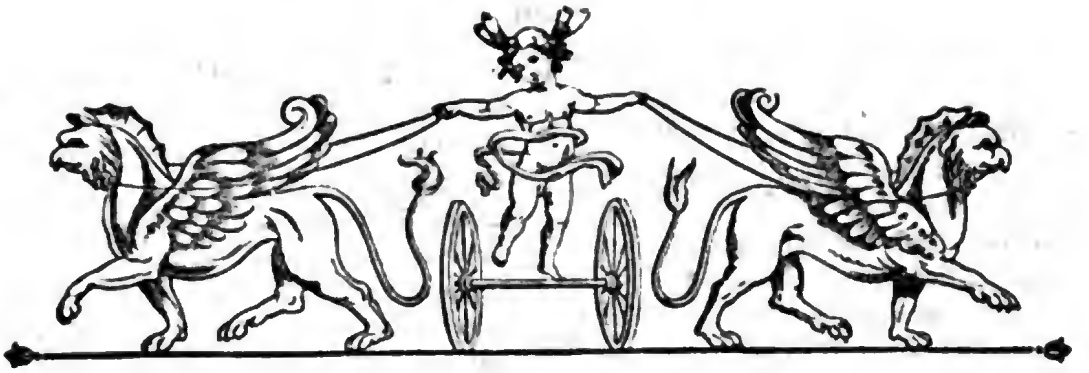
Zu dieser Ueberzeugung gekommen, ließ er ab, uns noch länger zu plagen, setzte sich aufs Sopha und nöthigte mich, neben Helene wieder niederzusitzen. Da ich mich sträubte, sprach er: „Was da? Wissen Sie denn noch nicht, junger Mann, daß sich Liebesleute nicht nahe genug sein können? Zu meiner Zeit wenigstens war das so. Freilich weiß ich, daß Euer Zeitalter hierin andere Grundsätze aufgestellt hat, zu deren näherer Prüfung mir nur noch nicht Zeit geworden ist. Bei Euch jedoch nehme ich an, daß Ihr noch nach der alten Sitte liebt, und so machen Sie nur keine Umstände, sondern setzen Sie sich und unterhalten Ihr Mädel. Das Ding nimmt's doch nicht krumm."

Ich wäre ein Thor gewesen, wenn ich mich länger hätte sträuben wollen. Kaum hatte ich jedoch meinen Platz neben Helene eingenommen, so nahm er sein Gespräch auch wieder auf und fuhr fort: „Es wäre überflüssig, Herr Theodor, Sie zu fragen, ob Sie meine Tochter lieben. Ich nehme es an und bin davon überzeugt. Große langweilige Geschichten von Anhalten, und wie die Albernheiten sonst noch heißen, liebe ich nicht. Denn ich bin der Meinung: die Liebe hält eigentlich nur um sich selbst an, und da hat von Gott und Rechts wegen kein Mensch etwas drein zu reden. Das also wollen wir weglassen und uns Beide darüber zu Gute geben. — Aber, wer meine Tochter besitzen will, muß einen andern vernünftigern Contract mit mir eingehen Wenn Sie daher gesonnen sind, Helene die Ihrige zu nennen, so sagen Sie mir rund heraus, ob Sie meinen Contract eingehen und halten wollen?"

Ich versicherte ihm in den wärmsten Ausdrücken, daß ich ohne Helene nicht leben könne, daß wir für einander bestimmt wären, daß unsere Seelen sich gefunden hätten, und daß ich Alles eingehen würde, was in meinen Kräften stände und so fort. (D. F. f.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 85. — den 30. April 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Lassen Sie das poetische Gefloskel weg," fiel mir der Doctor ins Wort. „Das mag sich recht gut lesen lassen, furs Gehör aber ist es eine wahre Marter. Sie wollen also meinen Contract eingehen?"

„Wenn ich es vermag. Nichts wird mir zu schwer sein, was mir den Besitz meiner angebeteten Helene sichern kann."

„Da setzen Sie sich gleich 'mal her," sagte Feingesicht und nöthigte mich auf einen Helene gerade gegenüber stehenden Stuhl. „So! — Und nun heben Sie die Hände auf und beten meine Tochter an. Ha, wie gefällt Ihnen das? Ich sollte meinen, des Ding würde bei guter Zeit recht langweilig werden."

„Herr Doctor," versetzte ich, „meine Rede war ja blos figürlich.

„Um so schlimmer," sagte Feingesicht. „Bei einem Deutschen von echtem Schrot und Korn, wie wir sonst sagten, ist nichts figürlich. Mit dem bloßen Figuren und figure machen, wie die Franzosen sagen, ist nichts anzufangen. Lassen wir also das und gehen zu meinem Contracte über. Dieser besteht kurz darin, daß ich mir ausbedinge, mich Zuschauer von dem allmäligen Fortschreiten und Anwachsen Ihrer Liebe zu meiner Tochter sein zu lassen, ohne daß Sie mich gerade dazu einladen. Ich werde ganz ungerufen kommen, wenn ich denke, daß sie mit einander schwatzen und sich gegenseitig auf die mannichfachste Art Liebe schwören. Dann können Sie, wenn es Ihnen Spaß macht, Helenen auch anbeten. Ich habe nichts dawider. Unter dieser Bedingung gebe ich die Einwilligung zur Ehe."

Anfangs war ich wie vom Donner gerührt. Ich vermochte kein Wort zu sprechen. Dann suchte ich Einwendungen zu machen, die Unmöglichkeit des Verlangten darzuthun und anzudeuten, daß er davon ja auch gar keinen Vortheil haben, uns aber nur die schönsten und seligsten Stunden des Lebens verleiden würde.

„Junger Mann, junger Mann," versetzte der Doctor, „reden Sie mir doch nicht solche Dinge vor! Unmöglich! Was ist unmöglich? Daß Sie dieselben Betheurungen und Liebesgeschwätze, die Sie allein führen und aussprechen würden, in meiner Gegenwart halten, ist das etwas Unmögliches?"

„Aber, lieber Vater, es geht doch nicht gut!" sagte Helene.

„Still, Kind, das verstehst Du nicht. Mir ist's auch gar nicht darum zu thun, zu hören, was Ihr einander für albernes Zeug vorschwatzt, sondern Eure Geberden, Mienen, Umarmungen und so weiter, kurz das mehr Körperliche, Handfällige im Wachsen und Aufblühen der Liebe zu beobachten. Nur dies kann meiner Wissenschaft Vor-

Digitized by Google

theil bringen und mich über noch so ganz einfache Dinge belehren."

„Dennoch muß ich bemerken, lieber Doctor," fiel ich ein, daß Sie Alles das ja schon an sich selbst haben beobachten können, als Sie verliebt waren."

„Das wäre ein schönes Beobachten werden," erwiederte Feuerfeste. „Beobachten Sie doch einmal, mein Lieber, wenn Sie selber durch und durch Feuer und Flamme sind! Haben Sie noch je gehört, daß ein Narr seine eigene Narrheit so beobachtet hat, um darüber genaue Auskunft geben zu können? Nein, lieber Theodor, das geht nicht. Jetzt bin ich ruhig, abgekühlt, von Leidenschaften nicht mehr beherrscht, und das ist der rechte Zeitpunct zum vorurtheilsfreien Beobachten."

In dieser Weise verhandelten wir noch eine geraume Zeit mit dem sonderbaren Manne. Es war aber durchaus nicht an ihn zu kommen und Tausend gegen Eins zu wetten, daß Helene nicht die Meinige würde, wenn ich mich seinen mehr als sonderbaren Forderungen nicht unterwerfen wollte.

„Ich habe es geschworen, mir selbst und der Wissenschaft," betheuerte er wiederholt, „daß Helene keinem Manne angetraut werden soll, der diesen Contract nicht eingeht."

Ich erlaubte mir, leise auf die möglichen Unfälle hinzudeuten, die aus dieser Hartnäckigkeit hervorgehen könnten.

„Mögen sie es!" rief er heftig; „auch dies wird zur Erweiterung der Wissenschaft dienen, so schmerzlich es mir sein würde."

Diese Aeußerung verdroß mich eben so sehr, als sie mich beleidigte. Ich suchte nochmals die möglichen Gründe auf, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen, und Helene unterstützte mich mit Bitten und dem gewöhnlichen Auskunftsmittel aller Frauen, wenn nichts mehr helfen will, mit Thränen. Es blieb jedoch Alles fruchtlos. Endlich versuchte ich eine Modification des Contractes zu bewerkstelligen, die mir auch insofern gelang, daß mir der Zutritt zu Helenen jederzeit freistehen, und es mir vergönnt sein sollte, vorher zu untersuchen, ob er sich daheim befinde. Träfe ich ihn, so könne ich ungehindert das Haus wieder verlassen. Auch versprach er mir, seine Beobachtungen so geheim zu halten, daß wir Beide nicht das Geringste davon merken, noch weniger aber in unsern Herzensergießungen dadurch gestört werden sollten. — Dies waren wir sämmtlich zufrieden und so verließ ich nach diesem vielleicht seltsamsten Auftritte in meinem ganzen Leben wunderbar beglückt ein Haus, das ich jetzt mit dem größten Widerwillen betreten hatte.

Außer Helenen und Lorenz lag mir in dieser ganzen Zeit nichts mehr am Herzen, als der unbekannte Harfenspieler. Vom ersten Augenblicke seines Erscheinens an hatte dieser Unbekannte einen so tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht, daß ich oft Stunden lang an ihn denken mußte. Das Geheimnißvolle geht uns immer an und regt andere Regionen auf. Daher jener Glaube an Wunder. Das Unerklärbare ist das Empfindsamste!

So ging ich in der Stadt umher, besonders alle öffentlichen Orte, in der Hoffnung, ihn irgendwo zu begegnen. Mir war es, als müsse dieser Mann irgend ein Geheimniß zu entdecken haben und ich Derjenige sein, der zur Enthüllung die Hand bieten solle. So oft ich aber auch meine Wanderung wiederholte, nirgends begegnete ich ihm. Selbst genauere Nachfragen an Orten, wo man mich nicht kannte, blieben fruchtlos.

Kein Tag verging, wo ich nicht irgendwo nach dem Harfner forschte, besonders aufmerksam aber war ich des Abends und bis spät in die Nacht hinein, um irgend etwas von ihm zu hören. Aber auch dies schien umsonst zu sein, und endlich, müde der vergeblichen Anstrengungen, ward ich nachlässiger, und selbst mein Interesse schien abzunehmen. Denn ohne Reiz erstirbt auch die Neigung. Da plötzlich eines Abends schon mitten im December ertönten wieder die bekannten Harfenklänge. Als erstarre mich ein Dämon, stürzte ich ans Fenster und riß es auf. Der Mond schien hell und beleuchtete den Unbekannten, der auf der Mitte der Straße stand. Er kehrte mir den Rücken zu und sang mit der lächerlich wehmüthigen Stimme, die ihn charakterisirte, ganz nach der nämlichen Melodie, wie die ersten Male, sein Lied, dessen Worte ich sehr wohl verstehen konnte, und die mir im Gedächtniß geblieben sind. Hier ist es:

„Still und einsam muß ich wandern,
Vom Geräusch der Freude fern,
Lacht die Sonne allen Andern,
Weint für mich der Abendstern.

Anders war es wohl in Tagen,
Wo die Liebe mich gewiegt,
Und im Kuß ich durfte sagen,
Wie sich Herz und Lippe schmiegt.

Aber seit ich ward vertrieben
Von des Scherzes heiter'm Klang,
Ist mir nichts mehr übrig blieben,
Als mein einsamer Gesang. —

Digitized by Google

Und es freut mich dies Vermächtniß,
Das mir Bruderliebe ließ;
Denn es ruft mir ins Gedächtniß,
Daß die Liebe mich verstieß.

Und ich halte den Gedanken
Heilig, wie ein Amulet,
Ob er vor des Richters Schranken
Zeugend mir zur Seite steht.

Spricht er dann auf meine Klage
Durch sein Urtheil mich zur Ruh',
Kehr' ich wiederum dem Tage
Gern mein brechend Auge zu."

Ich rief den trübseligen Sänger an. Er wandte sich und kehrte sein todtbleiches Gesicht mir zu. Dann nickte er, als kenne er mich, schwenkte seine zerrissene Kappe und ging, ein überlautes Gelächter aufschlagend, das in der stillen Nacht schauerlich wiederhallte, schnellen Schrittes wieder in die Seitengasse.

Im ersten Augenblicke wollte ich ihm nacheilen, doch sah ich schnell ein, daß mich dies nicht zum Ziele führen würde. Ehe ich hinabkam, konnte er durch das Labyrinth von engen Gäßchen längst entschlüpft sein. Ich nahm mir daher vor, meine Nachforschungen im Stillen fortzusetzen und so entweder durch Zufall oder auf irgend eine andere Art mit dem räthselhaften Manne zusammenzutreffen. Das Unglück, so schien es mir, hatte heftig an die Brust dieses Menschen geklopft, und Kummer, Schmerz, und vielleicht auch Rache unverlöschliche Züge in sein Gesicht gegraben. Aus der Stadt konnte er nicht sein; denn sonst hätte ich ihm früher schon begegnen müssen. Aber wo wohnte er? Was bewog ihn, die Stille der Nacht durch seine lachend weinenden Gesänge zu stören und zu betrüben? Es war nicht anders, als wolle sein Gesang, diese mir nie wieder vorgekommene Mischung der tiefsten Melancholie und der übersprudelndsten Lustigkeit, das Herz der schlummernden Welt erwecken, das ihn im Geräusche des Tages nicht hören und verstehen konnte. Es wäre kein übler Gedanke, den tiefsten Schmerz nur in der Nacht laut werden zu lassen, am Tage nimmt er sich gar zu sonderbar burlesk aus. Jede, auch die wahrste Tragödie wird da zur Farce. Unser Tag hat kein Organ mehr fürs Mitgefühl, er muß zu viel denken und rechnen. Aber, wenn die Nacht kommt und die Rechenexempel mit ihrem trüben Gesicht und der Schmerzensthräne, die ihrem Auge entfällt, alle ausgelöscht hat; dann kann der Jammer und die Noth laut werden; dann mögen die Kummervollen herausschleichen aus ihren Häusern, sich gegenseitig die blutenden Wunden zeigen, die ihnen das Irrsal der Zeit schlug, und sie sich verbinden. Da wird man eine seltsame Gesellschaft finden. Einen Spielmann, der falsche Töne greift, weil er zu lange im Leben und am Tage die reinsten aus den Saiten gelockt hat, und Sänger, die laut lachen und doch im Herzen weinen. Die werden allesammt die große Travestie des Weltlebens aufführen. Sie wird aber nicht auf die alte Regel passen. Ob es auch ein großes Unglück wäre? Unsere Zeit ist diese sonderbare große Travestie auf das gesammte Weltleben, aber nur in ihren ersten Anfängen. Mittelpunct und Schluß muß sie selbst dazu arbeiten, und sicher fallen sie besser aus als der Anfang. —

Während diese und andere Gedanken meine Seele beschäftigten, fielen mir die Worte Helenens ein, die einmal im Gespräche zu mir sagte: ihr Vater sei eigentlich sehr unglücklich, doch dürfe es Niemand wissen, weil ihm doch kein Mensch helfen könne. Damals drang ich in sie, um die Ursache zu erfahren, sie widerstand aber meinen Bitten und ward, da ich nicht abließ, endlich still und in sich gekehrt. „Es ist eine lange, schreckliche Geschichte," sagte sie, „die ich Ihnen unmöglich erzählen kann. Sie würden meinen Vater" — bei diesen Worten trat er ein und ich soll die letzten Worte noch hören. Dennoch vermuthete ich, ich wußte selbst nicht warum, sein Leben müsse mit dem Schicksale des unheimlichen Harfenspielers zusammenhängen. Wie ich mich aber anstrengen mochte, eine Spur zu finden, die mich auf den rechten Weg leiten könnte; meine Bemühungen blieben fruchtlos und ich gab sie endlich ganz auf. Auch hörte ich nach dieser dritten Begegnung mit dem Harfner von Ferne lange Zeit nichts mehr von ihm, so daß ich glaubte, er habe sich ganz entfernt.

In den Gesprächen, die Feingesicht heimlich mit meinem Freunde hielt, schien der Geist des Letztern wieder aufzuleben. Er ward heiterer als seit langer Zeit und schien unbefangener, doch verließ ihn die peinigende Fliege nie. Nur die Gewohnheit machte sie ihm erträglicher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Die Abenteurerin in Charlottenburg.]

Eine zweite höchst curiose Geschichte hat das vor der ersten voraus, daß sie schon eine Art Ausgang genommen hat, wenn auch das letzte Finale noch nicht gesungen ist. In Charlottenburg lebte nämlich seit zwei Jahren eine Dame, die man wegen des Reichthums ihrer Equipagen, wegen ihrer Bedienten und der Pracht ihrer Kleidung und

Digitized by Google

Lebensweise insgemein im Volke die Goldprinzessin nannte. Inzwischen wußte man recht gut, daß sie von armen Eltern aus Berlin gebürtig war und noch vor kurzer Zeit als eine Art von Gesellschafterin im Dienst wohlwollender reicher Leute gestanden hatte. Die Art, wie sie zu ihrem Reichthum gekommen war, erzählte man, nach ihren Angaben, folgendermaßen: Sie war mit ihrer Herrschaft nach Hamburg gereist. Dort hatte sie die Bekanntschaft eines reichen portugiesischen Schiffscapitains (einige behaupten, eines Grafen Villaflor) gemacht. Dieser verlobte sich mit ihr und sandte ihr von Zeit zu Zeit ungeheure Summen. Er selbst war zur Anordnung seiner Vermögensangelegenheiten nach Brasilien gereist und wollte dann nach Europa kommen, um seine schöne Braut in Charlottenburg abzuholen. Wer aber von einem Vierteljahr zum andern zögerte, war der Bräutigam; indessen sandte er doch noch von Zeit zu Zeit Wechsel, die einen gewissen Inhalt haben mußten, denn die holde Braut lebte so glänzend fort, wie sie angefangen hatte. Inzwischen traten doch, wie es scheint, mitunter kleine Verlegenheiten in ihren Finanzen ein, denn sie nahm z. B. bei einem Möbelhändler für 1600 Thaler Möbel, ohne sie zu bezahlen; blieb einem Wagenbauer 800 Thaler schuldig für ihre Staatscarrosse, und brachte noch ähnliche vornehme Züge in ihrem Leben an, wodurch sie sich ganz den höchsten Ständen gleich stellte. Jedermann weiß, daß Vierteljahrsabschlüsse unter solchen Umständen äußerst unangenehme Reisen sind, die wie der neunte und einundzwanzigste Tag mancher Krankheiten oft einen sehr üblen Ausschlag geben. So war es auch hier. Das Wo und Wie wird äußerst verschieden erzählt, nur das Finale war das, daß man aufmerksam wurde und die Goldprinzessin ein wenig beobachtete, damit sie nicht etwa plötzlich ihrem Bräutigam nach Brasilien nachreiste. Um zu erfahren, wie dieses Verhältniß eigentlich beschaffen sei, wandte man sich an eine Dame, von der man wußte, daß sie in gewissen Wechselbeziehungen mit der zukünftigen Gräfin Villaflor stehe, das heißt, ihr ansehnliche Summen auf Wechsel vorgestreckt habe. Diese that anfangs sehr geheimnißvoll und warnte die Polizei, sich ja nicht an der jungen Schönheit zu vergreifen, weil dies höchst bedenkliche Folgen nach sich ziehen könne. Unsere Polizei ist indessen außerordentlich muthig; sie ließ sich nicht einschüchtern, sondern führte Demoiselle Villaflor eines schönen Morgens ohne Umstände in die Stadtvogtei ab. Als man die Goldprinzessin so behandelt sah, ergriff ein dumpfes Entsetzen alle Gemüther. Welch ein Haupt sollte nun noch sicher stehen? Wer durfte Ansprüche darauf machen, mit Feinheit und Achtung behandelt zu werden, wenn ein so zartes, holdes Wesen im Rosapelz und mit Glacéhandschuhen unter die Hand eines rauhen Büttels gerathen und mit drei Genossinnen vom Auswurf des weiblichen Geschlechts eingesperrt werden konnte, um, so will es das barbarische Gefängniß-Gesetz, deren Stubenmagd für die gröbsten und widrigsten Dienste zu sein, bis ein neuerer Ankömmling sie ablösen werde! Tieferblickende meinten, der portugiesische Gesandte werde seine Pässe fordern, und dies ist vielleicht nur deshalb unterblieben, weil gar kein portugiesischer Gesandter hier ist.

Allein die Entwickelung? Ist sehr lustig für das Publicum, aber sehr betrübt für die Betrogenen; denn nachdem der Nimbus und Heiligenschein der Goldprinzessin erloschen war, kam nichts als eine Abenteurerin zu Tage, die einer alten schwachen Dame binnen zwei Jahren nicht weniger als 19,000 Thaler abgenommen hat, indem sie sich mit der geheimnißvollsten Miene für die Geliebte einer sehr hohen Person auszugeben gewußt und zur Bestätigung dieser Behauptung eine ganze Menge Liebesbriefe vorgezeigt hatte, worin sie einmal über das andere „geliebte Henriette!" genannt wird. Ich kann zwar einer eleganten Welt die Acten nicht vorlegen, allein der Kammerstyl dieser Briefe geht, wie die Gesänge Homer's, im Publicum von Mund zu Munde, und einige Citatt daraus lauten ungefähr so: „Geliebtes Jettchen! Ich kann Dir jetzt kein Geld schicken, weil ich keine Zeit habe, die Coupons meiner Staatsschuldscheine abzuschneiden. Laß Dir also nur wieder ein Paar tausend Thaler von Deiner Freundin vorschießen; sie wird sich gewiß wundern und zufrieden sein, mit welchen Zinsen ich ihr das Capital erstatten werde, u. s. w." Nun die eine Hälfte der Voraussagung ist eingetreten, die, daß sich die Freundin erstaunlichst gewundert hat, ob sie aber mit den Zinsen ihres Capitals zufrieden ist, das bleibt eine Frage, die ich der eleganten Welt zur Entscheidung überlasse, und ihr hiermit Bedenkzeit dafür bis zu meinem nächsten Briefe verstatte, indem ich diesen jetzt höchst plötzlich schließe.

Notizen.

[Bisher unbekannte Dramen Shakspeare's.]

Das von H. Marggraff redigirte „berliner Conversationsblatt", das schon so manches Treffliche gebracht hat, theilt in seinen neuesten Nummern einige lyrische Gedichte Shakspeare's mit als Probe der Regis'schen Uebertragung sämmtlicher Lyrica des britischen Dichters. Eine Redactionsnote berichtet, daß Hr. Regis auch einige bisher noch unbekannte dramatische Werke Shakspeare's dieser bei Veit in Berlin erscheinenden Sammlung beifügen werde. Wir sind auf diese Producte sehr begierig.

[Kunstausstellung in Paris.]

Die Eröffnung des Salons von 1836 erfolgte am 1. März. Eine große Menschenmenge strömte ungeachtet des Regens, der den ganzen Morgen ununterbrochen fortdauerte, diesem Schauspiele zu. Die Ausstellung zählt 2122 Werke, darunter 1856 Gemalde und 162 Sculpturwerke. Die Portraits, welche im vorigen Jahre die Galerie anfüllten, haben Schlachtstucken aller Epochen Platz gemacht. Die Werke, vor welchen das Publicum besonders verweilte, sind die Schlacht von Fontenay von Horace Vernet; eine Ansicht von Neapel von Gudin; eine herrliche Marine von Eugène Isabey; die wahnsinnige Johanna von Steuben ꝛc. Die Damen haben auch ihren Beitrag geliefert und man bemerkt unter andern eine Magdalene von Mad. Déhérain; mehrere Bilder von Mad. Haudebourt; Portraits von Mad. Gerard und ein Staffeleibild vorstellend eine Abreise von Dem. Sophie Hubert. —

Bei der letzten Ausstellung bemerkte man ein interessantes Bild, vorstellend einen Halt der Zigeunerbande am Fuße der Brücke des Gard von einem Künstler in Nimes, Namens Colin. Derselbe hat jetzt in der lithographischen Sammlung: Art en Province eine sehr kräftige und wahre Lithographie geliefert, welche zwei Zigeunerweiber in einer öden Gegend zeigt. In Niederlanguedoc gibt es noch herumschweifende Zigeunerstämme, deren Charakter und Physiognomien der Künstler sehr gut getroffen hat. 33.

[Eine französische Lüge.]

— Im südlichen Frankreich reist ein Hr. Fabry, welcher sich erster Tenor des italienischen Theaters in Dresden nennt (welches bekanntlich nicht existirt), und gibt Concerte. Ob dieser Sänger jemals Dresden gesehen hat? 33.

Digitized by Google

Intelligenzblatt
der
Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 3. — den 26. April 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden.
Leopold Voß in Leipzig.

Ueber Ludwig Tieck's gesammelte Novellen.

Das Gersdorf'sche Repertorium, welches die obigen Novellen im 4ten Hefte d. J. zur Anzeige gebracht hat, sagt: sie enthielten nur früher Gedrucktes und bereits Bekanntes und erwähnt deshalb nur der Vorrede als neu. Aber auch diese muß der Herr Referent nur oberflächlich oder gar nicht gelesen haben, weil es ihm sonst nicht entgangen sein könnte, daß der Herr Verfasser mit klaren Worten auf diejenigen Beiträge aufmerksam macht, welche hier zum ersten Male dargeboten werden.

Und diese in den gesammelten Novellen zum ersten Male und früher niemals gedruckten Novellen sind: 1) Der Wassermensch; 2) Weihnachtabend; 3) Uebereilung.

Sollte man von einem Referenten über gesammelte Schriften eines berühmten Autors nicht verlangen dürfen, daß er das Neue, zum ersten Male Dargebotene darin erkenne, und von dem früher Gedruckten und blos Gesammelten zu unterscheiden wisse? Nicht verlangen dürfen, daß er wenigstens die Vorrede mit Aufmerksamkeit lese? —

Die Verlagshandlung.

Bei G. Reichardt in Eisleben ist erschienen und in allen Buch- und Kunsthandlungen zu haben:

Universalzeichnenbuch,

bestehend in 60 Musterblättern als Vorlagen zum Zeichnen. In stufenweiser Folge.

Ein Hülfsbuch für jeden Zeichnenlehrer und für alle die, welche ohne Lehrer Zeichnen lernen wollen. Von Otto Warmbolz, Zeichnenlehrer am königl. Gymnasium in Eisleben. Gr. Medianquerfolio. Gebunden. 3 Thlr.

Inhalt: Die Anfänge des Zeichnens. Die Form- und Größenlehre. Geräthschaften. Die Perspective. Blumen- und Fruchtzeichnen. Figurenzeichnen. Thierzeichnen. Landschaftszeichnen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Japhet,
der den Vater sucht.
Roman
von
Kaptain Marryat.
Aus dem Englischen
von
C. Richard.
8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Der Pirat
und die drei Kutter.
Seebilder
von
Captain Marryat.
Aus dem Englischen
von
C. Richard.
8. Zwei Bände, geheftet, Preis 2 Thaler.

Zwei neue Erscheinungen, womit der beliebte Verfasser so eben die Lesewelt beschenkt hat. Im Japhet finden wir die anziehendste, stets in Spannung erhaltende Schilderung eines höchst ereignißreichen Lebens auf fester Erde, während der

Digitized by Google

Verfasser in den beiden genannten Seebildern sich gleichsam wieder in sein Element zurückversetzt.

Wohlfeiles historisches Nationalwerk.

Bei Duncker und Humblot in Berlin erscheint, vom 1. Mai d. J. ab, in 28 monatlichen Lieferungen, jede, geheftet, zu dem billigen Preise von $\frac{1}{3}$ Thlr. (10 Sgr. oder 30 Kr. C. M.)

die siebente, durchweg verbesserte, bis auf die neueste Zeit fortgeführte, Ausgabe

von

K. F. Becker's Weltgeschichte,

herausgegeben von J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. gr. 8.

Wir kündigen hiermit dem Publicum das Erscheinen der siebenten Auflage der Becker'schen Weltgeschichte an. Wie sich der Verfasser bestrebt hat, der allgemeinen Geschichte, welche er geben wollte, auch die Anschaulichkeit und Ausführlichkeit des Einzelnen, in welchem das eigentliche Interesse der historischen Lectüre liegt, zu bewahren, wie er aber entfernt davon, alles in gleicher Breite zu geben, die lebendigsten Schilderungen nur bei den Wendepunkten der Begebenheiten, den großen, Epoche machenden Männern, eintreten ließ: wie er diese Gemälde durch Skizzen und Umrisse auf das zweckmäßigste und angemessenste verbunden hat, ist überall anerkannt. Die Herausgeber sind auf diesem Wege Becker's fortgegangen, sie haben das Fehlende ergänzt, dem minder Gelungenen nachgeholfen. Sie haben sich bemüht, einen streng historisch-wahren und in jedem Punkt haltbaren Text zu geben; sie haben es sich zur gewissenhaften Pflicht gemacht, die Resultate der neueren Forschungen, die Fortschritte der Wissenschaft selbst dem Werke zu gute kommen zu lassen. Auf diese Weise ist die Becker'sche Weltgeschichte das vermittelnde Glied zwischen Wissenschaft und Leben geworden. Einseitiges Urtheil, willkührlich an die Ereignisse gelegter Maßstab, sind indeß in diesem Buche nicht zu Hebeln einer scheinbar populären Tendenz benutzt worden: es ist diese vielmehr in wahrhafterer Weise auf rein historischem Boden gewonnen, es sind die Thaten selbst in ihrer ruhigen Wahrheit, welche zum Leser sprechen; nicht die Einseitigkeit ein und desselben wiederkehrenden Räsonnements, sondern die Vielseitigkeit des Geschehenen ist zur Aufgabe gemacht worden. Doch werden dem tiefer dringenden Blicke auch die Fingerzeige nicht entgehen, die Einheit in dieser Verschiedenheit zu entdecken. Dem Werke diese Stellung zu erhalten, ist auch diesmal von den Herausgebern und der Verlagshandlung Nichts gespart worden. Um es seinem Zwecke gemäß von außen wie von innen zu einem wirklich allgemeinen und populären zu machen, ist der Preis so bestimmt worden, daß ihn alle, welche überhaupt lesen, ohne Mühe abtragen können.

Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an (in Leipzig Leopold Voß), woselbst auch ausführlichere Anzeigen zu haben sind.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Der Geächtete.

Roman

von

S. T. Hall.

Aus dem Englischen

von

C. Richard.

8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thlr.

Leser, die sich an der genußreichen Unterhaltung erfreuten, die ihnen der Bucanier gewährte, werden in diesem aus derselben Feder geflossenen Romane, und bei den Schilderungen aus einem frühern verhängnißvollen Zeitabschnitte, eine nicht minder anziehende Lectüre finden.

Für Dilettanten.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Fr. Stolz's gründliche Anweisung zur

orientalischen Malerei,

Transparent-Malerei und zum Uebertragen von Kupferstichen auf Holz, Pappe u. s. w.; nebst Belehrungen, das Firnissiren von Kupferstichen, Karten und allen Wasserfarben-Malereien, Relief-Arbeiten in Moos und Haar, Bronziren der Bilderrahmen ꝛc. betreffend, so wie Anweisungen, alle hierzu erforderlichen Lacke und Gummiauflösungen u. dgl. m. zu verfertigen. Für jeden Dilettanten der Malerei, für junge Damen, so wie insbesondere für Lackirer von Holz-, Blech-, Leder- und Wachstuch-Waaren. Mit 5 lithogr. Tafeln. Quedlinburg, bei G. Basse. 8. geh. Preis 15 Sgr.

Nützliche Schriften für Jedermann.

In allen Buchhandlungen sind zu haben:

Die heilsamen Wirkungen des

kalten Wassers,

und wie dasselbe in den mannichfachen Krankheitszuständen als das sicherste und wohlfeilste Heilmittel anzuwenden ist. Eine nützliche Schrift für Jedermann. Von Dr. Aug. Schulze. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Digitized by Google

Die Kunst, gesunde Augen

bis ins höchste Alter zu erhalten, ein schwaches und fehlerhaftes Gesicht zu verbessern und wieder herzustellen. Nebst einem Anhange, enthaltend Vorschriften zu den vorzüglichsten Augenmitteln. Von einem praktischen Augenarzte. Dritte, verbesserte Auflage. 8. Preis 15 Sgr.

Die Kunst, gesunde Zähne

bis ins höchste Alter zu erhalten. Nebst einer Anweisung, verdorbene und schon angegangene Zähne wieder zu verbessern, so wie erprobte und bewährt gefundene Mittel wider das Zahnweh und andere Zahnübel. Von einem praktischen Arzte. 8. geh. Preis 12½ Sgr.

Der übelriechende Athem,

oder Angabe erprobter Mittel gegen diesen Fehler. Ein Buch für alle Diejenigen, welche an diesem Uebel leiden. Nach eignen Untersuchungen und Beobachtungen. Von Dr. Fr. Richter. 8. Preis 10 Sgr.

Erprobte Mittel,

das Ausgehen der Haare

zu verhindern, den Haarwuchs zu befördern und zu bewirken, daß kahle Stellen des Kopfs sich wieder mit Haaren bedecken; so wie bewährte Vorschriften, um Warzen, Sommersprossen, Leberflecke und Muttermäler wegzubringen. Von einem praktischen Arzte. 8. Preis 10 Sgr.

(Wichtiges Geschichtswerk.) In der Chr. Belser'schen Buchhandlung in Stuttgart ist erschienen und liegt in allen Buchhandlungen zur Einsicht bereit:

Allgemeine Weltgeschichte

für

alle Stände

mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Religionen, so wie auf das Bedürfniß

der

gebildeten Jugend beiderlei Geschlechts,

bearbeitet und bis auf das Jahr 1835 fortgeführt

von

Professor Ludwig Bauer.

1. Heft. 8 Bogen gr. 8. à 15 Kr. rhein. oder 4 Gr. sächs.

Subscriptionspreis für das Ganze in 6 Bänden oder 30 Heften mit 6 herrlichen Stahlstichen

7 Fl. 30 Kr. rhein. oder 5 Thlr. sächs.

Subscribentensammler erhalten auf 10 Exemplare das 11te gratis.

Das neueste, wichtigste Werk über Chausséebau.

Bei G. Basse ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

J. C. Wedeke's (königl. preuß. Baumeisters) theoretisch-praktisches

Handbuch des Chausséebaues

und Anleitung zur Veranschlagung desselben. Mit 16 großen Tafeln Abbildungen. gr. 8. Preis 2 Thlr. 25 Sgr.

Der durch seine mannichfachen Chausséebauten rühmlichst bekannte Herr Verfasser liefert hier ein rein aus der Erfahrung geschöpftes Werk, das nicht nur Demjenigen, der den Chausséebau theoretisch studiren will, sondern insbesondere auch dem praktischen Baumeister als treuer Führer und Rathgeber wahrhaft zu empfehlen ist. Die Anweisungen zur Anfertigung der Kostenanschläge sind höchst gründlich, umsichtig und nach solchen Grundsätzen gearbeitet, die in ganz verschiedenen Gegenden gleiche Anwendung finden. Der Herr Verfasser hat keine Mühe gescheut, den Text durch saubere Risse und andere Abbildungen so vollständig als möglich zu erläutern; denn die beste Erklärung durch Worte vermag nicht eine bildliche Darstellung zu ersetzen.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes sind zu haben:

Neunte Auflage!

Allgemeines deutsches Kochbuch

für bürgerliche Haushaltungen; oder gründliche Anweisung, wie man ohne Vorkenntnisse alle Arten Speisen und Backwerk auf die wohlfeilste und schmackhafteste Art zubereiten kann. Ein unentbehrliches Handbuch für angehende Hausmütter, Haushälterinnen und Köchinnen.

Herausgegeben von

Sophie Wilhelmine Scheibler, geb. Koblanck.

Neunte, mit 100 neuen Recepten vermehrte Auflage. Octav. Mit einem Titelkupfer. 1 Thlr.

Desselben, Zweiter, neu hinzugekommener Theil.

Zweite Auflage. Octav. Mit Titelkupfer und 2 erläuternden Kupfertafeln. 16 Sgr.

(Mithin complet 1 Thlr. 16 Sgr.)

Digitized by Google

Verfasser in den beiden genannten Seebildern sich gleichsam wieder in sein Element zurückversetzt.

Wohlfeiles historisches Nationalwerk.

Bei Duncker und Humblot in Berlin erscheint, vom 1. Mai d. J. ab, in 28 monatlichen Lieferungen, jede, geheftet, zu dem billigen Preise von ½ Thlr. (10 Sgr. oder 30 Kr. C. M.)

die siebente, durchweg verbesserte, bis auf die neueste Zeit fortgeführte, Ausgabe

von

K. F. Becker's Weltgeschichte,

herausgegeben von J. W. Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

14 Theile. gr. 8.

Wir kündigen hiermit dem Publicum das Erscheinen der siebenten Auflage der Becker'schen Weltgeschichte an. Wie sich der Verfasser bestrebt hat, der allgemeinen Geschichte, welche er geben wollte, auch die Anschaulichkeit und Ausführlichkeit des Einzelnen, in welchem das eigentliche Interesse der historischen Lectüre liegt, zu bewahren, wie er aber entfernt davon, alles in gleicher Breite zu geben, die lebendigsten Schilderungen nur bei den Wendepunkten der Begebenheiten, großen, Epoche machenden Männern, eintreten ließ: diese Gemälde durch Skizzen und Umrisse auf das zweckmäßigste und angemessenste verbunden hat, ist überall anerkannt. Die Herausgeber sind auf diesem Wege Becker's fortgegangen, haben das Fehlende ergänzt, dem minder Gelungenen abgeholfen. Sie haben sich bemüht, einen streng historischen und in jedem Punkt haltbaren Text zu geben; sie haben sich zur gewissenhaften Pflicht gemacht, die Resultate neuerer Forschungen, die Fortschritte der Wissenschaft dem Werke zu gute kommen zu lassen. Auf diese Weise ist Becker'sche Weltgeschichte das vermittelnde Glied zwischen Wissenschaft und Leben geworden. Einseitiges Urtheil, wie man an die Ereignisse gelegter Maßstab, sind indeß im Buche nicht zu Hebeln einer scheinbar populären Tendenz benutzt worden: es ist diese vielmehr in wahrhafteste, aus rein historischem Boden gewonnen, es sind die Thatsachen ihrer ruhigen Wahrheit, welche zum Leser sprechen, nicht Einseitigkeit ein und desselben wiederkehrenden Motivs, sondern die Vielseitigkeit des Geschehenen ist zur Anschauung gemacht worden. Doch werden dem tiefer dringenden Leser die Fingerzeige nicht entgehen, die Einheit in dieser Mannigfaltigkeit zu entdecken. Dem Werke diese Stellung zu geben ist auch diesmal von den Herausgebern und der Verlagshandlung Nichts gespart worden. Um es seinem Zweck, von außen wie von innen populären zu machen, [illegible] ihn alle, welche über [illegible]

Bestellungen nehmen [illegible] Leopold [illegible], [illegible] haben sind.

Bei J. [illegible] an alle [illegible]

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 66. — den 1. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm*).

Endlich seh' ich mich doch genöthigt, Ihren so oft wiederholten Bitten nachzugeben und das Stillschweigen zu brechen, das ich hartnäckig über die eben so sonderbare als schmerzliche Geschichte meines abgeschiedenen Freundes zu halten gelobt hatte. Wenn ich bei Erzählung der sie bestimmenden Begebenheiten zuweilen abschweife und nicht immer den Regeln der Kunst nachkomme, so werden Sie mir hoffentlich diese kleinen Verstöße gegen den Classicismus nicht gar zu hoch anrechnen. Ueberhaupt bin ich, um ehrlich zu sein, ein gewaltiger Anhänger des Romantischen, nicht aber des Romanticismus, und liebe daher, mich immer nur den Regeln zu bequemen, die in mir selbst liegen, alle anderen aber als unnöthigen Ballast abzuwerfen. Sie werden im Verlaufe dieser Geschichte vielleicht oft einen Reiz zum Lachen verspüren. Geben Sie sich diesem ohne Zwang hin. Ich habe in Erfahrung gebracht und lebe noch jetzt ganz bestimmt des Glaubens, hätte mein Freund im Anfange öfterer gelacht, er wäre zuletzt nicht am Lachen gestorben. Glauben Sie aber deshalb ja nicht etwa, diese Geschichte sei eine lächerliche, burleske Farce; sie ist und bleibt die allertraurigste Tragödie, wie ich fest überzeugt bin, und sieht nur dann, wenn man die Begebenheiten auf den Kopf stellt, komisch aus. Das wahrhaft Tragische muß auf diese Art immer mit dem Lächerlichen Hand in Hand gehen. Nun zu unserer Geschichte.

Das Haus meines Freundes lag am Ende der Stadt, mit der Fronte gegen Nordwest. Auf diese Seite gingen auch die Fenster seiner Studirstube aus. Es war ziemlich hoch gelegen, konnte die Stadt beinahe ganz überblicken, und das amphitheatralisch hinter ihr sich erhebende Gebirge bot einen reizenden Anblick. Eine anziehendere Lage, eine entzückendere Gegend möchte sich kaum auffinden lassen. Man fand Alles in ein volles und doch klares Bild zusammengedrängt. Das Zarte und Sanfte mischte sich bezaubernd mit dem in erhabene Wildheit Uebergehenden, worin, wie ich glaube, das wahrhaft Romantische besteht. Kurz, es war eine regellose Landschaft, in der man doch die vollendetste Gruppirung bewundern mußte. Mein Freund nannte sie daher oft den größten Geniestreich des Schöpfers. Und man konnte wirklich gegen diese zwar etwas barock klingende Aeußerung nichts einwenden. Schwamm nun vollends der Mond am tiefblauen Himmel herauf und goß sein magisches Licht über die Gegend aus, dann glaubte man in eine lebendige Zauberlaterne zu blicken, oder sich in die Wunder der Mährchen von Tausend und eine Nacht versetzt zu sehen. Nichts konnte daher auch meinen Freund bewegen, diese Gegend zu verlassen, obwohl ich glaube, er würde sich in einer minder romantischen Lage geistig wohler befunden ha-

*) Verf. des „Bernhard von Weimar", der dramatischen Trilogie: „König Erich" rc.

Digitized by Google

ben, weil sie ihm vielleicht Gelegenheit gegeben hätte, sich mehr mit dem zu befreunden, was ihm eben abging. Er ließ sich nun aber einmal nicht dazu bereden und behauptete fortwährend, sein jetziger Aufenthalt sei für ihn gerade der angemessenste.

Es war im Anfange des Novembers, als ich ihn eines Abends besuchte. Der Himmel war trüb, der Wind heulte in abgebrochenen Stößen, und einzelne Schneeflocken flatterten wie Herolde des Winters in der Luft und legten sich an die Fensterscheiben an, neugierig ins Zimmer guckend. Als ich eintrat, sah ich meinen Freund in einer noch nie zuvor an ihm wahrgenommenen Stellung. Der runde Tisch stand, wie gewöhnlich, vor dem Sopha. Die Studirlampe, die er immer sehr sauber hielt, verbreitete ein mildes, nicht glänzend helles Licht im Zimmer; diesmal ward es jedoch durch den angezündeten, turbanartig gewundenen Wachsstock erhöht, den mein Freund in der linken Hand hielt. Er stand mitten im Zimmer mit krampfhaft vorgebeugtem Leibe, den linken Arm mit dem Wachsstocke etwas rückwärts gezogen, während er den rechten ausgestreckt erhob und mit stechendem Blicke, in dem sich eine grausame Mordlust unverkennbar aussprach, auf etwas hinstarrte. Der großgeblümte Schlafrock flog lose um seinen Körper und gab dem so Dastehenden einen Anflug von Majestät. In der rechten Hand hielt er ein zusammengerafftes Taschentuch und suchte augenscheinlich irgend etwas damit zu fangen. Die ganze Stellung aber glich auf ein Haar der des borghesischen Fechters.

Mein Freund war so in seine Gedanken vertieft, daß er mich gar nicht bemerkte. Einige Secunden verhielt ich mich ruhig und betrachtete die so kunstvoll nachgeahmte Stellung; da sie aber unverrückt dieselbe blieb und mein Freund auch gar nicht Miene machte, sie zu verändern, glaubte ich, der Schlag habe ihn gerührt. Denn daß er nicht umgefallen sei, nahm mich gar nicht Wunder, da es jetzt an neumodischen Krankeiten aller Art nicht mangelt. Warum sollte es denn also nicht auch eine neue Art des Schlagrührens geben! Es kann ja ein Krampf-, Starr-, Fixirungs- oder auch Verirschlag sein. Und da Sie wissen, daß ich immer etwas zu den medicinischen Wunderdingen inclinirt habe, werden Sie es erklärlich finden, warum ich einige Zeit den ruhigen Beobachter spielte. Ich sah voraus, daß ein ähnlicher Fall nicht gleich wieder vorkommen würde. Darum ging ich langsam näher, betrachtete die Muskelspannung, so gut sich das durch die Hülle des faltigen Schlafrocks hindurch thun ließ — und ich muß gestehen, daß bei dieser Untersuchung meine Augennerven durch die übergroße Anstrengung bedeutend gelitten haben — und überzeugte mich endlich, daß, war wirklich ein Schlaganfall vorhanden, mindestens noch Leben in dem Getroffenen zu finden sei. Jetzt ergriff ich die Hand des Freundes und gab ihm zugleich einen sanften Stoß. Sogleich fuhr er erschrocken zusammen, schnitt mir ein höchst verdrießliches Gesicht und sah übrigens aus wie ein anderer gewöhnlicher Mensch.

„Habe ich Dich in Deinen Studien gestört, Leopold?" fragte ich ihn, noch immer ungewiß, was ich von der seltsamen Stellung halten sollte.

„Ja wirklich," sagte er, blies den Wachsstock aus und zerdrückte zwischen dem Zeigefinger und Daumen der rechten Hand den glimmenden Docht.

„Du willst Dich wohl in Fechterkünsten üben," hob ich abermals an, „oder bist Du etwa Willens, eine Abhandlung über den borghesischen Fechter selbst zu schreiben?"

„Bist Du schon lange da?" fragte er, offenbar ohne meine Fragen gehört zu haben, legte die Hände auf den Rücken zusammen und ging im Geschwindschritte im Zimmer auf und nieder.

Ich hielt es für gut, nicht zu antworten, setzte mich aber ebenfalls in Bewegung und versuchte neben ihm herzulaufen. Eine Zeit lang wurde dieses Exercitium fortgesetzt. Leopold brummte ein Liedchen und lief immer schneller, so daß ich kaum folgen konnte. Da verlöschte von dem gewaltigen Flattern und Wedeln seines Schlafrockes die Lampe. „Sonderbar!" sprach er und hielt plötzlich inne, „was ist das? Hast Du etwas zischen hören?"

„Wunderst Du Dich über das Verlöschen der Lampe?" versetzte ich.

„Nun, Du nicht?" sagte er und zündete ein neues Licht an. „Ich dächte doch wahrhaftig, es sei ziemlich außergewöhnlich. Ja, und es fehlt wirklich nicht an Oel!"

„Närrischer Kerl," sprach ich, „bist Du denn heut übergeschnappt? Wenn wir zwei großen Menschen wie die Faßbinder im Zimmer auf- und abrennen, muß doch vom Luftzuge das Licht nothwendig verlöschen.

„So!" versetzte Leopold. „Sind wir schnell gegangen? Ich dachte, ich wäre blos geschlichen."

„Im Courierschritt, allerdings," sagte ich. „Uebrigens glaube ich, Du kannst Dich alle Tage als Schnellläufer sehen lassen. Nach der eben abgelegten Probe wenigstens zu schließen, würdest Du diesem Metier keine Schande machen."

„Nun es kann sein," antwortete Leopold; „jedenfalls

Digitized by Google

aber werde ich mich nicht darauf legen." — Er setzte sich aufs Sopha und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Auf dem Tische lagen verschiedene Bücher und Schreibereien, alle in der größten Ordnung. Denn es war eine von den Eigenheiten meines Freundes, in all diesen Kleinigkeiten sich der größten Accuratesse zu befleißigen. Kein Buch durfte schief liegen oder über die Tischecke vorragen; immer mußten die Titel herausgekehrt sein, nie der Schnitt, und wer ihm hierin nicht zu Willen war, konnte sicher sein, nicht die freundlichsten Blicke zu bekommen. Ohne Zweifel war diese Accuratesse kleinlich. Ist es aber nicht immer eine unschuldige Pedanterei, worin sich auch der größte Charakter am klarsten ausprägt? Mir wenigstens erscheint sie immer höchst liebenswürdig, und mir sind jene Großsprecher recht in der Seele zuwider, die alles Pedantische entfernt wissen wollen. Sie vergessen dabei, daß diese Wuth, das Pedantische zu vernichten, die allergrößte und daher auch die abgeschmackteste Pedanterei ist. So lange die Pedanterei aber in ihren Gränzen bleibt, ist sie liebenswürdig; arbeitet sie ins Große, wird sie Caricatur, albern und am Ende gar dumm. Die großen Pedanten sind nie Genies, immer aber eingebildete Dummköpfe gewesen. Darüber ließe sich viel sagen und eine ganz neue Philosophie begründen.

„Den wievielten November haben wir wohl?" fragte mich Leopold und drückte sich in die Ecke des Sophas.

„Den dritten," sagte ich. „Weißt Du nicht mehr, wie weit wir im Jahre vorgeschritten sind? Du vertiefst Dich auch gar zu sehr in Deine Studien."

„Ist es kalt?" fragte Leopold von neuem. Die Fenster waren, glaub' ich, stark angelaufen.

Lächelnd versetzte ich: „Wahrhaftig, wer nicht mehr die Einwirkungen der Luft auf seinen Körper bemerkt, muß nur wenig noch im Reiche der Wirklichkeit leben!"

„Es ist nicht das, lieber Theodor," versetzte mein Freund, „ich wollte nur wissen, ob bei dieser Temperatur Fliegen und Mücken noch herumschwärmen können."

„So!" sagte ich. „Du legst Dich also jetzt allen Ernstes auf die Naturwissenschaften? Willst Du etwa danach den Eintritt des Winters bestimmen?"

„Keineswegs! Mich molestiren nur diese Thiere, und das kann mich ärgern, weil es mich im Arbeiten und Denken stört."

„Ich sehe ja keine Fliege im ganzen Zimmer," versetzte ich; „wie kannst Du von ihnen gestört werden?"

Mein Freund nahm hierauf eine sehr ernsthafte Miene an, ergriff meine linke Hand und sprach geheimnißvoll: „Theodor, Du weißt, daß mir von jeher Dinge begegnet sind, die sich nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe messen lassen. Sie sind mit einem Worte geheimnißvoll, und als solche gehören sie in das Reich des Uebersinnlichen. Mißverstehe mich nicht! Ich habe Dir etwas mitzutheilen, das höchst sonderbar, ja wahrlich höchst, höchst sonderbar ist, und worüber ich schon einige Tage unablässig nachgedacht habe, ohne zu irgend einem Resultate zu kommen. Du wirst mich thöricht nennen, mich auslachen, vielleicht gar für verrückt erklären; nichts desto weniger muß ich auf meiner Meinung verharren, da ich

„Die sich're, fühlbare Gewähr der eignen Augen,"

wie Shakspeare sagt, für mich habe. Nur lange und sorgfältige Beobachtung kann mich entweder vom Gegentheil überzeugen, oder die geheimnißvolle Erscheinung erklären.

„Ich bitte," unterbrach ich ihn, „kürze diese Einleitung ab und sage mir mit kurzen Worten, was Dir begegnet ist. Hast Du eine Geistererscheinung gehabt?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

[Concerte — Mendelssohn-Bartholdy.]

Unsere Winterfreuden haben sich noch bis in den Frühling hineingedrängt. Bis über die Mitte des März hinaus dauerten Concerte, Bälle, Maskeraden, Soiréen, obwohl man hier zu Land durch Schließung des Theaters die heilige Woche vor Ostern zu respectiren pflegt und die sonnabendlich in der Thomaskirche ausgeführten Kirchenmusiken ihrer Auswahl nach ganz besonders dem herannahenden Feste entsprachen. Wir hörten am Sonnabend vor Beginn der Feierwoche das Mahlmann'sche Vaterunser von Himmel. Mit den Wechsel- und Echochören macht die Composition einen ergreifenden Eindruck. Die Thomaner sind zwölf- bis zwanzigjährige junge Leute. Ein jugendlicher Baß fuhr kräftig von oben herab mit dem Contra-D, das er schwebend anhielt. Ich erinnerte mich an Pögner's metallvolle Stimme, die auf der hiesigen Bühne das Contra-D des Sarrastro lange Zeit nicht ertönen ließ. Pögner gehört zu den correcten Opernsängern, welche aus der Schule der Thomaner hervorgingen. Es gehört zu unsern besondern Genüssen in Leipzig, diesen Motetten beizuwohnen; in den Chören der Thomaner, deren naturkräftige Stimmen sich mit dem ersten Schmelz und dem Zauber der frischen Jugend in der Kirchenhalle wirksam machen, liegt ein eigenthümlicher Reiz, den die katholische Messe in Dresden mit ihren Saiteninstrumenten allerdings reicher und glänzender, aber mit ihren Castraten weit erkünstelter ausstattet. Sonst wurde in dem musikvollen Leipzig von Kirchensachen im Laufe des Winters nichts geboten, so wünschenswerth dies auch wäre zur Aufrechthaltung des Sinnes für ächte Musik neben den theilweis ganz verlornen und verirrten Richtungen der neuesten coquetten Opernstyle; — davon abgesehen, daß dem kirchlichen Leben in der protestantischen Welt ein mächtiger Schwung zu Theil werden müßte, wenn die Musik der oft genug kahlen Doctrin des Kanzelredners zu Hülfe käme. Die Ansicht, daß der Gottesdienst dadurch eine fremdartige Beimischung erhielte, ist

Digitized by Google

durchaus irrig; die Musik liegt nicht außerhalb der Religion, sondern tief in ihr;ächte Musik im ernsten Stile ist schon an sich ein Gottesdienst. — Die Aufführung des Halleluja aus Händel's Messias in einem der Donnerstagsconcerte war bei der schwachen Besetzung nichts weniger als glücklich; diese Sachen wollen nur in gewölbten Kirchenräumen und mit vollen Chören in Masse wirken.)

Man hat es auffallend gefunden, daß in Leipzig bisher noch kein eigentliches Musikfest zu Stande kam. Der Grund liegt darin, daß man ein solches hier nie begwecke, und nie gesonnen ist zu veranstalten. Leipzig ist in dieser Hinsicht wesentlich Concertstadt, es verdankt sich in seine musikalischen Genüsse über den ganzen Winter hin, und doch drängen sich noch dieselben mitunter. Eines besondern Festes bedarfen nur Städte, in denen sich nicht soviel musikalische Kräfte von ausgezeichneter Art beimisch finden, wie dies wirklich in Leipzig der Fall ist. Außerdem würde der Andrang von Fremden, der schon zur Meßzeit in der ohnedies höchst zusammengedrängten Bevölkerungsmasse lästig genug ist, für uns auf keine Weise die Freuden eines Festes erhöhen.

Die hiesigen Donnerstagsconcerte unter Mendelssohn-Bartholdy wurden mit dem zwanzigsten beendet. Unsere Berichte über dieselben werden bei größerem Raum unseres Blattes weit reicher ausgefallen sein. Der Leistungen von bedeutendem Gewicht waren in der That nicht wenige. Wir nennen nachträglich Hrn. Merck aus Wien, dessen Violoncellspiel wir zu verschiedenen Malen zu besonderm Gelegenheit hatten. Man will ihn, wenn nicht über, doch neben den ältern Romberg stellen und ihn somit den Kang des ersten Violoncellisten in Deutschland einräumen. Der Künstler beabsichtigt, von hier über Braunschweig und Hamburg nach London zu gehen; wir wissen nicht, ob er sich in England zur Sachsen noch hören läßt. Hrn. Bärmann's Clarinette, der sich in der Absicht zu concertiren aus München hier gleichzeitig eingefunden hatte, ließ sich, bei der Häufung der öffentlichen Concerte, nur in Privatcirkeln vernehmen. Hrn. David's Geige und jenes Berlin-Geiger hatten wir in zwei Cirkeln von Quartetten schätzen zu lernen Veranlassung. Dieser Künstler, ein Bruder der beim leipziger Publicum noch in werthem Andenken stehenden Clavierspielerin, ist, wenn wir nicht irren, aus Hamburg, der Vaterstadt Mendelssohn-Bartholdy's, gebürtig und lebte einige Jahre in Rußland, wo er die Quartettmusik in der Capelle eines russischen Fürsten dirigirte. Jetzt zählen wir ihn als Concertmeister an der Stelle des verstorbenen Matthäi zu den Unsrigen. An einem der Donnerstagsconcerte ließ sich auch die junge talentvolle Tochter des Hrn. Fink, Redacteurs der musikalischen Zeitung, auf dem Clavier hören. Den Schluß der Concerte machte die Mozart'sche Cdur-Symphonie mit der Schlußfuge, ebenbar an Höhe des Gedankenzuges und doch zugleich an zarter, milder Einfachheit in Durchführung des Grundthemas die Krone aller Kammermusik. Zur Anerkennung seiner Verdienste erhielt Mendelssohn-Bartholdy von der hiesigen Universität die philosophische Doctorwürde. Am Tage nach dem Schlusse der Concerte wurde ihm mit einem Schreiben des Rectors, Dombrrrn Günther, das Diplom überreicht, an das sich der Wunsch knüpft, der Großvater möchte Vorlesungen über Musik halten. Sehr begierig sind wir auf sein größtes Oratorium „Paulus", das zu Pfingsten auf dem rheinischen Musikfeste zu Düsseldorf aufgeführt wird. Wir hoffen, unsern Lesern darüber Bericht erstatten zu können. Der Componist hat sein Talent bisher mehr in kleinern Kammerpiecen entfaltet, in denen sich als Eigenthümlichkeit besonders das zart Elegische, kindlich Träumerische zum Ausdrucke brachte. In den Quartettsachen, die Hr. David von ihm zur Aufführung brachte, schien uns ein graziöser Humor, der in tausend Witzfunken sprühte, als besonders hervorstechendes Element. In seinen Ouverturen weht und wogt eine mährchenhafte Frauenwelt der Musik, oder das Thema derselben führt zur Malerei einer wunderbaren Naturwelt. Jenes Element ist im „Sommernachtstraum", dieses in der „Meeresstille" zur Bestendung gebracht. Die Ouverture zu den „Hebriden" vereinigt beide Richtungen; die Fingalshöhle, in die uns die Töne wie ein Ruf der Circe locken, zeigt eben Natur und Traumwelt in einer innigen Verschmelzung. Seine letzte Ouverture: „Zum Mährchen von der schönen Melusine" ist der Complex und die Krone dieser verwandten Richtungen. In die Mitte dieses Tonwerks ist alle Leidenschaft, die das Mährchen in sich faßt, in heißen Schlägen zusammengedrängt, während Anfang und Ende uns wie auf abendlich stillen Wogen in die tief bewegte Welt hinein und aus ihren Schlunden sicher und mild herausführen. Mendelssohn-Bartholdy's Oper: „Die Hochzeit des Gamacho", die vor etwa zehn Jahren in Berlin zur Aufführung kam (Blume gab den Don Quixote), scheint — ob mit Recht oder Unrecht wissen wir nicht — der Vergessenheit preisgegeben zu sein. Um so mehr sind wir auf ein neues größeres Werk von ihm, auf seinen „Paulus" begierig. Daß er im Kirchenstile heimisch sein könnt, grbt schon aus seiner Vertrautheit mit der Zelter'schen Schule hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

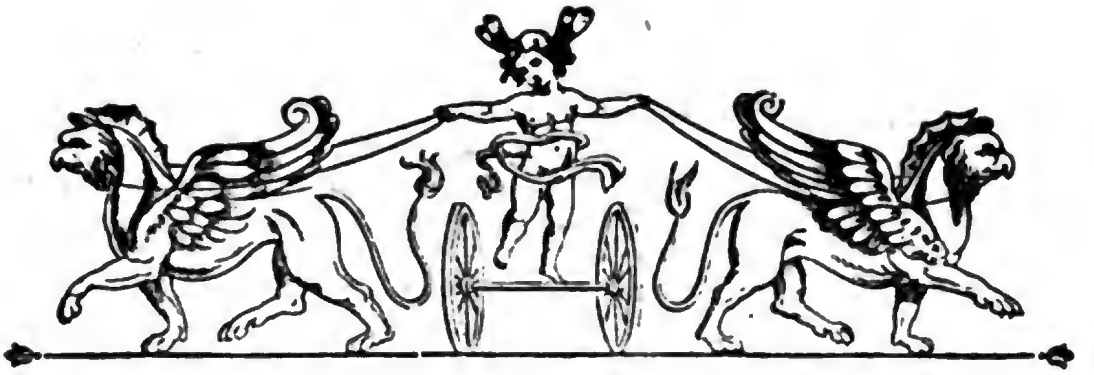
[Peter von Cornelius in Rom.]

Ueber ihn sagt Mengel in seiner Reise: Peter von Cornelius befand sich damals (April 1835) gerade noch in Rom und lud mich ein paar Mal zu sich ein: Seine Seele war durch traurige Todesfälle in seiner Familie trübe gestimmt, und der ungeduldige Carten, auf dem er das Weltgericht eben vollendet hatte, spiegelte ihm täglich ernste und trübe Gebilde wieder. Doch blitzte nicht selten durch sein Gesprächs die alte Lustigkeit siegreich hindurch. Er ist von Gestalt nicht groß, aber stark und sehr lebhaft, und hat in seiner Physiognomie etwas von Napoleon und Ludwig Tieck. Sein Carton erreicht die Decke eines sehr hohen Saales. Das Bild, das danach in der neuen Ludwigskirche in München al fresco gemalt werden soll, wird noch neun Mal größer und übertrifft an Umfang das große Weltgericht Michel Angelo's in der Sixtinischen Capelle. Oben Himmel, unten Hölle. In der Mitte der Erzengel Michael, der da scheidet mit dem Schwerte die Guten und Bösen. Geistreich gedachte Gruppen von wenigen, aber großen Figuren mit einer Charakteristik, deren Einfachheit nicht genug zu loben ist.

[Beiträge zur Phrenologie.]

Wir führten neulich an, wie die Phrenologen am Schädel ihres eigenen Meisters, Gall, mit ihrer Wissenschaft dazquartett wurden, wie sich dies an Göthe's, Wieland's, neulich an Fichte's Schädel wiederholte. Jetzt bringen wir einen neuen Beitrag zu diesem Thema. Vor kurzem fand man bekanntlich Raphael's Urbersetzt im Pantheon zu Rom auf. Der englische Phrenologe Gray Combe kam ausserordentlich ins Gedränge, als er schamrrrthend gestand, er finde an Raphael's Schädel das Organ der Mordlust höchst ausgebildet. Der sanfte Raphael mag im Himmel darüber lächeln und über vergeben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 67. — den 2. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Das eigentlich nicht," versetzte Leopold, „obwohl ich beinahe überzeugt bin, daß es damit in enger Verbindung steht. Es mögen etwa acht Tage sein, als ich Abends beim Studiren etwas sümseln höee, das ganz dem zirpenden Tone einer Fliege gleicht, die sich zwischen Fenstee und Voebang gefangen hat und nicht frei bewegen kann. Im Anfange achtete ich nicht darauf, da sich abee das nämliche Geräusch immee wiedeeholte, und ich, wie Dir bekannt ist, nichts Entsetzlicheres kenne als diesen zirpenden Ton, so stebe ich auf und schüttele die Voehänge, um dem Thierchen Luft zu machen. Kaum jedoch habe ich mich wiedee an die Arbeit gesetzt — ich las eben den Seneca — läßt sich auch dee brümselnde fatale Ton wieder höeen. Bei genauerem Horchen bemerke ich, daß ee ganz in meinee Nähe erschallt, und finde denn nach vielem Suchen endlich eine gewöhnliche Stubenfliege zwischen dem Papiere eingeklemmt, das ich hier als Unterlage zue Lampe gebeauche, um den Tisch nicht zu bereiben. Froh, das Uebel los zu sein, nahm ich das Thieechen hervor, das den Gebeauch seinee Flügel verloren zu haben schien, und lasse es laufen. (Mein Freund war durchaus sehr weichmüthig und konnte nur in dee größten Gemüthsaufregung ein Thier tödten, Mücken und andeee Stechthiere etwa ausgenommen.) Nach einigee Zeit flog das Insect davon und belästigte mich nicht länger mit seinem Gebrumsel. Es währte jedoch nicht lange, so schnurrte die Fliege abermals um mich heeum, kroch übees Buch und hätte sich, als setzte sie eine niedeeträchtige Feeude daran, mich zu ärgern, jedesmal genau auf die Worte, die ich eben lesen wollte. Anfangs war ich tolerant und bewunderte sogae den feinen Takt des Gethiees, indem ich es als eine Art von Griffel betrachtete, den ich bei dee ungemein kleinen Schrift wohl hätte gebeauchen können. Auf die Dauee abee wuede mie der dunkle Wegweisee doch etwas lästig, und ich veescheuchte ihn. Abeemals wae ich einige Minuten ungestört; dann abee kroch das Geschöpf mir in den Aeemel, odee kitzelte mich am Halse, kurz marterte und ärgerte mich auf alle nue eedenkliche Weise. Jetzt war meine Geduld eeschöpft. Ich hasche das schadenfrohe Wesen, bin aber so barmheezig, ihm das Leben zu schenken, und begnüge mich, meinen kleinen Gefangenen durch den Spalt des geöffneten Fensters hinausfliegen zu lassen. Ruhig kehee ich nunmehe zu meinee Arbeit zueück, abee, wie groß ist mein Eestaunen, als in wenig Augenblicken ein abermaliges Summen mie das Dasein einer Fliege bekundet und gleich darauf das fatale Thier sich genau wiedee auf die Worte setzt, die ich eben lesen will. — Jetzt ward mie der Spaß zu aeg. Zuerst besehe ich mir das Thier genau und finde, daß es ganz von der nämlichen Größe und Gestalt ist, wie das eben entfernte. Dann

Digitized by Google

schlage ich geschwind zu und der Feind liegt blutend auf dem Buche. Ich kann Dir die Spuren des verübten Mordes noch zeigen."

„Bemühe Dich nicht," sagte ich, „sondern fahre lieber fort, mir Dein Abenteuer zu erzählen."

„Ich glaubte ganz gewiß, fortan Ruhe zu haben, allein gleich als sei ein Dämon in den Körper einer Fliege gefahren, kaum sind fünf Minuten vergangen, so ist auch das peinigende Insekt mit seinem Gebrümsel wieder auf dem Buche und hindert mich am Lesen. — Da muß doch der Teufel drein sitzen! ruf' ich erbittert aus, schlage abermals zu, und der Feind liegt getödtet auf dem Blatte. Mich [illegible], setze ich die Arbeit fort, aber so oft ich auch noch den nämlichen Versuch wiederhole, es ist und bleibt fruchtlos, und immer kommen neue Fliegen zum Vorschein, als wüchsen sie aus dem Blute der getödteten wie Pilze auf. Voller Verdruß nehm' ich die Lampe und durchsuche das ganze Zimmer, um zu sehen, ob sich irgendwo noch Fliegen versteckt haben, kann aber durchaus auch nicht die geringste Spur entdecken. [illegible] Zimmer [illegible] Arbeit, [illegible] Thier da und marterte mich [illegible]. Was nun hast Du dazu?"

[illegible]

Du denn vorhin angeben?" fragte ich nach einer Pause; „warst Du etwa abermals auf der Fliegenjagd begriffen?"

„Nun das versteht sich!" versetzte er und fuhr fort, unruhig umherzugehen. „Heut aber ist es mir nicht so gut geworden, das Vieh zu fangen!"

Ich ließ ihm einige Minuten Ruhe und musterte unterdessen die auf dem Tische liegenden Bücher. Der Seneca lag aufgeschlagen. Es war die Medea; doch konnte ich auch nicht das Geringste von einer Fliege bemerken. „Hast Du heute abermals im Seneca gelesen?" fragte ich.

„Du siehst es ja," versetzte er. „Ich bin eben damit beschäftigt, seine sämmtlichen Trauerspiele zu lesen, die ich sehr schätze. Wart," setzte er hastig hinzu und nahm neben mir Platz, „da muß ich Dir doch gleich eine Stelle mittheilen, die ganz ausgezeichnet ist." Er schlug einige Blätter zurück, ließ das Buch auf dem Tische liegen und las. Kaum waren zwei Minuten vergangen, so ließ sich ein leises Summen vernehmen, und im nächsten Momente saß eine Fliege auf dem Buche.

„Es ist zum Verdammen, ja zum Rasendwerden!" rief Leopold aus. „Da siehst Du's, gerade auf der Zeile, die ich lesen will." Ich überzeugte mich von der Wahrheit, betrachtete die [illegible] Fliege genau und konnte nichts Außerordentliches an ihr bemerken. Ohne Zaudern schlug ich sie todt und legte sie neben mich auf den Tisch, worauf ich den Freund bat, fortzufahren. Leopold that es, in einigen Minuten hinderte ihn abermals eine Fliege am Weiterlesen. Ich sah auf den Tisch und bemerkte, daß die Erschlagene verschwunden war. Ein Schlag, und das [illegible] Insekt war nicht mehr am Leben. Ich legte sie wieder vor mich hin, heftete die Augen fest auf sie und ließ den Freund abermals weiter lesen. Es dauerte nicht lange, so bewegte sich der [illegible] Körper der Fliege, zog sich zusammen, [illegible] und flog gesund und munter auf, um sich gleich wieder auf dem Buche zu setzen und den Freund am Lesen zu verhindern.

„Siehst Du?" [illegible] er und [illegible]

[illegible]

das Gethier war schneller wieder zum Leben fertig als eine Gurke zum Abnehmen.

Endlich waren wir Beide erschöpft und, so gering auch die Mühe war, doch erhitzt, als hätten wir die schwerste Arbeit verrichtet.

„Ist das nicht eine fürchterliche Pein?“ sagte Leopold, „und wundert Du Dich noch, wenn ich behaupte, man könne rasend dabei werden?“

„Es ist allerdings etwas räthselhaft,“ versetzte ich; „doch können wir uns Beide noch immer täuschen. Auch sind diese Insecten mit einer eigenthümlichen Lebenszähigkeit begabt, die oft an das Wunderbare gränzt. Es scheint, diese Fliege kann Deine Lectüre nicht leiden.“

„Auch mir ist dieser Gedanke schon eingefallen,“ sagte Leopold, „so wenig ich auch das Warum begreifen kann. Hat eine Fliege Verstand? Ist sie zum Kritiker berufen?“

„Wenigstens gibt es fliegenartige Kritiker,“ warf ich ein. „Wenn sich nun ein solches Gespenst in seine Lieblingsgestalt wirklich verkörperte? Wie dann? Der Fall wäre neu und mindestens originell.“

„Sehr wahr,“ sagte mein Freund; „nur ist die Möglichkeit einer solchen Metamorphose nicht gut zu begreifen. Es müßte denn ein verstorbener Kritiker sein, der den Seneca bei Lebzeiten nicht hätte leiden können. Dann beneide ich unsere Nachkommen nicht um ihr Leben; denn ich glaube, sie können kein Buch mehr vor lauter brummenden Fliegen lesen.“

Wir legten den Seneca bei Seite und waren fortan völlig ungestört. Leopold vergaß die Ruhestörerin und sprach lebhaft über die Zeit und deren Erscheinungen. Ich muß Ihnen bemerklich machen, daß mein Freund durchaus nicht mit den neuesten Bestrebungen harmonieren konnte. Zwar noch jung, war er doch schon zu sehr in sich fertig geworden, oder glaubte es doch zu sein, um von neuem an einem Kampfe Theil zu nehmen, der ihm eben so thöricht als aufreibend erschien. Er war Monarchist, aber nicht Absolutist im gewöhnlichen Sinne. Die Constitutionen jedoch konnte er nicht besonders leiden, und erklärte sich oft scharf und bitter gegen die an Wuth gränzende Begierde, womit fast Jedermann nach constitutionellen Staatsformen schrie. Gewiß hatte er nicht ganz Unrecht, wenn er behauptete: die Mehrzahl verlange sie nur, weil es neudackene Waare sei; der verdorbene Magen würde nicht ausbleiben. Die Wahrheit zu ermitteln will ich Ihnen überlassen. Ob es aber jetzt nicht hin und wieder solche verdorbene Staats- und Völkermagen zu curiren gibt? —

Mehr als die Politik interessirte und bekümmerte ihn das literarische Leben. Hier war er ganz Feuer und Flamme. Sein Gespräch kam oft darauf zurück, ja es wendete sich fast immer ganz ungesucht dahin, und man folgte ihm gern, weil man stets Neues, Wahres und Tiefes von ihm hören konnte. Der einzige Fehler, der ihm zur Schuld ward, bestand darin, daß er das Rechte, obwohl er es erkannte, nie that. Selten habe ich ihn handeln sehen, wie er sprach. Leopold war sein eigener Gegensatz, und bekämpfte in allen seinen Gesprächen eigentlich nur sich, sonderbar genug, ohne dies zu merken. Machte man ihn darauf aufmerksam, lächelte er, sagte zuweilen: „Ich weiß es,“ oder hielt es — und dies meistentheils — für Scherz, den er sogar gern zu hören schien. Ich habe ihn in diesem Puncte nie begreifen können, ihn, der mir sonst völlig klar war, den ich hochschätzte, ohne seine Eigenheiten zu billigen und seine offenbar irrigen Meinungen zu beschönigen. Wir stritten uns oft und er war sehr geduldig, meine Vorwürfe anzuhören; immer aber behauptete er: „Wir verstehen uns nur nicht ganz, das ist Alles.“ Leider verstand er sich selbst nicht. —

Von seinem Gesichtspuncte aus mißachtete er die neuen Bestrebungen in der Literatur zwar nicht, aber er konnte sich nicht entschließen, sie zu billigen. „Es sind bloße Jesuitenkniffe,“ sagte er, „die man aufdecken muß, um zu beweisen, daß der Teufel mehr Theil daran hat als Gott. Sie wollen das Gute, aber kein Mittel ist ihnen zu schlecht. Das ist das Elend. Daraus wird eine Sündenliteratur und ein Höllenzeitalter!“ (D. F. f.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Frln. Grabau und die deutschen Altstimmen; Neues und Altes auf der Bühne.]

Den wiederholten Genuß der Ouvertüre zur schönen Melusine — der wiederholte Genuß eines Tonwerks ächter Art ist immer eine Steigerung desselben — verdankten wir jüngst Frln. Henriette Grabau in ihrem Benefiziencert, das außerordentlich brillant ausgestattet war. Die Gesangsstücken waren natürlich vortheilhaft gewählt, um der schönen, eben so klaren als zarten Altstimme der Künstlerin, die ohne Zweifel jetzt zu den bedeutendsten deutschen Altstimmen zu zählen ist, einen besondern Spielraum zu geben. Was unter den Instrumentalmitteln das Violoncell, das ist der Alt unter den Menschenstimmen; in beiden derselbe geheime Reiz, dieselbe wonnige Wärme, derselbe innere Verkehr mit der tiefsten Seele. Die Seltenheit einer Altstimme unter den Deutschen steigert außerdem deren Werth nicht wenig. Wir wissen nicht, wo noch sonst, die Händel und die Pixis gerechnet, eine vierte Altstimme in Deutschland öffentlich gehört wird. Die dritte an Naturell, an Correctheit der Manier aber bei weitem besser als in den dritten Rang zu setzen ist unter den jetzigen Altstimmen Frln. Grabau. Die Händel hat mehr Fonds und eine robustere Gewalt des Naturells, die Pixis brillirt mehr mit hinreißender Leidenschaft der Seele, nicht selten auch mit

Digitized by Google

schlage ich geschwind zu und der Feind
Buche. Ich kann Dir die Spuren
noch zeigen."

„Bemühe Dich nicht," sagte ich
der fort, mit Dein Abenteuer zu ei

„Ich glaubte ganz gewiß, fortan
gleich als sei ein Dämon in den Körp
ren, kaum sind fünf Minuten ver
reinigende Insect mit seinem Gebrum
Buche und hindert mich am Lesen.
Teufel drin sitzen! ruf' ich erbittert au
zu, und der Feind liegt getödtet auf
sammelnd, setze ich die Arbeit fort,
das nämliche Manöver wiederhole,
los, und immer kommen neue Flie
wüchsen sie aus dem Blute der
Voller Verdruß nehm' ich die Lam
ganze Zimmer, um zu sehen, ob
gen versteckt haben, kann aber dur
ringste Spur entdecken. Und wir
mer auch immer möglichst rein ven
rung. Doch kaum sitze ich wied
abermals ein solches niederträchtiges
mich ganz auf die angegebene Stel
davon?"

Nur mit Mühe unterdrückte
ich sprach: „Ich finde gar nichts
Wärme und der Schein der La
verkrochenen Thiere an, das ist da

„Gut," versetzte Leopold,
kommt immer nur eine Einzige?

„Das ist Zufall, offenbarr

„Schöner Zufall!" wieder
Theodor! Du nimmst dieses
Dir freilich nicht gerade verde
ganz in Kenntniß zu setzen, n
jagd — wenn es Fliegen sind
gleichmäßig wiederholt. Ja,
ich schon mehr als hundert du
und dennoch kommen immer
Ende zu sehen. Und wahrh
ich nicht, was aus mir werde
faßt; ich glaube — doch daro

Leopold war aufgestan
Zimmer umher. Ich sah
Mienen. Er war offenbar n

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 68. — den 7. April 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Jephtha's Tochter, Oelbild von Karl Oesterley.

Noch ganz erfüllt von der stillen Harmonie des genannten Bildes, fühle ich mich gedrungen, den gebildeten Lesern dieser Blätter, die sich für deutsche Malerkunst interessiren, etwas Genaueres über dasselbe und seinen Urheber mitzutheilen. Denn wenn ich auch die Ueberzeugung mit den Meisten theile, daß sich die eigenthümliche Schönheit eines Bildes nicht beschreiben läßt, und ich, selbst in dem, was die Beschreibung vermag, mir und den Kennern nicht genug thun werde, so halte ich es doch für Pflicht, in dieser Zeit, wo die würdige Kunst der Historienmalerei etwas selten geworden ist, auf ein gelungenes Werk dieser Gattung aufmerksam zu machen, und glaube nicht der Entschuldigung zu bedürfen, wenn ich die Freude über das rüstige Emporarbeiten eines neuen Talents in Deutschland den Gleichgesinnten mitzutheilen strebe.

Der Urheber dieses Bildes, der hiesige Lehrer der zeichnenden Künste*), Prof. Oesterley, der als Erfinder und fleißiger Zeichner manchem Kunstfreunde schon durch die von ihm auf Stein gezeichneten Umrisse zu Schiller's Wilhelm Tell (Göttingen, 1831. Querfol.) und durch die nach Ottfried Müller's Auswahl und Anordnung raditten Denkmäler der alten Kunst (wovon im verflossenen Jahre das 5. Heft erschien) bekannt sein wird, hatte der Historienmalerei stets mit tüchtigem Fleiße als seinem Ziele nachgestrebt und auch schon Manches in diesem Gebiete geleistet, was in vieler Hinsicht Beifall verdiente und in dem engern Kreise seiner Vaterstadt und seines nächsten Vaterlandes auch erwarb. Der in Hannover gestiftete Kunstverein gab ihm Veranlassung, seine künstlerische Thätigkeit weiter auszudehnen, und seinem Eifer verdankten wir es, daß wie seit den drei Jahren, seit welchen jenes Institut existirt, das, was die hiesigen Künstler dafür geleistet (auch von einem namhaften, aus Göttingen gebürtigen Maler, der seit Jahren in Rom arbeitet, F. Riepenhausen, treffen zu diesem Behufe Bilder hier ein), zu einer besondern Kunstausstellung vereinigt sahen, deren Ertrag den hiesigen Armen bestimmt war. Eben so hatte er als Aufseher des akademischen Kupferstichcabinets und einer kleinen Gemäldesammlung im Sommer des Jahres 1834 sonntäglich eine belehrende Ausstellung von Gemälden, Zeichnungen und Kupferwerken, zu welcher auch die hier befindliche Kunsthandlung der Gebrüder Rocca gefälligst beitrug, veranstaltet, in welcher zugleich der historische Fortgang der Kunst an Holzschnitten und Kupferstichen veranschaulicht wurde. Er hat sich dadurch die Freunde der Kunst um so mehr verpflichtet, da hier sonst von bildenden Künsten fast nur in der Theorie die Rede war. Durch die Thätigkeit Oesterley's wurden auch mehrere andere Talente angeregt und in Wirksamkeit gesetzt.

Zu den größern Oelbildern, welche des jungen Mannes Pinsel hervorgebracht, gehörte ein vaterländisches Stück, Herzog Wittekind darstellend, der, in einer Schlacht gegen

*) Verf. dieses Art. ist Hofrath Wendt in Göttingen.

Digitized by Google

Karl d. Gr. verwundet, von dem heil. Ludgerus im Christenthume unterrichtet wird, — welches Bild Se. königl. Hoheit der Vicekönig Herzog von Cambridge bei Gelegenheit der ersten Kunstausstellung für seine Privatsammlung ankaufte, — ferner der Prophet Elisa, welcher der Sunnamitin ihren vom Tode erweckten Sohn zurückgiebt; dann Moses, der während der Schlacht der Amalekiter zu Jehovah um den Sieg flehet und dabei von Gur und Aron unterstützt wird (2. B. Mos. Cap. 17. V. 11—12.). Hier und in mehrern kleinern Arbeiten, — namentlich in einer verdienstvollen Sepiazeichnung, welche Christus und Martha darstellt, und einer andern, in welcher Friedrich Barbarossa Heinrich den Löwen fußfällig bittet, mit ihm nach Italien zu ziehen — zeigte sich ein vorherrschender Zug nach dem Historischen, Heroischen und Mannichfaltigkeit der Zeichnung, ein vorzüglicher Sinn für Gruppenbildung, Auffassung mannichfaltiger menschlicher Zustände, besonders aber des Charakteristischen. — In den beiden zuletzt genannten Oelbildern hatte der Künstler aus der reichen Fundgrube der alttestamentlichen Geschichte seinen Moment geschöpft. Aber er hatte sich in diesen Bildern Aufgaben gestellt, deren Schwierigkeit seiner Kunst noch nicht zu überwinden gelang: im Elisa den Uebergang vom Tode zum Leben, den höchster Trauer zum freudigen Schreck des Mutterherzens; in Moses die höchste Intensität der Gemüthsrichtung in der Sage halbsymbolisch an das Aufrechthalten der Hände geknüpft. Dort war eine Mannichfaltigkeit von Gemüthszuständen, welche an Personen der verschiedensten Lebensalter dargestellt werden sollte, mit dem einförmig dunklen Colorit im Widerspruche, und das ins Leben zurückgekehrte Kind interessirte weder durch Gestalt noch Ausdruck des wiederkehrenden Lebens. Hier dagegen war ein Moment gewählt, dessen Sinn sich für die äußere Anschauung nicht hinlänglich aussprach, und dessen Veräußerung sogar nah ans Komische streift, — das nämlich dem Gesetzgeber der Israeliten zwei Männern die zum Himmel gehobenen Hände gehalten werden müssen, damit sie durch ihre Schwere nicht sinken, weil daran als Bedingung die Erlangung des Sieges über den Feind gebunden ist; hier stand der einförmige Moment und die Stellung und Haltung der an sich schönen Gruppe mit dem dunken und etwas harten Colorit im Gegensatze. Der Künstler konnte die noch unerschöpfte Quelle, aus welcher der historischen Kunst noch heute die schönsten Stoffe zufließen; aber er hatte seinen Moment noch nicht gefunden.

Im Frühlinge des vorigen Jahres, in der Zeit, wo Alles zum Gestalten drängt, erwachte von neuem der Trieb in ihm, in Farben zu bilden, und er schlug wiederum sein geliebtes Bibelbuch auf, und — Jephtha's Tochter stand vor ihm. Ein glücklicher Fund; der glücklichste für ihn.

Jephtha hat (nach Buch der Richter Cap. 11.), als er an der Spitze des israelitischen Volks gegen die Ammoniter zog, das Gelübde gethan, zu opfern, was ihm nach Besiegung der Feinde und Befreiung des Vaterlandes aus seinem Hause entgegenkommen werde. Er kehrt siegreich zurück und — seine Tochter tritt ihm fröhlich mit Pauken und Reigen entgegen.

Da wird sein Vaterherz betrübt und er eröffnet ihr, was er dem Gotte seines Volkes versprochen. Die Jungfrau aber unterwirft sich in Demuth ihrem Schicksale, und bittet nur um zwei Monate Frist, um mit ihren Gespielinnen auf die Berge zu gehen und ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Und nach zwei Monden kommt sie zurück und unterwirft sich geduldig dem Opfer. (D. F. f.)

Der Geistesfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Je tiefer diese Ueberzeugung in ihm Wurzel schlug, desto mehr neigte er sich der alten Zeit zu, beschäftigte sich anhaltend mit ihr und wirkte oder suchte wenigstens in ihrem Sinne und Geiste fortzuwirken. Freilich entfernte er sich auch dadurch, ohne es zu wissen und noch weniger zu wollen, von der jungen, kräftig und üppig aufsprossenden Zeit, und verlor den rechten Standpunkt. Dies ist immer das größte Unglück, das einem strebenden Manne begegnen kann. Sein Fall ist unerläßlich und ob ihn denn auch tausend Arme hielten. Das Junge ist meist das Wesen, sehr es auch noch so barock und seltsam aus. Jede Zeit hat ihre Regeln, denen sie unbewußt folgt und dadurch zum Ziele kommt. Wollten wir jetzt den Mottmen nachaehen, die das achtzehnte Jahrhundert für unumstößlich richtig anerkannte, wir würden ein furchtbares Ende erleben. Die Regeln, die unsichtbar, aber ewig in dem Fortschritte der Zeit verborgen liegen, sind die Leitfäden, an denen sich unsere Geister zum Leben hingereifen.

Von diesem Standpuncte aus müssen Sie das Leben meines Freundes betrachten, wenn Sie es richtig würdigen wollen. Es war ein tragikomischer Martyrer. Denn Jedermann wird schmerzlich über ihn lächeln müssen, und wie Viele gibt es, die eben so unbewußt wie er sich selbst abmartiren und zu Tode foltern! —

Digitized by Google

In dem Gespräche, das auf unsere Fliegenbeobachtung folgte, behandelte er das eben angedeutete Thema mit gewohnter Schärfe, und ironisirte sich selbst auf eine höchst ergötzliche Weise, ohne im geringsten daran zu denken, daß er eigentlich der von sich selbst Gemißhandelte sei. Ich verließ ihn heiter und ermahnte ihn, einmal die Alten wegzulegen und sich mehr mit den Neuern zu beschäftigen.

„Verlange nicht Unmögliches," sagte er, „Du weißt, wie mich solche Lectüre verstört. Ich werde selbst krank davon."

„Zwinge Dich nur," versetzte ich, „und ehe zwei Monate vergehen, bist Du gesünder als je, und am Ende melesiren Dich auch nicht mehr die Fliegen."

„Nun wahrhaftig, nach unsern heutigen Versuchen könnte es uns Niemand verdenken, wenn wir der Seelenwanderung huldigten. Sonderbar wenigstens bleibt es, und ich wäre recht froh, wenn mir das Insect keine Beschwerde mehr machte."

Ich rieth ihm nochmals, sich des Alten zu entschlagen und dem Neuen hinzugeben und verließ ihn. Unterwegs überdachte ich den Vorfall, suchte das Räthselhafte mir möglichst zu erklären und glaubte für Unlösbares den Schlüssel in optischer Täuschung zu finden. In die Stadt gekommen, trat ich in ein Caffechaus, wo wir wöchentlich ein Kränzchen hielten, um uns über Zeit und Welt zu besprechen. Dann und wann wurde auch Einiges vorgelesen und vorzugsweise die neuesten Erscheinungen in der deutschen Literatur berücksichtigt. Leopold war ebenfalls Mitglied dieses Kränzchens und vertheidigte, wie zu Hause, lebhaft seine Meinung, der die meisten beistimmten, ohne sein Privotiren den billigen zu können. Das letztere verdroß ihn, weil er die Ursache davon eben nie begreifen konnte. — Das Haus war ziemlich besucht, und da ich einige nähere Bekannte traf, erzählte ich ihnen das eben Erlebte. Wie vorherzusehen war, lachten mich alle herzlich aus und waren nahe daran, mich selbst für geistig verworren zu halten. Während ich noch über den Vorfall sprach, trat ein uns Allen unbekannter Mann heran und lauschte mit sichtbarer Aufmerksamkeit auf jedes meiner Worte. Der Fremde trug einen etwas abgeschabten Rock, der über die Maßen lang war, und mit seinem altmodischen Schnitte nicht zu seinem Wuchse paßte. Er fiel senkrecht vom Kragen bis fast auf die Fersen herab. Außerdem trug der Fremde eine sehr große Brille mit messingnem Gestelle und großen grünen Seitengläsern. Eine Zeit lang verhielt er sich ruhig, warf zuweilen einen Blick in ein Zeitungsblatt, das er in der Hand hielt, klopfte mit dem rechten Fuße leise auf die Diele und nickte mit gleichem Tempo mechanisch mit dem Kopfe dazu.

(D. F. f.)

Journalschau.

[Ueber Meyerbeer's Hugenotten.]

Im feuilleton des Bon Sens vom 7. März findet sich ein Aufsatz über die Partitur von Meyerbeer's Hugenotten, der, seiner Gedrängtheit, Sachkenntniß und Unparteilichkeit wegen, zu den seltenen Erscheinungen im Gebiete französischer Kritik gehört, weshalb wir unsern Lesern das Wesentliche davon mitzutheilen für Pflicht halten. Wir lassen den Verf., der sich nur mit der Chiffre C. F. unterzeichnet hat, selbst reden.

Die Deutschen, an Mozart's prachtvolle, heilige Harmonien, an Beethoven's düstere, schwärmerische Symphonien, und an Weber's phantastische, gesangreiche Melodien gewöhnt, haben sich nicht selten über den großen Ruf der Originalität lustig gemacht, den wir Franzosen Hrn. Meyerbeer beilegen. Kannten, — sagen die Deutschen, — kennen die Franzosen das ganze musikalische Repertoire Deutschlands, mit Beschämung müßten sie da finden, daß die Gesangstücke, die ihre Unwissenheit dem scharfsinnigen Geiste Meyerbeer's zuschreibt, nichts weiter sind, als alte, abgedroschene, zusammengestückte, aufgeputzte Gassenhauer. Die Deutschen weisen sogar nach, welches geheime Verfahren der berühmte Landsmann bedachte, um die Anerkennung von Werthen zu bewirken, die die öffentliche Meinung ihm versagt, während er auf das, was sie ihm zugesteht, keinen besondern Werth legt. Man zergliederte Meyerbeer, man preise seine gewaltige Orchestration, seinen großartigen Tonbau, seine gelehrten, ja fast algebraischen Berechnungen — daraus wird Meyerbeer sich sehr wenig machen, denn er weiß wohl, daß er alles das besitzt, und daß Niemand, der nicht ein Patent der Dummheit besitzen will, es ihm streitig machen wird. Aber das, was Meyerbeer geprießen haben will, das, worin er den schönsten Theil seines Vermögens, die reichhaltigsten Jahre seines Lebens gehen wurde, das sind — Melodien. Dies Ziel zu erreichen, spürt er den einfachsten, leichtesten Motiven nach, behauscht er die volksthümlichsten Gesänge, die bekanntesten Alternelle, demachtigt er sich ohne viele Umstände sogar ganzer Arietten. Dann werden sich Recht und Lehre er sich nach allen Seiten, teilt und trägt sie neu, übertunscht sie frisch, rahmt sie mit Decorationen, und stellt diese erste Grundlage so reichlich und den in mnichfaltigsten und bizarrsten Zeichnungen aus, daß man vor lauter Sticderei das Tuch nicht mehr sieht. Einige Witzkorse (in Deutschland) sagen, bei ihnen prüge man Meyerbeer's Musik nur einer Bauernmagd zu vergleichen, die sich sonntäglich ausstaffirt habe. Eine plumpe Gestalt, unter Gold und Spitzen versteckt. Eine deutsche Biographie behauptet sogar, die Musik zu Robert dem Teufel sei ein Chaos, ein wunderliches Gemisch von italienischer und deutscher Schule, ohne allen Nationalcharakter.

Woher rührt nun aber Meyerbeer's Erfolg in Frankreich? Zuerst daher, daß wir Franzosen in neuester Zeit zur Ansicht, was im Gebiete der Kunst über den Ähnlichen oder über die Alten kommt, ein günstiges Urtheil haben. Und dann, wer kann in unserm Lande der Civilisation, des großen Tones und der Sympathien einem Mann widerstehen, der, in der doppelten Bedeutung eines Künstlers und Fremden, euch noch den Vorzug zahlt, daß er hundertfaund Franken jährlicher Einkünfte hat! Muß nicht Alles sich zu dem großen Herrn und Künstler hingezogen fühlen, der eine Prämie von fünfzigtausend Franken, unter dem Titel einer Versicherung, in die Theaterkasse niederlegt! der gegen Jedermann freundlich und zuvorkommend ist! der der Kritik, um sie kirre zu machen, seine Salons und den Keller eines Verlegers

Digitized by Google

(Schlesinger?) öffnet, dessen Rheinweine sich eines guten Rufes erfreuen! wie sollte man nicht endlich die Harmonien eines Mannes begreifen lernen, der reich genug ist, einen Opernsaal zwanzig Mal, wenn es sein muß, aufzukaufen und mit Freunden zu überschwemmen! eines Mannes, der nicht nur Capellmeister, die ihn holen, den Brunsel kommen läßt, sondern auch noch Elephantenfuhrer in seinem Gefolge hat, bärtige Juden, eine Art deutscher Bären, deren Geschäft ist, die in Rotten gesetzten Heeresgroßer zu erklären, und allen, die nicht blindlings glauben wollen, grobe Beschimpfungen nachzubrummen! Und muß man nicht, wenn man so viele Schafe tanzen und springen sieht, mittanzen und springen! Man mißtraut seinem eigenen Urtheile und bekommt das Nachahmungsfieber. Weh dem, der die erhabenen Offenbarungen des berliner Genies nicht erkennt! Er wird sich mit der Wonne begnügen müssen, die die kleinen Seelen an Mozart, Weber und Rossini finden. Diese drei haben für den Pöbel geschrieben, und der Pöbel verdient sie. Ach, ich gebiete auch zu diesem Pöbel, und habe überdies das Unglück, nicht blind zu glauben und nicht zu springen und zu tanzen, wenn ich auch noch so viele Schellenträger springen und tanzen sehe. Kurz, Kreß sei der Wurm gewisser Leute geboren, ich, und noch einige junge Leute, hätten wir die ganze Hand voll Wahrheiten, wir wurden sie weit öffnen, um sie in die Welt zu schicken. Die Wahrheit unter dem Scheffel hat noch Niemanden getrommt.

(D. Z. f.)

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Shakspeare's Shylok. — Kirchenmusik.]

Auch Shakspeare's Kaufmann hat einmal aus den Coulissen sein Haupt hervorgestreckt. Shakspeare spielt sich natürlich nicht so leicht wie Iffland'sche Nebrung, zumal wenn er unter dem Wust des Dialogistischen allemal ein Halbjahr eben begraben liegt; die naturwuchsige Macht seines Genies zerreicht alle gewöhnlichen Masken, in die man ihn dann einstecken möchte. Hr. Baudius spielt als Shylok die Bedeutsamkeit seiner Aufgabe. Schon daß seine Darstellung das erschöpfliche Resultat eines Studiums war, gereicht ihm zur Ehre. Bei alledem blieb die Durchführung des Charakters weit hinter der Anlage desselben zurück, die er in der Scene mit Jubal mit einigen höchst glücklichen Griffen magte. Hier entfaltet sich erst innerlich der Charakter Shylok's; die Lechze der Rache an ihm geübt und seine Geldgier wird hier erst von der Rachlust mit Skorpionen aufgepeitscht und dämonisirt. Hier war Baudius' Spiel intensiv ergreifend, selbst bei einer Erinnerung an Devrient und Seydelmann geistig fesselnd. Wo aber die intensive Qual des zermarterten Juden heftiges gegen die Kirchenwelt gewaffnet erscheint und, auf den Buchstaben des Gesetzes pochend, sich extensiv Geltung verschaffen will, in der Gerichtsscene, zerfiel das Spiel des Darstellers in die kleinen Motive, und es fehlte mit der zur tragischen Verwegenheit erhobenen Zuversicht des Rachthabens die ganze geistige Haltkraft. Dazu kam, daß der Darsteller des Grajiano, der seine Rolle anfangs mit der nothwendigen Feinheit dieses Shakspeare'schen Salonbuemchens auffaßte, in der Gerichtsscene plötzlich auf den gemeinen Saccus herabfiel, und dadurch den ganzen tragischen Eindruck der Situation zerstörte. Es ist mir immer als eines der größten Wagstücke vorgekommen, daß Shakspeare eine in ihrer Wirkung durchaus tragische Figur, wie den Shylok, mitten in ein Lustspiel gesetzt hat; jedenfalls muß thun dieser Jude erst unter den Händen zur tragischen Bedeutsamkeit. Daß er seinen Christenhaß an einem Pfand Christenmeisch sättigen will, läßt seinen Ingrimm noch immer in einem hemmenden Lichte erscheinen, obschon uns der rigeraftige Blutdurst erschreckt. Allein daß ihm die eigene Tochter von einem Christen entführt wird, daß der Vater in ihm gedemüthigt wird, gibt dem Aufruhr seiner Gefühle eine ganz andere Folie noch, denn nun hat sein Haß ein menschliches Motiv, nun wird mit Shylok zum Repräsentanten einer ganzen gedrückten und getretenen Menschenclasse, und wenn er nun den Moment ergreift, wo er der Rachlust ein Genüge gibt, wenn er im erbitterten Gefühl seines Rechtes auf den Buchstaben, der im Judenthum gilt, vor Gericht pocht, ohne alle Ahnung, daß die Grade des Christenthums mächtiger und zugleich schlauer sein könne, so daß er sich in dieser Situation durchaus auf den Kothurn; es weht uns der Gedanke an, dieser Jude, Sklave und Vater kömmt sein Recht haben, wenn er sein Volk und sich selbst rächt, wir zittern vor seinem Rechte, wenn er triumphirend den Schein hochhebt und alle teuflische Siegeslust aus seinen Augen strahlt, bis er, mit seiner List selbst überlistet, zerschmettert und vernichtet dasteht. Der Held, der sich jetzt in Grajiano's poredirenden Worten aussprich, ist von Shakspeare ohne alle Rebbeit gedacht, er darf nur als leise Ironie, nicht mit der Gesticulation eines podelhaften Schimpfens hingeworfen werden; sonst wird der Anfang von tragischer Rührung, den der Zuschauer in der Gerichtsscene empfindet, auf grobe Weise verwischt. Es gehört zu den ordinairen Komödiantenkreisen, daß der Komiker, wo er kann, sich geltend macht und das Publicum gewaltsam auf seine Seite zieht. Bei Shakspeare kommt man nicht damit durch. Selbst Lancelot, aus dem jeder andere Dichter einen bloßen Tölpel gemacht hätte, tritt nie aus der Region der natürlichen Grazie, er bleibt immer liebenswürdig, immer kindlich, nie massiv dumm. Herr Ballmann hielt ihn sehr glücklich in dieser Sphäre; nur ein einziges Mal wandelte ihn die wiener Komik an. Von Hrn. Lorzing (Grajiano), der sonst in der Komik des Salons sich sehr gewandt bewegt, hätten wir um so weniger jenen burlesken Ausfall, der die Gerichtsscene verdarb, vermuthet. Das Verunglücken dieser grußartigen Scene lag aber besonders daran, daß Baudius als Shylok sich viel zu wenig mit dem ganzen Gewichte seiner tragischen Bedeutung geltend machte.

Zum Charfreitag hörten wir zwei Kirchenmusiken, um es uns fühlbar zu machen, ein wie seltener Gast Musik im Kirchenstyle bei uns ist. An der Nikolaikirche wurde eine neue Passionsmusik von Drobisch, Text von Mühlhaus, aufgeführt. Herr Drobisch, ein Leipziger von Geburt, Protestant von Confession, lebt in München und schreibt Musiken für katholische Kirchen. Man hat es uns vorgewerfen, daß wir die Spuren, wo sich Katholicismus und Protestantismus einträchtig zu berühren schienen, mit einer speciellen Liebhaberei aufsuchten. Wir begnügen uns, diese Bemerkung über Hrn. Drobisch, welche ebenfalls in dies Gebiet schlägt, blos als Factum hinzustellen. Was die Composition der neuen Passionsmusik betrifft, so war sie für sehr einfache Mittel in Betreff der Ausführung berechnet, und die Erinnerung an die großen Tonwerke dieser Art kann nur ein schöpferischer Geist mit gesteigerten Mitteln, wie mich dünkt, verdrängen. In der Paulinerkirche brachte der verdienstvolle Musikdirector Hebling Händel's Oratorium: „Empfindungen am Grabe Jesu", und Mozart's „Davide penitente" zur Aufführung. Die Chöre, auch einige Soli, waren mit den Mitgliedern der diesigen Singakademie besetzt; die Herren Pögner und Schmitt von der Oper wirkten trefflich mit; nur eine unserer Theater-Primadonnen chargirte gar zu quer. Die Coulissenbrettigkeit, die mit allerlei Theatermanöver die größten Acklen verdeckt oder durchschmuggelt, will für den Ernst des Kirchenfestes doch nicht recht ausreichen.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 69. — den 8. April 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Als ich meine Erzählung beendigt hatte und meine Bekannten sich abermals einem lauten Gelächter hingaben, trat der Fremde näher zu mir und fragte, einen scharfen, langen Blick auf meine Gesellschaft werfend: „Worüber lachen die Herren so gewaltig, wenn man fragen darf?"

„O, wir lachen blos zum Vergnügen," sagte Braun, ein munterer junger Mann; „wir haben in Erfahrung gebracht, daß die Verdauung durch herzliches Lachen befördert wird. Sind Sie nicht auch der Meinung, mein Herr — ? aber ich kenne ihren werthen Namen nicht." —

„Ich bin der Doctor Feingesicht," antwortete der Fremde, schob einen Stuhl an den Tisch und ließ seine lange, dürre Gestalt langsam darauf zusammenknicken.

„Aha, also ein Fremder!" sagte Braun. „Uns sehr angenehm, Ihre interessante Bekanntschaft zu machen. Sind Sie schon lange am Orte?"

„Erst seit gestern," versetzte der Doctor Feingesicht. „Ich bin auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen, und habe eben zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß in Ihrem werthen Kreise sich eine Quelle zu eröffnen scheint, deren Wasser ich wohl prüfen möchte, wenn es die geehrten Herren erlauben sollten."

„Von Herzen gern," riefen Mehrere zugleich, und Braun setzte hinzu: „Aber sagen Sie uns doch, was Sie auf diesen Gedanken geführt hat?"

„Um eine genügende Antwort darauf geben zu können," sagte der Fremde mit einer wichtigen Miene, „wird sich eine umfassendere Erörterung nothwendig machen, aus der zwar, wie ich mir schmeichele, die geehrte Gesellschaft Einiges würde erlernen können, die aber vielleicht der Geistesrichtung nicht ganz angemessen sein dürfte, welcher dieselbige zu huldigen geneigt ist."

„Ganz und gar nicht," sagte Braun, mir und einigen Andern einen heimlichen Wink gebend, „wir haben unter uns festgesetzt, Jedermann Gehör zu geben und aus Allem die Wahrheit dienenartig herauszusaugen. Die Anrede aber schon, die Sie, geehrtester Herr Doctor, eben an uns richteten, läßt bereits die hellste und tiefste Wahrheit mit dem Schimmer der Neuheit verbunden hervorblicken, so daß wir uns unmöglich das Vergnügen versagen können, sie vom ersten bis zum letzten Worte anzuhören."

Doctor Feingesicht fand sich durch diese Erwiederung sehr geschmeichelt, nahm die Brille ab, reinigte die Gläser mit einem von Schnupftabak farblos gewordenen Taschentuche, bestellte eine Tasse Weinthee und sprach: „Nun, wenn es Ihnen genehm ist, meine Beobachtungen und Entdeckungen zu bewundern, so will ich nicht länger anstehen. Schon oft habe ich in großen und kleinen Städten meine Stimme erhoben und, Gott Lob, nicht wenig Anklang ge-

Digitized by Google

funden, wie sich denn die Wahrheit immer eines guten Erfolgs zu erfreuen hat." (D. F. f.)

Jephtha's Tochter, Oelbild von Karl Oesterley.

(Fortsetzung.)

Es ist mir nicht bekannt, daß dieser schöne Stoff, der in dem griechischen Alterthume an dem Gelübde des Idomeneus von Kreta sein Gegenbild findet (nur daß nach der griechischen Sage der Vater wegen der Opferung seines Sohnes von seinen Unterthanen vertrieben wird), einen bedeutenden Künstler gefunden, der ihn für die sinnliche Anschauung dargestellt habe. Beide Stoffe sind dagegen von zwei der größten Musikgenien, jener nämlich von Händel in dem Oratorium, welches das letzte Werk seines Lebens war, dieser von Mozart in seiner Oper Idomeneus behandelt worden. Ohne Zweifel liegt der Grund des Letztern darin, daß dieser Stoff vornehmlich von lyrischem Interesse ist. Zwei Hauptscenen sind es, die er der biblischen Erzählung noch in sich begreift — die Rückkehr des Vaters, welche das Verhängniß zu einer so tragischen macht. Die Jungfrau, die dem Vater in unbefangener Freude entgegeneilt, ist selbst zum Opfer des Sieges erkoren, den sie feiert. In dieser Scene würde Jephtha, der diese Wandelung des Geschicks zuerst erfährt, die Hauptfigur sein. Allein eine Darstellung dieses Moments würde dem bildenden Künstler schwerlich gelingen können, wie alle Momente, in welchen ein Uebergang in entgegengesetzte Empfindungen Statt findet, — weil wir die Empfindungen in einem festgehaltenen Augenblicke nicht werden sehen. Die Scene gehört daher vornehmlich der dramatischen und mimischen Kunst an.

Die zweite Hauptscene ist die Rückkehr der Tochter Jephtha's von den Bergen; das Hingehen also zum Opfer. Hierbei spielt die Jungfrau die Hauptrolle. Aber ihre Gestalt kann nur in ausdrucksvoller Wirksamkeit erscheinen durch andere Figuren; dies sind natürlich die Gespielinnen, von welchen sie scheidet; denn nur in diesem Abschiede kann sich die zum Tode Vorbereitete zeigen, die ihrem ernsten Schicksale ruhig entgegengeht. Bei Behandlung dieser Scene wird nun zwar die historische Veranlassung in den Hintergrund treten müssen, und die Scene wird zu einer Scheidescene, aber zu einer innigen; es ist eine Trennung, welche die höchste Zartheit weiblicher Jugendfreundschaft voraussetzen kann. Aber mehr als das kann sie nur dann sein, wenn der darstellende Künstler die Ruhe und Hoheit der Tochter Jephtha's aufrecht zu erhalten weiß, und so in jenem Scheiden selbst ein höheres Moment einwirken läßt. Und so dachte es sich unser Künstler, wie ich nachher zeigen will.

Die wirkliche Opferung Jephtha's führe ich nicht als eine dritte Scene an, weil diese sich wenig von Opferungen ähnlicher Art unterscheiden würde.

Zuerst entwarf sich unser Künstler eine Skizze seines Gegenstandes. Allein, wie er mit Ernst über seine Kunst nachzudenken pflegt, so war ihm nicht entgangen, daß ihm, um etwas durchaus Ausgezeichnetes zu leisten, im Colorit noch ein Studium zu machen sei *), und weil er die Verdienste der düsseldorfer Schule allgemein hatte rühmen hören, so entschloß er sich, mit Genehmigung der hohen Behörde, seine eigenen Schüler auf einige Zeit zu entlassen, und sich selbst dem wackern Schadow als Schüler zu stellen. Im Mai trennte er sich von seiner jungen, kunstsinnigen Gattin auf Monate und ging nach Düsseldorf ab. Der Meister empfing ihn aufs freundlichste in seiner Künstlerkolonie, in welcher jugendliche Kräfte sich wechselseitig entzünden und besonnene Meisterschaft die Jugend anregt; er wußte bald solch ernstbescheidenes Bestreben, verbunden mit schon ausgezeichneter Fertigkeit, zu würdigen. Unser junger Künstler malte nun mit dem Meister und arbeitete von ihm berathen seinen Gegenstand mit ungestörtem Fleiße aus, und das vor uns stehende erfreuliche Resultat ist, daß diese Arbeit nicht nur alle seine bisherigen Leistungen an Farbenbehandlung und innigem Zusammenhange weit übertrifft, sondern überhaupt ein Werk ist, welches sich den besten neuern Producten in der Historienmalerei an die Seite stellen läßt. Es ist ein Werk voll poetischen Gefühls, aus einem Gusse entstanden, und von einer auf den Beschauer lang fortwirkenden Harmonie, wie der Unterzeichnete dieses an sich selbst empfunden hat.

Schon den Stoff bezeichnete ich oben als den glücklichsten Fund unseres Künstlers. So weit nämlich meine Beobachtung reicht, so glaube ich bemerkt zu haben, daß demselben der Ausdruck stiller zarter Gemüthsstimmungen und ruhiger Charakteristik mehr als imposanter Größe und heftiger Affecte zusagt. Hier sind solche Gemüthsstimmungen darzustellen und der Künstler hat in den gewählten Moment eine schöne Mannichfaltigkeit derselben gelegt.

Auf einem etwas abhängigen Boden sehen wir die Gruppe der Freundinnen aus dem schönsten Alter des weiblichen Lebens vor uns. Jephtha's Tochter steigt von den

*) C. Oesterley hatte früher auf der dresdner Kunstakademie unter Matthäi studirt, und darauf in Italien seine Wanderjahre gehalten.

Digitized by Google

Bergen herab, wo sie mit ihren Gespielinnen die letzten Tage einer unentweihten Jugend zugebracht hat; sie geht dem Opfer entgegen; sie ist bereit, des Vaters Gelübde zu lösen. Ganz Jungfrau, mit den einfachen Zügen holdseliger, noch aus der Kindheit erhaltener Unbefangenheit, mit dem Myrtenkranze im braunen Haar, welches einfach von dem Haupte herabfällt, mit dem tiefen, edlen Blicke der dunklen Augen, in denen ein ruhiges Gefaßtsein sich ausdrückt, schreitet sie, so scheint es, dem Orte zu, an welchem sich ihr Schicksal erfüllen soll, während sich die anmuthige Gestalt noch den liebevollen Aeußerungen der Freundinnen hingibt, die ihr theils zur Seite gehen, theils ihre weitern Schritte aufhalten. Ein weißes Obergewand, über der Brust von einer goldenen Spange eingefaßt, schmiegt sich leicht um den zarten Leib und bezeichnet das reine Opfer; das dunkelrothe Untergewand, welches unter demselben herabfällt, verhüllt die leicht beweglichen Glieder, ohne die Bewegung aufzuhalten. Der ruhige Blick, durch eine zarte Wehmuth gedämpft, scheint mir zu verrathen, daß sie hinaus ist über den Moment, daß sie schon hinweg ist über den Schmerz der Welt, daß sie nun scheiden kann von dem Leben, daß sie durch ihre Fassung selbst ihre Freundinnen trösten kann. Sie hatte ihre Hände ausgebreitet, um die vaterländischen Fluren, in denen sie aufgewachsen, noch einmal zu segnen. Die zwei Freundinnen zur Seite halten und geleiten sie. In der schlanken jüngern Gestalt ihr zur Rechten, welche etwas höher steht, und in ein hellgelbes, von dem Winde leicht bewegtes Gewand gekleidet ist, ist die höchste Innigkeit der Jugendfreundschaft gegenwärtig dargestellt. Sie greift gleichsam in die freie Bewegung jener ein, indem sie den rechten Arm der Freundin nach dem Ellnbogen zu mit zarter Wärme an ihre Brust drückt. In ihren seelenvoll leuchtenden, nach oben gerichteten Augen glänzt die Theilnahme eines Engels, der den unschuldig Leidenden tröstet, und doch saugt dieser Blick auch aus der Freundin Augen den Trost, den eine gefaßte Seele ausströmt. Wenn diese sie verlassen, so scheint es, müsse sie gleich einer fremden Lichtgestalt ihr nachschweben. Auf der linken, beschatteten Seite, mehr nach hinten gehend, schließt sich im blauen Gewande und in orientalischer Kopfbedeckung — eine junge Frau, wie es scheint — mit ausgewachsenen Formen an. Mit vorgebeugtem Körper, das wohlgebildete Gesicht nach der Erde gewendet, wie Jemand, der unter einer schweren Bürde einhergeht, hält sie mit beiden Händen die linke Hand der Freundin umfaßt. Sie scheint eine jener passiven Naturen, denen Dulden und Tragen leicht zur Gewohnheit wird, und welche schweigend den traurigen Weg zu diesem Ziele gemacht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Charade.

Mein Liebchen, wenn ich Dir mein Erstes sage,
So halte Dich nicht fern von mir,
Dann gibt mein Zweites ein Geschenk dafür,
Das ich mit Dichterglut im Herzen trage,
Du aber nimmst die Huldigung.
Dir dargebracht im höchsten Geistesschwung,
Gewiß mit Dank und Freuden an,
Und legst sie in das Ganze dann.

Neuffer.

Journalschau.

[Ueber Meyerbeer's Hugenotten.]

(Fortsetzung.)

Ohne Umstände also: Meyerbeer strebt augenscheinlich, das religiöse Genre und das satanische durcheinander zu mengen. Er möchte gern Mozart und Weber, die beiden Repräsentanten dieser Genres, in sich vereinigen. Von diesen Geburtswehen tragen: „Der Crociato", „Robert der Teufel" und „Die Hugenotten" deutliche Spuren. Mit dem religiösen Gesange im Crociato begann Meyerbeer's Ruf, und mit dem teuflischen im Robert schritt er weiter. Die Fülle seiner Instrumentation kommt ihm hierbei wunderbar zu Statten. Er macht in seinem Orchester einen ungeheuren Aufwand von heulendem Kupfer und Paukenwirbeln. Ihm stehen zu Gebote: die Chöre hinter der Scene, das Rechen der Orgel, die Schwingungen der Glocken, und die Harfentöne, die er so hinreißend verschwenderisch mitten in die Effecte und in die Harmonie des Orchesters zu schleudern versteht. So täuscht er endlich das Ohr, das sich in diesem fieberhaften Herumschwirren so vieler Accorde verliert. Aber Meyerbeer's Arbeit ist eine reinliche Arbeit. Ueberall fuhlt man das Studium, die Berechnung. Man sieht, wie dieser Mann sich abmüht, Contraste aufzufinden. Er jappelt mit Händen und Füßen darnach (il se hat les flancs). Sein Stol ist in der Musik so schwülstig wie der Thomas' des Apologeten in der Literatur, und so manierirt wie der Doras's. Erst brandschatzte er das Glockenspiel von Saints-Germain-l'Auxerrois aus dem 16. Jahrhundert, dann erweckte er aus dem Grabe die Viole d'amour, an der sich die geputzten Marquisinnen des 18. Jahrhunderts bis zum Ohnmächtigwerden ergötzten. Nie, darauf geh' ich eine Wette ein', nie ist eine ganze Arie — was sag' ich, eine Arie! nie ist auch nur ein ganzer Takt völlig singbar und aus einem Guße seinem Gehirne entsprungen. Zwischen dem Tonsetzer und dem Musiker ist derselbe Abstand, wie zwischen dem Werkkünstler und dem Dichter. Racine ist der Dichter, der Abbé Delille ist der Werkkünstler. Mozart ist der Musiker, Meyerbeer der unmusikalische Delille.

Aus diesem Mangel an Erfindung und Begeisterung erklärt sich's, warum der berliner Compositeur sich aufs Plündern bekannter Partituren legen muß. Schaffen kann er nicht, er muß also verzieren, und zum Pinseln oder Sticken muß man ein ausgespanntes Tuch (canevas) haben.

Aus diesem Mangel an Begeisterung entspringt auch der Mangel an innerm Zusammenhang, an Einheit, womit die Partitur der Hugenotten gezählagen ist. Da ist kein Band, die verschiedenen Theile zusammenzuknüpfen, als der nur selten wiederkehrende Choral von Luther. Dies ist das Loos aller Werke von eingelegter Arbeit. Haben sich je die schönen und großen Linien eines schaffenden Geistes in den Krümmungen einer Mosaik herumgeschleppt?

Digitized by Google

Bei unserer Unkenntniß des umfassenden Repertoires in Deutschland kennen wir nicht wie die Deutschen die fremden Bestandtheile nachweisen, aus welchen Robert der Teufel gebildet ist. Wir nahmen für einen guten Schmaus an, was nur ein Abhub war. Aber bei den Hugenotten ist der Fall anders. Hier haben nicht die deutschen Compositeurs das Thema zu der breiteren Ausführung durch Meyerbeer's Orchester geliefert, sondern erstlich die italienischen bei uns naturalisirten, und dann unsere eigenen französischen selbst. Die italienischen, das möchte hingehen. Aber wir! Wahrlich, wenn, wie Voltaire sagt, der Parnaß so ist wie die Welt, wo nur die Reichen siedeln dürfen, so sollten auch wenigstens nur die Reichen bestohlen werden dürfen.

Die ersten drei Acte der Hugenoten hat man eine komische Oper genannt. Ganz natürlich. Sie bestehen fast ganz aus dem Repertoire von Fendeau. Da ist ein Ober, der fast wörtlich aus Fioretto entlehnt ist; eine Arie aus den Visitandines von Devienne, der übrigens diese Arie schon selbst aus Mozart's Zauberflöte geborgt hat.

Das Motiv der Cavatine Urban's, das ohnehin zu gezieht ist für einen Pagen, der weiter nichts thut als einen Brief überbringen, dessen Inhalt er nicht kennt, dieses Motiv ist aus Caraffa's Duett: Quand je vois le solitaire. — Das Einfallen des Orchesters nach den Worten: O reine des amours im Finale der Romanze (I. Act) ist eine aufgewärmte Idee aus der Cavatine von Robert dem Teufel. Meyerbeer schont sich selbst so wenig als andere. Im zweiten Act steigen die katholischen Ritter eine reichliche Treppe herab, um Maegaerite von Valois zu begrüßen. Dies geschieht bei dem schönen allbekannten Marsch aus Moses.

Im Finale des dritten Actes hat Meyerbeer sogar das berühmte Finale aus Don Juan: Viva la libertà! umarbeiten wollen!!! Welche Entheiligung! Sich an Mozart vergreifen!

Das Schwurterzett im zweiten Act erinnerte mich an ein deutsches Pariser lingua, das im Süden sehr bekannt ist; und da, wo des Seldaten Martel großvätersches Gesang eintritt, ist der ganze Rhythmus aus dem Terzett der Gefangenen in Ferdinand Cortez wiederfunden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Macbeth auf der Bühne.]

Den 18. März wurde auf dem königl. Hoftheater zu Dresden Macbeth, und zwar nach Schlegel's Uebersetzung aufgeführt. Seit 18 Jahren hatte dieses Meisterstück Shakspeare's unter dem Staube des Repertoires gleichsam vergraben gelegen, bis endlich L. Tieck es hervorzog und uns mit einigen Veränderungen wiederschenkte.

Gern möchte ich die Kalte, mit welcher das Publicum die Aufführung dieses Stück's aufnahm, lediglich der unvollkommenen Art und Weise beimessen, in welcher dasselbe jene Veränderungen erlitten hat; aber leider ist es nicht so, und die beiden Parteien, durch zwei Männer repräsentirt, welche auf das Schicksal des dresdner Theaters entscheidenden Einfluß haben, durch zwei Männer sage ich, welche eine Spaltung in das Publicum bringen, und deren Jeder seine Fahne an der Spitze der ihm huldigenden Partei wehen läßt, haben niemals ihren Charakter so deutlich ausgesprochen als diesmal. Ich, der ich keine Farbe, weder der einen noch der andern Partei, trage, kann es nur beklagen, daß dieser Parteigeist selbst bis in die äußersten Winkel der Galerie gedrungen ist. Denn Unbilligkeit und Undankbarkeit gegen die Künstler, welche mit Eifer und Gewissenhaftigkeit studiren, sind die traurigen Früchte eines solchen verkehrten Geistes, der dadurch verderblich für die Kunst werden muß, da das Publicum mit Ausnahme einiger Fremden fast immer aus denen besteht, die, unter den Einfluß ihrer Partei gestellt, sich schwerlich vor einer Parteilichkeit hüten können, welcher der Schauspieler, der durchaus dagegen geschützt sein sollte, nur zu oft als Opfer fällt. Ist es nicht in der That für den fleißigen Künstler, welcher in seiner Kunst Fortschritte zu machen bemüht ist, sehr traurig, wenn er fortdin seine Bemühungen nicht blos verkannt, sondern sogar für nichts geachtet sieht! Und warum? — weil er in einem Stücke auftritt, das sich nicht allgemeiner Zustimmung erfreut. Um jedoch gerecht zu sein, muß ich gestehen, daß, wenn ich mich zu Gunsten einer Partei aussprechen sollte, ich weit eher derjenigen den Vorzug einräumen würde, welche durch die Wahl der von ihr begunstigten Stücke wenigstens geeignetes zu sein scheint, dem Publicum Geschmack und Sinn für das wahrhaft Schöne einzuflößen, als der Partei, welche richtig Besseres zu thun weiß, als uns mit einer Menge von fremden Stücken gleichsam zu überschütten, die dadurch dazu gut sind, die Zeit zu vertreiben, aber viel zu unbedeutend, um einen solchen Einfluß zurückzulassen, durch welchen man sich erhaben fühlt und selbst sittlich veredelt werden kann.

Die einzelnen Rollen waren den Kräften des Theaters personal angemessen vertheilt — jedoch trechen ich hier nur von den bedeutenderen. Herr Wemmar hatte die Rolle des Macbeth — unstreitig eine sehr schwierige Aufgabe — und hat es dieselbe auch nicht auf eine glänzende Weise gelöst, so hat er doch durch seine Darstellung einen Beweis von seinem guten Willen, und hin und wieder von seinem Talente gegeben. Sein Vortrag war zu declamatorisch, so wie seine mimischen Bewegungen oft zu gezwungen waren, um natürlich genannt werden zu können.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Der deutsche Musenalmanach.]

Dem Vernehmen nach hat sich die gesammte schwäbische Dichterschule von dem bisher von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanach getrennt. Die Wahl des Titelprestiges soll hierzu die Veranlassung geboten haben. Man wünschte anfänglich mit Uhland's Bild den neuen Jahrgang für 1837 zu zieren. Das Bildniß des Dichters, das ein früherer Jahrgang des Almanachs brachte, war nicht ganz ähnlich gerathen; deshalb erschien es wünschenswerth, dasselbe dem Publicum noch einmal vorzuführen. Uhland, von Geschäften überhäuft, zeigte sich nicht ganz willig, einem Künstler zu sitzen, und so gab man dies Verhaben auf. Die Verlagshandlung fiel auf Heine. Man schrieb nach Paris, und Heine erklärte, er sei keineswegs schon so von Eitelkeit entblößt, um sich nicht zu dieser Ehre bereitwillig zu zeigen. Im wiewert dies von der Verlagshandlung ohne Mitwissenschaft der Redaction betrieben, wissen wir nicht; nur heißt es, habe sich Gustav Schwab sofort auf diese Wahl in Hinsicht des Titelprestiges von der Redaction losgesagt; ihm nachgefolgt seien Uhland, Menzel, Pfizer, Kerner, kurz, die ganze schwäbische Dichtergemeinschaft, auch Nikolaus Lenau. Chamisso ist alleiniger Redacteur geblieben. Es hat sich somit die deutsche Gesammtheit des Almanachs aufgelöst, und es steht ein schwäbischer, oder wenn man will südwestdeutscher Musenalmanach neben dem von Chamisso redigirten zu erwarten.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 70. — den 9. April 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Jephtha's Tochter, Oelbild von Karl Oesterley.

(Beschluß.)

Von dieser Gruppe nun, das Weitervorwärtsschreiten gleichsam aufhalten wollend, knieen die zwei jüngsten der Freundinnen, den unmittelbarsten Ausdruck des Schmerzes darstellend; beide einander verwandte Figuren sind in Farbe und Kleidung nur wenig unterschieden. Die eine kniet mehr rechts von der geliebten Freundin. Mit nach innen gefalteten Händen sieht sie zu der Jungfrau hinauf, so daß sie dem Zuschauer das beschattete Profil zeigt, gleichsam fragend: wie sie den Schmerz ertragen solle. In die zweite links vor der Hauptfigur Knieende ist der Ausdruck des tiefsten, sich verhüllenden Trennungsschmerzes gelegt. Sie umschlingt mit ihren nach oben gestreckten Händen den theuren Leib der Geliebten, indem sie ihr Gesicht ganz in das Gewand desselben eindrückt und verbirgt. Ob aber gleich der Beschauer ihr Gesicht nicht sehen kann, so fühlt er doch an der ganzen Haltung des jugendlichen Körpers die höchste Inbrunst des jugendlichen Schmerzes, und sein Blick weilt mit Vergnügen auf dem schimmernden Nacken, der sich in zarter Grazie aus dem dunklen (bronzefarbigen) Gewand hervorhebt, und ein wohlgebildetes Köpfchen trägt, dessen schwarzes Haar ein dunkelblaues Band locker zusammenhält. So schließt sich anmuthig die Gruppe.

Hier wird es nun klar, daß der Künstler einen wirksamen Gegensatz in die Gruppe gelegt hat. Von oben geht ein edles, sich gleichsam schon verklärendes Gefühl aus; unten aber waltet noch der Schmerz am stärksten; darum ist auch die Gruppe nach unten dunkel, nach oben lichter. Jephtha's Tochter erscheint handelnd, im Voraussehen begriffen, geführt von ihren ältern Freundinnen, deren Gestalten selbst wiederum einen sinnigen Contrast enthalten, wie oben angedeutet worden ist; die beiden Schwestern dagegen (so möchte ich sie nennen), welche wir knieend vor ihnen sehen, streben mit dem heftigsten Ausdruck des Gefühls dagegen. Durch diese zart gedachten Gegensätze ist es dem Künstler gelungen, die Schwierigkeit zu überwinden, welche in der Aufgabe liegt, eine verschlungene Gruppe von fünf weiblichen Figuren fast aus demselben Lebensalter ohne Weichlichkeit in einen solchen Moment zusammenzufügen, und so sehen unsere Leser zugleich, daß die Darstellung desselben keine blos allgemeine und gewöhnliche Trennungsscene geworden ist.

Diese Gruppe nun ist in eine freie Umgebung gestellt, welche den Blick von der Hauptsache nicht ableitet, sondern den wohlthuendsten, durchaus harmonischen Sinn und Ausdruck des Ganzen nur erhöht: zur Linken in der Ferne (zur Rechten der Hauptfigur) blaue Berge und leuchtende Wolken; zur Rechten eine einfache Berggegend, die wenig Vegetation zeigt; über ihr undewölkter blauer Himmel. Das ganze Bild ist nach oben bogenförmig und beträgt 4½ Fuß Höhe, 4 Fuß Breite, die Figuren sind drei Viertel Lebensgröße.

Digitized by Google

Die Arbeit des Bildes ist sehr fleißig, doch ohne Aengstlichkeit; die Zeichnung frei und edel; die Behandlung der Lichter trefflich und harmonisch, ohne Unbestimmtheit; die Wahl des Grundtons glücklich und der Scene angemessen, und überhaupt die ganze Farbengebung untadelhaft. Sollte der Unterzeichnete eine Ausstellung machen, so wäre es die, daß die Haltung der Hände der Hauptfiguren, welche durch das Eingreifen der beiden zunächst stehenden Figuren bestimmt worden ist, gegen einander eine fast gleich fortlaufende horizontale Richtung haben, und sich das Fleisch der Hände der Hauptfigur von dem Gewande nicht hinlänglich absondert. Doch stört dies nicht den Eindruck des Ganzen. Uebrigens wünschen wir wohl, daß der Künstler nun auch einmal ein Bild in ganzer Lebensgröße der Figuren versuchen möchte.

Das schöne Bild, wovon ich jetzt eine schwache Vorstellung gegeben habe, zog mehrere Tage lang unausgesetzt eine große Zahl von Beschauern an. Auch Kunsturtheile ließen sich dabei vernehmen, die wie Anekdoten klingen; aber solche treiben als Auswüchse der Kunstausstellungen mehr oder weniger überall hervor. Das Bild wandert nun auf die nächstens in Hannover zu eröffnende Kunstausstellung, und wird ohne Zweifel daselbst gar viele Freunde und Kenner der Kunst erfreuen. Wir aber möchten wünschen, daß der geehrte Vorstand des würdigen Kunstvereins für das nächste Jahr einen Kupferstich oder wenigstens Umriß nach demselben an die Mitglieder des Vereins vertheilen möchte; da ohnehin die bisherige Auswahl dem Bedürfnisse und der Bequemlichkeit der Mitglieder nicht ganz angemessen gewesen zu sein scheint, und übrigens eine kleine, aber gelungene Nachbildung irgend eines historischen Bildes, dessen Gegenstand ein allgemeines Interesse zu erregen vermag, der großen Lithographie eines Genrebildes vorzuziehen ist, dessen Stoff weder der Größe noch dem dazu erforderlichen Aufwande entspricht.

A. Wendt.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Wir machten sämmtlich eine stumme Verbeugung. Der Thee war gedracht, und nach einigem Räuspern begann Doctor Feingesicht folgendermaßen:

„Der Mensch besitzt Geist, wodurch er sich von den übrigen Geschöpfen unterscheidet, denen man nur eine Seele beilegen kann. Je mehr sich der Mensch dieses Geistes bewußt wird, desto empfänglicher für Geist wird seine ganze Natur. Er befähigt sich selbst zur Erkenntniß der Geister. Niemand, meine Herren, kann dies mehr beobachten als wir Aerzte, die wir immer mit allen möglichen Gattungen von Geistern umzugehen haben. Läßt es sich aber nicht, daß dieser Geist sich in zwei Theile sondert, ich meine einen intensiven und extensiven. Wer den erstern besitzt, der kriecht in sich hinein, wie die Schnecke in ihr Haus, und betrachtet im Geiste geistig sich selbst. Dies, meine Herren, sind die Selbstdenker, Philosophen, und wie das Volk sonst noch heißt. Die extensiven Geister aber lieben es, aus sich heraus zu streben, und sind durch die fortwährende Uebung am Ende im Stande, ihren Körper zu verwandeln."

„Zu verwandeln!" rief ich aus und schlug verwundert die Hände zusammen. „Was Sie sagen, Herr Doctor!"

„Ja, ja, zu verwandeln!" wiederholte Feingesicht und wischte sich gravitätisch die Brille ab.

„Es ist Alles in der Ordnung," sprach Braun. „Ich sehe gar nicht ein, wie Du Dich darüber verwundern kannst."

Ich schwieg und der Fremde fuhr fort: „Geht die Verwandlung mehr innerlich vor, das heißt, constituirt intensive und extensive Geistesmaterie, so wird daraus eine Art von Magnet, den man auch den Hautgout der Geister nennen kann, und der sich so Verwandelnde behält seinen eigenen Körper bei, jedoch mit dem Gefühle eines andern, ihm noch dazu inwohnenden Körpers, dessen Enthüllung oder Herausschälung er erst abwarten muß. Dies ist die simple Verrückthei, die Culturanstalt der fixen Ideen."

„Nichts ist klarer," sagte Braun, und wir Uebrigen stimmten natürlich bei.

„Tritt das bleibende Gefühl der extensiven Geistesentwickelung aber in voller Lebendigkeit ein," fuhr Feingesicht fort, „so entsteht daraus eine Mittelstufe zwischen der völligen Geistwerdung und der Entmenschung, von uns Aerzten Magnetismus, Mesmerismus u. dergl. genannt. Und für diese Art Menschen bin ich der eigentliche Mann. Diese Leute sind ein ganz absonderliches Geschlecht, weder Mensch noch Thier, weder Gott noch Engel, sondern ein ganz sublimes Hackemack von Allen. Sie raisonniren über Göttliches und Menschliches mit gleicher Virtuosität, kennen alle Geheimnisse Himmels und der Erden, wissen sie sogar zu deuten, nur gemeiniglich etwas schwülstig und in sonderbaren Redensarten, die nur der Eingeweihte versteht; aber dennoch stehen diese Menschen auf der Entwickelungshöhe des menschlichen Geistes. Denn ein geheimer, kräftiger Auf-

Digitized by Google

schmung schüttelt sie aus ihrem eigenen Leibe heraus und läßt sie in andere, die sie sich intensiv-extensiv gebildet haben, nach Willkür übergehen, so daß zum Beispiel eine ganze Colonie von Fliegen, Wespen, Hummeln und anderm Gethier nur verwandelte, durch eigene intensiv-extensiv geistige Entwickelung adelnd maskirte Menschengeister sind."

„Sonderbar! sehr sonderbar! — Zum Erstaunen! — Man möchte gleich selbst sich intensiv machen!" riefen die verschiedenen Mitglieder der Gesellschaft und baten gleich darauf einstimmig den weisen Doctor, fortzufahren. Dieser ließ sich nicht lange bitten und sprach weiter:

„Wenn ich nicht falsch gehört habe, erwähnte dieser Herr (auf mich deutend), es habe sich eine geheimnißvolle Fliege sehen lassen, die man zwar tödten, aber nicht vernichten könne. Wie nun, ist dem wirklich so?"

„Allerdings, sehr gelehrter Herr Doctor," antwortete ich. „Glauben Sie aber nicht, daß wir so thöricht sind, eine so greifbare Albernheit für baare, blanke Wahrheit zu halten. Offenbar waltet hier eine jener optischen Täuschungen vor, die nicht selten die gesunde Vernunft zu verspotten wagen und Leichtgläubige wie Schwachsinnige auf falsche Wege führen können. Ich muß aber bekennen, daß ich mich zu Keinen von Beiden zählen möchte, um so mehr, als es so klar wie dieser Lampenschein hier ist, daß dergleichen reine Kinderei wäre."

„Junger Mann," sagte Feingesicht, „Sie kennen die Welt nicht, wie ich jetzt wohl einsehe. Wären Sie so wie ich in diesem geistreichen Narrenhause herumgestoßen worden, so wurden Sie ganz anders sprechen. Wissen Sie nun, daß jene bemerkte Fliege nichts ist, als ein verwandelter, durch Intensiv-extensivkraft selbst aus sich heraus und wieder in sich hineingegangener Geist, der gebannt, begriffen und gefühlt werden muß, ehe sich die Art und Gattung bestimmen läßt, der er zugehört. Ich, meine Herren, reise eigentlich ganz ausschließlich in dieser Beschäftigung; denn es ist mein mir angeborenes Metier, mein natürlicher Beruf, die Geister sowohl in als außer dem Menschen zu erfühlen, weshalb ich mir auch den erhabenen Namen eines Geisterfühlers beigelegt und darüber ein königl. würtembergisches Privilegium erwirkt habe, damit ich in jeder Hinsicht vor Nachdruck oder Nachfühlerei gesichert bin. Auch die freie Reichsstadt Frankfurt hat mir ein ähnliches zugesagt. Beide sind auf Lebenszeit gelöst und werden vor meinem Tode an keinen Adspiranten wieder vergeben, weß Namens und Standes er auch immer sein mag."

„Sie haben wohl schon viele Geschäfte gemacht in dieser ganz originellen Wirksamkeit?" fragte Braun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Journalschau.

[Ueber Meyerbeer's Hugenotten.]

(Beschluß.)

Aber genug der Reminiscenzen, die Meyerbeer so geübt in sein Orchester einzuflechten wußte, und die den guten Publicum einen Enthusiasmus eingeflößt haben, den ich, aus Achtung gegen dasselbe, dem Vergnügen zuschreiben will, das man beim Wiedersehen geliebter Personen und alter Bekannten empfindet. Uebrigens ist nichts leichter, als das Parterre in den ersten Vorstellungen zu mystificiren. Es ist da, um aus heller Haut in Feuer zu gerathen, und Beifall zu klatschen quand même, es gerath also in Feuer und klatscht. Es wurde auch wirklich wüthend applaudirt, und der Romanze: Plus blanche que la blanche hermine, wiederfuhr, Gott verzeih's, die Ehre des Da capo, wiewohl sich von dieser Romanze nichts sagen läßt, als daß Labarre und Monpeau zwanzig Romanzen geschaffen haben, die eben solche Anmuth und Frische haben wie diese. Das Parterre merkte nicht, daß Scribe es mit seinem akademischen Aplomb dahin brachte, den größten Mißgriff zu bellletrisiren, der je aus der Feder eines Vaudevillisten floß. In dieser Romanze nämlich ruft Raoul von Nangis die heilige Jungfrau an und singt: Vierge immortelle, qu'elle était belle! Raoul ist aber ein Protestant, und es ist sehr zu verwundern, daß die katholischen Herren, die ihm zuhören, ihm nicht von den Hals fallen, wie einem eingefleischten Parisien. Ein Lutheraner ist es nichts mehr, denn er glaubt an die Jungfräulichkeit der Mutter des Herrn *). Nur ein Scribe kann solche Geniestreiche machen. Je nun, er thut wohl daran, da er ein Publicum findet, das dergleichen bewundert.

Allerdings bildet der feierliche und gewichtige Choralgesang Luther's einen schönen Contrast mit den lustigen weltlichen Liedern der katholischen Orgie, aber es stände in einem Drama, das in Deutschland spielt, besser an seinem Platze. In einem französischen Drama verwischt er die Localfärbung. Die Protestanten Frankreichs waren keine Lutheraner, sondern Calvinisten. Es war die genfer Communion, nicht die augsburgische Confession, die Theodor von Beza in der Zusammenkunft zu Poissy gegen den Cardinal von Lorbrinnen in Gegenwart der Katharina von Medicis vertheidigte. Die Calvinisten hatten nicht Luther's Gesänge angenommen, sondern die Psalmen von Clemens Marot.

Es ist Zeit, von den drei ersten Acten zu scheiden, doch fordert es die Gerechtigkeit, daß wir noch der Introduction eines Kirchengesanges erwähnen, den alle Blasinstrumente begleiten, deren sich Meyerbeer sehr geschickt zu bedienen versteht. Der erste Chor ist nicht ohne Wirksamkeit, aber er hat nichts Originelles, nichts Eigenthümliches. Eine hugenotische Arie soll das Piff, Paff, Puff! des Gewehrfeuers nachahmen; aber sie wäre nichts als eine musikalische Possenreiterei, wenn Levasseur's brillante Stimme sie nicht zu einem Siegesgesang erhebe. Und doch werden Viele, gleich mir, die Arie aus dem Freischütz: l'amour, le jeu, le bon vin (wahrscheinlich: hier im dunklen Zimmerthal) vergleichen, von welcher Meyerbeer sich überhaupt ganz inspirirt zu haben scheint.

*) Man staune über diese Ansicht vom Lutherthum! Wahrscheinlich nimmt man Böne und Heine für die Vertreter des deutschen protestantischen Glaubens.

Digitized by Google

Dasselbe gilt von dem Hugenottenlied: Plan rataplan, im dritten Act.

Erst am Schlusse des dritten Actes, bei dem Duett zwischen Marcel und Valentine, bei einem Sextett voll wahrer, ungebuchelter Harmonie, bei einem Chor der Katholiken und Protestanten, wo die verschiedenartigsten Style sich begegnen und stoßen, und wo der Choral vorherrscht, erst da haben wir eine kalte, monotone, farblose, zusammengerafte und gestoßene Musik überstanden, die Niemanden zum Herzen sprach, und die nicht einmal den Trost haben wird, sich auf den Rosenpulten in den Salons herumzuschleppen.

Nun sind wir beim vierten Act. Hier geben wir alle Schilderung auf. Man kann es hier nur machen, wie Voltaire, als er den Racine las. Wie Voltaire bei jedem Vers, so müßten wir bei jedem Takt ausrufen: Bewunderungswürdig! Dramatisch! Erhaben!

In der That konnte Meyerbeer hier sich selbst ganz und gar wiederfinden und wiedergeben. Er hatte keine Melodie zu schaffen, er hatte keine Stickerei von kleinen Leidenschaften mit ihren fast unmerklichen Nuancen zu verkettigen, er brauchte nicht einen einzigen Bühnengalang aufzufinden, er hatte blos die Entwicklung einer Handlung voll dramatischen Lebens und voll Bewegung zu begleiten, er brauchte blos das Orchester gleichsam in Einklang mit dem zu setzen, was auf den Brettern vorgeht. Der Chor bei Einsegnung der Dolche ist von unbeschreiblicher Wirkung. Es kann nichts Schöneres, Sympathischeres und Entsegenderes geben als das gewichtige feierliche Sextett der drei Mönche, das durch eine obligate Baßbegleitung noch mehr verdüstert wird, sich dann erhebt, wie ein Donner ausbricht, alle Chorstimmen mit sich fortreißt und endlich in den Baß zurückfällt, ob es noch die höchsten Töne dieses höllischen Crescendo erreicht hat. Besser kann man den Fanatismus nicht zeichnen, der anfangs mit gebückten Haupt einherschleicht, dann die zornglühende Stirn, den dolchbewaffneten Arm gen Himmel dreht und beide wieder senkt, sein Schlachtopfer zu erspähen und zu treffen.

Der fünfte Act wird keinesweges von den Erinnerungen des vorhergehenden erdrückt. Meyerbeer beweist hier seine ganze Macht in der Harmonie und Instrumentation. Er zeigt jetzt die schöne Seite seines querköpfigen Talents. So kalt und manierirt er oft durch die Anstrengung des Haschens nach Contrasten wird, so großartig und erschütternd ist er hier, wo die dramatische Situation ihn hält und trägt. Hier verschwistert sich auf das Wundervollste der feierlich schwerfällige Choral mit den naiven und zärtlichen Tonbiegungen zweier Liebenden. Je näher die Todesstunde heranrückt, je mehr und mehr büßen sie von dieser Zärtlichkeit und Naivetät ein, verlieren sich dann im Angesicht des Todes, ganz in den Choral, der im Sextett unter den Dolchen sich wiederholt, und scheiden sich endlich ab wie eine Siegesbrunne, mitten unter den Flüchen und dem Mordgeschrei der Katholiken.

Wahrlich, all dies ist schön, dramatisch, und erschütternd für die Menge. Auch hab' ich, wie man sieht, dem allen das Lob nicht karg zugemessen. Aber sieht nicht zu bedürchten, daß dadurch die Kunst ganz aus der Bahn herausgeschleudert wird, in welcher sie lebt und webt? Wenn man so sieht, wie die Wissenschaft des Instrumentisten alle Modulation aufreibt, scheint es da nicht, als sollte das dröhnende Orchester ebenfalls alle Singstimmen ersetzen? Ist es nicht, als müßte die Harmonie, indem sie so ihre Motive und Effecte erweitert, ebenfalls auf die Melodie und ihre nahen Genüsse eben so einwirken, wie die Gewohnheit, starke Getränke und gewürzte Speisen zu genießen, auf den Gaumen wirkt? Man sehe nur, wie sich in unserer Oper die weichen biegsamen Stimmen, von Rossini's und Auber's singbaren Melodien hervorgetuen, jetzt immer mehr verlieren. Bald werden die Sänger keine Kehle mehr brauchen, sondern nur eine Lunge, denn man wird nicht mehr singen, man wird heulen.

E. F. *)

Correspondenz.

Aus Dresden. (Beschluß.)

[Machets auf der Bühne]

Es unterliegt übrigens keinem Zweifel, daß Herr Weymar bei einem ausdauernden Studium zur Erwartung tüchtiger Leistungen berechtigt; es wäre zu wünschen gewesen, daß die Bemühungen Herrn Weymar's bei dem Publicum die verdiente Anerkennung gefunden hätten. Dem. Bauer trat in der Rolle der Lady Macbeth auf und ließ richtigen Takt und Geschmack nicht verkennen, sie erntete den Beifall, der die Leistungen einer Schauspielerin von solchem Talente mit Recht zu begleiten pflegt. Doch erlaube ich mir die Bemerkung, daß oft dasjenige, was sich in der Komödie als ganz richtig und treffend darstellt, in der Tragödie dagegen als verfehlt und unpassend erscheint. Die kleinen Tiereteien und Manieren (das anmuthige Lächeln, ganz am Platze und liebenswürdig in den Stücke: „der Mann im Feuer") verliren das Ansprechende und Einnehmende in dochtragischen Darstellungen. Dem. Bauer, welche sich in Paris aufgehalten hat, um die Mars zu studiren, wird sich selbst eingestehen, daß dieser Tadel sie nicht ungerecht trifft. Herr Hecklicher hatte sich in der Rolle des Malcolm selbst unter seine gewohnten Leistungen gestellt; sein Spiel litt an einer gewissen Lethargie, oder vielleicht Unlust, und ließ nur zu auffallend alle Kraft und allen Nachdruck vermissen. Herr Emil Devrient gab den Macduff als Künstler, der gewohnt ist, größere Rollen durchzuführen, und folglich auch gewohnt ist, Effect zu machen und Beifall davon zu tragen — Er hat seinen Zweck erreicht, aber auf Kosten der Wahrheit und der Natur. Das Schreien, mit welchem er seinen Schmerz aus der Tiefe der Brust gleichsam hervorbrechen ließ, verehlte einigermaßen den erzielten Eindruck, indem der Zuhörer sich in den Zustand einer gewissen Unbehaglichkeit und Unruhe versetzt fühlte. — Doch will ich keinesweges hier das wahre Talent Herrn Devrient's beurtheilen und abschätzen — denn nur wenige Künstler würden den Macduff besser spielen als er, weit mehrere in dieser Rolle ihm nachstehen. In wie weit diese meine Ansichten Zustimmung finden werden, weiß ich nicht, denn es ist mir nicht unbekannt, daß in unseren Tagen eine nüchterne, wohlbegründete und überdauernd vernünftige Bewunderung der bittersten Satyre gleich gilt, und daß einige wenige Worte des Tadels ein langes Register von Lobeserhebungen vergessen machen; ja ich weiß auch, daß ich gewissen Kritikern gegenüber, welche Jedermann schon kennt, und die ihre Feder nur von Persönlichkeit leiten lassen, entweder um zu schmeicheln, oder um sich zu rächen, aber nie dieselbe ergreifen, um der Kunst selbst wahrhaft zu nutzen, daß ich es mir nie erlauben werde, ihren angebeteten Gegen zu nahe zu treten, so wie ich auch weit davon entfernt bin, mich vor denselben in tiefster Verehrung zu beugen — denn so Etwas kann mich nicht berühren. — A. d. l. R.

*) Es leidet doch wohl keinen Zweifel, daß der Verf. dieses Artikels ein in Paris lebender Deutscher ist.
D. R.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 71. — den 11. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

5. Reise nach Italien im Frühjahre 1835, von Dr. Wolfgang Menzel. (Stuttgart u. Tübingen, Cotta, 1835. XVI u. 350 S. 8.)

Man möchte es mir für Coquetterie auslegen, wollte ich von der Ueberwindung viel Redens machen, die es mich gekostet, von der in der That genußvollen Lectüre dieses Werkes öffentlich Rechenschaft zu geben. Inzwischen ist es vielleicht nicht einmal in dem Maße, als ich fürchten muß, so ganz widersinnig, in einer Zeit erbittertee Indignation, vielseitiger Parteiung und allseitiger Beargwöhnung ein Zeugniß ungemischter Ehrlichkeit abzulegen. Ich halte mich kurz an die Sache. Wir haben hier überhaupt, wie man sich auf Reisen begibt, um die enggewordene Heimath zu vergessen, unsere Reflexion auf Reisen geschickt, um später mit erfrischten Sinnen zur heimischen Literatur zurückzukehren.

Die schön geschriebene Vorrede versetzt uns in den weltgeschichtlichen Zusammenhang mit dem Lande Italien. Wie gehen nach Italien mit andern Gefühlen und Gelüsten, als nach jedwedem andern Stück Erde. Eine jahrtausendlange Sehnsucht der deutschen Natur nach diesem Himmelsstriche ist ein Vorurtheil geworden, das mit geheimer Allgewalt sein Anrecht geltend macht. Seit der Kunde von der köstlichen Beere, die den Göttertrank gibt, zog der Deutsche nach Italien, um sich zu berauschen, nicht blos im glühenden Weine und in der würzigen Luft, die sich wie ein Sammetmantel an seine nordischen Glieder schmiegte; auch in der Herrscherlust hat sich der Deutsche in Italien berauscht, denn die alte Zaubertrone schwebte über den sieben Hügeln. Italien war dem Deutschen die lockende Braut, nur daß die Brautnacht oft genug eine Bluthochzeit wurde, und die Wollust sich mit der Grausamkeit verschwisterte. Man durfte und darf zu den Deutschen nicht sagen: Bleibet bei Euch und suchet Euer Heil in Euch selbst. Es hieße die Geschichte bofmeistern, das deutsche Naturell und seine liebebedürftige Sehnsucht verkennen. Der Deutsche erschloß erst recht die Fülle seines Wesens, sobald er Italien betrat. Alle Poren seiner Natur eröffneten sich, die Härte schmolz, die Liebe glühte, der deutsche Mannesstolz sah eine Welt zu seinen Füßen. In allem, worin der Deutsche groß erscheint, sehen wir ihn in dieser Position, die verlangenden Arme ausgestreckt die offene Brust einer Welt geboten. Darum sind wir in der Musik groß, größer als jede andere Nation, weil sich in der Musik eine weltumfassende Sehnsucht erschließt. Darum streckte der Körper der deutschen Literatur seine Glieder nach allen Regionen fremder Nationalität hin; man kann sogar sagen, in der Literatur streckten wir alle Viere von uns, weil hier am wenigsten eine harmonische Ausbildung unseres Naturells vergönnt war. Aber auch in der deutschen Philosophie liegt diese Welteroberungslust, und unser ganzes Land liegt dem gemäß nach aller Welt hingebreitet, und wo sich eine Alpenkette als Sperre aufstellte,

Digitized by Google

da erfaßte uns mit dem Reize des Widerstandes die mächtigste und andauernd̃ste Sehnsucht Der Deutsche ist ohne Liebe nicht denkbar, deshalb bedurfte er in allen Jahrhunderten eines außer ihm liegenden Gegenstandes, an dem er die Fülle seiner Natur offenbarte, und wenn er in dieser vielfach zerdehnten Hinneigungslust zu keiner festen, weltbeherrschenden Stellung, nicht einmal zu einer glücklichen Eintracht mit sich selbst gekommen ist, so liegt hierin, wie in der Geschichte einer unglücklichen Liebe, der wehmüthige Reiz seines tragischen Lebens.

Wie viel Menzel, der das Antinationelle in der deutschen Literatur mit einer banausischen Grobheit zu verfolgen sich als Aufgabe gestellt, in diesen meinen Worten als gegen ihn selbst gesagt finden will, bleibe ihm überlassen. Der Deutsche bedarf der Welt, er hat sie selbst auf Kosten seines eigenen heimischen Wohls bedurft; in seiner Universalität liegt allerdings sein augenscheinlicher Fluch, aber auch seine tiefe geheime Größe. Jede Abspreckung nach einer Seite, und wäre es nach der französischen hin, muß im Ganzen und Großen für Beeinträchtigung gelten, selbst wenn sie für Momente der Zeitgeschichte von heilsamer Wirkung ist. Denn allerdings ist die deutsche Natur in ihrer Hinneigungslust zerweicht, erlahmt und gedemüthigt, wie sonst keine andere Nation. Mitten in der Zeit windelweicher Erschlaffung kristallisirt sich dann das Strengdeutsche in irgend einer Persönlichkeit, die das Zeitalter wieder aufrüttelt. In Lessing feierte der deutsche Genius ein solches Erkräftigungsfest. Man kann kaum behaupten, daß in unsern Tagen eine solche Eckteinnatur Noth thue, da wohl die Productionsohnmacht groß genug sein mag, aber keineswegs eine so allseitige Entnervung in dem Geschmacke und in den Geistesrichtungen der Zeitgenossen als vorherrschend bezeichnet werden darf. (D. F. f.)

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Es kommt auf Klima und Lage des Landes an," versetzte Feingesicht. „In Süddeutschland, wo ich einheimisch bin, ist ein ergiebiger Boden für den Geistersühler, hier in Norddeutschland aber ist das Volk wenig zum Begreifen dieser so ausgezeichneten Kunst disponirt, wenn man sie nicht zuvor präparirt. Die Menschen in diesen Ländern sind so verdammt verständig, ohne daß man sie gerade ungemüthlich nennen könnte, daß sie eben so viel von gesunder Vernunft, Hausverstande und dergleichen Zeuge, und seit einiger Zeit glaube ich wirklich bemerkt zu haben, daß lediglich die großen Conversationslexikon-Fabriken, deren es hier herum eine hübsche Anzahl gibt, daran Schuld sind. Der Geist, diese subtile Lichtmaterie, wird darin gleichsam über den Leisten verarbeitet, so daß es gar keine Möglichkeit ist, weder extensiv noch intensiv auszuwachsen und sich zu verwandeln, und ich fürchte sehr, meines Bleibens in dieser Region deutscher Erde wird nicht von gar langer Dauer sein. Daher ist es mir höchst angenehm, zu hören, daß wenigstens einige Hoffnung vorhanden ist, einen Versuch meiner Kunst zu machen. Vorher aber müßte ich freilich den Ort, wo jene Fliege saust, schwärmt, brummt, summt und mortert, in Augenschein nehmen, so wie die begabte Person betrachten, in deren Nähe sie sich gern aufhält, und zu deren Geistes-Intensiv-extensivkraft sie gewaltsam inclinirt. Ich spreche daher die bescheidene Bitte aus, mich baldmöglichst mit jener Person bekannt zu machen, indem ich Ihnen wohl zu bedenken gebe, daß es nicht bloße Neugier ist, die mich dazu treibt, sondern nur ein kaum zu zügelnder Eifer für die Entwickelung einer Wissenschaft, die bisher noch nicht in der Geschichte der Literatur gekannt gewesen ist."

Der seltsame Mann wandte sich jetzt zu mir und bat mich noch besonders, ihm ja die Freude der Bekanntschaft mit der fraglichen Person zu gönnen. — Ich bin, wie Sie wissen, immer ein gutmütiger Narr gewesen, der sogar für andere Leute das Logis bezahlt, wenn er auch selbst nicht immer weiß, wie er die Kosten für seinen eigenen Unterhalt auftreiben soll, und so versprach ich denn, den gelehrten Doctor Feingesicht, den privilegirten Geistersühler bei meinem Freunde einzuführen.

Der Doctor war sehr erfreut darüber, drückte mir fast mystisch-warm die Hand, betheuerte, daß er mich noch nicht aufgäbe, ließ mir eine Tasse Weinthee bringen, den er für besonders geeignet hielt, für sein System empfänglich zu machen, und empfahl sich mit einer Unmasse steifer Complimente unserer Gesellschaft. Ich begleitete ihn bis an die Treppe. Hier drückte er mir nochmals die Hand, gab mir seine Karte und bat wohl zehn Mal, ihn ja recht bald zu besuchen, er „residire," wie er sich, wahrscheinlich in Bezug auf sein Privileginm, ausdrückte, im gesalzenen Heringe auf der Kälberstraße.

Als ich zu meinen Bekannten zurückkam, fand ich sie sämmtlich in convulsivischem Gelächter begriffen, und stimmte herzlich von ganzem Herzen mit ein. Es währete eine ge-

Digitized by Google

raume Zeit, ehe wieder vollkommene Ruhe eintrat. Braun nahm zuerst das Wort. „Theodor," sagte er, und streckte sich die Thränen ab, die der Lachkampf seinen Augen entlockt hatte, „Du hast uns einen Capitalspaß gemacht. Schade, daß Leopold nicht da ist! Aber ich hoffe, er soll diesen König der Narren noch zeitig genug kennen lernen. Glaubst Du im Ernst, daß nur ein Funke von Vernunft in dem Getätsch dieses Menschen war?"

„Zum mindesten war sie dann mit großer Kunst versteckt," sagte ich; „denn welcher Mensch, der seine fünf Sinne beisammen hat, kann aus diesem Mischmasch von Sinn und Unsinn klug werden! Mir klingt nichts mehr im Ohre, als der einzige Name „Geisterfühler."

„Was er sich nur eigentlich darunter denkt?" sagte Einer von der Gesellschaft.

„Er hat's uns ja weitläufig erklärt," versetzte Braun. „Ich habe genug mit meinen Muskeln zu ringen gehabt, um sie nicht in Lachpositionen verfallen zu lassen, wo dann bei mir nicht gleich wieder an einen Rückzug zu denken ist. Selbst meine bekannte und gepriesene Manövrirkunst will mir in diesem Falle den Dienst versagen."

Wir sprachen noch lange über diesen Ausbund von Sonderbarkeit und gingen erst spät in der Nacht sehr fröhlich auseinander. Am andern Morgen deckte ein dichter Schnee die Gegend, es war kalt und die Luft schneidend. Mit einer Art von Beschämung dachte ich an den gestrigen Abend, und war Anfangs fest entschlossen, den offenbar verrückten Doctor Feingesicht nicht aufzusuchen. Während des Frühstücks jedoch änderte ich meinen Vorsatz. Ich habe immer bemerkt, daß alle Vorsätze der leiblichen Nahrung mehr oder weniger erliegen. Wer also seinen Vorsätzen treu bleiben will, dem rathe ich an, sich aller Speise möglichst zu enthalten; er ist dann ganz gewiß sicher, seinen Vorsätzen in jeder Hinsicht treu zu bleiben. Das Essen und Trinken sind schlimme, verführerische Gesellen. Ich merke sie Genien nennen, wenn sie mit diesen ätherischen Wesen nicht gar zu wenig Gemeinschaft hätten. So war ich denn nach eingenommenem Frühstück fest entschlossen, den abenteuerlichen Doctor aufzusuchen.

Gegen neun Uhr des Morgens ging ich aus, in meinen Mantel gehüllt, und raunte im langsamen Courierschritt meines Freundes Leopold um die halbe Stadt. Der Schnee war ziemlich tief und der durchblinkende blaue Himmel versprach gute Schlittenbahn, die ich immer ganz ausnehmend geliebt habe. Den Grund kann ich selbst nicht genau angeben, da ich mich noch immer nicht in das Geisterfühlen finde und doch nur durch dieses Experiment die Wahrheit ermittelt werden kann. Soll ich aber meine Meinung laut werden lassen, so glaube ich, es rührt davon her, daß ich von Jugend auf im Traume geflogen bin und ich keine Bewegung dem Fliegen im Traume ähnlicher finde als die im dahingleitenden Schlitten.

Ich kam in die Nähe der Straße, die zum Hause meines Freundes führte. Zauderend, was ich thun sollte, stand ich einige Augenblicke still. Das Haus lag beschneit auf dem Hügel; darüber lachte die Sonne schalkhaft hinter leichten, flatternden Schneewolken hervor und entzündete das bunte Feuerwerk von tausend in einander spielenden Regenbogen. Die ganze Gegend schien in eine zitternde Chamäleonshaut verwandelt zu sein. Auf den Bäumen glänzten die weißen Schneeguirlanden, die wie der feinste Zuckerguß aussahen; hüpfende Sperlinge, ihrer Diebsnatur folgend, pickten zwitschernd in den weichen Flaum und schüttelten ihn auf mich herab, wodurch ich mit unzähligen Orden geschmückt ward, die mir nicht beschwerlich wurden, da Sperlinge keinen Dank, wie ordensspendende Könige fordern. Dennoch freute ich mich wie ein Kind, oder vielmehr wie ein Minister, wenn er einen neuen Orden bekommen hat, jedenfalls aber war meine Freude unschuldiger und reiner. Auch war es durchaus nicht nöthig, sie durch Champagner in Flammen zu setzen und dadurch zu läutern. Ich war durch und durch lauter moussirender Champagner, ließ es aber keine Menschenseele merken, da ich die zwitschernden Sperlinge, so sehr ich mich auch abmühte, durchaus nicht zu Menschen umformen konnte. Und Sperlingsenthusiasmus ist eine mißliche Sache. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Breslau.

[„Der Gang nach dem Eisenhammer", Oper von F. Meio.]

Noch nachträglich erlaube ich mir einen Hinweis auf eine neue Oper, die dem breslauer Repertoire zur Zierde gereicht, und welche in vieler Hinsicht des Werthes der Kritik werth ist. Es ist: „Der Gang nach dem Eisenhammer," Oper in 3 Aufzügen, nach Holborn's „Fridolin", von Karl Fischer, mit Musik von Franz Meio, Mitgliedern der hiesigen Bühne — ein Gegenstand, nicht blos der Neuheit wegen, sondern auch bei seinen reellen Kunstwerthe tieferer Betrachtung würdig, hauptsächlich von dem Standpuncte aus, den wir für den wichtigsten der Oper, wie sie sein soll, erkennen, daß Musik und Dichtung durchaus nur vollendet wirken, wenn sie dramatischen Geistes sind, eine Sache, die die modernen Componisten so selten beachten, und Musik auf Musik, nichts als Musik, ohne alle Poesie, ohne Inhalt, ohne Charaktere machen; wir sagen vorsätzlich machen, weil sie meist nur Machwerk und Backwerk zur Ohrenschmauserei liefern. — Eine Oper, meinen wir, muß Poesie und Mu-

Digitized by Google

sit umfassen. Eine wahre Oper ist nur die, die in einer echt lyrisch dramatischen Darstellung romantischer Begebenheiten, durch Poesie, Musik und Schauspielkunst zu einem künstlerischen Ganzen geordnet, besteht. Nimmer wird sie dann dem Einen oder dem Andern unterliegen. Wie im tragischen Drama die Declamation und die poetische Form der Sprache die Handlung aus den engeren Kreisen des Lebens hinausheben und in eine der Freiheit des Gemüthes angemessene poetische Welt versetzt, so muß die Musik in der Oper dazu dienen, die romantische Welt, die der Dichter erschafft, noch sinnlicher auszumalen und zu erheben. Poesie und Musik müssen sich in ihr wechselseitig ergänzen; eine muß nicht blos Worte, diese nicht blos Töne geben. Jene muß den Geist bringen, diese der Aether, der ihn emporschwingt, in dem er sich bewegt, sein. Der dramatische Umriß, die Wahrheit, die Entwickelung der Handlung darf in der Oper so wenig als im Drama fehlen. — Musik ist der Nachhall einer andern Welt, der Welt der Phantasie. Sie führt uns ins Reich des Romantischen, indem sie auch das Persönliche mit ihren Tonen erfaßt und verallgemeinert. — Gehen wir von diesen Ansichten, Grundsätzen und Ideen aus, so müssen wir vorweg dem Componisten dieser Oper, Herrn Meio, ein Bravo dafür zurufen, wie tüchtig, geistvoll und kenntnißreich er seine Composition dem Sujet angemessen ausgeführt und dieselbe als eine vollständige dramatische Darstellung behandelt, wie er ferner nicht reflectirt, und daß er den vielen Pauken- und Trompetenlärms sich mäßsichtig verloren hat. Treten wir noch näher zu den Noten hin, von der Ouvertüre an bis zum Schlußchore, so finden wir, daß der Componist, auch ohne abscheuliches Haschen nach Originalität, doch ganz eigenthümlich und ohne Gebrauch von Reminiscenzen geblieben ist. Köstliche Sachen der Art weisen uns nach: der Jagdchor, das erste Duett zwischen Friedrich und Luisgarde, die Arie der Gräfin im ersten Act, die Duette und Recitative und das originelle Trinklied vom Fuchs (stets da Capo verlangt), das komische Duett zwischen Strifel und Hans, und endlich das großartige Finale des 2ten Actes, welches durch die großartige Ausführung der Rolle des Grafen, wie ihn Herr Albert gab, so ergreift, daß der Componist und Hr. Albert mit allgemeinem stürmischen Applaus sich am Schlusse dieser Acts hervorgerufen wurden. Die Rollen des Grafen und der Gräfin sind ganz für dramatische Gesangskünstler geschrieben, wie Wild und die Schröder-Devrient, und dürften in ihren Händen von glänzender Wirkung sein. — Wenn auch das Stück dem Holbrin'schen Schauspiele zu wörtlich nachgebildet und daher der Poesie der Schiller'schen Romanze nicht entsprechend ist, so muß doch anerkannt werden, daß die Diction schön und correct ist. Stets das durie wortreiche Oper das bressauer Haus gefüllt und verdient allgemein empfohlen zu werden.

Kapf.

Notizen.

[Madame Roland.]

Nächstens erscheinen hier in Leipzig die kürzlich in Paris herausgekommenen Briefe der Mad. Roland an Bancal, von Dr. Paul Frisch übersetzt. Es ist jene Roland, von der man sagen kann, daß, wäre sie als Mann geboren, die französische Revolution in ihr einen zweiten Mirabeau, aber einen unbestechlichen gefunden hätte, der der Zeitgeschichte in die Speichen gefallen wäre. Als Weib ist nur ihr Denken und Fühlen großartig und erhaben geworden. Diese spartanisch gesinnte Republikanerin ist eine der größten tragischen Erscheinungen, welche die Revolution hervorrief. Wie Cincinnatus den Pflug verließ, um das Schwert zu ergreifen, aber aus eigenem Trieb der Begeisterung, verläßt sie diese Laufbahn des schaudervollen bürgerlichen Thätigkeit und wirft eine der großen Figuren von den Schranken der Nationalversammlung. Anfangs leidenschaftlich hingerissen, ist ihr der Umsturz noch nicht tief und radical genug, und mit stoischem Witze verfolgt sie die Mäßigsgesinnten; selbst Lafayette war vor ihrem Spotte nicht gesichert; jeden Stillstand nennt sie das Grab der Freiheit. Ihre Gedanken sind größer und mächtiger als ihre Personen, als ihr Dasein; deshalb erliegt sie auch, den Helden der Revolution gleich, ihren eigenen Gedanken, deren sich die Welt bedient, um gegen sie selbst zu verfahren. Nun ist kein Rückschritt mehr möglich, und sie verfällt ihrem Geschicke. Noch in der letzten Zeit ihres Lebens ergreift sie außerdem eine Flammer der Leidenschaft, deren Gegenstand noch unbekannt ist. Mit der Kraft eines Athleten bezwingt sie diese Regung der Weiblichkeit, um ihrem Vaterlande Alles zu sein, und besiegt, ein Opfer ihrer Gesinnung, bald darauf das Blutgerüst. Die Briefe an Bancal gehören den Jahren 1790 und 1791 an, wo sie, in Lyon lebend, dieses lebhaften Briefwechsels mit einem im Centrum der Bewegung stehenden Republikaner bedurfte. — „Durch diese Correspondenz knüpft und löst sich zwischen Mad. Roland und Bancal eine Art Roman, ein Herzensverhältniß, dessen halbverdeckte Spuren man mitten durch die Zeitereignisse der großen Ereignisse und die vorsichtigen Wendungen der Sprache doch deutlich und da verfolgen kann." Dies sind die Worte Sainte-Beuve's, von dem wir den Briefen eine Charakteristik der Frau und ihrer Schriften vorgestellt finden. „Aus einem liebenswürdigen Scherze," sagt er, „den sich Mad. Roland gegen ihn erlaubt, ersieht man, daß er die Bedeutung auffindet, ihre gegenseitige Annäherung rühre nicht blos von der Revolution her, und hätte auch ohne die politischen Verhältnisse Statt gefunden; sie seien gleichsam vom Schicksale zu einem Freundschaftsbunde vorher bestimmt gewesen." Von der Uebersetzung liegen uns die ersten Aushängebogen vor. Wir erhalten die Briefe nebst der Vorrede Sainte-Beuve's in einer dem Interesse des Gehaltes angemessenen, gediegenen Uebertragung.

[Makrobiotik für Schneider und Schneidermamsells.]

Der alte berühmte Hufeland schrieb eine Lebensverlängerungskunst für Jedermann, es war ein Werk für die Menschheit. Kürzlich erschien in Paris von einem Arzte, Raimond Place, eine „Makrobiotik für Schneider und Nähterinnen, so wie für alle vielsitzende Personen überhaupt." Der Verf. nennt sich Arzt der philantropischen Gesellschaft der Kleidermacher zu Paris. Er ist so sehr unter die Schneider gerathen, daß er die Gebrechen, doch auch ein verlesenes Volk, nur wenig bedenkt. Er gibt im Buche Vorschläge zur Regulirung der Lebensweise vielsitzender Menschen, aber behält die Classe der Schneider wesentlich im Auge. Möchte doch Jemand in Berlin das Buch übersetzen mit Nutzanwendung auf dortige Verhältnisse, und daher Vorschläge machen zur Regulirung der Lebensweise der dortigen Schneider- und Stickermamsells. Es ließe sich da viel reetifiziren.

[Die Eisenbahn zwischen Paris und Brüssel.]

Die projectirte Eisenbahn zwischen Paris und Brüssel — sagt das neueste Heft des Eisenbahnjournals — soll 60 Millionen Franken kosten und der Weg in 11 Stunden zurückgelegt werden. Schon jetzt hat die Concurrenz der Private Eilwagen-Anstalten in Frankreich bewirkt, daß man die Reise in 30 Stunden in sehr guten Wagen, und nach Beschaffenheit des Platzes zu 18, 15, 12 oder 9 Franken macht.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 72. — den 12. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Ich warf noch einen Blick auf das Haus, das den Hügel krönte. Die grünen Jalousien waren zurückgeschlagen und die weiße Schlafmütze Leopold's wackelte im Winde. Er sah zum Fenster heraus. Ich zog mein Taschentelescop hervor und betrachtete ihn genau. Unverkennbare Spuren geistigen Leidens waren auf seinem Gesichte eingegraben. Die Nase, etwas röthlich gefärbt, ob vom Weine oder vom Ostwinde, konnte ich nicht ermitteln, zeigte einen kleinen schwarzen Punct, den ich augenblicklich für eine Spur vom Dasein der sambsen Fliege erkannte. Das Unthier selbst saß auf der Spitze seiner Schlafmütze und putzte sich den Rüssel. Ich schüttelte den Kopf und murmelte in mich hinein: 's ist doch eine närrische Geschichte! Am Ende hat der fremde Doctor nicht ganz Unrecht. — Dieser flüchtige Gedankenaufstand machte meine Neugier rege, ich winkte meinem Freunde einen nicht zu erkennenden Gruß zu und vernahm einen tiefen Seufzer an meinem linken Ohre vorüberfahren, der aus der bedrängten Brust des Freundes kam. Leopold zog sich zurück und schloß das Fenster, ich aber war in mir zu dem hohen Selbstbewußtsein gekommen, eine starke Anlage zum Geisterfühlen in mir zu verspüren.

In tiefen Gedanken suchte ich die Kälberstraße auf, die in einem entlegenen Stadtviertel lag. Der gesalzene Hering war mir bisher ein unbekannter Gasthof gewesen. Die Bewohner der Kälberstraße aber, die im Uebrigen etwas von der Natur des Namens, wahrscheinlich durch Sympathie, in sich aufgenommen zu haben schienen, wußten mir hierin sehr guten Bescheid zu geben. Ein kleiner Knabe, der viel Aehnlichkeit mit einem dummen Jungen hatte, aber außerordentlich unschuldig aussah, wies mich zu einem großen, verräucherten Gebäude. Ein schmutziger, zottiger Pudel stand auf den Hinterfüßen vor der Hausthür und hatte einen großen Prügel zwischen den Zähnen. Hier verließ mich der Knabe und meinte, ich könne mich nun schon finden. „Bist Du der Portier dieses Hotels?" fragte ich den Pudel. Die Bestie trampelte auf den Hinterfüßen um mich herum, brummte und knurrte und nickte gravitätisch mit dem Kopfe. Wahrhaftig, das Thier versteht deutsch, dachte ich und fragte abermals: ob ein Herr Feingesicht hier in dem Neste wohne? Der Pudel machte das nämliche Manöver, legte aber dann den Stock zu meinen Füßen, sich auf alle Viere stellend, und ließ ein schallendes, hohles Gebell hören. In dem finstern Gebäude knarrte es, wie mit einer Thür, worauf der Pudel den Prügel wieder zwischen die Zähne nahm und sich abermals auf die Hinterfüße stellte. Das ist offenbar ein intensiv-extensiv gewordener Geist, dachte ich und trat in die Hausflur. Ein Dienstmädchen begegnete mir, das ich nach dem fremden Doctor fragte.

Digitized by Google

„Meinen Sie den dürren Herrn mit dem langen Rock?“ sagte das Weibchen und sah mir so dumm ins Gesicht, daß ich nur mit Mühe das Lachen unterdrücken und ein Ja! herausstoßen konnte.

„Da dürfen Sie nur die Treppe links hinaufgehen und den langen Gang hinter; da tappen Sie nach der Thür, und wenn Sie aufklicken, kommen Sie in den Vorsal, wo Sie die erste Thür rechter Hand gerade in des Herrn Stube führt.“

Ich prägte diese Reiseroute meinem Gedächtnisse bestmöglichst ein und begann die Irrfahrt. Glücklicher Takt, oder, wie ich eher glaube, eine Anlage zum Geisterfühlen, brachte mich an die letzte der vorgeschriebenen Thüren. Auf mein Anklopfen rief eine allerliebste Silberstimme ein süßes „Herein!“ und als ich öffnete, stand ein so wunderschönes Mädchen in der Mitte des zwar kleinen, aber sehr saubern Zimmers, daß ich alle meine Gedanken zusammennehmen mußte, um nicht zu vergessen, weshalb ich das Abenteuer unternommen hatte.

Sie sah mich so freundlich an und erwiederte meinen Gruß so herzlich und unbefangen, daß ich mich zum ersten Male auf der Kälberstraße wie im Paradiese fühlte und bescheiden fragte, ob ich den gelehrten Doctor Feingesicht sprechen könne?

„Nehmen Sie Platz,“ versetzte das Mädchen, „ich will sogleich meinen Vater rufen. Aber bitte, sehen Sie sich nicht um, es ist Alles noch in der größten Unordnung.“ — Sie schlüpfte, mehr schwebend als gehend, durch eine Seitenthür, und ließ mich halb verblüfft und ganz entzückt allein.

„Also hat er eine Tochter!“ sprach ich für mich. „Hm! Sein Geschmack in der Ehe und Liebe ist so übel nicht gewesen. Eine zartere Gestalt möchte man in der ganzen großen, volkreichen Stadt vergeblich suchen.“

Noch war ich mit meinen Gedanken beschäftigt, als das liebe reizende Mädchen, die höchstens siebzehn Jahre zählen konnte, wieder zurückkam und mich versicherte, ihr Vater würde sogleich nachfolgen.

Es war mir gar nicht unangenehm, das liebe Kind noch einige Augenblicke allein zu sehen. Sie bot mir einen Stuhl und rückte ihn mit der naivsten Unbefangenheit dicht neben den ihrigen. „Machen Sie nur keine Complimente,“ sagte sie, als ich mich nicht gleich setzte. „Ich bin froh, einmal ein ungenirtes Gesicht zu sehen. Denn hier zu Lande scheinen die Menschen aus lauter Complimenten zusammengesetzt zu sein.“

„Ist das bei Ihnen, mein Fräulein, nicht auch so?“ fragte ich.

„Ich weiß es wahrhaftig nicht,“ sagte sie lächelnd und ein paar Reihen der blendendsten weißen Zähne enthüllend; „denn ich bin, so lange ich zu Hause war, wenig in Städte gekommen.“

„Sie sind also auf dem Lande erzogen?“ fragte ich.

„Ja freilich,“ lächelte das Mädchen. „Mein Vater besitzt ein kleines Gütchen, wo wir in einer recht lieblichen Gegend ganz einfach und eingezogen, aber, wenigstens meinem Gefühle nach, auch recht glücklich lebten. Gesellschaft sahen wir außer den gewöhnlichen Bekannten, die mit meinem Vater umgingen, nur selten, und auch diese Wenigen waren eben so unbekannt mit der großen Welt, wie ich.“

„Da lieben Sie wohl die große Welt auch nicht und verachten die Städte?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

5. Reise nach Italien im Frühjahre 1835, von Dr. Wolfgang Menzel.

(Fortsetzung.)

Menzel spricht in seiner Vorrede nur von dem geschichtlich fortgepflanzten, bald üppig sinnlichen, bald herrschsüchtig erhabenen, und endlich künstlerisch innigen Drange des deutschen Naturells nach Italiens geistigen und natürlichen Schätzen. Die kleine Abschweifung kam mir nur zu gute, um diesen Drang nicht als einen blos einseitigen stehen zu lassen, und ich glaube hiermit nicht blos meine, sondern die Interessen unserer Nationalität zu vertreten. Was wir Frankreich, nicht dem jetzigen, sondern dem revolutionairen, verdanken, werde hier nicht weiter ein Thema zu neuer Abweichung, aber den großen französischen Umsturz mit seinem Endpuncte in Napoleon als weltgeschichtliches Ereigniß zu begreifen und somit zu bezwingen, kann dem deutschen Geiste nicht zur Schmach angerechnet werden, denn es gehört Größe der Seele zu dieser Selbstüberwindung. Und mit welcher Liebe nahmen wir nicht auch das polnische Geschick in unser Gemüth, indem wir von der Praktik dabei abstrahirten! Und schüttet nicht in unsern Tagen Rückert uns den ganzen Himmel voll orientalischer Blumen und Aradesken, und es ist doch im reinen Athem seiner Seele so viel gesunde Deutschheit, wie sie sonst nirgend aus gleicher Tiefe reicher strömte! Der deutsche Geist war immer wie auf der Freite begriffen, und eine bedeut-

Digitized by Google

same Hochzeit feierte er, als Göthe zum ersten Male griechische und italienische Orangerie in unsere Treibhausliteratur brachte. Können wir Söhne der Jetztwelt im Göthe'schen Stickstoff voll gasartig fabricirter Stubenluft nicht länger aushalten, so darf das nicht behindern, die derzeitige Bedeutsamkeit einer hinter uns liegenden Erscheinung ehrlich anzuerkennen. Wir haben Menzel's cynische Mittel nicht nöthig, um uns zu curiren.

Die Römerzüge haben noch nicht aufgehört; sie geschehen, nachdem weder Kriegslust und Herrschbegier, noch religiöse Andacht uns drängen, im Namen der Wissenschaft und Kunst. Auch in ihr ist der Deutsche mit aller Inbrunst der Liebe eroberungslustig; die Sucht, geistig zu gewinnen, treibt ihn durch die ganze Welt. Der Gewinn, den wir aus Menzel's Buche in Hinsicht auf Kunst entnehmen, ist das eine Verdienst desselben, obwohl wir ihm dies nur mit Beschränkungen einräumen. Die Auffassung des Volksthümlichen ist die zweite Seite des Werkes, und noch dieser hin muß dasselbe ohne alles Bedenken als ein interessantes anerkannt werden.

Die Reise beginnt von München aus rasch durch Tyrol nach Mailand. Die Gegensätze und die Uebergänge der deutschen und italienischen Volkselemente werden mit kurzer, treffender Prägnanz an einzelnen Erscheinungen beleuchtet, wir finden uns durch wenige Portraits, die der Verfasser zeichnet, sogleich auf dem betreffenden Boden heimisch, in der Nähe und nach der Ferne hin leitet uns ein geübter Blick, der mit herzhafter Praktik den Moment erfaßt zur Beleuchtung des Zusammenhanges; der mailänder Dom gibt unserm Kunstgenusse den ernsten Ruhepunct. Dieser Bau, dem Gedanken nach in Deutschland von einem Deutschen gothisch erhaben entworfen, ist mit weißem Marmor und plastischer Ausprägung der symbolischen Formen italienisch ausgeführt, so daß sich in ihm das heilige Nachtdunkel der deutschen Dome in einen hellen Tag verwandelt, der aber immer noch als dem nächtlich Geheimnißvollen entstiegen erscheint. Die Beschreibung desselben ist vortrefflich. „Der Dom ist," heißt es unter Anderm, „der heiligen Jungfrau gewidmet, und in seinem ganzen Baue ist die Idee der Jungfräulichkeit ausgedrückt. Darum ist er durchaus vom Grunde bis zur Spitze vom reinsten und weißesten Marmor aufgeführt, und wirklich sind die Jahrhunderte noch nicht im Stande gewesen, ihn so zu verwittern, daß nicht der weiße Glanz über die schwarzen Schatten, die sich an der Wetterseite angesetzt haben, die Oberhand behielte. So erscheint der ganze Bau rein, leicht, heiter, freundlich, und sein gewissermaßen weiblicher Charakter ist gegenüber den finstern Domen des Nordens, in denen mehr männliche Strenge waltet, nicht zu verkennen. Mit der jungfräulichen Reinheit und Heiterkeit ist aber auch deren Triumph über die rohe Kraft dargestellt. Aus riesenhaften massiven Fundamenten erhebt der Dom in immer freierer und zierlicherer Form die schön geschwungenen Schwibbögen, die Brücken gleich das Dach tragen, und die hundert Thürmchen und Spitzen, die es umgürten, und endlich den gothischen durchbrochenen Thurm, der diesen ganzen kunstreichen Marmorwald hoch überragt. Dieses architektonische Aufsteigen ist aber zugleich ein plastisches. Zu unterst umgürten die kolossalen Portale und Wände eben so riesenhafte Statuen, in denen Kraft und Kampf ausgedrückt sind. In zweiter Reihe über ihnen, das lange flache Dach entlang, folgen Heilige und Märtyrer, in denen schon die Ruhe der Ueberwindung sich aussprich. Ueber diesen im Kreise um den Thurm her schweben nur noch Engel mit dem Lächeln der Seligkeit und des gewissen Triumphs. Dann folgt ein Kranz von goldenen, weit in die Ferne leuchtenden Sternen, die Gränze des Himmels bezeichnend. Noch höher, über den Engeln und über den Sternen, reihen sich um die Spitze des Thurmes die weiblichen Tugenden, jedoch erlaubt der hier schon sehr enge Raum der Treppe kaum, die Profile dieser reizenden weiblichen Gestalten zu betrachten. Ganz auf der Spitze des Thurmes endlich, der Stadt Mailand und der lombardischen Ebene weithin sichtbar, leuchtet die kolossale goldene Statue der Madonna selbst. — So ist dieser mailänder Dom der Idee wie der Ausführung nach einzig in seiner Art, und eins der lehrreichsten, wenn auch freiesten Werke der gothischen Baukunst. Er beweist, wie weit sich der deutsche Geist italienische Mittel dienstbar machen konnte, ohne aus der Art zu schlagen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris, den 26. März.

[Neuigkeiten in den Theatern und im Circus.]

Vor dem Carneval war es still und todt in der Kunstwelt, nach demselben warf sich Alles in die Arena, um eine Palme zu erringen. Gleich hinter Meyerbeer's Hugenotten folgte im Théâtre français „Empis' Lord Novard;" an der Porte St. Martin ein originelles Spectakelstück, worin die Helden schockweise stürzen und die Leichen ordentlich Parade marschiren, „les sept enfans de Lara" heißt es; und im Cirque olympique das vorlängst verkündete „befreite Jerusalem" des Tasso, zu Pferde gesetzt vom Ritter Francis, dem

Digitized by Google

Verfasser der sieben Napoleon'schen Schimmel, die Franconi und sein Publicum consumirten. Es ist noch lange nicht Alles. Die kleinen Theater wollten hinter den Virtuositäten der großen nicht zurückbleiben und debutirten übereifrig einen Schaffel voll neuer Ideen und Streichmänner, ächten Steff zu Feuerwerk und Bewunderung; man klatschte dazu in die Hände und gab zwei Franken. Sie können wie's glauben, ich hatte große Mühe, in vierzehn Tagen durchzukommen, um Ihnen meinem Beruf getreu das Merkenswerthe zu referiren.

Im Theater des Herrn Eugene Scribe wird ein Mal wie das andere Mal geknellt und geheirathet. Sein letztes Favoritstück führt den Titel „le Gamin de Paris", welches sich auf deutsch „der partier Lotterbube" nennen müßte; ich war vermegen genug, es nicht zu sehen. Das Vaudeville par excellence hat sich einen Narren gegriffen an „Lauretta", einem hübschen Mädchen, das einen Politischverfolgtbirnen lieb hat, und das Theater des Palais royal kann sich gar nicht satt spielen an einem Attäon und einem Drudergeighälsen, der zwei tausend Thaler des Ministers verdienen und in die Bastille wandern will. Er sagt, er sei der Verfasser eines Pamphlets, das den Hof in Harnisch brachte.

Endlich nenne ich noch den Gitblas von Santilana im Ambigu comique, den Schultheiß von Paris im Théâtre de la Gaîté und den Marquis Bruno im Variétés; nebst einer neuen Oper von Mercadante im Hause Favarts des Beglückten, um nicht zu sagen des Einfältigen. Ich kann Sie versichern, daß die pariser Presse dem Componisten ihr Lob, das in der Regel ellenweise verkauft wird, nicht schuldig bleibt, und daß dessenungeachtet die Partitur nicht jedn Mal gegeben wird. Mercadante ist eben ein ganz kleiner Rossini.

Meine Absicht kann es nicht sein, alle diese dramatischen Erscheinungen speciell zu besprechen. Bei denjenigen, die es verdienten, ist es geschehen. Das Resultat des Jahres war eine große Opera seria und eine originelle oder grotzartige Komödie. Jene reclamirt Deutschland, diese Frankreich.

Dem Jerusalem des Circus muß bemerkt werden, daß das Schauspiel aller poetischen Ausstattt ungeachtet den grossten sensischen Werth hat. Die Intendanz war so glücklich, ein Tournier des dreizehnten Jahrhunderts, ganz so, wie es am Hofe Aladdin's gehalten werden sein konnte, mit aller Umständlichkeit und Wahrheit auf die Bretter zu bringen. Parterre und Scene sind die Schranke, im Hintergrunde und zu beiden Seiten erheben sich die Tribunen und Geldgezelte der Moslems, von der schönen Zauberin Armida angeführt. Man sieht die Heroldse, die Fahnen und Waffen, die Pagen, die Schildknappen, den ganzen Troß des maurischen Hofes. Sobald die Bahn geöffnet wird, rennen sechs bis zum Schwerif ihrer Pferde in Silber geharnischte Ritter in den Kreis, ein staatliches einziges Augenschauspiel. Die Kämpfer sind bewaffnet mit Speer und Schwert und Streitaxt, sie berühren die Waffen und setzen ihre Rosse in Galopp, sobald die Trompeten Signal blasen. Alles das verlockt das Publicum in die Mitte der Begangenheit, denn es ist selbst versammelt im Zirkel von Damascus und ermuthigt und belebnt die kriegerischen Streiter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

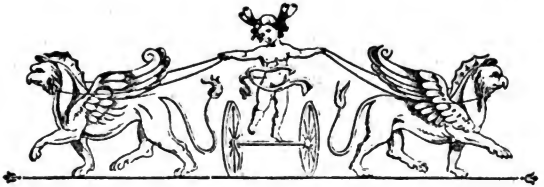
[Deutscher Volkskalender von Gubitz.]

Ein sehr verdienstliches Unternehmen, einen Kalender als ein Jahrbuch des Nützlichen und Unterhaltenden auszustatten. Eine Anzahl von mehr als hundert kleineren und größeren Holzschnitten, in der vom Professor Gubitz in Berlin vervollkommneten Manier, bringt eine Menge Gestalten und Situationen unters Volk, die, den beschriebenden kurzen Darstellungen begleitet, das in den vorneihn gewordenen Taschenbüchern längst vernachlässigte Bedürfniß der Popularität befriedigen. Ein Interessen, die in das Gebrüch des Tages greifen, finden wir eine populaire Belehrung über das Wesen der Dampfmaschinen und deren nächste Anwendungen nebst den dazu nöthigen Abbildungen, einen Aufsatz über Lebensversicherungsanstalten und dergl. Den biographischen Artikeln nennen wir einen Lebensabriß Schleiermacher's, Schadow's, Karl Maria v. Weber's (von H. Marggraff), des Fürsten Metternich und Chamisso's. Manche kleine Erzählungen, besonders alten Volksbüchern entnommen, bringen volksthümliche Novellistik. Besonders amuthig ist das Reischlein'schen von Jedn Gilrin, aus dem Englischen in Versen, das wir schon im Gesellschafter gelesen zu haben uns erinnern. Die dazu gehörigen Holzschnitte sind besonders glücklich, wie alle an caricirende Komik anstreifende Darstellungen in dieser Manier. Die landschaftlichen Schnitte sind eben so wohlgelungen; dagegen möchten wir die Portraits fortwünschen, die lachenden Köpfe ausgenommen. Der Preis des Kalenders ist 10 ggr.

[Die italienischen Esel.]

Die Esel, — sagt Mengel in seiner italienischen Reise, — spielen in Italien eine wichtige Rolle und können kaum in einem Landschafts- und Genregemälde entbehrt werden. Sie sind die natürliche Staffage der einsamen Felsenpfade, wie der nothwendige Zubehör zu geselligen Scenen. Also ist ein italienisches Kloster, ein wandernder Mönch ohne Esel? Ein Sprichwort sagt, daß zwischen einem Esel und einem Capuziner nicht einmal der Strick einen Unterschied mache. Auch die weiblichen Schönheiten Italiens entbehren den Thron, wenn sie nicht auf einem Esel sitzen. Ganz nothwendig ist aber die Verbindung der Esel mit dem Lumpengesindel, da dieses rohe und grausame Volk immer einen Gegenstand haben muß, an dem es den Witz seiner Bedeutschaft auslebt, den es mißtraktirt und mit raffinirter Bosheit gleichsam kunstgerecht quält. Die italienischen Weiber lassen sich keine Tyrannei von ihren Männern gefallen und übertreffen sie noch an Mitleidslosigkeit; daher wird in Italien all der elektrische Stoff, den z. B. John Bull auf das andere Geschlecht entladet, auf die Esel entladen; und wie der Pöbel in England rob gegen die Frauen ist, so ist sie sogar am Strick auf den Markt fuhr, das Vieh aber gut pflegt, so ist er in Italien umgekehrt äußerst galant gegen die Frauen und ein grimmiger Tyrann und Henker aller Thiere, vorzüglich aber der Esel. Charakteristisch ist auf dem Hinterbaden aller Esel, aber auch des Rindviehs und der Pferde in Italien, eine beständig blutende Wunde, die durch die mit Eisenspitzen versehenen Stecke der Treiber bewirkt und durch immerwährendes Stechen auf denselben Fleck offen erhalten wird. — Wer das Geschrei der Esel noch nicht gewohnt ist, dem zerreißt es die Nerven. Dies ist nicht die kleinste Unannehmlichkeit in Italien, denn gewöhnlich wird man früh Morgens durch diese abscheuliche Töne aufgeweckt, da das Landvolk in der Frühe mit den Eseln zu Markte geht. Als Friederike Brun, geb. Münter, noch nicht lange in Rom war und immer von Räubern und Mördern träumte, hörte sie einmal unten auf der Straße einen Esel schreien und rief ihrem Mädchen: Springe doch geschwind ans Fenster, da erwerden sie schon wieder einen Unglücklichen! Diese Anekdote ist in Rom sehr bekannt, in ihren Schriften steht sie aber nicht.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 73. — den 14. April 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zur Literatur der Reisen.

5. Reise nach Italien im Frühjahre 1835, von Dr. Wolfgang Menzel.

(Fortsetzung.)

In Genua drängen sich die Paläste gegen die Kirchen in den Vordergrund; in ihnen hat sich auf Kosten alles behäbigen Comforts der prunkende Stolz der alten aristokratischen Republik seine Denkmale gesetzt. Was uns sonst noch hier vom Verf. geboten wird, sind einige vortreffliche Genrebilder à la Pinelli vom Straßenleben Genuas. Auf der Fahrt nach Livorno erhalten wir das Schauspiel eines kleinen Seesturmes. Die ganze Gesellschaft wandelt Uebelkeit und Ohnmacht an, nur Menzel'n nicht. Menzel kennt keinen Schwindel, er hat einen Straußenmagen, — auch als Kritiker, er verschlingt Holz, Leder, Steine und gibt es vor dem Publicum im Morgenblatte ungenirt von sich. Was das Buch für den später Reisenden praktisch macht, ist der durchgehende Hinblick auf die italienischen Gastwirthschaften. In Mailand wird er liederlich bedient, im Neapolitanischen am schlechtesten, in Capua, dem schwelgerischen Capua, wo Hannibal's Heer in Ueppigkeit verweichelte, wuchert der Schmutz wie Schlingkraut. Ueber Tracht und Sitte, Lebensweise und Geistesbeschaffenheit des Volkes, über Formation und Physiognomie der italienischen Weiber erhalten wir jedes Ortes werthvolle Berichte. Die kindischen Neapolitaner und ihre Lazzaroni werden bald in einzelnen Figuren, bald gruppenweise und im übersichtlichen Zusammenhange mit ihren Staatseinrichtungen geschildert, und die Kraft gedrungener Charakteristik hat in diesen Stoffen ihr vorzüglich reiches Feld, obwohl es zu bedauern ist, daß der Verf. in Neapel kein größeres Kirchenfest erlebte. Den Vesuv besteigt er zu einer interessanten Zeit, zehn Tage vor dem großen Ausbruche, der am ersten April erfolgte, und der sich bereits seine kleinen Momente schafft, die der Schilderung des Reisenden zum Gegenstande werden. Pästum ist der südlichste Punct für dessen Tour. Seine Begleiter gehen nach Sicilien, er selbst eilt nach Rom zurück, wo er noch etwas länger als einen Monat verweilt. Seit Erscheinung des Werkes: „Rom im Jahre 1833" ist nichts Besseres über die ehemalige Weltstadt gesagt. In architektonischer Hinsicht wird ihm der Mangel an mittelalterlichen Eindrücken fühlbar. Rom ist entweder antik, wie die alte Stadt mit dem Kolisseum als ihrem Mittelpuncte, oder ganz modern, wie der neue Theil mit der Peterskirche. Rom hat auch in geistiger Hinsicht kein Mittelalter mehr, denn was die Kirche bietet, ist zum theatralischen Schaugepränge geworden, dem meistens Fremde und Ketzer wie einer Farce beiwohnen, während der Römer selbst zur hohen Ostermesse kaum Zutritt in die Sixtinische Capelle erhält, geschweige das Landvolk, obschon es, um den Papst in seiner Glorie zu sehen, weit aus den Gebirgen wallfahrtet. Menzel beschreibt das Osterfest in Rom; selbst der Protestant empört sich, zum

Digitized by Google

Besten der katholischen Welt, gegen die politische Profanation des Heiligen; er sieht nur Geistliche und Engländer in der Sixtinischen Capelle versammelt. — Dem italienischen Katholicismus ist mit dem Geiste des Mittelalters seine Seele verloren gegangen. In den deutschen Domen hat der Katholicismus seine weit seltenern Stätten, selbst wenn man sie für seine Grabstätten hielte, die er sich schon vorläufig und noch in der Blüthe seines Lebens erbaute. Nur in Deutschland ist der Katholicismus mehr als vegetirend, er hat hier eine Geschichte bis auf unsere Tage behalten, schon um deswillen, weil er sich hier seinem Widerpart gegenüber zu einiger Entwickelung genöthigt sah. In allen andern Ländern ist sein tiefstes Wesen entwürdigt. In Spanien wird er nach langem starrem Siebenschlafe politisch gegeifelt; man dürfte das nicht wagen, wenn noch ein Hauch des Lebens in ihm wäre. In Frankreich hielt er sich schon längst seit der überwüchsigen Weltlichkeit des frivolen Versailles im Winkel versteckt, still lauernd, aber ohne Muth, um offen ans Licht zu treten. Man kann nicht behaupten, daß Spanien oder Frankreich noch eine Religion hätten; sie haben für die alte todte keine neue gefunden. Nur Deutschland, sowohl das protestantische als das katholische, ist ein echter Schooß der Religion geblieben. Man hat unsere religiöse Zwiespältigkeit bedauert, und doch hat sich gerade vielleicht durch den religiösen Parteikampf der unter andern Völkern schlafen gegangene Geist des Christenthums in Deutschland lebendig erhalten; denn wo Leben ist, da ist Kampf. Italien hat längst keine Religion mehr, nur eine glänzende Profanation seines ehemaligen Glaubens, dessen schimmernde Gewänder sein Gerippe verhüllen. Nur in Deutschland hat der Katholicismus lebendige Wirklichkeit und wird hier, wie der Protestantismus, sich erhalten, wenn er, wie dieser, Kunst und Wissenschaft seiner jedesmaligen Zeit in Besitz nimmt und sich gegen die Entwickelung der weltlichen Elemente nicht kalt abschließt. In Italien muß man zu dem echten, wahren Katholicismus stille Wallfahrten machen, wie zu vereinzelten Denkmalen der Vorzeit. Und diese Denkmale sind Raphael's Bilder. Nur in den Augen seiner Madonnen leuchtet noch der Katholicismus des alten Italiens in lebendiger Heiligkeit und in der ganzen Entzückung der tiefsten Empfängniß. Der glänzende Talar, der sich jetzt noch über das Land Italien hinbreitet, ist der feile Mantel einer coquetten Buhlerin; unter ihm sieht es leichenhaft aus. Es läßt sich der entflohene Elias nicht am Saume festhalten. Ein zweiter Elias hätte ein weltlicher sein müssen, und da die politische Regeneration eines in den Formen seiner Kunst und seiner Religion ausgelebten Volkes unmöglich geblieben, muß das ganze Leben desselben fortdauernd hinsiechen. Italien konnte es zu keiner modernen Existenz bringen. Man affectirt nur moderne Tendenzen. In Neapel ist militairisches Paradegeräusch dicht neben der Canaille, die sich im Schmutze wohlgefällt. Rom macht vor dem Congresse der Fremden seine alten Schauspiele. In Florenz und andern norditalienischen Häfen hat man sich einen französisch modernen Anstrich gegeben und die Denkmäler der Kunst in Museen aufgestapelt. Das andere lumpt so mit; die Kraft eigenthümlicher Natürlichkeit, die zum Theil noch in der Masse vegetirt, bleibt ohne Erection zu einer bedeutsamen Entwickelung, und über diesem richtungslosen Gewirre lebender Todten und todter Lebendigen geht die Sonne mit Erröthen auf und unter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Gott soll mich behüten! Verachten! Was denken Sie denn von mir? Ich verachte Niemand. Meine verstorbene Mutter (hier füllten sich ihre blauen klaren Augen mit Thränen, die wie der durchsichtige Morgenthau an den feinen Wimpern hingen) hat es mir oft genug eingeprägt, Niemanden auf der ganzen Erde zu verachten, sondern Alle, auch die ärgsten Feinde, zu lieben, und ich glaube wirklich, ich habe mich dabei immer recht wohl befunden. Geht es Ihnen nicht auch so?"

In meinem größten Verdrusse trat jetzt der Doctor ein und unterbrach unser Gespräch. Er kam mir mit großer Herzlichkeit entgegen und schüttelte mir wie einem alten Freunde die Hand.

„Freut mich unendlich, Sie bei mir zu sehen, Herr — doch was sind Sie? Wie heißen Sie?"

„Theodor ist mein Name," fiel ich ein.

„Also, Herr Theodor. Entschuldigen Sie, daß ich Sie eine Weile allein gelassen habe, aber ich mußte eine ganz kleine Rechnung beendigen, die mir große Vortheile bringen und unberechenbare Aufschlüsse über das Geisterleben geben wird. Mein Töchterchen Helene, noch ein halbes Kind, wird Sie gewiß gelangweilt haben; denn das alberne Ding weiß mit keinem Menschen zu reden."

Mich verdroß diese Aeußerung des Doctors, und ich sagte, daß ich mich sehr glücklich schätzte, seine vortreffliche

Digitized by Google

Tochter kennen gelernt zu haben. Dabei warf ich einen Blick auf Helene und bemerkte zu meiner großen Freude, daß ein hohes Inkarnat ihre zarten Wangen überzog, aber eben so rasch, als es entstanden war, wieder verflog.

„Vortrefflich! Ja, das ist ganz das rechte Wort," fiel der Doctor ein. „Alle Welt nennt mein Mädchen vortrefflich. Nun, ich kann sagen, daß ich mich über sie freue, und daß sie ein gutes Kind ist, nur bedaure ich ihre Abneigung gegen meine Studien und Untersuchungen, von denen sie — zu ihrer Schande sei es gesagt — nicht das Mindeste hält!"

„Es ist wohl nicht Sache der Frauen," sprach ich, „sich mit solchen gelehrten Untersuchungen abzugeben. Wir sollten ihnen vielmehr dankbar sein, daß sie sich nicht in diese, gewiß sehr unfruchtbaren, Bestrebungen mischen, als sie deshalb tadeln."

„Nehmen Sie meinen aufrichtigsten Dank, Herr Theodor," sagte Helene und schenkte mir einen so seelenvollen Blick, daß mein ganzes Wesen davon elektrisch erschüttert ward.

„Im Grunde denke ich eben so," fiel der Doctor wieder ein. „Auch bin ich sonst mit meinem lieben Kinde ganz und gar zufrieden. Nicht wahr, Helenchen?"

Er reichte dem Mädchen die Hand, die sie küßte und, wie es mir schien, zitternd an ihren Busen drückte.

„Wahrhaftig," fuhr er fort, „Sie glauben nicht, welch ein schwerer Beruf mir geworden ist! Seit mehr als dreißig Jahren bin ich unablässig bemüht, die geheimsten Regungen des Existeelebens zu erfahren, sie unter gewisse Regeln zu subsumiren und mir sorgsam aufzuzeichnen. Ich könnte Ihnen Tabellen darüber zeigen, die Sie in Erstaunen setzen würden. Aber Trotz meines Fleißes finde ich mich doch nicht belohnt, wenn ich nicht in mir selbst den größten Lohn aufzufinden wüßte. Die Welt ist, wie ich Ihnen schon gestern andeutete, undankbar und dumm. Was sich nicht wie's ABC begreifen läßt, das will man nicht hören und sehen. Nur Wenigen ist es vergönnt, in das Geheimniß unserer innern Natur hineinzusehen, die Erscheinungen, gleichsam die Temperatur und Witterung derselben, zu beobachten und an dem Barometer zu prüfen. Freilich entdeckt man da Dinge, an die erst der Hunderttausendste denkt, und ehe man Zehn, gewiß eine sehr geringe Anzahl, zum Glauben bringt, kann man sein ganzes reichliches halbes Schock Zähne verlieren. Nichts desto weniger verfolge ich muthig meinen Plan, fest überzeugt, daß er sich durch alle Hindernisse hindurcharbeiten wird. Was meinen Sie?"

Ich erwiederte, daß mir noch gar kein Urtheil zustände, indem ich ja noch nicht genau wüßte, worin das eigentliche Wesen seiner Lehre zu suchen sei.

„Ja, wahrhaftig," fiel er mir ins Wort, „da haben Sie Recht. Aber das ist mein alter Fehler, den ich gar nicht los werden kann. Ich bin immer zu sehr mit Denken beschäftigt, um zum klaren Demonstriren zu kommen. Und wenn ich dann einmal anfange, so mischen sich die Keime meiner neuen, ewig jungen Gedanken immer wieder um die schon aufgewachsenen, daß es einigermaßen schwierig ist, sich in diesen Demonstrationen zurecht zu finden, weil sie oft einem Gebündel gekeimter Kartoffeln gleichen. Nicht wahr, Helenchen, das Bild ist ganz besonders treffend und anschaulich? — Sie müssen wissen, Herr Theodor, ich bin Landwirth, und so fließen mir die Gegenstände der Landwirthschaft immer in meine Redeweise ein; ja selbst in wissenschaftlichen Untersuchungen und Aufsätzen verschmähe ich sie nicht, da sie immer zu einem klaren Verständnisse führen, wie ich beobachtet habe, und noch dazu ganz populair sind.

„Gewiß," sagte ich, „wird dies viel dazu beitragen, Ihren neuen Entdeckungen Eingang beim Volke zu verschaffen."

„Nicht wahr?" versetzte Feingesicht. „O, Sie sind ein vortrefflicher junger Mann! Helene, merke Dir's, wenn Du einmal Liebesgedanken in Dir verspürst, so sieh zu, daß Du einen Gegenstand von der Qualität dieses Herrn Theodor findest, damit Du sie nicht an einen Unwürdigen wegwirfst."

Helene erröthete von neuem und warf einen verstohlenen Blick unter den seidenen Wimpern auf mich, den ich begierig und glücklich auffing, ohne daß der in sein eigenthümliches Denken vertiefte Doctor die geringste Ahnung davon hatte. — Ein sonderbarer aber gutmüthiger Mann ist dieser Mensch, dachte ich, aber ganz zuverlässig ein wenig von Sinnen. Indeß konnte ich mich schon in sein Wesen finden und ließ ihn daher schwatzen, so viel er wollte. Er war auch keineswegs wortkarg, sondern setzte mir mit ungemeiner Behendigkeit sein System auseinander, das ich eben so wenig begriff, als er selbst. Endlich nach langen Kreuz- und Querzügen kam er auch wieder auf die erwähnte Fliege und ersuchte mich, ihm den ganzen Hergang der Sache genau zu erzählen. Ich fügte mich und erfüllte seinen Wunsch, indem ich nicht das Geringste ausließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Circus, — pariser Kunstbäckereien.]

Mit gewohnter Umsicht haben die Brüder Franconi in diesem äußerordentlichen Drama nicht blos ein einfaches Kunstwerk veranstaltet; das Turnier umfaßt alle Arten des ritterlichen Wettkampfs vom einfachen Speerlaufen bis zum Gottesurtheil auf Leben und Tod, in welchem die Posaunen immerfort den Kampf begleiten.

Diese glänzende Scene ist der Triumph des Rinaldo, der den Seliman zu Boden wirft. Man sieht beide Ritter zuerst im Circus gegeneinanderrennen, dann mit Rauschwertern sich betreten, endlich die Streitaxt schwingen, und den Kampf, herunterzuwerfen von den Rossen, zu Fuße fortsetzen. Ganz erstaunliche Beulen haben sich die Herrn Komödianten im heiligen Eifer in die Rüstungen geschlagen.

Außer diesem glänzenden Turnier gewährt das Kreuzritterdrama noch eine sehr pittoreske Ansicht der Zaubergärten Armida's, worin diese Schönheit mit ihren Nymphen badet und mit Hülfe eines Spruchgeistes dem lieben Gott und dem Papst die Christen abspenstig macht. Schade, daß die Nymphen da nur wager waren, und die stolze Prinzessin hochstselbst einer alten Frau mehr ähnlich sah als der Liebesgöttin.

Im letzten Act sah ich das heilige Grab, und eine Glorie von Engeln und Kreuzfahrern, die im Kampfe gefallen waren. Sie stiegen sehr andächtig und malerisch gruppirt in blauen Wolkchen zu den Sternen.

Nach allen diesen Herrlichkeiten Italiens und Mekromens bleibt mir noch die Pflicht und die Malerei im Louvre, von der Sie in den Zeitungen schon viele Feuilletons auch titulo „Salon de 1836" angetroffen haben werden. Die ganze schreibende Welt schreibt vom Salon, ich darf ihn also wohl nicht mit Stillschweigen übergehen, da ich mir zu ihr gehöre. Hab' ich noch Zeit vor meiner spanischen Excursion, so soll sich die Künstlerwelt nicht über mich beklagen, ich widme ihr, Branche für Branche, ein Capitel, indem ich die Schönguisser des Pinsels und Meißels von Europa zusammenfasse und den Leuten sage, wo wir vorwärts und wo rückwärts gingen in unserer Zeit.

Im Allgemeinen hier vorläufig ein Paar Kesterionen über die Art und Weise, wie man in Paris Künstlerverdienste würdigt und zu Geld macht. Das unschuldige Ausland, das durch die Zeitungen erfährt, wer gekrönt und beseelert, aber niemals, wer durch Cabale, Armuth und Mangel an Position zurückgesetzt und zu Grunde gerichtet werden, das Ausland muß es mir Dank wissen, daß ich ihm die Fäden zeige, die in der Regel unsern Marionettengenius agiren lassen. Wahrhaftig, ich würde mich schämen, ein Publicist zu sein, zwänge mich die Etiquette, die Freundschaft, das Geld, mit einem Wort die Rücksicht meinen Mund zu verschließen, wenn er dem Artertalem zürnt, das sich speculativ und ränkevoll emporzubringen suchte. Die Salonintriguen sind mir so ganz und gar verhaßt, daß ich seit Jahr und Tag zuweilen meine Freude nicht zu sehen gebe, um ihnen auszuweichen.

Man klatscht nicht in Paris, denken Sie, man ist — grosstädtisch. O, wie irren Sie. In Paris sind just so viel alte Basen als in Berlin, Wien, München, Stuttgart, Dresden und Hannover zusammen. Obendrein alle Juden von Frankfurt, die ganze Courtoisie der Courtiers. Ich bin kürzlich überfuhrt worden, daß sich eine hohe mir ganz fremd gebliebene Herrschaft lang und breit derabsieht, mein allerunwichtiges Privatleben zu analysiren, wo es dann lustigerweise dreiauskam, daß ich ein Baron sei, der in Politik und Schulden umgekommen sei. Eine alte Jüdin sagte, sie hätte ein Buch von mir gelesen und ich würde es weit bringen, worauf ein anwesender deutscher Schöngeist mit Manschetten und seidenen Strümpfen erwiderte: „Allez donc, c'est un ignorant grossier, qui ne fait que des traductions."

Seit ich die Uebersetzung dabei, ich ein pariser Journalgenant und Ehefredacteur die Niederträchtigkeit beging, ihm anvertraute Briefe der Polizei auszuliefern und dadurch einen Schriftsteller zu compromittiren, kann ich kaum von ferne noch die politischen Zeitschriftenmacher gouriren. Sie sind im Pluralis erbärmliche wetterwendische Phrasendrechsler, kaum ein Zwanzigtheil von ihnen hat das Geschick, aus seiner täglichen parlamentarischen Sphäre heraus in Kunst und Lehre, Poesie und Wissenschaft zu treten — sie sind für den Menschen von Geist und Herz unausstehlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Dr. Guttenstein's Geschichte des spanischen Volkes.]

Ein vortreffliches Werk, das dem Bedürfniß gegenwärtiger Interessen eben so gefällig nachkommt, als es des Verfs. wissenschaftliche Vertrautheit mit den Quellen der Geschichte Spaniens bekundet. Das erste Heft (in schönem gr. Octav, Mannheim, bei Hoff) enthält einleitend eine geographische Ansicht des Landes und Charakteristik seiner Bewohner. Die blühende Darstellung ist ein Erzeugniß der Begeisterung des Verfs. für Volk und Land. Von welchem historischen Geschicktum derselbe die ganze Erscheinung dieser so eigenthümlich in sich isolirten Nation auffaßt, spricht sich im Vorworte deutlich aus. Die Möglichkeit, die ältern Elemente des altern Spaniens auch auf dem Gebiete des Liberalismus festzuhalten, sie herüberzuziehen und zu neuem Leben zu entwickeln, ist der Sinn des Glaubensbekenntnisses, von dem aus die historischen Linamente in gedrängter Uebersicht entworfen werden sollen. Demnach muß dem Verf. die vorzügliche Aufgabe sein, die ganze Pracht der altrn Romantik in der Vorzeit zur Anschauung zu bringen, eine Aufgabe, deren Lösung nach den wenigen im ersten Heft entworfenen Zügen zu vermuthen steht. Ein Hr. C. F. Guttenstein schrieb vor kurzem eine kritische Skizze über die poetische Literatur der alten Mozarbien und sammelte Zinkgref's scharfsinnige Sprüche der Deutschen. Der Verf. des vorliegenden Geschichtswerkes nennt sich B. Guttenstein.

[Spanische Klöster.]

In dem eben gedachten Werke finden wir folgende Bemerkung über die spanischen Klöster. Man zählte in Spanien vor den letzten Kriegen 256,000 Geistliche, darunter 8 Erzbischöfe, unter denen 48 Bischöfe stehen, 69,000 Mönche in 2120, und über 35,000 Nonnen in 1130 Klöstern, die der verstorbene König Ferdinand, wo es nur möglich war, wiederherzustellen sich bemühte. Um die Einkünfte derselben zu vermehren, beschenkte sie der König mit Adelspatenten und Titeldiplomen, welche sie verkauften. Nach der ungeübten Schätzung eines Mitgliedes der Cortes betrugen vor 1808 die Einkünfte des Klerus und der Klöster in Spanien blos von ihren liegenden Gütern jährlich 51 Millionen Piaster; und nach dem Anschlage des Finanzministers Arguelles, zur Zeit der Cortes, übersteigen die Kirchengüter um ein Drittel die Staatsgüter. Auf Spanien möchte sich daher ganz vorzüglich Mephisto's Ausspruch beziehen und anwenden lassen, wenn er sagt, daß die Kirche mit einem großen Magen versehen sei, indem sie ganze Länder aufgefressen habe.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 74. — den 15. April 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Mit nachdenkender Miene hörte er mir zu, setzte dann seine Brille auf und sagte nach einigem Zaudern: „Warten Sie; der Fall ist gar so schwierig nicht; wenn ich nicht irre, habe ich einen ähnlichen schon beobachtet und mit Glück behandelt. Ich muß doch meine Tabellen nachsehen!“ Mit diesem vorläufigen Bescheide verließ er das Zimmer und ich befand mich mit Helenen wieder allein.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich mich froh und geängstigt zu gleicher Zeit fühlte. Jedenfalls lag diese Doppelempfindung in der Intensiv-ertensivkraft des Geistes. Denn daß sich der meinige bei aller Intensivität auch ertensiv sehr gewaltsam regte, ist mir noch jetzt ganz deutlich bewußt. Das liebliche Mädchen saß neben mir und stickte. Ich sah ihr auf die durchsichtigen Finger und suchte in ihren Gesichtszügen zu lesen. Ihr Busen hob sich, und ich glaubte das Pochen ihres liebenden Herzens zu hören. Unbefangen sah sie auf und mir gerade und offen ins Gesicht.

„Sie könnten mir einen sehr großen Gefallen thun, Herr Theodor,“ sprach sie und legte ihre kleine, weiße Hand auf meinen Arm.

„Ich stehe ganz zu Ihrem Befehl,“ versetzte ich, „und je mehr Sie von mir verlangen, desto angenehmer wird es mir sein.“

„Sie sprechen wie alle jungen Männer,“ sagte Helene, „Ihnen aber glaube ich!“ Bei diesen Worten fühlte ich einen leisen Druck Ihrer Hand an meinem Arme und bemerkte, wie ein abermaliges Erröthen wie das aufblühende Morgenroth der ersten Liebe ihr klares Gesicht mit einem Purpurschleier überwob. Mein Onk — Vater wollte ich sagen — hat einige thörichte Grillen, die er sich nun einmal nicht nehmen läßt. Dabei ist er bei aller seiner sonstigen Klugheit und Menschenkenntniß doch so unvorsichtig, sie überall aufzukramen und Jeden damit zu behelligen. Die Menschen sind nicht böse, wie Viele glauben, aber sie sind schadenfroh, weil es ihnen Vergnügen macht, und so muß ich nur zu oft bemerken, daß sie meinen gutmüthigen Vater in seinen Gedanken bestärken und so das Uebel nur verschlimmern. Gern gebe ich zu, daß einige seiner Beobachtungen sich auf Wahrheit gründen, aber kein Mensch in der ganzen Welt, und hätte er alle Weisheit in sich vereinigt, soll mich überreden wollen, daß ein Mensch sich geistig aus sich herausdenken und in einen beliebigen Körper wieder hineindenken könne! Die Sache ist abgeschmackt und lächerlich, mir aber wird sie bald zum Jammer und Schrecken werden; denn ich bin gewiß, daß das jetzige Treiben meines Vaters nur noch kurze Zeit, ohne nachtheiliges Aufsehen zu erregen, hingeht. Darum vermehren Sie

Digitized by Google

nicht die Anzahl Oerter, die sich auf Kosten eines gutherzigen Mannes lustig machen! Bitte, versprechen Sie mir dies, Herr Theodor!"

Sie hielt mir beide Händchen entgegen und sah mich mit einem so flehenden, seelenvollen Blicke an, daß ich meiner kaum mächtig blieb und im Uebermaße der Seligkeit am liebsten vor ihr niedergefallen wäre. Doch suchte ich mich zu fassen, drückte ihre Händchen und versicherte sie, daß ich weit davon entfernt sei, ihres braven Vaters zu spotten. Vielmehr hoffte ich, durch den Vorfall, der zufällig die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf sich gezogen hätte, ihn von seinen unhaltbaren Ansichten zurückzubringen, und beschegelte die Aufrichtigkeit dieses Geständnisses durch einen langen Kuß auf ihre in den meinigen ruhenden Hände. Sie drückte mir zitternd die Rechte und sagte: „Ich danke Ihnen herzlich!" —

Zugleich trat ihr Vater wieder ein. Sein Gesicht war heiter, obwohl ein Schatten ernsten Nachdenkens auf seiner Stirn zu liegen schien. „Fassen Sie Muth," redete er mich an, „ich habe mich nicht geirrt. Vor mehreren Jahren begegnete es einem meiner Freunde, daß er fortwährend von einer Wespe verfolgt wurde. Nie konnte er ihrer los werden, so oft er sie auch verscheuchte, ja tödtete. Sie kehrte eben so wie diese fragliche Fliege immer wieder ins Leben zurück, war aber doch nie so unbescheiden, ihren Stachel in das Fleisch des Belästigten zu senken. Späterhin freilich ergab sich, daß dies nicht möglich war, da sie gar keinen Stachel besaß. Aber hören Sie, wie sich diese geheimnißvolle Sache verhielt."

„Jener Freund von mir hatte lange Jahre mit einem Manne verkehrt, der ihn seiner geistigen Eigenschaften wegen anzog. Er zeigte scharfen Verstand, war nicht ohne Phantasie; Witz aber und Humor gingen ihm gänzlich ab. Dagegen aber hatte er einen ganz besondern Hang zur Satyre und Persiflage, die oft selbst seine vertrautesten Freunde bitter verletzte, so daß sich mehrere von ihm zurückzogen. Endlich ward durch einen ähnlichen Ausfall auch dieser mein Freund von ihm hinweggeschreckt, und der Verkehr zwischen Beiden hörte auf. Mein Freund vermißte den Verlorenen nicht. Es dauerte aber nicht lange, so fand sich eine häßlich um ihn summende Wespe ein, die sich sogar auf ihn setzte und mit ihrem verborgenen Stachel zu verletzen drohte. Mein Freund schwebte daher immer in Gefahr, von diesem lästigen Insect gestochen zu werden, da kein Todtschlagen helfen wollte — denn daß ihr der Stachel fehlte, wußte er damals noch nicht. — Zu jener Zeit hatte ich meine praktischen Uebungen im Geisterfühlen noch nicht längst begonnen, war jedoch bei einigen Operationen sehr glücklich gewesen. Dieser Erfolg verschaffte mir einen kleinen Namen, und so wandte sich mein nachheriger Freund an mich, um wenigstens einen Rath zu empfangen. Denn Noth, und nur Noth lehrt beten, wie auch glauben! Ich hörte den Fall aufmerksam an, begleitete meinen Freund und bemerkte bald die ihn umschwärmende Wespe. Durch verschiedene Anordnungen und Beschwörungen wußte ich sie zu kirren, so daß ich sie fangen und unter eine Glasglocke bringen konnte. Hier verdünnte ich die Luft, ließ sie zappeln und hungern und brachte das Insect zum Sprechen — "

„Zum Sprechen!" rief ich. „Wie war das möglich?"

„Sie würden es doch nicht begreifen," bemerkte ganz ruhig der Doctor. „Also die Wespe sprach, und so ergab sich denn, daß die Sehnsucht jenes verstoßenen Freundes nach dem Verlorenen diese Verwandlung hervorgebracht hatte. Sein ganzes Wesen mit allen seinen Vorzügen und Mängeln hatte sich in eine Wespe verkrochen, die nun den Verlorenen umschwebte, um wenigstens in seiner Gesellschaft zu bleiben. Durch meine Vermittelung ward ein Vergleich zwischen meinem Freunde und der Pseudowespe geschlossen, wodurch die zerstörte Freundschaft wieder hergestellt wurde, unter der Bedingung, das Satyrisiren zu lassen."

„Hm, hm!" sagte ich. „Aber wie kam's denn, daß sie keinen Stachel hatte?"

„Eben dies zeigte die im Herzen abgelegte Satyre an," versetzte Feingesicht. „An ihre Stelle trat jetzt der mildere und erhabenere Humor, der zu stechen scheint, gewissermaßen immer damit droht, es aber gar nicht vermag, weil er ja die Gesundheit immer gleich mit in sich trägt und hervorruft. — Und — um die Geschichte zu Ende zu führen — nach diesem Vergleiche, der von mir aufgesetzt und von der Wespe mit einem Honigseim, den sie unter ihren Flügeln auslaufen ließ, untersiegelt ward, fand sich der verstoßene Freund meines Freundes wieder ein, die Wespe ließ sich nie mehr sehen und Beide leben noch heut im besten Vernehmen."

„Und hat dieser interimistische Verstoß wirklich den Humor in dem Verstoßenen hervorgebracht?" fragte ich.

„In bester und reinster Qualität," antwortete der Doctor. „Die Satyre war fort, wie weggeblasen, und die Beiden sind so ausbündige Humoristen, wie man sie sich nur denken kann."

„Es ist schade," sprach ich, „daß man die Welt nicht so zeitweilig verstoßen kann, um ihr auf diese Art den rech-

Digitized by Google

ten Humor einzumpfen, selbst auf die Gefahr hin, daß sie zu einer ungeheuren Wespe anschwölle."

„Ja," sagte Feingeficht, „Sie haben Recht. Doch läßt sich ein solches im Kleinen gelingendes Experiment nicht gleich im Großen ausführen. Ist aber nur erst das Geistesfühlen in Mark und Knochen der ganzen Welt übergegangen, hat es sich recht im Mittelpuncte festgesetzt, wie es in meinem Vaterlande doch wenigstens einigen Anschein hat, so kann man nicht voraussehen, wie weit wir es bringen können."

Ich stand auf, theils, weil ich nun mit der größten Mühe meine revolutionnairen Bewegungen der Sinne gegen den Geist nicht mehr unterdrücken konnte, theils auch, um nicht noch länger die Rolle eines Heuchlers spielen zu müssen. (D. F. s.)

Zur Literatur der Reisen.

5. Reise nach Italien im Frühjahre 1835, von Dr. Wolfgang Menzel.

(Fortsetzung.)

Das ist das Land, dem der Deutsche noch immer seine Liebe zuwendet und zuwenden muß, nicht blos weil die todte Geliebte so viel Kleinodien an sich trägt, sondern weil er diese Todte mit todtschlagen half. Es war nicht blos Freiersluft, nicht blos Drang nach der weichen Fülle des sinnlichen Lebens, was die germanischen Völker und Kaiser nach Italien trieb, es war auch die Grausamkeitslust, in der der Mannesstolz, wenn er roh bleibt, sein Gefallen findet. Es ist ein abgeschmackter Patriotismus, wenn wir die Römerzüge bedauern oder blos die Giftbecher zählen, welche die übermüthigste Geliebte dem siegestrunkenen Freier in der Brautnacht kredenzte. Man darf keine einzige Tragödie, die der Lauf der Geschichte gebracht, bedauern oder fortwünschen.

Der Mangel an mittelalterlicher Romantik in Roms Bauart ist der geistigen Physiognomie der Papststadt ganz entsprechend. Die Engelsburg, die noch einen Eindruck dieser Art machen könnte, erinnert mit ihrer runden Form mehr an den Orient als den Occident. Die meisten Kirchen sind, wie in Genua, nur Paläste. Als die schönsten bezeichnet Menzel diejenigen, die noch ganz den Charakter der heidnischen Tempel an sich tragen, mit Rundung und Kuppel, so das Pantheon. Wir können, ohne in Rom gewesen zu sein, diese Anschauung durchaus glaubwürdig finden. Was dagegen der Verf. von der totalen raffinirten Geschmacklosigkeit der Peterskirche sagt, bleibe dem Urtheile der Autopsie überlassen. Menzel detaillirt an diesem Gebäude die vollendete Ausartung des mittelrömischen Baustyls. Wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß er in seinem Urtheile mit Fernow übereinstimmt, der eine ähnliche Behauptung zuerst wagte. Entschieden unrichtig dürfen wir jedoch Menzel's Kritik in Bezug auf einige Antiken im Vatican nennen. Er kann am Laokoon kein Wohlgefallen finden, und es klingt sehr profan, wenn er sich wundert, wie man an einem schreienden alten Manne sich weiden könne! Wir kennen die Gruppe des Laokoon nur aus dem Menge'schen Museum in Dresden; allein dieser primaire Gypsabdruck genügt, um die große Tragödie der Skulptur in ihrer Bedeutsamkeit aufzufassen. Was die Poesie des bloßen Schreiens betrifft, so will ich nicht daran erinnern, daß Seneca ganze Acte schrieb, wo nichts gethan, als dem Schmerze das Wort gegeben wird, aber wohl möchte ich wissen, was Menzel von dem Sophokleischen Philoktet zu sagen weiß, der, mit leiblichen Wunden bedeckt, ganze Monologe nur ausschreit. Viele Chorgesänge der alten Tragödie sind nichts als ein rhythmisch variirtes Wehe; im Homer schreien selbst die verwundeten Götter. Daß der Schmerz sich ausschreit, ist echt menschlich und also schön; der naiven Poesie der Alten wird Niemand ihre Naturschönheit nehmen. Und was den Laokoon betrifft, so muß geläugnet werden, daß er wirklich schreit. Eine Gestalt der plastischen Kunst, welche die Gesichtsmuskeln so ausdehnte, daß man den kreischenden Ton zu hören glaubte, wäre widerwärtig, weil die Züge in dem Momente festgehalten blieben. In Laokoon ist der höchste Krampf ohne alle Verzerrung. Seine Glieder ringen mit den Schlangen, und mitten in dieser Entwickelung der äußersten Kraft sieht man doch den Augenblick nahe, wo sie erlischt: Laokoon könnte vor Schmerz laut schreien; allein rechts an ihm liegt der schon getödtete, links windet sich der bereits tödtlich erfaßte Sohn: da kann er nicht schreien, der geistige Schmerz, der Vaterschmerz, ist gewaltiger als der am eigenen Leibe, er dehnt sein Haupt gen Himmel, der gepreßte Mund ist nur halb geöffnet, kein Schrei, sondern nur ein Hauch des Schreies, ein sospiro, dringt wie aus der tiefsten Höhle seines Lebens über die unverzerrte Lippe. Wenn in dieser natürlichen Tragödie der Skulptur nicht Sieg des Geistes über den Leib, mithin geistige Schönheit ist, so weiß ich nicht, wo der Aesthetiker Menzel sie suchen will.

Der capitolinischen Venus gibt Menzel gegen die medicäische auf dem Vatican den Vorzug. Jene, sagt er, ist naturkräftiger, ungeniirter, mithin keuscher; diese hat den Anstrich einer pariser Coquette. Diese Ansicht ist falsch, wenn nicht abgeschmackt: was wußten die Alten

Digitized by Google

von der Bubleri des französischen Beudoirs! Die medicei-sche Venus ist zimperhaft jungfräulich, wie die erröthende Knospe, die vor der zum ersten Male erblickten Sonne sich wieder schnell in die Blätterhülle verkriechen möchte. Man muß berücksichtigen, in welcher Situation die Alten jede einzeln stehende Gestalt gedacht wissen wollten. Die medicäische Venus steigt aus dem Wellenbade des Meeres; die Götter schauen aus dem Olymp herab, und so ist sie zugleich die schamhafte und schützt mit den kleinen Händen die beiden Puncte, wo sich die Schönheit wölbt oder verkriecht. Nur der morbitische Geschmack eines modernen Beschauers kann bei diesem harmlosen Verhalten der kindlich-jungfräulichen Natur an gesuchte Coquetterie denken. Die capitolinische Venus hat allerdings ihre eigenthümlichen Reize, welche die neuere Kunst noch weniger zu offenbaren vermocht hat. Sie ist vollendetes Weib, fast halbe Matrone und in den Jahren, wo das Weib bei uns in der Regel nur noch mit verhüllenden Spitzen, Schleifen und allerlei Nothbehelf und fremder Folie die bereits zerfallende Schönheit in Positur rückt. Bei den Alten war auch die Matrone noch leiblich schön; bei den Neuern können nur geistige Reize die entsiehende Jugend ersetzen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Kunstausstellung.]

Ich frage Sie hiernach, was wollen Sie deriei Momentcreaturen für ein Urtheil, für ein Forum zutrauen? Sie sind gemacht aus Industrie und Freiheit, man kann ihnen den Untergang prophezeihen, wenn die politische Ruhe drei Jahre nur währt, die jetzt Europa zum Schrecken der Dummköpfe und Bösewichter zu Theil wurde. Drei Jahre sind eine Ewigkeit für die Franzosen.

In Paris ist die Kritik so tief gesunken, Alles hängt so ganz und gar von Umständen ab, daß man sich wirklich nicht wundert, wenn ein bedeutendes Werk spurlos dahingeht und eine plumpe Erscheinung des Augenblicks triumphirend durch die Gassen getragen wird. Die Schriftsteller, die Dichter, die Bildner, die Maler, die Architekten, die Musiker, alle sind es geworden, entweder mißbandelt oder aufgeräumt zu werden. Gewöhnlich ziehen sie das Erstere dem Silentium der Presse vor, um wenigstens ein Recht der Replik und das Wort im Publicum zu haben.

Die Intriguen während der diesmaligen Kunstausstellung haben schon vor einem halben Jahre angefangen. Sie dauerten den ganzen Winter über. Wer Feinde hatte, setzte sie in Bewegung, wer reiche Verwandte hatte, der exploitirte sie, wer Journalisten kannte, der bewirthete, beschenkte sie, und wer überhaupt sich dessen kannte, der ließ sich's was kosten in Geld und Worten, um eine Reputation zu bekommen und ein gutes Vorurtheil zu erzeugen. Die Folge davon war, daß bis diesen Augenblick kaum eine einzige öffentliche Stimme das wahrhaft Gute und Vortreffliche der aufgestellten Werke hervorhob. Alle Journale von großem politischem Kaliber hatten ihre Schooßkinder, ihre Puderbuch oder Duatenschnitzer zu streicheln.

Da ist ein gewisser Lehmann, der ein ganz gewöhnliches, um nicht zu sagen ein schlechtes Bild mit schönen Farben gemalt hat; über diese Mache dürfte Europa erstaunen, da der ernste Journal des Debats, der Constitutionnel und Andere ganze Artikel darüber publicirten. Schwätzerei, — ich will Ihnen sagen, wie man zu solchem Ruhm kommen kann. Werden Sie der Verwandte eines Banquiers, der der gute Freund des Pairs Bertin, ist est des Redacteurs der Debats ist, machen Sie in dem Salon dieses Banquiers die Bekanntschaft der gelehrten und schreibenden Welt, versehen Sie sich durch Höflichkeit und Diners ihrer Freundschaft und ihres Urtheils — in Paris nennt man alle seine Freunde Genies, alle Menschen, die man nicht von Angesicht zu Angesicht kennt, „stupide gent" — und dann vor allen Dingen, werden Sie ein Jude. Es kann nach meiner Meinung einem geschickten Juden nicht fehlschlagen, an der Seine sein Glück zu machen: die Juden haben Geld und Ansehen, die Hebel der Gesellschaft.

Ich wollte Ihnen nur dies eine Beispiel erzählen, hundert andere können Sie sich hinzudenken.

Das beste Kunstwerk der diesjährigen Ausstellung ist die plastische Gruppe eines christlichen Martyrers, den der Kaiser Nero mit seiner Familie den Bestien opfern ließ. Ein Löwe stürzt im Kolisseum auf die Frau des Unglücklichen, die ein kleines Kind an den Mutterbusen preßt, da ergreift Verzweiflung den stark gebauten Helden des Glaubens, und er faßt mit unglaublicher Gewalt das Untthier und reißt mit eisernen Armen seines Rachens Kinnladen von einander. Die Geschichte ist kein Mährchen, das römische Volk war bei dem Anblick des Mirakels bis zu Thränen gerührt und erhob sich und verlangte tumultuarisch die Gnade des Tyrannen, welche gewährt wurde.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Eiserne Hopfenstangen als Blitzableiter.]

Wie seltsam oft eine Erfindung im Gebiete der Industrie neben der beweckten Wirkung noch einen zweiten Nutzen herbeiführt, davon ist Folgendes ein neuer Beweis. Man beschäftigt sich gegenwärtig — wie wir in der neuesten Nummer (Nr. 13.) des vom nordamericanischen Consul Hrn. Fr. List herausgegebenen Eisenbahnjournals lesen — in Frankreich und England mit Versuchen, die bisher gebräuchlichen hölzernen Hopfenstangen durch Eisendrähte zu ersetzen. Wir lassen die günstigen Resultate in Hinsicht auf Oekonomie und auf die Cultur des Hopfens hier außer Betracht und machen nur darauf aufmerksam, daß die eisernen Drähte, um welche sich die Pflanzen schlängeln, als Blitzableiter zweckdienlich werden könnten. Man will nämlich die Bemerkung gemacht haben, daß die electrische Thätigkeit, welche die Metall-Leiter ausüben, die Vegetation außerordentlich fördert. Die Wirkungen sollen dermaßen bedeutend sein, daß ein merklicher Unterschied an den Hopfenstangen ersichtlich ist, vor und nach dem Vorüberziehen einer electrischen Wolke, welcher das Fluidum von den Eisenstangen vorwärtend zuströmt. Diese Eisendrähte neutralisiren die Gewitterwolke, welche in ihr Bereich kommt, und verwindern somit die Gefahr, welche dieselbe bringt.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Mai 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voß.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — — zu München.
— — — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 86. Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. Von Moritz Wagner.
Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege. Mitgetheilt von Ernst Willkomm. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

No. 87. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 88. Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. (Beschluß.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 89. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 90. „L'amour est un vrai recommenceur." Von *.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notizen.

No. 91. Leopold Robert's letzte Lebenstage.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 92. Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Leopold Robert's letzte Lebenstage. (Beschluß.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 93. Ueber die Würdigung des Reims. Von Stephan Schütze.
Der Geisterfühler, ꝛc. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 94. Der Geisterfühler. ꝛc. (Fortsetzung.)
Ueber die Würdigung des Reims. (Fortsetzung.)
Zur Literatur der Reisen.
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 95. Der Bettelmusikant.
Ueber die Würdigung des Reims. (Beschluß.)
Der Geisterfühler, ꝛc. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 96. Ein Toast im Traume. Von H. Koenig.
Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.
Journalschau.
Leipziger Chronik.
Notizen.

No. 97. Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. (Beschluß.)
Ein Toast im Traume. (Fortsetzung.)
Journalschau. (Fortsetzung.)
Leipziger Chronik. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 98. Grabbe's Hannibal. Von K.
Ein Toast im Traume. (Beschluß.)
Journalschau. (Beschluß.)
Leipziger Chronik. (Fortsetzung.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 99. Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. Von Moriz Wagner.
Grabbe's Hannibal. (Beschluß.)
Unterschied. Von Manfred.
Leipziger Chronik. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 100. Der Willi-Tanz. (Magyarische Sage.) Von Rwa Kd.
Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. (Beschluß.)
Nemeßö. Von F. W. Carové.
Leipziger Chronik. (Beschluß.)
Notizen.

No. 101. Bilder aus Spanien.
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Wien.
Notizen.

No. 102. Der weiße Baum. Von Rwa Kd.
Bilder aus Spanien. (Fortsetzung.)
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 103. Die große Ehrfurcht der Kosaken vor ihrem Kaiser.
Bilder aus Spanien. (Beschluß.)
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 104. Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. Von Moriz Wagner.
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Wien. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 105. Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier. (Beschluß.)
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Wien. (Beschluß.)
Notizen.

Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 96. — den 16. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ein Toast im Traume.

Von H. Koenig.

Es begegnet wohl vielen Träumenden, daß sie, wenn auch im wachen Zustande wenig beredt, doch im Traume ausgezeichnete Reden halten. Im Schlafe, scheint es, schöpfen wir aus Gedankenquellen, die für uns nicht zu Tage fließen. Zuweilen aber nimmt man das Wasser aus der Tagewelt mit in den Schlaf; dann freilich schöpft man aus keiner geheimnißvollen Tiefe, sondern die Träume erhitzen es nur und gießen es über die abgewelkten Blätter der Lebenserinnerung zu einem matten Traumthee. — Hiervon wage ich eine Probe in dem Toast zu geben, den ich einst im Traume ausgebracht habe.

Es war zu Stuttgart im schönen Herbste des guten Weinjahres 1834. Die Naturforscher waren eben in dieser Stadt versammelt. Ihnen zu Ehren ward Tages nach meiner Ankunft, eines Sonnabends, ein glänzendes Fest auf der sogenannten Silberburg gegeben. Ich habe zu allen Abendfestlichkeiten den Sonnabend gern. Man bringt das Vorgefühl des Sonntags, als eines zweiten Festes, und zugleich den Trost des behaglichen Ausruhens von dem ersten mit, genießt also den Duft und die Neige zweier Feste zugleich.

In solcher Vigilien-Stimmung wandelte ich nach der Silberburg. Der Weg geht zwischen Gärten und Weinbergen empor. Die Gärten waren von ihren Besitzern und von Gästen belebt; um den geschmückten Eingang zu dem höher gelegenen Festgarten sammelte sich ein zahlreiches Volk. Die rechte Lust ging aber erst mit einbrechender Nacht an. Pechpfannen brannten am Eingange, bunte Laternen durchzauberten den Garten; auf der Bogenbrücke, die den obern Weinberg mit dem tiefer gelegenen Garten über den zwischen beiden hinziehenden Hohlweg verband, drängten sich hinüber und herüber wandelnde Gestalten geschmückter Frauen und schwarz gekleideter Naturforscher, deren oft seltsame Physiognomien wahrscheinlich in Durchforschung der Naturwunder so wunderlich geworden waren. Und damit nun alles von fern und nah Zusammengekommene, unter einander noch Spröde, in einen rechten Guß und Fluß der Fröhlichkeit gebracht werden möge, spielten abwechselnd zwei Musikchöre aus dem obern und untern Garten. Tief unter den Festgenossen lag die Stadt, die Weinberge erhoben sich in ihrem 1834er Hochmuth. Im Vorgefühle so guter Hoffnungen wurden die hinterlegten Verdienste früherer Jahrgänge nicht geschont, und als Ausdruck des feurigen Uebermuthes stieg, knallte, rauschte ein prachtvolles Feuerwerk in die Nacht hinein. Wie nach und nach die Köpfe schwerer, die Herzen fluthender geworden waren, übergoß der aufsteigende Mond und verschmelzte Berg und Thal, Lust und Stille, Jubel und Sehnsucht in ein und dasselbe magische Licht. —

Doch, ich habe ja nicht die Absicht, das Fest zu beschreiben, sondern wollte nur begreiflich machen, wie einem vergnügten Menschen alle diese in der Dämmerung erlebten Zauberbilder im Traume noch einmal wieder-

Digitized by Google

kehren können. Und wie seltsam! Der bedeutsame Ernst dieser gelehrten Versammlungen, diesmal durch die vielen Festlichkeiten wie es schien verdrossen, hatte sich in meinen Traum geflüchtet, um entweder sich zu ärgern, oder mich zu necken. — Jetzt erzähle ich den Traum und den Toast.

Ich saß in einem großen Saale an wohlbesetzter Tafel zwischen zahlreichen ernsthaften Männern. Auch die vielen Unberühmten, deren man am Tage nicht achtete, obschon sie bei den gemeinschaftlichen Mahlzeiten mit den berühmtesten Gelehrten wetteiferten, galten bei diesem Traumschmause für ausgezeichnete Naturforscher. Sie bethätigten sich aber nicht minder als starke Esser. Ich weiß nicht, wie es kommen konnte, daß ich mich auch für einen Naturkenner hielt, und sogar neue Bahnen der Naturforschung brechen zu können meinte. Nach vielfach ausgebrachten Toasten erhob ich mich also frisch, schlug an mein volles Glas und sprach zu den aufhorchenden stillgewordenen Männern:

„Meine Herren!

„Man kann gerade nicht sagen, daß heutigen Tages die Natur, diese alte Coquette, diese unaufhörliche Wähnerin, deren Mann gar nicht zum Vorscheine kommt, vernachlässigt würde; da ich das Vergnügen habe, unter so vielen alten und jüngern Herren zu sitzen, die ihr von allen Seiten den Hof machen und als Anbeter — wenigstens einzelner Partien dieser Unverwüstlichen — aus von deren Geist und Reizen unaufhörlich unterhalten. Ich berufe mich auf den alten mir gegenüber sitzenden Herrn, der aus dem artigen Frankreich gekommen ist und in Tracht und Anstand an das versündhaftigte Frankreich, an die schöne vornationaleonventionelle Zeit erinnert, ja sogar zur Bestätigung meiner Behauptung Monsieur Lamouzeur heißt. Dessen ungeachtet ist im Verhältnisse der Bevölkerung Deutschlands zu beklagen, daß so viele Tausende sich fast noch gar nicht für die Natur interessiren, und daß unter diesen Gleichgültigen gerade so Viele aus den höhern Classen und reichen Ständen sind. Wäre es nicht verdienstlich, auf einem neuen, humanen Wege auch in diesen Gleichgültigen eine Liebe zur Natur zu erwecken? Um so verdienstlicher, als durch die Stabilität der Natur ein nachhaltiges Gewicht gegen die politische Aufregung oder Anfreabarkeit unserer Zeit zu Gunsten der alten europäischen Legitimität gefunden würde. Natur und Geschichte verhalten sich wie Adel und Bürgerthum, und je mehr Hände wir vom babolonischen Thurmbau der Geschichte zum Anbau der Natur gewinnen, desto mehr Halt und Sicherheit wird für das Staatsleben gefunden." (D. F. s.)

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

7.

Die Küche und die Toilette der Revolution.

Zur Zeit des Directoriums war unser altes Paris in vier Theile getheilt, die sich in Hinsicht ihres Costüms auf das Grellste von einander unterschieden. Die eigentlichen Jakobiner und die Menschen aus der niedrigsten Classe waren wahre Sansculottes geblieben, d. h. sie trugen zu der rothen Mütze und den Holzschuhen eine runde Weste, die man Carmagnole nannte, und die aus ganz grobem Zeuge gemacht war, oder auch eine Art Oberrock ohne Nabt, der aus grobem, ungefärbtem Boy gemacht war. Die Weibsleute dieser Menschen sahen viel scheußlicher aus als vor der Revolution, weil sie viel schmutziger und armseliger gekleidet gingen. Sie hatten damals die Mode angenommen, sich ein baumwollenes Tuch um den Kopf zu wickeln; vor der Revolution trugen aber alle Frauen dieser Classe ein Mützchen von gestreiftem Linnen, zuweilen auch von Batist, aber ohne Spitzen und an den Werkeltagen ohne Bandschleifen.

Alle Künstler aus der Schule des Bürgers David und die Mehrzahl der Komödianten des Boulevard waren mit der strengsten Beobachtung des Costüms griechisch gekleidet. Sie trugen die bis auf die Knie reichende lakonische Tunika, und eine leichte, am Rande mit bunter Wolle gestickte Chlamys. Dazu gingen sie im bloßen Kopfe, bloßer Brust, mit nackten Füßen und Armen. Man kann sich keinen Begriff von der Glückseligkeit machen, deren sie während des ganzen Winters theilhaftig wurden; aber man kann sich ihre Verlegenheit denken, wenn sie auf dem Platze der Concordia, oder auf der Nationalbrücke mit den Aequinoctial-Stürmen zu kämpfen hatten. — Mit den Regengüssen hatte es eine ganz andere Bewandniß, und ich kann versichern, daß sie sich mit einem Stoicismus und mit einem Ernste, die nichts zu wünschen gaben, dieselben über den Kopf strömen ließen. Der junge Cephisus Rotisset, ein Neffe von Frau Roland, sagte eines Tages zu Dem. Dupont, meiner Kammerfrau, daß der Regen ihm einen zweifachen Dienst erweise, indem er ihm den Kopf rein wasche und zugleich sein Haar kräuse.

Dieser unverschämte Junge, der auch zu David's Schule gehörte, hatte mit einem Brief von dem Vorsteher und den Rednern des attischen Gymnasiums gebracht, auf den ich durch Dupont folgende Antwort ertheilen ließ:

Digitized by Google

„Bürger!

„Frau von Créqui befiehlt mir, Ihnen zu sagen, „daß der junge Mann, der ihrer gegen Sie erwähnt „hat, ganz im Irrthum ist, wenn er glaubt, daß sie „mit dem Abbé Barthélémy genau bekannt gewesen ist. „Er hat nie in ihren Freunden gehört, und die gnä„dige Frau setzt noch hinzu, der Nutzen, den sie von „seiner Unterhaltung gehabt habe, werde Ihnen, bei „Anordnung des Banketts, wegen dessen Sie am 14. „Vendemiaire an sie geschrieben haben, nicht von Nutzen „sein können. Die gnädige Frau glaubt nicht, daß „es bei den Griechen Sitte gewesen sei, Assa foetida „als Würze bei ihren Speisen anzuwenden. Die Rö„mer haben sich, wie sie mir gesagt hat, desselben be„dient, und das, womit die Kuchen in Athen be„streut wurden, möchte wohl eine Art von Anis gewe„sen sein. Auch hat die gnädige Frau ehemals sagen „hören, daß die schwarze spartanische Suppe eine Art „Brei von Buchweizenmehl gewesen ist, in den man „nach Einigen kleingehacktes Schweinefleisch, nach An„dern nur den Saft von gebratenem Schweinefleisch „mischte. Die gnädige Frau hat aber mit dem Abbé „Barthélémy, der nie zu ihrem Hause Zutritt hatte, „auch nie von Kuchen und Kochkunst gesprochen; setzen „Sie also ihre Meinung über die Bereitung der schwar„zen Suppe nicht auf Rechnung dieses Akademikers, „der ihrer in seinem Werke nicht erwähnte, und höchst „wahrscheinlich die Zubereitung derselben nicht kannte. „Frau v. Créqui trägt mir auf, Ihnen für die Ehre „zu danken, die Sie ihr, durch die Einladung zu Ih„rem gymnastischen Feste erzeigt haben; sie würde aber „eine seltsame Figur bei demselben spielen und kann „Ihre Einladung nicht annehmen. Erlauben Sie mir, „Bürger, dieser Antwort noch die Versicherung meiner „persönlichen Hochachtung und Ergebenheit hinzufügen „zu dürfen. Gruß und Brüderschaft.

Dupont."

Der Bürger Cephisus erzählte später im Hotel Créqui, daß es wirklich eine antike Suppe von Gerstenmehl mit La-Brie-Käse gegeben habe. Dazu hatte jeder von den Gästen, nach griechischem Gebrauch, eine Gans erhalten und gebackene Brombeeren, die man köstlich gefunden hatte; dagegen aber hatten die mit Baumöl und Honig angerührten Kuchen wenig Beifall erhalten.

Man las damals in allen Journalen, daß die Anordner dieses griechischen Mahls nichts vernachlässigt hatten, um ihre zahlreichen Freunde mit allen nur möglichen Illusionen zu umgeben. Die Decoration des Bankettsaales war im ionischen Styl, und im Hintergrunde sah man an den Ufern des Eurotas, auf denen Schwäne schwammen, die man dazu von Chantilly hatte kommen lassen, eine Statue des Lykurg. Der Boden des Saals war mit Binsen bestreut; Männer und Frauen waren mit Blumen bekränzt und tranken aus blumenbekränzten Bechern, was, beiläufig gesagt, eben nicht sehr bequem sein mußte. Die Aufwartung war jungen, fast ganz unbekleideten Heloten übertragen — — Aber die Schönheit, die Würde, die Anmuth und die Heiterkeit der Bürgerinnen, die an diesem interessanten Vereine Theil nahmen, stand gewiß in keiner Hinsicht gegen die Schönheit und die Liebenswürdigkeit der berühmtesten Schönheiten des alten Griechenlands zurück. Die Bürgerin Pigelat*) sang, wie Sappho gesungen haben würde. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, wurde von Menschenstimmen, mit Begleitung des griechischen Harbertohrs und der Panflöte, der erste Chor aus den Wolken des Aristophanes, nach der Melodie gesungen, nach der die katholischen Priester die sogenannte Einleitung bei der Messe singen, und von der es bekannt ist, daß sie das alte Recitativ des griechischen Theaters ist, dessen Tradition sich in der römischen Kirche erhalten hat.

(Der Beschluß folgt.)

Journalschau.

[Burer über Jean Paul.]

Die Alongenperrücken-Zeit der französischen Literatur ist vorbei ohne Wiederkehr. Das junge Frankreich urtheilt nicht mehr schief über das alte Deutschland. Seine Literatoren kennen unsere Dichter nicht mehr blos dem Namen nach, sie studiren ihre Werke, sie denken und fühlen sich in sie hinein. Es ist auch nicht mehr blos von Goethe und Schiller bei ihnen die Rede, wie früher, wo sie glaubten, die ganze deutsche Literatur drehe sich nur um diese zwei Pole. Sie haben den tiefsinnigsten, den für sie am schwersten zu verstehenden Geist, den Geist, der ihnen am fernsten lag, den herrlichen Geist Jean Paul's erkannt und erfaßt. M. E. Burer schildert in einem Artikel von Börne's Zeitschrift: La balance (zweite Lieferung, März), den großen Deutschen mit einer Klarheit, Wahrheit und Tiefe, die in Erstaunen setzt. Daß in einem Journale, an dessen Spitze Börne steht, nichts Alberneres über Jean Paul zu finden sein würde, konnten wir wohl denken. Aber dennoch haben wir eine solche Gründlichkeit, verbunden mit solchem Gemüthe, solcher innigen Liebe zu dem großen Manne, der selbst ganz Liebe war, nicht erwartet. Wir glaubten Börne selbst zu lesen, so richtig, so treffend, so geistvoll hat Burer geurtheilt, und mit solcher Sicherheit macht er seinen Landsleuten den großen Deutschen

*) Diese war die geschiedene Frau eines Wundarztes und ist jetzt unter dem Namen, „Prinzessin Constanze von Salm" bekannt. Wir theilen unsern Lesern Einiges aus ihren in vier Bänden erschienenen Werken mit.

Digitized by Google

begreiflich, einem geschickten Anatomen gleich, der seinen Schülern die Organisationen eines Hingeschiedenen haarscharf zergliedert.

Wollten wir alles Treffliche dieses Aufsatzes wiedergeben, wir wüßten ihn ganz abschreiben. Wir wollen das Wesentlichste auszugsweise mittheilen.

Deutschland (sagt Buret) besitzt einen Schriftsteller, dessen Werke allein hinreichen würden, die Ansprüche eines Volkes auf literarische Größe zu rechtfertigen, und die Aufmerksamkeit der andern Völker auf sich zu ziehen. Dieser Schriftsteller ist ein Romandichter (romancier) von wunderbarer Einbildungskraft. Indem er den Geist ergetzt, weiß er das Gefühl zu wecken und das Herz zu verjungen. Er entrollt ein Gewebe magischer Abenteuer, nicht um uns mit Wehmuth sanft einzuwiegen, sondern um uns zur Liebe und zum Leben zu erwecken. Er ist ein erhabener Dichter, ein Ausleger der Gottheit. Seine Gesänge erklären uns den Menschen und die Natur, seine Stimme ermannt den Schwachen, tröstet den Unglücklichen, erwärmt das erstarrte Herz, und zündet in ihm die erloschene Flamme der Begeisterung und Liebe wieder an. Dieser Schriftsteller, dieser Romantiker, dieser Dichter heißt Jean Paul. —

Buret geht nun auf Madame Staël über, die zwar über Jean Paul, aber nur oberflächlich und unvollständig, schrieb, und führt an, daß bis jetzt Alles, was in Frankreich über diesen großen Deutschen geschrieben worden, nur ungenügend sei, und daß selbst die Auszüge aus seinen Schriften den Franzosen nur einen falschen Begriff von ihm geben konnten. Titan sei kalt aufgenommen worden, weil es, um Jean Paul zu übersetzen, nicht genug sei, Deutsch zu können, man müsse auch Jean-Paulisch können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Leipziger Chronik.

[Lithographien der dresdner Galerie.]

Das Unternehmen der hiesigen Wunder'schen Kunsthandlung, welche eine Auswahl der bedeutendsten Gemälde der dresdner Galerie in pariser Lithographien den Kunstfreunden des In- und Auslandes zu übergeben fortfährt, zieht durch die so eben erschienene zweite Lieferung unsere Aufmerksamkeit von neuem auf sich. Vor mehreren Monaten sahen wir in Wunder's Atelier bereits die Kreidezeichnungen zu einigen der in der neuen Lieferung ausgegebenen Steindrücke; unter andern die Malermeisterstatt von Dyade, auch Palma Vecchio's Venus, die in der dritten Lieferung als Lithographie erscheinen wird. Diese Kreidezeichnungen werden von den bewährtesten Künstlern Dresdens, zu denen Barth, Fiedler, Haack, Kaltmeyer, Wolff, Zimmermann u. A. gehören, unter besonderer Leitung des dortigen Galeriedirectors, Prof. Matthäi, ausgeführt. Nur durch so künstlerische Leistungen mit dem Cranon, gewissermaßen die Vermittlung zwischen dem Oelbilde und der Lithographie, kann die Ausführung in dem Grade möglich sein, wie sie die erste Lieferung vor Augen führte. Die Kreidezeichnungen werden nach Paris geschickt, und die Lithographirung ist den berühmtesten französischen Künstlern anvertraut. In der ersten Lieferung waren es besonders Rembrandt's Ganymed und Cignani's Versuchung des Joseph, welche den Steindruck in seiner Vollendung zeigten. Beide Lithographien waren von Léon Noël. Cignani's Joseph mit Potiphar's Weib ist eine Gruppe, an welcher der Steindruck recht Gelegenheit hat, seine warmen, weichen Fleischtöne zu zeigen, deren sanfte Uebergänge und Abtuschungen der Stahlstich nicht in solchem Grade zu geben vermag. Dem Stahlstich stehen dafür tiefere Tinten, feinere Lineamente und schärfere Charakteristik der Gesichtszüge zu Gebote. Allein wie viel der Steindruck auch an Schärfe und Tiefe in den dunklen Tönen zu erreichen im Stande sei, zeigte Rembrandt's Ganymed, ebenfalls von Léon Noël lithographirt. Es ist in diesem Steindruck eine Prägnanz, eine des stimmte, charaktervolle Festigkeit in den Lineamenten wie in den Schattentönen zu finden, wie sie uns bisher nur im Stahlstiche erreichbar dünkte. Leon Maurin, der die Sixtina bereits gearbeitet hat, erhalten wir in der nunmehr ausgegebenen zweiten Lieferung jede Lieferung, vor der Schrift 8 Thlr., nach der Schrift 6 Thlr., enthält 4 Blätter auf schönem satinirtem Velinpapier) die Holbein'sche Madonna. Der Sixtina fehlt im Steindruck die durchdringende, scharfleuchtende Tiefe der Augen, welche dieser Raffael'schen Madonna so sehr eigen ist, daß sich fast ein Anflug von aorgenenhafter Strenge über ihre Züge ergiebt. Selbst das Christkind der Sixtina hat eine starre Schwermuth in Blick und Miene, die uns anfangs erschrecken läßt, weil die Anmuth eines Götterknaben vor dieser dunklen, lähmenden Macht des tiefsten Ernstes entwichen ist. Der Steindruck Maurin's hatte diese Charakterzeigenthümlichkeit der Sixtinischen Figuren durch Mangel scharfer Zeichnung vermischt oder gemildert; die Madonna war verlieblicht, aber auch matter, unbedeutender geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Goethe's Faust italienisch.]

Moffei hat einige Tragedien Schiller's seinen Landsleuten zugänglich gemacht; trotz des schlechten Spiels italienischer Mimen wird Maria Stuart mit Begeisterung im Theater fortwährend aufgenommen. Von der Frau Ewwigi von Battisa erschien italienisch Schiller's Jungfrau und Goethe's Iphigenia. Wilhelm Meister wurde, in einen Band zusammengedrängt, übersetzt, aber es ist erklärlich, das der Italiener sich nicht in die ganz deutschen Zustände dieses Romans mit Behaglichkeit versetzen konnte. Von einem Hrn. Scalvini ist vor kurzem nun der Faust übertragen, den die Italiener bis jetzt nur durch eine prosaische französische Uebersetzung kannten. Es ist nicht gut denkbar, daß sie sich für dies Gedicht mit seiner nordischen Speculation sehr interessiren können. Schiller jedoch wird von den Italienern doch gefeiert; der Pomp seiner großartigen Diction erinnert sie an Dante's Sprache.

[Eine mystische Secte in England.]

Verdrehung der Augen, Verrenkung der Gliedmaßen, convulsivisches Entzücken gehört mit zum Handwerke der ausgeartesten frommen Schwärmerei. In der Grafschaft Leicester steht ein katholischer Geistlicher an der Spitze einer Secte convulsivisch frommer Betschwestern. Sie geberden sich wie die Schamanen, wenn sie beten, recken den Kopf in die Höhe, zerren sich gegenseitig in krampfhafter Entzückung hin und her, werfen die Fersen in frommer Begeisterung gen Himmel, kurz, sie kehren das Unterste zu Oberst wie die Mucker in Königsberg, seine köstlichen Ekstasien des christlichen Glaubens, welche die Polizei faßte, weil Ekstasien der Fassung bedürfen. Dem barmherzigen Beobachter könnte es scheinen, als wenn die frommverrückten Weiber in Leicester an Epilepsie litten bei ihren Zusammenkünften; allein diese Weiber geben selbst vor, alle Krankheiten einer Epilepsie durch ihr gläubiges Manipuliren heilen zu können. Der Glaube heilt nämlich. Sie bedienen sich zu dieser Krankenheilung einiger von Erzbischofe von Paris eingesegneter Marienbilder.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 97. — den 17. Mai 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin.

7.

Die Küche und die Toilette der Revolution.

(Beschluß.)

Dieselben Journale verfehlten nicht in die Kreuz und in die Quere von der berühmten schwarzen spartanischen Suppe zu reden, deren Wohlgeschmack allgemeinen Beifall gefunden hatte, und zu der man das Glück gehabt hatte, das Recept durch Vermittelung des Bürgers Cephisus Rotisat zu erhalten. Dieser, ein leidenschaftlicher Liebhaber antiker Sitten und Gebräuche, hatte diesem Recepte bei einer überaus kenntnißreichen Frau nachgeforscht, die die allervertrauteste Freundin des gelehrten und berühmten Verfassers der Reise des jungen Anacharsis war. Das Journal de Paris setzte hinzu, diese Frau müsse die Herzogin von Choiseul sein, und man kann wohl denken, daß ich mit keiner Widerlegung dieser Behauptung auftrat.

Alle diese Griechinnen aus der Straße Vivienne und der Straße Thiraux muß man sich nun nur mit einem Hemdchen und mit einem leichten Musselinröckchen, ohne Aermel, bekleidet denken. Dieses enge, antike Gewand, das Brust, Schultern und Arme ganz unbedeckt ließ, war unter dem Busen mit einer rothwollenen Schnur gegürtet, und um den kurzgeschorenen Lockenkopf trugen sie gleichfalls eine nur etwas schmalere Schnur, von der Farbe des Gürtels, zwei bis drei Mal geschlungen. Die Füße waren ganz bloß; statt der Schuhe trug man Sandalen, die bis zur Wade kreuzweis mit rothen Bändern geschnürt waren. Handschuhe wurden gleichfalls nicht getragen, und an Taschen war bei solchem Anzuge, der nur aus einem gleichsam angegossenen Stück Musselin bestand, nicht zu denken. Man ersetzte diese, so gut es gehen wollte, durch einen Retiül*), denn es reichte nicht hin, daß man sich à l'antique anzog, man wollte sich doch auch zuweilen die Nase schnauben.

Unter den Liebhabern des Alterthums hatte die Partei der Griechen doch aber auch ihre Gegner gefunden, und dies waren die Merveilleuses des Luxemburgs. Diese hatten das römische Costüm angenommen, weil es ihnen vergönnte, eine glänzende Toilette zur Schau zu tragen. Die fünf Directoren, die jetzt im Palast Luxemburg hausten, hatten also an ihrem Hofe reizende Julien, Poppäen und Cornelien; auch fehlte es nicht, wie ich glaube, an Faustinen und Messalinen. Diese trugen das Gewand der Patrizierinnen, Purpurgewebe mit goldener Stickerei; sie trugen die langen Haare à la Porcia in einen Knoten geschürzt, das Haupt mit Juwelen geschmückt. Was mir aber am wenigsten gefiel, war ihre Fußbekleidung, weil ihre steischfarbigen Strümpfe nach den Zehen, wie Handschuhe nach den Fingern, abgetheilt waren, und sie auf jeder

*) So sollte man sagen und nicht Ridicüle, weil diese Beutel ursprünglich eine Nachahmung der antiken Reticülen sind, die die römischen Damen in der Form eines kleinen Filet-Netzes trugen.

Digitized by Google

Zehe Ringe mit Juwelen trugen. Die Bürgerin Tallien war die Erfinderin dieser Mode, die aber gewiß ihrem Geschmack keine Ehre machte.

Ich verzichte darauf, nun auch noch die Incrovables mit ihren viereckigen Rücken und ihren Hundsohren schildern zu wollen. Diese trugen Medaillons, Lorgnetten, Halsbänder, Ohrringe mit Cameen und gestochtene Haarzöpfe, die mit krummen hohen Kämmen aufgesteckt waren. Sie trugen auch Strümpfe, wie man sie wahrscheinlich nie wieder sehen wird, denn sie waren in die Breite gestreift, so daß rund um den Fuß grellfarbige, fingerbreite Ringe liefen. Sie hatten auch zur Umhüllung ihres Halses ein ganz unbegreifliches Cravattensystem, und als Spazierstöckchen trugen sie eine als Kochlöffel geformte Weinrebe!

„Sie tragen den Scepter des Ridicüls!" sagte Frau von Staël zu dem jungen Thalussan, der mit einem solchen Kochlöffel in der Hand vor ihr erschien. Unglücklicherweise war sie aber selbst den Tag als eine Odaliske, als eine Favorit-Sultanin, als eine muhammedanische Houri costümirt! — „Frau Gesandte, oder vielmehr Baronin Bürgerin," antwortete der Incrovable, „es gebührt Ihnen freilich, denselben anzuerkennen." —

Sie wäre bei dieser Antwort vor Aerger fast in Ohnmacht gefallen, denn sie war gegen jede Spötterei krankhaft empfindlich.

Ein Toast im Traume.

Von H. Koenig.

(Fortsetzung.)

„Aber welchen Weg ich dazu vorschlage, welchen humanen Weg, wie ich mich ausgedrückt habe, — diese Frage blinzeln Sie mir entgegen. Einen Weg, meine Herren, den die Natur selber angedeutet hat. Ja, meine hochachtbaren Naturforscher, besonders von der Section der Chemie, — wir sitzen eben mitten auf diesem Wege. Er führt — durch die Küche in die Natur. Wir müssen, denke ich, die Menschen durch den Magen für die Natur interessiren; diesen Mutterbeutel hat ja die Gütige einem Jeden ihrer Sterblichen eingeknüpft, und durch die in denselben fortwährend einfallenden Mutterpfennige bleiben wir ewig ihre Kinder. Der Magen ist der wahre Fortunatus-Säckel: in ihm liegen unsere ersten und letzten Erdenwünsche. Aus dem Magen entstehen alle revolutionnairen Bewegungen des Gemeinen nach oben, und alle höchsten Interessen erfahren hier ihre Zersetzung und Erneuerung. In was löst sich alle Herrlichkeit der Welteroberung, alle Süßigkeit der Herrschergewalt endlich auf, als in die Magensäure der Völker, in das Sodbrennen der Menschheit. Und wo regt sich die Seekrankheit der edlen Geister, wenn sie den Ocean des Uebereitdischen befahren?" —

„Ja, meine Herren, auf diesem humanen Wege der Naturforschung könnten wir vielleicht Männer, die bis jetzt mit ihrem Geldbeutel für die Natur noch nichts haben leisten mögen, durch den Magensack für dieselbe interessiren. Denn in der Regel — die freilich ihre Ausnahmen hat, stehen Börse und Magen in Sympathie, haben Ventil und Schließmuskel — so wie Steckung bei dem Geizhalse und Ruhr beim Verschwender mit einander gemein. Ich möchte diesen Weg nicht blos den humanen, — ich möchte ihn auch den diplomatischen nennen. Nicht sowohl in dem Sinne, daß Diplomaten mehr als Andere diesen Weg der Naturforschung zu schätzen wüßten; auch nicht des echt diplomatischen Kunstgriffes wegen, daß man, unter dem Scheine der Zubereitung neuer Genüsse für den Magen, auf Entdeckung neuer Seiten der Natur ausginge: sondern vorzüglich wegen der politischen Wirkungen dieser neuen naturforschenden Richtung. Die jährlichen Versammlungen der Naturforscher würden mit den politischen Congressen in heilsame Bezüge treten. Die Politik, die sich vor der Oeffentlichkeit nicht mehr zu retten weiß, würde neue Falten gewinnen — an den Magenfalten. Und, meine Herren, lassen Sie mich noch eine andere Andeutung geben, die, mehr noch als Ihnen, den Cabinetten heilsam werden könnte. Unsere Küche ist stabil geworden. Seit Jahrhunderten erhebt sie stets dieselben Zehnten und Zinsen von Land, Fluß und Meer. Welch ein würdiges Unternehmen, wenn wir die europäische Küche mobil machten, um alsdann die unruhige Bewegung der Geister in dies neue Gebiet des Forschens hineinzuzaubern und zu bannen! Wenn wir die überspruddelnden Köpfe mit den überkochenden Töpfen identificirten, und den trüben Schaum, den die moderne Philosophie und die jungen deutschen Constitutionen ausbrodeln, mit Küchenlöffeln abschöpfen könnten! Welches Staunen, welche patriotische Begeisterung, wenn die Regierungen mit einem Male — Concessionen machten? Denken Sie sich, meine Herren, es würde verkündigt, man wolle der Stabilität entsagen und Reformen in dem Maße vornehmen, als die Völker mündig würden; nun habe man endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß die deutschen Völker, und zwar im ursprünglichen Sinne des Worts, mündig wären, das heißt, — ihren Mund zum Dienste des Magens gebrauchen könnten; man wolle daher der Stabilität der Küche

Digitized by Google

alsbald entsagen, und in diesem Bezuge jede Forschung frei geben, ja sogar auch freie Rede ohne Censur gegen jeden Druck im Magen erlauben, und, falls solchem Drucke durch die Denckerei abgeholfen werden könne, auch die Presse frei geben. — Ich zweifle nicht, daß man nach solchen Vorgängen und Bewilligungen bald auch noch Volksversammlungen zugeben würde. Es versteht sich, daß die öffentlichen Sprecher nüchterne Leute sein, und im Bereiche einer Küche ihren erhöhten Platz nehmen müßten; denn Maß und Ziel darf doch in einem öffentlichen Wesen nicht aus dem Auge oder einem der übrigen fünf Sinne verloren werden. Sonst könnte wohl unverdauliches Zeug zum Vorschein kommen, und mithin das Fundament der Volksfreiheit, der Magen, ruinirt werden."

„Sie sehen, meine Herren, wie tief meine Ideen gehen. Denn wenn nach der Ueberzeugung aller gründlichen Politiker die Revolutionen aus der Noth, aus dem Hunger der Völker entspringen: so ist es keine Kleinigkeit, auf welche Weise man sich der Quelle jenes Uebels bemächtige. Aber noch andere bedenkliche Zeiten treten ein, Zeiten der öffentlichen Noth, in denen wir nur dadurch zu retten sind, daß man das Vaterland gegen fremde Feinde und Tyrannei bewaffnet und begeistert. Wie dienlich wäre es dann, dem Falken des Volkes, sobald er den Feind niederstoßen, den Magen als Haube überzuziehen!"

„Sie würden mich kränken, meine Herren, wenn Sie mich der Verirrung für fähig hielten, den wichtigsten Theil der Politik in das Gebiet der Naturforschung ziehen, und hierdurch Ihre stillen Studien stören zu wollen. Unsere Ehren (oder schreiben Sie vielleicht: Aehren?) wachsen im weiten Felde der Forschung, die künftighin von der Gastronomie bis zur Astronomie reicht. Unser Stolz ist erhabener, unser Ruhm hat höhere Brandung, und statt daß wir uns gleich den Diplomaten durch Ordenssterne einen Namen erwerben möchten, legen wir lieber unsere schon berühmten Namen neuentdeckten Sternen bei, und lassen uns so von Sternen tragen, statt daß wir solche trügen. Allein nebenher können wir doch immerhin auch noch andere Interessen berücksichtigen, und wenn wir Männer von Fach uns der Nachtseite der Naturwissenschaft widmen, warum wollten wie nicht noch gelegentlich den Staatsmännern und Diplomaten beistehen, wenn sie der eigentlichen Mittagseite der Naturforschung ihr Leben weihen?"

„Eines bleibt mir noch zu erwähnen übrig, meine Herren, daß nämlich diese neue Richtung der Naturforschung von der Natur selbst ursprünglich angedeutet und fortwährend begünstigt worden ist. Oder zöge sich etwa nicht das Merkmal des Esßtaten durch alle Reiche der Naturkörper? — O, meine Herren, wie sehr wünsche ich bei dieser gut besetzten Tafel recht umständlich über einen so schmackhaften Gegenstand werden zu dürfen, wo ich aus jeder Schüssel einen Beleg für meine Behauptung — und aus Ihren trunkenen Augen Beifall schöpfen könnte, wenn auch Ihr Mund in der Fülle der Ueberzeugung verstummte. Allein ich habe Ursache genug, zu vermuthen, daß auch noch andere hier anwesende Männer etwas Vernünftiges vorbringen können, um derentwillen ich mich daher kurz fassen muß."

„Aus dem Reiche der fälschlich sogenannten leblosen Natur zieht unsere Küche allerdings wenig Nahrhaftes oder Wohlschmeckendes. Dafür aber stammt die eigentliche Grundlage der Genießbarkeit, die Basis der Küche, der eigentliche Erlöser und Verwandler aller aus dem Pflanzen- und Thierreiche herbeikommenden Nahrungsmittel aus jenem Gebiete der Fossilien; ich meine das Salz. Wie die ganze Menschenwelt ist also im Besondern auch die menschliche Küche auf das Reich der Fossilien erbaut."

(Der Beschluß folgt.)

Journalschau.

[Buret über Jean Paul.]

(Fortsetzung.)

Nun erzählt Buret Jean Paul's Lebenslauf und schildert seine häuslichen Verhältnisse. Dies sei der einzig richtige Weg, ihn zu verstehen. Sein Leben sei die Einleitung zu seinen Werken. Sodann beziehnet Buret den Charakter seiner Dichtungen im Allgemeinen. Jean Paul, sagt er, hat nicht des Verdienst, groß zu sein, er hat auch den Vorzug, nicht stolz zu sein. Er thut nicht precios mit seinem Genie. Er schwingt sich nicht in die Höhe, damit man seine Kraft, Macht und Herrlichkeit anstaune, er sieht Niemanden über die Achsel an, er hält sich nicht fern in stolzer Majestät des Genies. Nie gab es einen Schriftsteller, der so wenig Egoist gewesen wäre. Mit sanfter Vertraulichkeit spricht er zu uns. Nicht Erstaunen und Ehrfurcht will er einflößen, sondern Vertrauen und Freundschaft. Er ist der Dichter der Unterdrückten, der Unglücklichen, der Armen. (So nennt ihn auch Berne in seiner Denkede.) Er ist der Erste, der am Horizonte die Morgenröthe der Freiheit erblickte. Göthe, sein glorreicher Zeitgenosse, hat die Menschen in Erstaunen gesetzt, Jean Paul hat sie erquickt und geheilt. Auch hat dieser von seiner Nation mehr Dank geerntet als jener Bewundrung. Göthe's Muse ist die antike heidnische Muse, Jean Paul's Muse ist die christliche Liebe (charite).

Buret läßt nun dem literarischen Deutschland Gerechtigkeit widerfahren und hebt einen charakteristischen Zug unseres geistigen Lebens heraus. Deutschlands literarische Welt (sagt Buret) ist ein Freistaat, wo es keine Despoten gibt. Im Reich des Denkens herrscht dort eine absolute Demokratie. In diesem Volksstaate giebt es große Männer, aber keine Erbfürsten. Der Ruhm, so strahlend er sei, begründet nie eine Usurpation. Hat ein Dichter etwas gut gemacht, so bewundert man ihn, aber man verurtheilt seine Nachfolger nicht,

Digitized by Google

durch die nämlichen Mittel zu schaffen, und auf dem nämlichen Wege zum Siege zu gehen. Die Werke eines großen Mannes werden nicht zum Lehr- und Schaubuch für die kommenden Geschlechter erhoben. Macht ein Schriftsteller etwas schlecht, so wird er ohne Schonung getadelt, aber nicht, weil er anders schrieb als die Andern, sondern weil er es schlecht gemacht hat. Dieser unverhältnißlichen literarischen Unabhängigkeit großer und vollendetster Repräsentant ist Jean Paul.

(Der Beschluß folgt.)

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Extreme deutscher und italienischer Gemälde.]

Dagegen ist Maurin's Madonna von Holbein eine ausgezeichnete Leistung. Wieviel davon auf das Verdienst des dresdner Zeichners und des pariser Lithographen zu rechnen sei, können wir nicht entscheiden; zweifelsohne haben beide Vortreffliches geleistet, um das Holbein'sche Werk in solcher Schönheit, Charakteristrtheit und Reinheit lithographisch wiederzugeben. Es ist die Madonna mit der Familie Jakob Meier's zu Basel, welche vor ihr kniet, jedenfalls zu Holbein's geeßten Werken gehörig. Wir sehen die Madonna, die Rafael geistig verklärend uns entrückt, hier in menschlicher Gemeinschaft, sie hat das Göttliche bei Seite gestellt, um dem Irdischen ihre heiligende Nähe angedeihen zu lassen; sie hat das kranke Kind des frommen Senators Meier im Arme; der kleine, geniaklrätzige Jesus steht übermüthig im Vordergrunde, als bedürfte er kaum noch der mütterlichen Pflege. Man hat es lange zweifelhaft gefunden, welches im Bilde das Christkind sei, man konnte sich nicht zu der Annahme entschließen, ein anderes als das göttliche Kind in den Armen einer Maria zu sehen und hielt den Knaben im Vordergrunde für den Johannes, allein man wird doch wohl jetzt allgemein zu der obigen Ansicht als der lediglich annehmbaren zurückkehrt sein. Es gibt zwar auch kränklich aussehende Christkinder in Madonnenbildern. Das Christkind in Bagnacavallo's Madonnenbild auf der dresdner Galerie hat um die schmerzverhangene Lippe, auch in dem Hinweisen der Hand nach dem Himmel, einen schweren Zug der Trauer, der fast ein kränkliches Anfluß ist. So finden wir in manchen Werken italienischer Meister traurende Christkinder, deren Miene nicht ohne physische Mißstimmung zu sein scheint, und in der Madonna della Sedia, die von einem alten unbekannten Meister, aber zweifelsohne unter Rafael's eigenem Einfluß gemalt ist, haben wir ein völlig krankes Jesuskind. Allein daß Holbein's einen kränklichen Jesuskinaben hätte darstellen können und wollen, ist eine Anmuthung, die gegen seine gesundkräftige handfeste Manier, wenn er eine fleischschwende Wirklichkeit, eine handgreifliche Incarnation des Göttlichen zu zeigen liebte, völlig verstößt. Mich dünkt, die verwundenden beiden Gesichter, zumal des wackeren Jakob Meier selbst mit seiner deutschen Derbheit im Gesichte, hätten sich nicht einmal fromm bücken können über ein krankes Christkind. — Unter Steinbrück hat die gottergebene Frömmigkeit in den Mienen der Knieenden vortrefflich ausgeprägt. Wie haben hier die deutsche solide Andacht auf dem Punkte, wo sie bigotte Dummheit wird. Holbein hat das ohne Ironie gethan, aber das Gesicht des betenden jungen Mädchens mit dem altbackenen Ernst hat schon diese Grenzlinie zwischen Frömmigkeit und Dummheit überschritten. Es ist auffallend, wie die alten Maler ihre Zeitgenossen ohne absichtliche Ironie, doch im Grunde durch die Treue der Auffassung ironisirt haben. Die meisten Figuren, welche die deutschen Maler, zumal Albrecht Dürer, aus ihrer nächsten Umgebung und engsten Wirklichkeit an das Kreuz des Herrn oder vor das Auge der Madonna hinstellten, haben in ihrer Miene eine unmäßige deutsche Ehrlichkeit, in ihrem fromme Andachtsschauer die Stornirtheit und ein solider Stumpfsinn seine Streifsichter wirft. So in deutschen Gemälden. In anderen Extremen präsentiren sich die Zeitgenossenfiguren, welche italienische Maler in ihre Gruppen brachten. Man betrachte die schöne Reihe von Paul Veronese's Bildern auf der dresdner Galerie, welche die Leidensgeschichte des Herrn mit heroischem Pomp umgeben. Jene stolzen italienischen Ducas, welche sich eine Ehre daraus machten, für Mäcenate der Kunst zu gelten, lassen sich in alle Pracht und dem ganzen Stolz ihrer Familienherkunft neben den Gekreuzigten oder das Lamm Gottes hinmalen. Diese Nobili sehen so geavitätisch aus, als könnte sich ihr Nacken nicht beugen, ohne sie glauben der Gottheit ihren Tribut zu zollen, wenn sie ihre irdische Herrlichkeit vor den Wundermalen Christi zur Schau stellen. Ist doch dies auch der romantische Sinn der katholischen Messe, den irdischen Glanz und allen Reichthum des Lebens dem brechenden Auge des sterbenden Erlösers und der verzückten bleichen Miene der himmelfahrenden Maria hinzubalten, damit das Weltliche vom Andacht des Geistigen gesegnet werde. — In andern Gemälden der italienischen Schulen ist die Andacht der betenden Demuth als physische Auflösung gezeichnet. Die Caracci besonders haben in vielfachen Nonnen- und Mönchsgestalten, aus denen Personen ihrer Zeit herausblicken, die schwindsüchtige Krankheitsmiene der klösterlichen Frömmigkeit zum Thema ihrer Heiligenbilder. Hier ist nicht die robuste Frömmigkeit der deutschen Menschen, wie sie Dürer, Cranach und Holbein mit starken Backenknochen, mit hartem Hirnschädel und einer sterilen Charakterfestigkeit malten, die aber, wie in der Familie Jakob Meier, bis an Stumpfheit der Gesinnung gerinnt. Die Caracci geben abgezehrte Wangen, verzückte, halberloschene Augen, Knochenhände, die sich um Märtyrerwerkzeuge krallen; das blühende Leben der Welt geht hier vor lauter Andacht zu Grunde. Die Maler haben nicht ironisch sein wollen, sie haben nur ihre Zeitgenossen portraitirt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Das kranke Knie des Taglioni.]

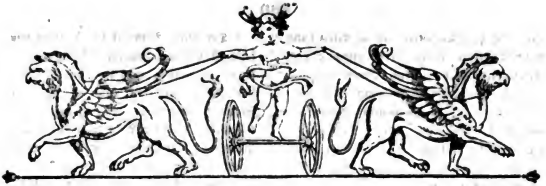
Das kranke Knie der Taglioni war lange Zeit in den pariser Salons der Hauptgegenstand der Conversation. Die berühmtesten Aerzte der Hauptstadt waren zu großen Berathungen berufen, um über das verrenkte Knie der Taglioni einen Gesammtbeschluß zu fassen. Es handelte sich dabei um Tod und Leben des Wegnuaens der haute volée, oder des ganzen pariser Publicums. Man sprach sonst in den Cirkeln nie so ernst und tiefsinnig über „Stein oder Richesin" als bei dieser Gelegenheit. Jetzt ist das berühmte Knie, für das Paris schwärmt, außer Gefahr. Im Junius tritt die Taglioni wieder auf, und zwar in dem neuen Ballet: „le diable boiteux" Hoffentlich wird sie kein hinkender Engel sein in diesem hinkenden Teufel.

[Ein Zeichen der Zeit.]

Horace Vernet hielt sich unlängst ein Paar Tage zu Valenciennes auf, um den Charakter der Landschaft zu studiren. Er ist nämlich (wahrscheinlich vom Hofe) beauftragt, die Einnahme von Valenciennes durch Ludwig den 14. (wenigstens sah er von ferne zu am 17. März 1677) zu malen.

Es ist erbaulich zu sehen, wie durch die neue Restauration die alten Pinsel renovirt werden. 10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 98. — den 19. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Grabbe's Hannibal*).

Was früher in Grabbe's Dichtungen eine tappische Naturkraft war, die maßlos um sich griff, hat sich jetzt in ihm zu einem epigrammatischen Sarkasmus krystallisirt. Die groteske Ungeheuerlichkeit, womit Grabbe himmelschreiende Contraste Stirn an Stirn gegeneinander warf, beginnt sich hinter einer äußerlich ruhigeren, simpleren Form verborgen zu halten. Das schamanenhaft wilde, nicht selten grimassirende Antlitz seiner Muse hält jetzt seine schmerzlichen Zuckungen in einem ironischen Zuge um die verhaltene Lippe gebannt: kämen die Grazien und küßten diese hohe, gefurchte Stirn, so blickte uns ein wahrhaft großer Dichter tief bedeutsam aus diesen Mienen entgegen.

Grabbe's Hannibal ist ein großartiges Werk; es fehlt nicht viel, daß es ein eben so schönes als großes geworden wäre. Es ist das Werk eines Giganten, der, auf seine Kraft trotzend, es verschmäht, sein riesiges Haupt im milden Abendschein zu sonnen, oder im erquickenden Morgenthau zu baden, nachdem die Schauer der Nacht sein Lockenhaar durchtobt. Ich hatte über Grabbe's frühere Dichtungen eben so oft gestannt, als ich mich krampfhaft berührt von ihnen abwandte; ihm war von Anfang an Viel und Großes gegeben, allein die Grazien schienen ausgeblieben, es stand zu fürchten, daß sein Talent in eigensinniger Starrheit verknöcherte. Wenn er lächeln wollte, schlug er eine gellende Lache auf, der Pfeil seiner Satyre traf den schwarzen Punct, aber zertrümmerte zugleich die ganze Scheibe seines Zieles, seine weltweiten Gedanken verloren sich ins Wüste, seine Gestaltungen tölpelten über sich selbst zusammen. Jetzt, da sich mit dem Hannibal seine Geburten einfacher und ruhiger zu gliedern beginnen, drängt sich uns sein großes Talent mit seinen Fortschritten von neuem als eine seltene Erscheinung auf.

Dies Drama theilt sich in fünf Hauptgruppen. „Hannibal vor den Thoren Roms" ist die Ueberschrift des ersten Theils. Eine Liebesscene in Karthago eröffnet diesen. Ein punisches Mädchen schmäht ihren Geliebten, daß er an Liebe denke und um Küsse bettle, während der Vaterlandsheld die römische Welt erschüttert. Sie treibt ihn auf nach Italien, und erst als die Wimpel flattern, bricht die lange verhaltene Liebe des Weibes in Bangigkeit aus. Je mehr wir gewohnt sind, zärtliche Scenen solcher Art von deutschen Poeten in Form larmoyanter und verwaschener Elegien zu erhalten, desto mehr imponirt hier die groteske Sprache des Herzens. Nur schade, daß Grabbe es verschmäht, Verhältnisse von solchen Beziehungen als einen durchgehenden Faden festzuhalten; sie bleiben skizzenhaft und abgerissen. — Eine mercantile Scene am mastenwimmelnden Hafen gibt uns ein karthagisches Genrebild und malt uns die Zustände der punischen Welt, ihren Reichthum und ihre Entartung, ihre raffinirte Krämerindustrie und die Barbarei ihres geistigen Behagens. Für eine

*) Tragödie. Düsseldorf, Schreiner. 1835.

Digitized by Google

Bühnendarstellung ist diese Volksscene viel zu wirrig durch einander. Wenn Shakspeare Pöbel zeichnet, nimmt er noch immer einzelne Repräsentanten desselben. Grabbe will mehr thun, er will den Pöbel als Masse geben, nimmt zehn, funfzehn Figuren hinter einander in gedrängtem Tumult und hört somit auf zu individualisiren. Geht so das Individuelle bei ihm verloren, hebt sich das Zuständliche um so mehr im Volksgewirr heraus und die karthagischen Situationen werden uns eben so glücklich klar, als das römische Leben später in den italischen Volksscenen und der Entkurzungszustand des verweichelten Asiens in den Scenen am Hofe des Prusias. In diesen drei Angeln schwebt die damalige Welt; zwei brechen; die römische schlägt krachend ihre Flügel auf und zu. Diese Hinblicke auf die drei Welten, Africa, Italien und Asien, sind in ihren Resteren trefflich gehalten.

Ein dritte Scene in Karthago zeigt uns das Getriebe der mercantilen Aristokraten, die sich zum Sturze Hannibal's vereinen. Neben ihr steht eine Scene auf dem Capitol. Die Feinde pochen an die Thore Roms, das Geheul der Weiber durchdringt die Straßen; aber die eisenfeste Stirn der Männer im Senate erbebt nicht. Endlich sehen mir noch so vielen Vorverkündigungen den Helden des Drama selbst, wie er Boten aus Karthago empfängt, wir sehen die von begeisterter Vaterlandsliebe geröthete Wange Hannibal's sich in bleiche Verachtung verwandeln gegen die mercantile Tücke seiner punischen Genossen. Das ist das Tragische in dieser großen Figur, das Grabbe vortrefflich auffaßt. Hannibal's Liebe muß sich in Haß umsetzen, er muß Karthago, das ihn gebar, verachten und Rom, das er zu seinen Füßen sieht, hochehren; er beginnt Italien, seine Feindin, zu lieben. Diese Ironie verführt mit ihm das Schicksal und das Bewußtsein davon gibt ihm jenen bittern Sarkasmus, unter dessen scharfen Wunden sein Herz langsam hinblutet.

Der zweite Theil der Tragödie zeigt uns die Scipionen in den rauchenden Trümmern Numanties und die Karthager in Capua. Eine eigenthümliche Figur macht der gute Lustspieldichter Terenz neben den Scipionen; er macht behutsame Resterionen, wo jene Beiden Worte und Thaten wie Eisenblöcke mit riesiger Faust hinwerfen. Mit wenigen Pinselstrichen ist auch ein wipiger Riese von Celtiberien im spanischen Lager gezeichnet. Eine ergetzliche Gestalt, die jedoch mehr ausgeführt sein sollte, ist der pedantische Despot in Capua, über den sich die tolle Wuth der von Hannibal emancipirten Sklaven ergießt.

Der dritte Abschnitt des Dramas bringt uns Hannibal's Abschied von Italien. Während der Held über seine Feinde triumphirt, muß er an seinen Freunden, an seinen Landsleuten untergehen; alle seine Pläne scheitern an der Intrigue Karthagos. Wie epigrammatisch sein Schmerz sich über die zerdrückte Lippe drängt, höre man aus folgenden Worten. Wir sehen eine Höhe mit dunklem Kastanienwalde, das Brausen des Meeres ertönt in der Nähe. Hannibal windet sich zu Pferde rasch durch das Gebüsch, steigt an einem kleinen Grasfleck ab und hängt die Zügel an einen Baumast.

Hannibal.

„Gaul, sollteſt Du verſtehen, wie ein lang niedergedrückter Schmerz sich lüftet, so wiehere es nicht aus, oder ich schlage dich nieder! (Er stützt sich auf die Erde und faßt sie mit beiden Händen). — Italia! Herrliche, um die ich siebzehn Jahre warb, die ich geschmückt mit eigenem und mit Consulblut, so muß ich Dich verlassen? Nichts bleibt mir von Dir, die ich mitreißen möchte übers Meer? Du, ganz anders als die finstere Karthago und ihr heißes, trübrothes Firmament, Du, prangend mit Helden, die nur von Ruhm und Eisen, nichts vom Golde wissen, mit dem Glanze selbst, nicht durch Miethlinge errungener, zum Capitol hinaufschimmernder Triumphe, nie erhabener, als da ich Dich zu meinen Füßen wähnte, und Du Dich aufrichtetest zu dem Gewölbe Deines ewig blauenden Himmels! — Ha, diese Gräser entreiße ich Dir und berge sie an meinem Herzen; mein Jahre langes Mißgeschick entschuldige bei mir selbst einen Augenblick der Empfindung!" (Stimmen der commandirenden Flottenofficiere vom Meere her u. s. w.)

Eine der nächsten Scenen zeigt uns den Feldherrn auf dem Verdeck seines Schiffes. Brasidas neben ihm findet Worte für den schmerzlichen Abschied, Hannibal wirft nur kurze Sarkasmen dazwischen. Die verhaltene, halbstumme Sprache, die Grabbe an seinen Figuren liebt, und deren gebrochene Kürze nicht selten zur Coquetterie und Manier zu werden droht, ist hier von erschütternder Wirkung.

(Der Beschluß folgt.)

Ein Toast im Traume.

Von H. Koenig.

(Beschluß.)

„Unzählige Beiträge zum Keller, zur Speisekammer und Küche liefert das Pflanzenreich. Soll ich alles Blätter-, Hülsen-, Wurzel-, Körner-, Frucht- und Schalenwerk aufzählen, das wir in diesem weiten Gebiete rupfen,

Digitized by Google

pflücken, schneiden, graben und brechen, von der Kartoffelstaude an, die einen Fuß tief unter der Erde ihre nährenden Knollen zieht, bis zur Kokospalme, die 80 Fuß über der Erde ihre genußreichen Nüsse trägt? Dies Naturreich liefert auch die Traube, und was aus derselben gähet und glüht. Was will nicht dies allein schon sagen!"

„Im Thierreiche ist wohl keine Classe, die nicht der Küche des Menschen zinspflichtig wäre. Sogar die widerlichen Amphibien nicht ausgeschlossen, diese Achselträger des Thierreichs, die es bald mit der stabilen Erde, bald mit der Bewegungspartei des Wassers halten, diese häßlichen Justemilieu-Gesellen, die sich am liebsten auf der schmutzigen Scheidemauer zwischen Wasser und Land, nämlich in Sumpf und Rohr aufhalten, und bald lauernd weinen wie die Krokodile, bald laut quaken wie die Frösche. Denn werden nicht gerade diese Quaker selbst in Brüh- und Braten-zubereitung genossen?" —

„Soviel steht also fest, meine Herren, daß die Natur selbst eine Bahn der Forschung mittelst der Genießbarkeit ihrer Producte durch alle ihre Geschlechter hindurchgezogen hat. Verfolgen wir diesen Wink! Suchen wir alle diejenigen, die sich bisher für die Natur noch nicht interessirt haben, auf diesen Weg neuer Entdeckungen hinzulenken! Was wird nicht alles ausgekocht werden, wenn dieser Herd des Interesses entzündet wird! Stiften wir alsbald eine neue Zeitschrift für diese neue Richtung der Naturforschung. Glücklicherweise findet sich, um alsbald ganz Europa zu interessiren, eine eigene, wie zu dieser Forschung gemachte Sprache allgemeinsten Verständnisses, ich meine das Küchenlatein."

„Und bedürfte es außer dem belohnenden Genusse, den diese neue Forschung durch sich selbst gewährt, vielleicht um der allenfallsigen Magendruckleiden willen, die mit manchem Versuche verbunden sein könnten, allenfalls noch eines äußern Reizes für Reiche und Vornehme von lebhaftem Ehe- und Ruhmbedürfniß: so stifte man einen Orden, der, um seine hohe Bestimmung anzudeuten und zugleich als Amulet gegen die Leiden der Naturforschung zu dienen, — auf dem Magen getragen würde. Dieser Platz der Kreuze und Sterne wird keinen Zweifel über den Ursprung der Verdienste lassen, für welche dieselben verliehen sind. Diese Kreuze würden über dem Magen, dem allgemeinen Grabe so vieler für das Beste der Menschheit durch dunkle Verwandlungen hindurchgegangener Naturwesen als Monumente prangen; diese Sterne, zum Gebiete des Sonnengeflechts der Unterleibsnerven gehörig, würden in ihrer planetarischen Natur ohne Riesentelescop mit bloßem Auge erkannt werden, während die hohen, auf der Brust so vieler ausgezeichnetere Männer leuchtenden Fixsterne von dem kurzsichtigen Volke in ihrer Bedeutung nicht begriffen werden."

„Ich beschreibe mich, einen Vorschlag zur Einrichtung dieses neuen Verdienstordens, oder gar eine Zeichnung zu liefern. Nur bin ich bei meiner ökonomischen Denkungsart der Meinung, die Verdienst-, Ritter- und Großkreuze sollten aus Emaille gefertigt werden, weil man diese bei einem und demselben Feuer brennen könnte, bei welchem die zu belohnenden Männer ihre neuen Versuche und Verdienste kochen. Auch fällt mir noch eine In- und Umschrift ein, die mit andern sogenannten unmaßgeblichen Vorschlägen zur Berathung kommen könnte. Ich spreche sie aus, meine Herren, in der feierlichst geforderten Voraussetzung, daß Sie mich nicht etwa für einen Mystiker oder Pietisten halten, wenn Sie des Spruches Tiefsinn und Anwendbarkeit erfaßt haben werden. Die Umschrift des Ordenskreuzes könnte nämlich lauten: Per stomachum ad astra!"

„Stoßen Sie einstweilen mit mir an, meine Herren, auf den glücklichen Ausgang dieser neuen Forschungen durch den Magen, so wie auf die Resultate des neuen Umschwungs der Geister. Rufen Sie als Zeichen des Beifalls und Ihrer Zustimmung drei Mal — wie man bildlich zu sagen pflegt — ein „donnerndes": Per stomachum ad astra!" —

Der Beifall war so laut, die angestoßenen Gläser klangen so hell, daß ich vom Lärme erwachte. In der nahen Küche des Wirthshauses ging es sehr geräuschvoll zu, und ich begriff einigermaßen, bei welchem Feuer mein Traum gar gekocht worden war. Ich dachte hin und her über den Sinn des Traumes, und würde ihn zuletzt für mehr als Traum gehalten haben, wenn der Unsinn der gehaltenen Rede mich nicht überzeugt hätte, daß doch Alles nur geträumt war.

Journalschau.

[Buret über Jean Paul.]

(Beschluß.)

Buret gibt als Beleg seiner Behauptungen eine vollständige Zergliederung von Jean Paul's Siebenkäs. Mit Entzücken sieht man, wie der Franzose den Deutschen verstanden hat, wie tief er in ihn eingedrungen ist. Eine solche Gründlichkeit, Wärme und Liebe ist wahrlich ein Zeichen der Zeit in der Literatur. Wer hätte noch vor 20 Jahren an die Möglichkeit eines solchen literarischen Ereignisses gedacht!

Dies ist das Buch (sagt am Schluß Buret vom Sieben, käs), und ich habe wohl nicht nöthig, dessen Eigenthümlichkeit und Tiefe darzuthun. Nur eine Bemerkung sei mir gestattet:

Digitized by Google

Jean Paul schildert den Kampf des Geistes und Herzens mit dem wirklichen Leben, die Leiden eines Dichteracmuths, das in den engen Kreis des Hauswesens und der Familie eingekerkert ist. Er hat lieber seine Zuflucht zur Unwahrscheinlichkeit genommen, als daß er sich ganz bequem durch das Hulfsmittel des Ehebruchs aus der Affaire gezogen hätte. Solche Gewissenhaftigkeit wundert uns Franzosen, die wir nicht so difficil sind, und viele werden sie der verschämten Schüchternheit der deutschen Muse zuschreiben. Dies wäre jedoch ein gewaltiger Fehlgriff. Jean Paul ist einer der kühnsten Schriftsteller, die ich je gelesen. Er besitzt die schneidende Schärfe eines Sterne, und ihm steht das Hohngelächter eines Aristophanes zu Gebote. Oft wirft er sich kopflings ins Kampfgewühl gegen die Ungerechtigkeit und gegen die Macht. Mit sicherer Hand führt sein Humor die blutigsten Streiche. Er trifft sein Ziel, und sein Ziel ist der Egoismus der Eins gegen und der Kasten, mit einem Wort: das Böse. — Jean Paul deugt sich nur vor dem Würdigen, nur vor dem von der ewigen Moral Geheiligten In seinen Augen ist die Kunst nicht ein knechtischer Spiegel, der alle Bilder willenlos zurückwirft. Seine Sendung besteht nicht im Wiedergeben, sondern im Umgestalten, im Schaffen. Das Leben ist seine Aufgabe, und seine Beute, aber nicht sein Herr und Meister. Der Dichter soll es studiren, beobachten, schildern, aber er soll die Augen nicht schließen vor der unsittlichen Schönheit, deren Bild er im Herzen trägt. Wenn also Jean Paul in allen seinen Romanen den Ausweg des Ehebruchs verschmäht, so geschieht es, weil in seinen Augen die wahre Poesie nicht im fingerichten Egoismus besteht, sondern in der Ergebung, in der Pflicht.

Dies Buch (schließt Buret) wurde während der französischen Revolution geschrieben, und enthält über diese große Begebenheit einige Zeilen, an welchen man Jean Paul's Sympathie mit der Sache unsers Vaterlandes erkennt.

„Auch hier eine große Unähnlichkeit mit Göthe!" glaubt man Börne ausrufen zu hören, dessen leitende Hand dem Aufsatz des Franzosen überhaupt nicht ganz fremd geblieben zu sein scheint. Wie dem auch sei, immer ist die mächtige Wechselwirkung der deutschen und französischen Literatur unverkennbar, und ein Verächter deutschen Sinnes ist in Frankreich jetzt schon so lächerlich, als es in Deutschland ein Gallophobe nur immer sein kann. — 10.

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung.)

[Lithographien der dresdner Gemäldegalerie.]

Die zweite Lieferung der Wunder'schen Lithographien bietet außer der Holbein'schen Madonna die anmuthige Malerwerkstatt von Ostade, die den Beschauer durch die friedliche Behäbigkeit des Künstlerlebens so wohlthuend ansprickt, die Landschaft mit der Flucht der heil. Familie nach Aegypten von Claude Lorrain, und die große Schweinejagd von Rubens, jenes imposante Bild der dresdner Galerie, das durch den Reichthum der Gruppirungen wie durch den Glanz der übrigsten Farben gleich sehr das Auge beschäftigt. Der erste dieser drei Steindrucke ist von Léon Noël, den wir schon oben erwähnten; die beiden andern von Deroy. Es ist ein interessanter Contrast, den uns die Lieferung in ihren vier Bildern vorführt, ein Heiligenbild, ein Genrestück, wenn wir Ostade's Werkstatt dazu rechnen wollen, und zwei Landschaftsstücken von ganz verschiedenem Charakter. Was kann Contrastirender sein als Rubens' Wildscene und die friedliche Idylle, die Claude Lorrain darstellt. Dort die entfesselte Naturkraft von Thier- und Menschengestalten, — ein wildes Gedränge von mehr als dreißig Figuren um einen wüthenden Eber, der das Centrum der grotesken Jagdscene bildet, — hier die darmlose Friedfertigkeit der in sich begnüglichen passiven Natur. Die sichende heilige Familie ist nur eine Nebensache, wie in eine Nische hinsgestellt, und es ist wunderlich, eine geistig weit weniger bedeutsame Gruppe von Landleuten als Hauptsache in den Vordergrund zu rücken. Wahrscheinlich lette Claude Lorrain nur nothgedrungen die Aufgabe, die ihm in Betreff jener gestellt war, und sein eigner Hang befriedigte sich in der Ausmalerei dessen, was ein Heiligenmaler als Decoration genommen hätte. Der anmuthige Ostade will nichts wissen von Ernst, Schmerz und Trübsal. Auch was in der Natur gewaltig und groß erscheint, mag er nicht; selbst Wolken vor der Sonne kann er nicht leiden. Stin Himmel muß plan und heiter, sein Wasserbach spiegeln, seine Baumstämme müssen schlank und graziös sein; im sanften Schatten der Abendstunden liebt er dann eine süß-freundliche Gruppe von Jung und Alt. Diese Idylle der Natur gibt uns der Steindruck mit seinen sanften Versuchungen sehr schön und getreu. — Der in Rede stehenden Lieferung sind die beschreibenden Texte in deutscher, französischer, englischer und italienischer Sprache beigefügt, die eine kurze Biographie des Meisters, eine geschmackvoll abgefaßte und verständige Charakteristik der Gemälde und eine dankenswerthe Angabe von deren ältesten Kupferstichen enthalten. (D. F. f.)

Notizen.

[Die Villa des Hadrian.]

Menzel schildert diese in seiner italienischen Reise wie folgt. „Die Villa des Hadrian war mit grünen Bäumen und grünem Rosen überkleidet, und als die Ruinen hervortraten, waren auch diese wieder mit den traubenartigen und purpurfarbenen Blüthen eines wilden Gesträuchs dicht überwachsen. Hadrian baute diese Villa in derselben Absicht, wie Ludwig XIV. sein Versailles. Der Umfang der Villa ist ungeheuer. Der Kaiser hatte hier seine Kunstwerke, seine Bäder und Gärten, seinen Regierungspalast und die Casernen seiner Garden. Es war ein echt orientalisches Serail, ins Römische übersetzt. Bekanntlich war Hadrian der erste unter den Kaisern, der den Orientalismus in Rom einführte, die Götter, die Religionssysteme, die Sitten und Künste Asiens. Sein Bau muß etwas sehr Großartiges und geschmackvoller gewesen sein als das Schloß zu Versailles. Man erkennt noch an den wenigen, äußerst graciösen Bogen, die von dem Hauptgebäude übrig sind, daß kaselbs pyramidalisch oder wie eine Brücke von zwei niedern Seiten allmälig zu der hohen Mitte emporzustiegen sein muß, indem an die großern Bogen seitwärts sich immer kleinere anfügen. Man sieht noch die Decken und Nischen der einzelnen Kammern und Säle, die von Gold und Marmor mögen geftrotzt haben. Die Schönheit dieser Ruinen wird noch um vieles durch die herrliche Aussicht erhöht. Wir sahen die Berge im blauen Duft der Ferne so magisch beleuchtet, daß in der That der Neden nichts Aehnliches von Beleuchtungen aufzuweisen hat."

[In Holland gibt es nicht blos Windmühlen, sondern auch Wundeurtrinken.]

Das Journal de la Haye erzählt im vollen Ernst, daß der Bildhauer Freit in Utrechtsgen dem an beiden Armen amputirten Kanonnier von der Boll zwei künstliche Bordersarme mit Händen gemacht habe, deren Finger der Unglückliche nach Belieben bewegen könne. Er kleide sich an, knöpfe sich zu und auf, und schreibe sogar. — Es lebe Münchhausen!

6.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 99. — den 20. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner.

2.

Eine Kriegsscene.

Eine der vorzüglichsten Ursachen, daß die Fortschritte der französischen Occupation langsamer waren, als man gehofft hatte, ist in dem häufigen Wechsel der Gouverneurs und ihrer Regierungssysteme zu suchen, denn jeder von diesen verfolgte einen andern Plan und glaubte dazu wieder andere Mittel als seine Vorgänger wählen zu müssen. Voirol und Drouet d'Erlon wählten den Weg der Ueberredung und Milde, um die Eingeborenen der fremden Herrschaft und der Civilisation zu gewinnen; Rovigo glaubte nur durch das türkische Schreckenssystem der Gewalt und Grausamkeit diese wilden Völker bezwingen zu können. Anfangs suchte man sich auf das Bündniß mit den Araberstämmen zu stützen, später wollte man die Kuloglis und Türken in das französische Interesse ziehen.

Die Einnahme Algiers hat durch ihre bewundernswürdige, schnelle und gewandte Ausführung den Ruhm der französischen Waffen bewährt, und Bourmont bewies sich dabei als einen umsichtigen General, obwohl sein Ruhm durch mehrere später erlittene Schlappen und durch seinen schimpflichen Rückzug von Belida, dem eine allgemeine Erhebung der Araber folgte, sehr verdunkelt wurde.

Es war hohe Zeit, daß ein Mann von Energie und Feldherrntalent, auf den die Armee ihr Vertrauen setzte, dort ankam, denn man fürchtete, Algier könne durch einen Aufstand der Stadtbevölkerung wieder verloren gehen. Marschall Clauzel war der rechte Mann dazu. Seine Entwürfe waren großartig und seines Meisters Napoleon würdig. Er verstand sich auf eine richtige Behandlung mohammedanischer Völker, wußte zur gehörigen Zeit Milde zu üben und unerbittliche Strenge anzuwenden, war den feindlichen Atlasbewohnern ein eiserner Gegner, seinen arabischen Bundesgenossen der Ebene ein zuverlässiger Beschützer. Diese nannten ihn „den gerechten Sultan", und er blieb auch nach seiner Entfernung bei ihnen noch in dankbarem Andenken. Clauzel war seit den Römern der erste Feldherr, welcher den Atlas überschritt, er eroberte das achtzehn Stunden von der Küste gelegene Medeah, begünstigte auf alle Weise die Colonisation und ward mitten in der Ausführung seiner umfassenden Pläne zurückgerufen.

Die Früchte seiner trefflichen Verwaltung aber gingen durch die Fehler des Generals Berthezène wieder verloren, Medeah und Belida wurden von den Kabylen wieder eingenommen, die Ebene von ihren drohenden Massen überschwemmt. Beduinen und Kabylen, sonst Todfeinde, vereinigten sich, aufgehetzt von ihren Marabuts, zur Bekämpfung der Christen, und ihre Lagerfeuer loderten bald wieder unter den Wällen der alten Raubstadt.

Digitized by Google

Der Herzog von Rovigo, welcher den Grafen Berthezène ersetzte, säuberte die Ebene von diesen wilden Horden, setzte durch die Gründung der Lager von Kuba, Dueta und maison carrée ihren Ueberfällen Schranken, und wenn gleich dieser Gouverneur, seiner Habsucht und barbarischen Strenge wegen, den Eingeborenen wie den Franzosen verhaßt war, so muß man ihm doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Ordnung in alle Zweige der Verwaltung einführte und ein regelmäßiges System zur allmäligen Besetzung des Landes durch Anlegung von Lagern, Blockhäusern und Heerstraßen befolgte. Die grausame Niedermetzelung der Stämme Ben-el-Ofiah und Ben-Melinah machen dem Herzoge von Rovigo und den französischen Kriegern, welche dieselben mit den fürchterlichsten Gräueln vollzogen, wenig Ehre. Man hatte aber auch die schlechtesten Corps, die Chasseurs und die Fremdenlegion, zu diesem Henkeramte gebraucht; die französische Linie würde gezaudert haben, Weiber und Kinder zu schlachten.

Folgende Scene, die mir von glaubwürdigen Augenzeugen erzählt wurde, möge einen Begriff von dem Charakter des dortigen Krieges und der Völker, welche ihn führen, geben.

Im October 1833 wurde unter dem Commando der Generale Rapatel und Brò eine Expedition wider diejenigen Stämme der Ebene gemacht, welche Abgaben zu bezahlen sich weigerten. Der Scheikh von Buffarik und die Kaids von Belida und Colnah unterwarfen sich und entrichteten den verlangten Tribut an Pferden und Lebensmitteln. Vierundvierzig Dörfer aber, deren Bewohner mit ihren Heerden und ihrer tragbarer Habe in das Gebirge sich geflüchtet hatten, wurden in Brand gesteckt und ihre schönen Weizenfelder zertreten und verwüstet. Das Feuer, das die elenden Rohrhütten und die Zelte von Kameelhäuten mit Blitzesschnelle ergriff, loderte in gewaltigen Flammensäulen empor und beleuchtete mit seinem rothen Brandscheine die gespenstigen Berge des Atlas, ein Mahnungszeichen für seine Bewohner, was sie von den Franzosen zu erwarten hatten.

(Der Beschluß folgt.)

Grabbe's Hannibal.

(Beschluß.)

Im vierten Abschnitte beschäftigt uns Karthago. Hannibal's Empfang bei seinem Großvater Barcas ist wieder von jener scharfschneidigen Kürze, die uns beredter dünkt als alle beliebte Ausmalerei lyrisch ergriffener Dichter. Hannibal kniet vor dem Greise, fast selbst zum Greise ergraut in Schmerz und Noth.

Barcas.

„Auf, auf! — Du, vor dem die Hunderttausende fielen, willst knieen? Auf — es erschreckt mich! (Hannibal erhebt sich.) — Enkel! Deine Stirn ein sturmerstarrtes Meer!

Hannibal.

Es stürmte lange darüber hin, bis endlich der Frost kam und die Wellen stehen blieben.

Alitta.

(Das punische Mädchen der ersten Scene.)

Das die Hände, die von Cannäs Höhen zum Siege winkten? Ich zittere vor Schauder und Wonne!

Barcas.

Dein Haar schon weißlich —

Hannibal.

Es geht meinem Kopfe wie dem Eisen, — glüht man es zu arg, wird's weiß."

Die Zusammenkunft zwischen Hannibal und Scipio auf dem Kampfplatze von Zama ist zu unbedeutend gehalten; hier wäre ein weiteres Ausgreifen der Eloquenz räthlich gewesen. Dagegen ist die Scene auf dem Wartthurme Karthagos, von wo herab ein Pförtner mit seinen dummwitzigen Knaben der Schlacht zuschaut, ein Meisterstück. Eben so groß in Erfindung und Ausführung sind die folgenden Scenen in der Stadt. Das Synedrion ist entzweit, die Feinde der Familie Hannibal's becomplimentiren sich gegenseitig in den glühenden Rachen des Moloch. Die römische Tuba tönt nämlich schon dicht vor den Thoren, und dem Moloch muß außer den gewöhnlichen Kindern ein großes Opfer gebracht werden. Gisgon, der eifrigste Verfolger des Siegers von Cannä, rafft sich auf in der Todesgefahr, er gibt zu bedenken, wie schnöde man an dem Helden gehandelt. Da erklären seine Genossen, Gisgon, der Beste der Männer Karthagos, müsse dem Gotte geopfert werden. Gisgon wird bleich, aber die Todesangst macht ihn witzig. „Wer diesen Gedanken faßte," ruft er dem Volke zu, „muß größer sein als ich, muß die würdigste Speise sein für den erzürnten Gott!" Das Volk ist überzeugt, und Melkir, der den Rath gab, verfällt dem glühenden Molochsrachen. Grabbe's tragischer Witz ist kolossal.

Der fünfte Theil spielt in Bithynien. Hannibal, der greise Flüchtling, steht hülfesuchend vor dem König Prusias und wird von diesem sophistischen Narren wie ein Schulknabe über seine Feldzüge examinirt und gehofmeistert.

Digitized by Google

Das ganze Drama zeigt, wie die Welt dem großen Talente mitspielt; in dieser Scene ist die Ironie auf dem Gipfel, sie lähmt fast mit ihrem Gewicht, obwohl Hannibal's Größe ungeschwächt bleibt. Eine vortreffliche Figur als des Helden treuer Begleiter ist der Mohr Turnu. Er hat sich aus dem brennenden Karthago nach Bithynien geflüchtet und bringt dem Herrn die Nachricht von dem Geschicke seiner heimischen Stadt. In allen diesen Situationen, wo andere Dichter elegisch weich, zerflossen und weibisch redselig sind, bleibt Grabbe's sarkastische Bitterkeit unverwüstlich. Fast möchte man ihm die sonst verpönte elegische Stimmung hier und dort anwünschen, damit sich bei ihm die Härte nicht zur Schroffheit verfestet. Hannibal bleibt wortkarg und starr, als er die Kunde von Karthagos Geschick erfährt; sein Unglück hat ihn aus der Zahl der redenden Wesen geschieden, nur einzelne Wermuthstropfen brechen über die verschlossene Lippe. Andere haben Worte für sein Unglück; er hat nur Gift, als die Römer seiner Wohnung nahen. Turnu trinkt und stirbt mit ihm. Der asiatische Weichling Prusias kommt und verhüllt zierlich mit seinem Mantel die Leiche des Helden.

Die ganze Tragödie fährt uns wie ein kurzer zuckender Schmerz durch die Seele. K.*)

Unterschied.

Als ich einstens war am Rhein
Koster' ich von jedem Wein,
Denn ich mußt es doch erkunden,
Welche uns am besten munden.

Da mich noch die Jugend trieb,
Hatt' ich alle Mädchen lieb,
Weil ich es erforschen müssen,
Wie sie lieben, wie sie küssen.

Nun ich ferne bin vom Rhein,
Kenn' ich wohl den besten Wein,
Doch das Wissen und das Haben
Sind oft ganz verschied'ne Gaben.

Manfred.

*) Zu gleicher Zeit mit dem Hannibal erschien von Grabbe das dramatische Mährchen: „Aschenbrödel," das man nicht eben für ein glückliches Product halten kann. Grabbe's Witz ist zu grotesk, um auf dem Soccus die nöthige Eleganz zu behaupten, seine Ironie zu taktfest, um nicht leichtere Situationen mit Faustschlägen zusammenzuschmettern. Ein Mährchen zumal will nicht ohne Tanz der Grazien sein. Man kann sich nichts Widerwärtigeres denken als in Grabbe's Stück die Situationen mit dem Kutscher, der sich in eine Ratte verwandelt. Die ganze Behandlung des Mährchenstoffs ist zu wassrig.

Leipziger Chronik.

(Fortsetzung).

[Theater. Engagement der Mad. Franchetti-Walzel. — Hr. und Mad. Haßinger.]

In Bezug auf das Theater haben wir über ein Ereigniß von Gewicht und über ein Phänomen von Bedeutung zu referiren. Unsere Oper schleppte sich während der Winterzeit eine Weile hin, sowie man von Shakspeare's Hamlet sagt: das Stück schleppt sich. Selbstmörderisch zu enden, hatte sie nicht Kraft, Andere todtzuschlagen, nicht Muth genug, die Oper martirte sich langsam hin. Das war allerdings, kann man sagen, ein Ereigniß von Gewicht, von einem Gewicht, das zu Boden drückt. Allein ich meine ein Ereigniß von anderem, von künstlerischem Gewicht. Hr. Freimüller kam aus Magdeburg und brachte uns seinen Tenor, der dem Auflösungsprocesse der magdeburger Bühne sich entzogen hatte. Sein Engagement an der diesigen Oper war auch nicht das Ereigniß von Gewicht, das ich meine. Dieser Sänger ist, was er sein will, ein Tenor, seine Tenorlage ist, nach gewöhnlichem Maßstab genommen, eine gute, sein Octavio ließ sogar ein schönes Mezzo hören, allein sein Gustav im Maskenball machte Sprünge, zu denen auch ein Maskenball nicht berechtigt. Um kurz zu sein: Hrn. Freimüller's Recitativ ist noch sehr rob, sein dramatischer Accent sehr ungebildet. Frln. Ringelhardt zeigte ihr bildsames Talent in vielerlei Rollen, ohne daß man sagen könnte, nach welcher Seite ihr Naturell sich vorzugsweise hinneigen werde. Fräulein Lem stand ihr zur Seite mit einer kräftigen Stimme von eben so viel Kuhbauer als Monotonie im Vortrag. Wenn sie weniger wirkt, als sie konnte, so liegt das an der Witterung; Frln. Löw singt auch im Frühling so, daß man sich mit einem Winterpelz versehen muß. Ein trefflicher Baß, ein wackrer basso todesco mit derber Komik und ein Bariton (Hr. Eicke), der einen sehr eleganten, obschon nicht genialen Don Juan producirt, und dem zum Figaro nur der Humor, d. h. die Hauptsache, auch der Humor der Kehle fehlt, den man Volubilität zu nennen gewohnt ist, — das waren noch außerdem die Hauptkräfte der leipziger Oper. Diese Kräfte bedurften eines neuen Impulses, um zur Gesammtwirkung glücklich einzugreifen. Diesen Impuls gab Mad. Franchetti-Walzel; ihr Engagement war für die hiesige Oper das Ereigniß von Bedeutung, das ich meinte. Die Stimme dieser kunstfertigen, musikalisch gediegenen Sängerin hat nicht vorherrschend Kraft, es ist uns einleuchtend, daß sie das berliner Opernhaus nicht beherrschte; im rubigen Portament ist das Naturell ihres Tones auch nicht vorzugsweise voll und blühend; aber Kraft und Schönheit reichen sich hier in den Momenten der Begeisterung die Hand, um der Kunst zu huldigen. So hat Mad. Franchetti-Walzel als Donna Anna ihre bedeutsamen Momente; ihr Organ bedarf kur deutsche Musik der Berechnung und die Calcul trügt sie niemals. Die letzte große Arie war einer jener Momente, in denen sich alle Kunstfertigkeit ihres Vortrags, alle Feinheit ihres nüancirten Gesangs, alle Wärme einer tiefen Empfindung entfaltete. Als Rosina, Giulietta, Norma ist sie im ungehinderten Besitz ihrer Mittel, hier darf sie, um die ganze Volubilität ihrer Stimme zu entwickeln, das Künstlichste wagen und man hört das Gewagteste gelingen. Ihre Läufe haben eine seltene graciöse Feinheit; ihr Gesang ist wesentlich italienischer Art. In den Montecchi sah man eine talentvolle Anfängerin mit robuster Naturkraft als Romeo ihr zur Seite. Natur und Kunst standen schroff neben einander, dort eine unbiegsame uncultivirte Natur, die nichts als ein kräftiges, klangvolles Organ besaß, und hier die vollendete Feinheit künstlerischer Bildung, die der Natur alle ihre Seiten abgelauscht hat, um über sie zu triumphiren. Die Stimmhöhe der Mad. Franchetti-Walzel gab in Bezug auf die Norma Gelegenheit, diese Oper, so wie sie Bellini setzte und ohne die Transponirung zu hören, die in Berlin für Frln. Hähnel, in Dresden für Mad. Schröder-Devrient nöthig wird.

Digitized by Google

Dies war das Ereigniß von Bedeutung, das für unsere Oper von Dauer ist. Ein Phänomen hat leider nur eine kürzere Frist mit seinem Glanz; es läßt sich nicht bannen, es fährt, wie es unverhofft kam, rasch wieder von dannen, und die Stelle, die es verließ, füllt sich hinterdrein im Dunkeln; das Haringer'sche Künstlerpaar kam aus Dresden zu uns, es mögen gerade zehn Jahre sein, daß Hr. und Mad. Hainzinger aus Karlsruhe auf ihren Kunstreisen nicht nach dem deutschen Norden sich wendeten, oder vielmehr herabstiegen, denn der Norden liegt flach, der deutsche Süden hoch; aus jenem holt man sich in der Regel die Gesangstalente nach der Fläche. Prinzessin Auguste, Königl. Hoheit, hatte bei ihrer Anwesenheit in Karlsruhe das Künstlerpaar aufgefordert, in Dresden zu singen. Man erschien, um der hohen Gönnerin zu genügen; aus den zwei Gastrollen, welche sich der Hof vorläufig ausbat, wurden jedoch ihrer zwanzig bis dreißig, weil sich auch das Publicum das Recht vindicirte, Künstler dieser Art zu fesseln oder vielmehr von ihnen sich fesseln zu lassen. Mad. Neumann-Haizinger scheint jedoch daran gewöhnt, sich entweder bei Hofe oder einen Hof um sich zu sehen. Wo kein Hof ist, gestaltet sich einer von freien Stücken und versammelt sich um diese Königin der Anmuth. Sie geschah es hier vor etwa zehn Jahren süßen Angedenkens für Leipzig begeisterte Schwärmer. Man stiftete einen Rosenorden, gab Rosenfeste und trank Champagner aus dem seidenen Schuh seiner Königin. Und als das Gerücht ging, die Gesterte werde wieder in Leipzig erschienen, da regten sich die disjecta membra des Ordens, man lief geschäftig hin und her, man war unruhig, ängstlich und die Rosenritter sahen sich bestürzt an, denn sie waren alt geworden, der Dienst des Lebens hatte manchen erdrückt, der Bienenfleiß der Schwärmer war lange Zeit voller Arbeitsbienen ohne Königin geblieben. Und als sie nun im Glanze der Schönheit wieder erschien, da verzweifelten die Rosenritter an ihrem Orden, und mancher raufte sich vergebens die Haare aus, nämlich die grauen Haare, um wieder jung zu sein wie ehedem: nur die Königin war jung geblieben und die alten Knaben waren recht beschämt über sich selbst.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Die neapolitanischen und die römischen Weiber.]

Das weibliche Geschlecht, sagt Mengel in seiner ital. Reise, ist im Neapolitanischen, so weit ich das Land durchreist hin, durchaus nicht schön, und mit der weiblichen Bevölkerung des Kirchenstaats und des obern Italiens bei weitem nicht zu vergleichen. Aechte Schönheiten findet man zwar auch hier, aber höchst selten. Die Mehrheit der Weiber sieht faul und gemein aus, und auf dem Lande sieht man wahre Schreckensgestalten. Man denke sich ein schon herangewachsenes Mädchen mit verwildertem, wie es schien, noch nie gekämmtem Haare, mit dem Ausdruck der entsetzlichsten Roheit, die mit stierem Blick und offnem Munde nach einem Stück Brod haschet, es heißhungrig verschlingt, und dann bald vor Wohlbehagen, bald um sich das zahlose Ungeziefer abzureiben, den Körper innerhalb der ihn umhängenden Lumpen schüttelt und ekelhaft reibt, und man hat eine echt neapolitanische Schöne.

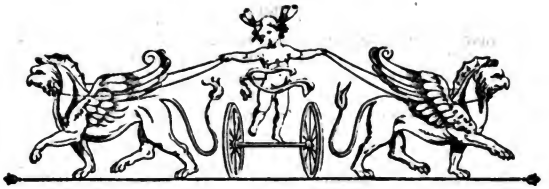
Wer aus dem lumpichten Neapel kommt, wird entzückt und glaubt erst wieder unter Menschen zu sein, wenn er die reinlichen rothen Jacken und die liebreizenden Madonnengesichter unter dem weißen viereckigen Schleier erblickt. Die Mädchen von Velletri sind aber auch die schönsten im ganzen Albanergebirge. Wir sahen einige, die eben aus einem Bilde von Raphael herausgestiegen schienen. Aber das kommt daher, weil Raphael nur diese Mädchen und junge Frauen in seine Bilder hineinmalt. Nicht nur die Tracht, die nationale rothe Jacke und das Busentuch, sondern auch die Gesichter der Madonnen Raphael's stimmen aus den Gebirgen um Rom. Dort sieht du sie noch heute so, wie sie Raphael sah vor dreihundert Jahren. Von den eigentlichen Stadt-Römerinnen unterscheiden sich diese Landmädchen durch die schlanke, zierliche Gestalt, durch den sittsamen Gang, durch den heiligen Blick. Die Römerin ist gewöhnlich corpulent, frei und dreist. Auch soll das Landvolk aus dem Gebirge strenge Sitten pflegen und jeder Verführung bisher Trotz geboten haben. Durch die Tracht wird allerdings die eigenthümliche Schönheit dieses Landvolks noch erhöht. Das viereckige, hinten herabhängende Kopftuch bildet einen natürlichen Rahmen, in welchem der Kopf wie ein Heiligenbild erscheint. Sie wissen dieses Tuch mit ungemeiner Grazie zu tragen. Es ist gewöhnlich weiß und an Festtagen sehr zierlich gefältet und drapirt, doch findet man es an einigen Orten auch farbig gestreift oder feuerroth. Eben so allgemein sind die eng an den Hals anschließenden Halsbänder von Korallen, die freilich nur bei den Wohlhabendern ächt sind, und die davon unzertrennliche Entblößung des Nackens. Daran ist jede Römerin oder Sabinerin zu erkennen. Die Brust ist mit einem steifen Mieder und überdies mit einem gewöhnlich hochgelben Brusttuch züchtig verhüllt, aber im Nacken ist das rothe (selten blaue) enge Jäckchen, das alle diese Frauenzimmer tragen, weit ausgeschnitten, und auch das Brusttuch so weit zurückgeschoben, daß man den vollen Anblick des braunen, aber wollüstig vollen Nackens hat, auf den sich die Besitzerinnen nicht wenig zu gute thun. In der Erhebung und Wendung des schönen Kopfes, über diesen steilen Nacken, oder in dem taubenartigen Ducken und Nicken, wenn sie freundlich sind, liegt ein Hauptreiz römischer Frauen. Unter dem weißen Kopftuch an den Schläfen tragen die Mädchen von Velletri eine Maschke von schwarzen Seidenbändern, die ihre Schönheit noch erhöht. Auch an den Achseln tragen die Frauenzimmer, besonders in der Stadt Rom, Seidenbänder (gewöhnlich purpurroth), die sie sehr herausrücken und die noch ein Ueberrest der altrömischen Tracht sind. An kalten Morgen ziehen sie bellgrüne Handschuhe über die rothen Jäckchen. Dieselben sind vorn an den Fingern offen und geben hinten beinahe bis zu den Achseln herauf. Die Röcke sind gewöhnlich gelblichbraun, doch auch von andern Farben, und haben unten einen schwarzen, oder mehrere bunte Säume. Die Füße findet man nicht groß, aber gewöhnlich stark und nicht selten durch keinene Strümpfe entstellt, die nicht fest anschließen, sondern sogenannte Wollen bilden, und die, wo sie sich finden, die ganze Figur entstellen, sie mag übrigens noch so reizend gekleidet sein.

[Ein Wink für reiche Mädchen.]

Jüngst wurde in der Notre-Dame-Kirche zu Paris die Vermählung des Herzogs von Cruñol mit der reichen Demoiselle Faldouet feierlich begangen. Alle Hauptpersonen der drei Aristokratien: Adel, Geld und Industrie, waren versammelt. Mehr als zwölfhundert Einladungskarten waren ausgegeben worden. Ein Pair von Frankreich sagte zum Herzog von B.: „Wahrlich, eine schöne Allianz!" „Nicht doch," erwiederte dieser, „es ist nur eine Allage" (Verschmelzung eines edlen Metalls mit einem unedlen).

„Der Adelswahn ist unheilbar," sagt Montgaillard in seiner Geschichte der Revolution.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 100. — den 21. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. S. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Willi-Tanz.

(Magyarische Sage.)

Den Ritter zieht's nach blut'gem Kampf
Heim zur geliebten Braut;
Er jagt sein Roß durch Waldesnacht,
Von Nebeln rings umgraut.

Bald zeigt sich durch der Tannen Grün
Seitab ein grüner Plan,
Und über falben Rasen bricht
Als Kreuzweg sich die Bahn.

Der Ritter schaut bei Sternenschein
Viel Jungfrau'n dort im Tanz,
Mit weißen Schleieren angethan,
Geschmückt mit weißem Kranz.

Die Längste, schwarz von Lockenhaar,
Tritt rasch zum Ritter hin,
Begehrt zum Tanz von ihm die Hand,
Mit stolzerfülltem Sinn.

Der Ritter spricht: „O, nimmermehr
Folg' ich zum Reigen Dir;
Ich weiß, es tanzen in der Nacht
Verstorb'ne Bräute hier."

„Mein Bräutchen nennt Emella sich
Und ist ein blühend Kind;
Schon morgen ist mein Hochzeittag —
Frisch auf! mein Roß, geschwind!

Da naht sich ihm, in duft'gem Kleid,
Vom Thau die Locken naß,
Noch frischen Kranz im gold'nen Haar,
Ein Mädchen schlank und blaß.

Sie spricht: „Wohl war ich weiß und roth,
War jüngst noch hold und schön,
Und mußte doch, mein Rittersmann!
So früh schon schlafen geh'n;"

„Erwache nur zum Willi-Tanz,
Geweckt vom Sternenlicht;
Erkennst Du, holder Ritter mein!
In mir Dein Bräutchen nicht?"

Hell tritt der Mond aus Nebelgrau
Hervor in vollem Glanz;
„Mit Dir," ruft schnell der Ritter nun,
„Mit Dir zum Hochzeittanz!" —

Ein Jäger zieht durchs Tannengrün
Im ersten Morgenroth
Und findet an des Waldes Rand
Den Ritter starr und todt

Nachts senkt man in die Ahnengruft,
Bei stillem Fackelschein,
Zur Seite seiner holden Braut,
Den treuen Ritter ein.

Dresden. Rwa Kd.

Digitized by Google

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner.

2.

Eine Kriegsscene.

(Beschluß.)

Hierauf überschritten die französischen Truppen den Wed-el-Kermez, ein unbedeutendes Flüßchen, das im kleinen Atlas entspringt. Nicht weit von seinem Ufer befinden sich die Hütten des Stammes Ben-Mussah, der zahlreich und mächtig ist und von den Franzosen bisher nie angegriffen worden war. Seine Bewohner flohen auf das eiligste bei der Annäherung der Soldaten, und nur einige schwache Weiber und Greise, am Stabe schleichend, waren zurückgeblieben. Diese Wehrlosen wurden auf das schändlichste mißhandelt; besonders lüstern zeigten sich die Krieger nach den silbernen Ringen, welche die arabischen Weiber um Arm und Beine trugen. Einige Dutzend dieser Unglücklichen wurden unter ihrem Wehgeheule nach dem Lager Kuba gebracht und dort in Baraken gesperrt, wo sie sich ihre Gesichter mit Mist und Koth beschmierten, um nicht die Lust der Sieger zu reizen.

Eine hübsche blutjunge Araberin mit blendend weißen Zähnen und den schönsten schwarzen Augen befand sich unter ihnen, zu welcher ein Capitain der Fremdenlegion eine galante Neigung faßte und sie bei sich im Lager behielt, auch nachdem man die übrigen Weiber wieder freigelassen hatte.

Einige Monate später wurde mit dem Stamme der Ben-Mussah Friede geschlossen und der Scheikh derselben verlangte nun seine Tochter zurück, welche nach den Aussagen der arabischen Weiber bei den Franzosen zurückgeblieben war. Der Gouverneur, der nichts von der Sache gewußt hatte, ließ den verliebten Officier auf einige Zeit in Arrest setzen und das Arabermädchen ihren Verwandten zurückgeben.

Mit den lebhaftesten Farben schilderte mir ein Augenzeuge die herzzerreißende Scene, welche, als man das Mädchen hinwegführte, das ganze Lager in Bewegung setzte, und selbst die rohen Soldaten nicht ohne Rührung ließ. Jene hatte nämlich ihren stattlichen Officier leidenschaftlich lieb gewonnen und wollte sich nun nicht mehr von ihm trennen lassen, oder vielleicht ahnte die Unglückliche, was ihr nach den grausamen Gesetzen ihres Volkes bevorstand. Sie erfüllte, als einige Männer ihres Stammes, worunter auch ihr Vater, gekommen waren, sie zu holen, die Lüfte mit ihrem Jammergeschrei, riß sich außerhalb des Lagers wieder los und umschlang die Schildwache so fest, daß der verlegene Soldat, dem eine so seltsame Gefangennahme ganz unvermuthet kam, nicht wußte, was er thun sollte. Der höchste Schmerz, der sich in den schönen Gesichtszügen der blutjungen Araberin verzweifelnd aussprach, ihre fliegenden Haare, ihr bitteres Schluchzen und Weinen erschütterte alle anwesenden Franzosen, aber die Befehle des Gouvernents lauteten bestimmt, und so mußten sie ruhig geschehen lassen, wie die Barbaren das Mädchen mit Mißhandlungen hinwegschleppten.

Bei dem nächsten Marabu — so heißen in Algier die vielen kleinen Kirchhöfe der Umgebung — blieben die Beduinen stehen und schlossen einen Kreis, damit die Franzosen von Kuba aus nicht sehen sollten, was geschah. Sie setzen nach einigem Verweilen ihren Weg weiter fort, aber unter ihren weißen Gestalten sah man eine nicht mehr. Ein frisch erhöhter Grabhügel stand auf dem Marabu. Es war nicht schwer zu errathen, wessen Gebeine er deckte. —

Nemesis.

Ein altfranzösisches Fabliau erzählt uns: „Ein ehrlicher Bürgersmann von Abbeville, als er alt geworden, überließ Haus und Hof seinem verheiratheten Sohne. Als er aber nicht mehr arbeiten konnte, hieß dieser ihm, sich anderwärts ein Unterkommen suchen. Da bat der alte Mann nur noch um ein Gewand zur Bedeckung seiner Blößen, und — als auch dies ihm verweigert wurde, nur um eine der wollenen Decken, mit denen die Pferde seines Sohnes im Winter gegen die Kälte verwahrt wurden. Dieser hatte ein einziges Kind, einen Knaben von zehn Jahren, dem gab er einen Wink, die verlangte Decke zu holen. Der Knabe ging, brachte aber nur eine halbe, und als nun sein Vater ihn anfuhr, warum er nur eine Hälfte gebracht, erwiederte der Knabe: „„Die andere Hälfte will ich aufbewahren für die Zeit, wann auch Du einmal alt geworden sein wirst.““ —

An dieses Fabliau mußte man unwillkürlich erinnert werden, als man im Literaturblatt zum Morgenblatt die Schmähungen las, mit welchen W. Menzel den Vater der neueren schönen Literatur in Deutschland aus seinem eigenen Hause vertreiben wollte, — eine Impietät, welche in Nr. 4. d. J. ihren Culminationspunct erstieg, da Menzel sich folgendergestalt vernehmen ließ:

Digitized by Google

„Wenn eine Zeit der gesunden Vernunft und des gesunden sittlichen Zartgefühls wiederkehrt, so wird man an Goethe den großen Dichter bewundern, und man wird seine Schwächen und Gelüste mit seiner Zeit entschuldigen und als Antiquität behandeln. So kann die Gegenwart noch nicht über G. urtheilen. Sie kann noch nicht unparteiisch sein. (!) Sie braucht ihn noch. Mit einem Zipfel des langen poetischen Mantels, mit dem er seine Scham zudeckt im Grabe, will die noch lebende Zeit die ihrige zudecken, und wird daran zerren, bis er sie mit sich hinunterzieht in sein Grab."

Also gegen besseres Wissen und Gewissen wollte Menzel sogar dem Abgeschiedenen noch seinen Mantel abreißen, und das empörende Mittel durch einen angeblich guten Zweck rechtfertigen!

Aber schon schwangen die Erynnien ihre strafende Geißel! — Menzel hatte Gutzkow an Sohnes Statt, und Börne zum Gehülfen gegen Goethe angenommen; die jüngere Generation der Literatoren sollte Herrn Menzel als den Vater der patriotisch-moralischen Kritik verehren!

Wie Gutzkow seinem angeblichen Pflegevater vergolten, ist bekannt. Ihm folgte Börne. In einer Schale seiner Balance brachte er dem Goethephoben die zurückbehaltene zweite Hälfte der Pferdedecke, indem er ihn der „Gallophobie" bezüchtigte, und ihm Schuld gab eine „haine aveugle contre la France, qui enveloppe son brillant esprit d'une légère vapeur de niaiserie;" hinzusetzend: „on ne trouve qu'en Allemagne ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbécilles." Dies wohl zum Dank dafür, daß Menzel ihm, wie Gutzkow, zwei Mal mit eigener Hand die Krone auf das Haupt gedrückt!

Und von allen Seiten kamen nun die ungerathenen Söhne und brachten dem gealterten Kritiker die aufbewahrten halben Decken. Oswald Marbach, in einem Briefe „über moderne Literatur", construirte ihn als den „Normalphilister Deutschlands," — und, nachdem leipziger, hamburger, berliner, hannöverische Blätter, ja sogar die Cotta'sche Allgem. Zeitung selbst Gericht über ihn gehalten, stellt nun Riedel in seinen „polemischen Erörterungen" (Nürnberg 1836) ihn nicht blos in gleiche Reihe mit Börne und Gutzkow, sondern behauptet sogar (S. 24): „Menzel stehe in dem Vernichtungskampfe gegen Alles, was dem Volke als Offenbarung seines Geist- und Gemüthslebens heilig ist, einzig da." — An Beweisgründen für diese Behauptung läßt Herr Riedel es nicht fehlen, und so hätte denn hiermit die Nemesis sich auch an Menzel als Adrastea für dessen Behauptung (in Nr. 92. des Lit. Bl. v. vor. J.) erwiesen, daß „Goethe unser böser Genius gewesen, der uns mit einem phantastischen Egoismus, mit den Genüssen des Scheins und der Selbstvergötterung über den Verlust der Religion, des Vaterlandes und der Ehre getäuscht ... der uns zu Schwächlingen gemacht ..." Für unser Vaterland aber ist offenbar „die Zeit des gesunden Verstandes und des gesunden sittlichen Zartgefühls wiedergekehrt;" — denn schon bewundert man „an Goethe den großen Dichter und entschuldigt seine Schwächen mit seiner Zeit und behandelt sie als Antiquität." —

F. W. Carové.

Leipziger Chronik.

(Beschluß.)

[Mad. Neumann-Hoitzinger.]

Es gehört sehr viel Geist dazu, um die Jugend zu bannen; Toilettenkünste reichen nicht hin. Unter deutschen Frauen findet sich weit seltner als bei Französinnen diese geistige Willensstärke, diese heitere Kraft der Seele, um über die Flüchtigkeit des Lebens zu triumphiren. Die deutschen Frauen werden in der Regel schnell alt, weil ihnen das Talent fehlt, dem Leben die jugendlichen Seiten abzugewinnen. Weil sie sich so schnell gewöhnen, das Leben wie eine alte Gewohnheit aufzufassen, verscheuchen sie die Götter der Jugend noch viel eher, als diese Lust haben, das Feld zu räumen. — Wir haben Mad. Neumann-Hoitzinger in einer großen Reihe jugendlicher Rollen auf der Bühne bewundert. Man sage nicht, das sei Spiel zwischen Coulissen und Lampenschein. Leben und Kunst lassen sich nicht so trennen, ein zwischen den vier Pfählen der Häuslichkeit gealterter Sinn hat auch auf der Bühne die Lust verloren, die Grazien zu fesseln; der ganze innere Mensch muß jugendlich sein, um so viel Jugend darzustellen.

Es ist in Mad. Hoitzinger's Spiel keine pariser Coquetterie; die Anmuth ihrer Darstellungsweise verläugnet in keinem Zuge die natürliche Harmlosigkeit und die Bonhomie des süddeutschen Naturells. Es gibt keine Bühnenkünste, die dies erreichen, alles, was sie spielt, ist durchaus die wahrste Eigenthümlichkeit ihres Wesens. Man hat Recht, wenn man die Virtuosität ihres Gesangs bewundert. Allein ihr Gesang ist nicht schöner als ihre Sprache, schon in ihrer Sprache liegt eine Musik, die nicht anders erreichbar ist als durch die geistige Harmonie aller Lebenskräfte. Je reicher und geistig vollendeter der Mensch, desto größer ist auch der Künstler. An diesem Satze wird man oft irre; hier bestätigt er sich auf die glücklichste Weise.

Sollen wir über Einzelnes in ihren Darstellungen sprechen, so müssen wir vor allem den sprudelnden Humor ihrer neckenden Mädchencharaktere erwähnen, wie er sich im Shakspeare'schen Lustspiel findet. Von diesen Bildern Shakspeare'scher Weiblichkeit sehen wir auf deutschen Bühnen freilich nicht viel mehr als die verhobelnde Mißverstandne, und Mad. Haizinger hat sich leider daran gewöhnt, an Stücken von großter Durftigkeit ihre reichen Gaben zu verschwenden. Darstellerinnen ihrer Art trifft der Tadel, daß sie die schlechtesten Lappalien von Angelo gewissermaßen veredelt haben. Für Mad. Schröder hat Grillparzer, für Mad. Crelinger Raupach, für Frln. v. Hagn Blum Stücke geschrieben. Wo blieben die

Digitized by Google

Poeten, die für Mad. Haizinger dichteten! Mit Sonetten geflügelt kam man angegangen und ließ dieses große Talent nach allerlei dramatischen Mißeren herumgreifen!

Man darf wohl behaupten, daß Mad. Haizinger als Solondame unübertroffen dasteht in Deutschland. Ihre „Baronin Waldduft" im „letzten Mittel", ihre „Leopoldine" im „ersten Lev" sind zwei unter vielen wesentlichen Bilder der heute vorliegen, in deren Zeichnung sie eben so viel geistigen Scharfsinn als Lebensfrischeit entwickelt. Zur Darstellung solcher Gestalten geht wieder Mensch und Künstler Hand in Hand. Man kann hier, ohne den Lebensatthem dieser Regien in sich aufgenommen zu haben, nicht mit Glück agiren; was hier mich Erlebnis ist, bleibt Gemachtes. Mad. Haizinger ist in dieser Sphäre eine seltene Erscheinung in Deutschland. Alle Reize des pariser savoir vivre sind bei ihr mit deutscher Gemüthlichkeit zur Harmonie gebracht. Man bewundere in solchen Rollen die Oekonomie ihres Spiels! Jede Fingerrezauna wird bei der Rube ihrer Haltung bedeutsam; die Mitspielerinnen agiren neben ihr mit Händen und Armen wie mit Windmühlenflügeln. Wie sanft, wie leise gebogen die Mezzotinte der Schönheit ist, lerne man von Mad. Haizinger, die nur den Flächenraum einer Fischplatte nöthig hat, um auf diesem Terrain alle Nuancen ihres Spiels zu entfalten.

Unsere Relation bricht hier ab. Ueber Hrn. Haizinger's glänzende Leistungen behalten wir uns nachträglich zu berichten vor.

Notizen.

[Biographisches Taschenbuch deutscher Bühnenkünstler und Künstlerinnen. Herausgegeben von L. v. Alvensleben. Mit 3 Portraits. Erster Jahrgang. 1836. Leipzig, bei Fischer und Fuchs. 12. S. 270.]

Um den Mimen, dessen Andenken fast immer verbleicht mit seinem Wirken, der Vergessenheit zu entreißen und ihm wenigstens eine kleine Unsterblichkeit zu sichern, hat der Herausgeber das obige Taschenbuch begründet. Dieses Streben muß man allerdings als löblich anerkennen und wenn auch der erste Jahrgang seinem Zwecke vielleicht nicht ganz entspricht, so kann das, in Berücksichtigung der Schwierigkeiten des Anfangs, dem Buche kaum zum Tadel gereichen. Sollte das Buch eine jährlich wiederkehrende Erscheinung werden, so muß unstreitig auf die dankbarere Ausbildung der Schauspieler bei Abfassung der Biographien größere Aufmerksamkeit verwendet werden. Dies ist um vorliegenden ersten Jahrgange zu einem Biographien geschehen; die aphoristische Kürze, die in den meisten derselben herrscht, ist nicht geeignet, ein dauerndes Andenken zu verschaffen, und der beengte Raum des Buches kann unmöglich 30 Biographien fassen. — Anwendem enthält dasselbe noch eine Aufforderung „vaterländischer Autoren" dramatirgischer Versuche, deren einige nicht unbedeutend sind und eine lobenswerthe Tendenz haben. — Das Werk durch ausgezeichnete Frischenbilder ist mit den wohlgetroffenen Portraits des Schauspielers Rott, und der Kunstsänger Mad. Schroeder-Devrient und Antoinette Fournier geziert.

J. B.

[Goethe über St. Schütz.]

In Eckermann's Gesprächen mit Goethe, die so eben in 2 Bdn. bei Brockhaus in Leipzig erschienen sind, finden wir ein Wort von Goethe über den verstorbenen St. Schütz vom J. 1829. „In den Tagen eines harmlosen Zustandes von voriger Woche, sagt er, habe ich seine „heitern Stunden" gelesen. Ich habe an dem Buche große Freude gehabt. Hätte Schütz in England gelebt, er wurde Epoche gemacht haben; denn ihm fehlte bei seiner Gabe der Beobachtung, und Darstellung weiter nichts als der Anblick eines bedeutenden Lebens." — Dieser Mangel wiederholt sich meist im Lebenslaufe eines jeden deutschen Gelehrten und Dichters. Auf die innere Welt seines Werdens, sonst auf kleine Kreise der Gemüthlichkeit gewiesen, entwarf St. Schütz mit der ihm eigenen treuherzigen Anmuth seiner Darstellungsweise ein Bild seines Lebens. (Lebensgeschichte. 2 Bde. Neuhaldensleben.) Die Erzählung geht bis auf die Jahre des fertigen Selbstständigkeitsgefühls; der erste Band gibt uns die Geschichte eines deutschen Schulknaben, der zweite eines deutschen Studenten aus früherer Zeit.

[Musikfest in Düsseldorf.]

Am ersten Pfingsttage wird Mendelssohn-Bartholdy's Paulus, am zweiten Beethoven's große Symphonie mit Chören aufgeführt werden. Am ersten Tage nach dem Feste veranstaltet man noch ein Morgenconcert; Frln. Grabau aus Leipzig wird unter anderem die große Cerita-Arie aus Titus vortragen. Hr. Breiting und Mad. Fischer-Schten werden mitwirken; auch der Violin-Virtuos Hr. David.

[Musikfest in London.]

Zu dem großen Musikfest in Exeter-Hall zu London ist das Programm erschienen. Man beschränkt sich auf Händel. Unter andern werden sämmtliche Chore aus Salomon und aus Israel von Aegypten ausgeführt werden.

[Atmosphärische Briefpost.]

Es schickt manchmal Liebende einen Seufzer-Brief, mit Thränen convertirt und mit Herzkopfen versiegelt, durch die Luft hin. Bald wird auch der Geschäftsmann Briefe auf atmosphärische Weise expediren können. Hr. Adler in Paris will eine atmosphärische Briefpost erfunden haben, durch welche ein Briefcouvert in einer Stunde mehr als eine Million Fuß weit und die Correspondenz von Paris nach Lyon z. B. in 70 Minuten befördert wird. Der im kleinen angestellte Versuch glückte und, wie pariser Blätter melden, wird eine atmosphärische Post von Paris nach Neuilly eingerichtet werden, welche Briefe und Zeitungen in 2 Minuten expedirt.

[Bade-Liste.]

Ludwig Tieck wird in diesem Sommer nach Baden-Baden gehen. Auch Meyerbeer wird dort die Saison halten. Man sagt, er werde dort die komische Oper aus Karl Maria v. Weber's Nachlaß, von welcher wir neulich sprachen, vollenden.

[Das heilige Rode der Waisen.]

Zu Puteaux wird ein Handwerksmann Witwer und sein Kind wunderlich. Die Handwerker der österreichischen Gesetzgebung berlieben sich, dem verwaisten Kind dürftrich beizustehen. Das Wunderwerkzeugen wird verkauft. Der Ertrag beläuft sich auf 500 Franken. Die Gerichtskosten und Advocatengebühren machen 438 Franken. Bleiben alle 70 Franken für den Vater und das Kind zu Anschaffung einer neuen Einrichtung. Bewunderungswürdige Vorsorge des Gesetzes! Noch bewunderungswürdigere Auszung desselben! — Und so etwas geht in Frankreich vor nach zwei (eigentlich nur anderthalb) Revolutionen! Wie mag es erst ehedem gewesen sein! 6.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 101. — den 26. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bilder aus Spanien.

3. Jose Maria.

Mehrere Monate lang durchstreifte ich im Jahre 1830 Andalusien, dieses classische Land der Räuber, ohne auch nur einem Einzigen dieser ehrenwerthen Leute zu begegnen. Aufrichtig gestanden, habe ich mich nicht wenig darüber geärgert; denn ich hatte mich auf ein Zusammentreffen mit ihnen gefaßt gemacht, nicht um mich gegen sie zu vertheidigen und mein Leben theuer zu verkaufen, sondern um so artig und höflich, als nur immer anging, mit ihnen über ihre Lebensweise mich zu unterhalten. Wenn ich nun vollends meinen abgeschabten Rock und meinen armseligen Mantelsack betrachte, so bedaure ich aufrichtig gegen den muthmaßlichen Verlust solcher Kleinigkeiten nicht das Vergnügen gehabt zu haben, mit so interessanten Leuten mich zu unterhalten.

Wenn ich nun auch das Unglück hatte, nicht selbst mit Räubern zusammengetroffen zu sein, so ward mir doch der Trost, recht viel über sie erzählen zu hören, denn jeder Postknecht und Gastwirth gab mir hezergreifende Geschichten von ermordeten Reisenden, entführten Mädchen und deegleichen erbaulichen Dingen mehr zum Besten. Dabei fiel mir besonders der Umstand auf, daß die erzählte Geschichte sich jedesmal am vorigen Abend ereignet hatte, und immer auf demselben Wege, auf dem ich gekommen war, oder den ich noch zurückzulegen hatte. Auf einen Reisenden, der Spanien noch nicht näher kennt, noch nicht die höchst nothwendige castilianische Sorglosigkeit (la flema castellana) sich zugelegt hat, macht dergleichen immer einen tiefen Eindruck. In jenem Lande wird es schnellee dunkel als in unsern nördlicheren Gegenden, die Dämmerung dauert nur wenige Minuten; dann weht von den benachbarten Bergen ein Wind herab, den man in Deutschland oder England für warm halten würde, der aber, im Vergleiche zu der glühenden Hitze, die uns den Tag über gequält hat, mehr unbehaglich und fröstelnd einwirkt, als uns labend abkühlt. Man hüllt sich fester in seinen Mantel, zieht die Reisemütze tiefer ins Gesicht, und bemerkt nicht ohne Verwunderung und Erstaunen, daß die dem Postwagen zur Bedeckung mitgegebenen Soldaten (Escopeteros) das Zündkraut von der Pfanne abschütten und darauf den Hahn in Ruhe setzen. Fragt man nach der Ursache, so antwortet einer der sehr tapfern Leute, die oben auf der Imperiale ihren Platz haben; es fehle ihnen keineswegs an Muth, allein es sei doch sonnenklar, daß sie, eine Hand voll Menschen, unmöglich einer ganzen Räuberbande erfolgreichen Widerstand leisten könnten. Haben wir das Unglück, überfallen zu werden, so kann uns nichts das Leben retten als der augenscheinliche Beweis, daß es uns gar nicht in den Sinn gekommen ist, uns auch nur im mindesten vertheidigen zu wollen.

Wozu sind denn aber diese Leute mit ihren ungeladenen Büchsen überhaupt nöthig?

Digitized by Google

Sie sind gegen die sogenannten Naferos oder Strauchdiebe, die höchstens zu zwiren oder dreien die Reisenden überfallen, sehr gut zu gebrauchen.

Jetzt fällt es uns Allen schwer auf die Seele, daß wir sehr viel Geld bei uns haben; wir ziehen unsere gute Repetiruhr nicht einmal aus der Tasche und betrachten sie wahrscheinlich zum letzten Male; wenn sie doch ruhig zu Hause an dem Nagel über unserm Bette hinge! Eine sehr natürliche Frage, welche wir an den Mayoral (Schirrmeister, Conducteur) richten, ist denn auch die: „Ob die Räuber wohl auch den Reisenden die Kleider ausziehen?"

„Zuweilen, ja wohl, mein Herr. Erst im vorigen Monate wurde die von Sevilla kommende Post unweit von der Carlota angehalten, und die Passagiere kamen nach Ecija wie die lieben Englein."

„Wie die lieben Englein? Was soll das heißen?"

„Ich meine, die Banditen hatte ihnen alle ihre Kleider genommen, und nicht einmal das Hemdr gelassen."

Nun wird einem denn doch etwas schwül zu Muthe, man knöpft den Oberrock ängstlich auf und wieder zu. Eine schöne Andalusierin neben mir küßte ihren Daumen, schlug ein Kreuz und ächzte mit einem tiefen Seufzer: „Jesus, Jesus!"

Es war inzwischen vollständig Nacht geworden, aber zum Glücke leuchtete der Mond hell an einem wolkenlosen Himmel. In der Ferne erblickten wir den Eingang zu einem tiefen Hohlwege oder Schlunde, der, wie wir hörten, eine gute halbe Stunde lang war. „Mayoral," fragte ich, „ist das die Stelle, wo neulich die Post angefallen ward?"

„Ja wohl, Señor, und ein Passagier ermordet. Postillon," fuhr er fort, „klatsche nicht mehr mit der Peitsche, das könnte sie herbeilocken."

„Wen?" fragte Einer von uns.

„Die Räuber!" —

„Verdammt! Sehen Sie dorhin, nach der Einbucht! Sind das nicht Menschengestalten? Sie verbergen sich im Schatten jenes großen Felsblocks."

„Freilich, ich sehe zwei, drei, sechs berittene Männer."

„Ach, Jesus, Jesus!" rief die Schöne neben mir, küßte den Daumen und machte ein Kreuz.

„Mayoral, sehen Sie auch etwas?"

„Ja, ich sehe etwas."

„Hat der eine nicht einen dicken Stock oder eine Flinte in der Hand?"

„Es ist eine Flinte."

„Halten Sie die Männer für rechtliche Leute (buena gente)?" fragte die junge Andalusierin.

„Das kann ich noch nicht sagen," entgegnete der Schirrmeister achselzuckend.

„Dann mag Gott mir gnädig sein!"

Der Wagen rollte schnell dahin, denn er ward von acht guten Maulthieren gezogen. Die Reiter hielten still, bildeten eine Reihe, — augenscheinlich um uns den Weg zu sperren. Doch nein, sie lassen uns durch, drei reiten zur rechten, drei zur linken Hand ab, vielleicht um uns von allen Seiten einzuschließen.

„Postillon, Du hältst Deine Maulthiere an, sobald die Leute es Dir befehlen; wir bekommen sonst eine tüchtige Ladung Pulver und Blei."

„Seien Sie unbesorgt, Señor Mayoral."

Wenige Secunden nachher konnten wir die gefürchteten Reiter deutlich erkennen, ihre großen Hüte, türkischen Sättel und das weiße Lederzeug ihrer Pferde. Wahrscheinlich hatten sie auch zottige Bärte, furchtbar rollende Augen und tiefe Narben im Gesichte. Ja, es war kein Zweifel mehr, wir hatten es mit gut bewaffneten Räubern zu thun.

Der erste ritt nahe zu uns heran, faßte höflich an seinen Hut und sprach in tiefem Baße: „Reisen Sie mit Gott!" Dieses ist der übliche Gruß, den Reisende einander zurufen. Die übrigen Reiter sprachen dasselbe, ritten höflich zur Seite, damit unser Wagen bequem durchkonnte, denn es waren ehrenwerthe Gutsbesitzer, die sich auf dem Markte zu Ecija verspätet hatten und nun zusammen heimritten.

Wenn man solcher Quiproquos mehrere erlebt hat, so geräth man endlich in Versuchung, alle die Räubergeschichten, die in ganz Spanien erzählt werden, für baare Mährchen zu halten; besonders da der Reisende sich schnell an die allerdings etwas verwilderte Aussicht und Haltung der Bauern gewöhnt und zuletzt einen wirklichen Banditen für einen ehrlichen Landmann hält, der sich in acht oder vierzehn Tagen nicht rasirt hat. Ein junger Engländer zum Beispiel, dessen Bekanntschaft ich in Granada machte, hatte ein ganzes Jahr lang Spanien in allen Richtungen durchzogen, ohne jemals auch nur in weiter Entfernung einen jener gefürchteten Gesellen gesehen zu haben; deshalb behauptete er auch steif und fest, es gebe gar keine Räu-

Digitized by Google

der im Lande. Allein als ich ihn später in Madrid sprach, erzählte er mir Folgendes:

„Ich ward eines Tages von zwei verdächtigen, mit Flinten bewaffneten Kerlen angehalten, die ich für zwei lustige Bauern hielt. Die wollen sich einen romantischen Spaß mit Dir machen, denke ich, und daher antworte ich auf ihre unverschämte Forderung, meine Börse herauszugeben, ich würde mich wohl in Acht nehmen, von ihnen mich für einen Narren halten zu lassen. Erst als einer der Banditen mir einen tüchtigen Schlag auf den Kopf gab, so daß ich zu Boden sank und drei ganze Monate lang mich von einem Wundarzte behandeln lassen mußte, sah ich meinen Irrthum ein."

Uebrigens ist es nur als seltene Ausnahme zu betrachten, daß der Reisende von den spanischen Räubern gemißhandelt wird. Zuweilen nehmen sie ihm blos sein Geld ab und lassen Mantelsäcke und Koffer unbrauchbar. Jedoch darf sich darauf Niemand verlassen. — Ein junger Elegant hatte auf einer Reise von Madrid nach Cadix zwei Dutzend seiner Hemden bei sich, die er in London gekauft hatte. Unsern der obenerwähnten Schlucht La Carolina ward er von Räubern überfallen, die ihm, außer seiner mit Dublonen gespickten Börse, auch Ringe, Ketten, Liebesandenken und dergleichen abnahmen, darauf bemerkte ihm der Anführer der Bande mit der größten Höflichkeit, daß seine Leute, da sie nur selten an bewohnte Orte kämen, Mangel an weißer Wäsche litten; er werde es ihm deshalb nicht für eine Grobheit auslegen, wenn er ihn um die seinige bitte, denn unter Señores Caballeros sei dergleichen ganz in der Ordnung. Ohne weitere Umstände nahm er die Hemden, vertheilte sie, und Alle zogen ihre schmutzigen Lumpen aus und packten sie in den Mantelsack des Stutzers. Dann bemerkte der Räuberhauptmann noch mit jenem possenhaften Ernste, worin die Andalusier so groß sind: er werde nie den Freundschaftsdienst, den der Herr ihm erzeigt habe, vergessen, und ihm die Hemden, welche jener ihm geborgt, gleich zurückgeben, wenn der Herr denselben Weg wieder zurückreise; er möge aber ja nicht vergessen, die schmutzigen in Cadix recht hübsch weiß waschen zu lassen. — Ich habe diese Geschichte aus dem Munde des jungen Mannes selbst gehört, und er bemerkte dabei, daß er den Bösewichtern den Diebstahl wohl verzeihen könnte; der Spott aber, den sie hinzugefügt, werde ihn ärgern, so lange noch Athem in ihm sei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

1. Grabbe's Hannibal und Aschenbrödel. S. Nr. 98. u. 99. dieser Blätter.
2. Die Babylonier in Jerusalem. Dramatisches Gedicht von Friedr. v. Uechtritz. Düsseldorf, Schreiner 1836.

An diesem Gedichte ist auszusetzen, daß der Verf. desselben der Ansicht lebt, es sei ein dramatisches. Es ist ein dialogisirtes Epos. Die milde Beschaulichkeit, die der Gesinnung und dem Talente dieses Dichters eignet, ist auf sämmtliche Personen dieses seines neuesten Gedichts abermals übergegangen; es sind gutmüthige Raisonneurs, die im Hin- und Herreden eine Begebenheit abhandeln. Das Drama verlangt, daß seine Charaktere fortschreitend und der Consequenz ihres Wesens gemäß sich entwickeln, damit aus ihnen selbst der Stoff des Gedichts wie der Baum aus dem Keime erwächst. Was dann mit ihnen geschieht, das sind sie selbst nach der Entfaltung ihres Naturells. So ist's im Shakspeare. Jeder seiner Helden schafft sich selbst sein Schicksal; wir erleben sein Werden, seine Schwindelehde und seinen Sturz; er und sein Schicksal sind durchaus eines; was wir Stoff des Stücks nennen, ist durchaus nur Entfaltung des Naturells der Hauptfigur. Diese Gestalten, die Uechtritz hinstellt, entwickeln sich überhaupt nicht, geschweige dramatisch. Will er einen Charakter aus sich selbst erwachsen lassen und ausdehnen, wie die beiden mit Vorliebe gepnegten, König Zedekia von Jerusalem und das semnambule Prophetermädchen Mirjam, so läßt er ihn gleich zum Wahnsinn übersprringen, außerdings die wohlfeilste Art, eine Figur wirksam zu machen. Der Effect, der damit erzielt wird, ist von Uechtritz selbst schon abgenutzt. Natürlich wird auch Nebukadnezar im Stücke toll. So haben wir drei Menschen im Gedichte, die sich entwickeln, aber nur zum Tollwerden. Alles andere, was sich nicht entwickelt, d. h. bei dem Verf. nicht toll oder somnambule wird, bleibt in einem matterdig seliten Phlegma. — Das Gedicht hat drei Theile. Der erste schildert den Abfall Jerusalems von Babylonien, durchaus erzählend und ohne dramatischen Anhau; als Vorspiel angesehen, zu lang. Der zweite Theil, „der Kampf", gibt ebenfalls nur Schilderung von Situationen. Wir sehen Nebukadnezar mit seinem Heere vor den Thoren, den Judenkönig mit den Seinigen, Hohenpriester und Levilen innerhalb Jerusalems. Die Sache ist durchaus als eine Begebenheit behandelt, die von den Personen durchsprochen wird; selbst im Dialog ist kein dramatischer Conflict zu finden. Die verschiedenen Nationalitäten dälen selbst in einem epischen Gedichte weit schärfer contrastirt werden können. Der Dichter weidet sich besonders an dem somnambulen Judenmädchen, wie er zu dieser Art krankhafter Verzückung schon in „Alexander und Darius" seine Vorliebe verrieth. Mirjam will im Traume den Messias gesehen haben, und erklärt nun den König Zedekia für den leibhaft Erschienenen. Dieser flutzt über die Lästerung, bis er sich selbst plötzlich illuminirt fühlt und die Huldigungen als Gebenedeiter hinnimmt. Jeremias erhebt vergeblich seine warnende Stimme, wie eine männliche Cassandra. Die Babylonier zogen ab, sobald sie hörten, Pharao nahe mit einem Heere von Aegypten. Das machte die lauischen Juden schwindelig; sie ziehen mit lärmendem Jubel den Feinden nach. Der dritte Theil, „der Untergang," beginnt mit der Frauerbeschaft, daß Nebukadne ar über Aegypter und Israeliten triumphirt hat. Jerusalem ist in Noth, ein Wiedhlagen läuft durch seine Gassen. Mirjam, welche Zedekia im Rausche der Freude zu seiner Gemahlin erhob, hat plötzlich andere Gesichte; Jeremias schneidet Gesichter. Mirjam wirft sich dem Könige zu Fußen und gesteht, sie sei getäuscht, der Messias werde dereinst in ganz anderer Gestalt erscheinen. Zedekia wird wahnwitzig und erstickt sie. Dies ist die einzige Scene mit dramatischem Anflug; schlimm genug, daß Uechtritz's Figuren immer erst toll

Digitized by Google

werden müssen, ehe sie mehr thun als declamiren. Das Ende ist ländlich sittlich. Jedoch bleibt im Wahne, er sei der Heiland. Die Babylonier erstürmen Jerusalem. Nebukadnezar wittert witzen auf dem Gipfel seines Glücks, daß er dereinst Heu fressen werde. Jeremias schließt mit einer Jeremiade. Lechtrit's Sprache ist und bleibt: weitschweifig matt, selbstgefällig lästig.

Correspondenz.

Aus Wien*).

[Neuigkeiten der Bühne. Concerte.]

Die drei Vorstadtbühnen brachten in der letzten Zeit keine Neuigkeit, welche sich zu einem Zug- oder Cassastücke hinaufgeschwungen hätte. Nestroy's: „Freuleser, oder Saat und Ernte," und die seinsollende Parodie der Griselidis: „Griseline," von Meisl, waren ergiebige Benefizvorstellungen. Der „Freuleser" gefiel, Nestroy wurde mehrmals gerufen, allein bei den Wiederholungen desselben war das Publicum so reuelos, sich nicht mehr um den Freulosen zu kümmern. „Griseline hagegen wußte ihr Schicksal gleich den Abend ihres ersten Erscheinens klar und bestimmt. Daß Herr Meisl den Stoff zur Parodie geeignet hielt, wundert nicht weniger, als daß er, ein sonst geschätzter und beliebter Volksdichter, glauben konnte, seine Posse sei eine Parodie! — Im ersten Acte wurde zwar Manches belacht und das Publicum schien gut gestimmt, allein im zweiten ging es schlef. Einige Personen, welche ihre nicht günstige Meinung sehr vernehmlich äußerten, sagten, der beste Gedanken im ganzen Stück sei, daß am Schlusse drei Klatschmagen angefahren kämen. Wenn die Wagen der Klatsch für gute Gedanken gelten, so muß der Michaelerplatz und der Graben ein Compendium des Witzes und der Laune sein, denn auf beiden Plätzen versammelt sich täglich eine weit größere Zahl von Klatschen. Ein Verdienst hat das neue Stück auf jenen Fall, das der Kürze, denn obwohl es nach sieben Uhr begann, war es um halb neun zu Ende. Die Hausmeister nennen dergleichen Stücke die undankbaren, und sind mehr für die wälsche Oper, welche zwei Stunden länger währt, wodurch ihnen die Silbergroschen gesichert werden. Hoffentlich wird der erste Mal mir Gelegenheit gegeben, auch von andern Erlustigungen zu berichten, als von Schauspielen, Opern und Concerten; letztere rücken in Masse an. Eines der glänzendsten war das von Saphir, wo die Sperrsitze wie in der wälschen Oper zu 3 fl. C. M. bezahlt wurden und Netabene alle abgingen. Die Erbprinzessin Sophie und viele Damen aus der haute volée verschönerten es durch ihre Anwesenheit. Saphir's humoristische Vorlesung über die Eisenbahnen unterhielt in hohem Grade. Sein vortreffliches Gedicht: „Das Gnadenbild," von Mad. Rettich wahrhaft entzückend vorgetragen, erhielt stürmischen Beifall; die Künstlerin wiederholte es auf Verlangen in dem Concerte zum Vortheil des Blindeninstituts. Der uns so früh entrissene und unvergeßliche Protector desselben, Erzherzog Anton, fand in Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog Franz Karl den würdigsten Nachfolger. Unter diesen Aegide ward am ersten Sonntage nach Ostern eine musikalische Mittagsunterhaltung veranstaltet, welche der Hof durch seine Gegenwart verherrlichte, und deren Ankündigung schon so reizend schien, daß der große Redoutensaal sich hätte, wie damals, als Paganini's Wunderthne ganz Wien bezauberten. Der Gedanke an den edlen Zweck erhöhte aber hier das Vergnügen, daher auch unsere Künstler, welche zur Mitwirkung geladen wurden, es sich zur Ehre machten, daran Theil zu nehmen. Dieselbe lobenswerthe Bereitwilligkeit fand sich auch bei den Mitgliedern der italienischen Opergesellschaft. Denn, Viale trug eine Arie mit Chor aus der Anna Bolena sehr vorzüglich vor, doch waren die folgenden Gesangstücke, Duo aus der Straniera und Terzett aus Scaramuccia, wirksamer; die Herren Marini, Rigamonti und Milesi wurden vorgerufen. (D. Z. f.)

*) Bericht von F. A. v. Kurländer.

Notizen.

[Die spanischen Kutscher und ihre Heiligen.]

Für jede Angelegenheit des Lebens, für jedes Geschäft, jedes Begegniß ist in Spanien bekanntlich ein besonderer Heiliger bestimmt. So namentlich haben sich die Heiligen in die Krankheiten gewissenhaft getheilt. St. Rochus schützt vor der Pest, Santa Lucia wird bei Augenübeln, St. Blasius bei Halskrankheiten angerufen. St. Raymundus ist der schwangern, St. Lazarus der kreißenden Frauen Patron; Santa Cecilia pflegt bei Blindlassen, Santa Apollonia bei Zahnschmerzen hülfreich zu sein. St. Augustin hilft in der Versuchung, St. Antonius schützt vor Feuersgefahr, und die gute heil. Barbara wendet den Blitz ab. Den den spanischen Kutschern wählt sich jeder seinen Patron oder seine Patronin besonders und nach Belieben. Er trägt das Bildniß seiner Schutzgottheit als Scapulier bei sich und anrufbelt sich ihr bei jeder Gelegenheit. Geht die Reise durch Gebirge gut, so lobt er seinen Heiligen, geht sie schlecht, so rächt er sich an ihm mit Schimpfen und Schelten. Beurgsing erzählt in seinem Gemälde von Spanien (B. 3. S. 236) ein solches Beispiel von einem Kutscher, dessen Wagen in einen Abgrund gestürzt war. Er riß sein Scapulier vom Halse, trat es mit Füßen und rief: Zum Henker Santa Barbara, zu allen Teufeln San Franjisco, in die Hölle mit Dir, Jungfrau von Carmen! Alle Heiligen hatten ihn verlassen, darum warf er allen ihre Ohnmacht und Verrätherei vor. Die Regierung der Königin befindet sich mit ihrer Staatscarrosse fast in gleichem Falle; die Heiligen im Himmel haben sie verlassen, deshalb schafft sie die Klöster ab und verwünscht alle heilige Protection. Das Geld ist der Patron auf Erden, dessen sie am meisten bedarf. Für Alles haben die Spanier bestimmte Heilige, nur für die Revolution nicht.

[Theaterbesuch.]

Man will die Bemerkung machen, daß in Paris der Geschmack am Theater unter den höhern Ständen immer mehr abnimmt. Mrs. Trollope sagt, das läge an der späten Stunde des Mittagsessens; die Oper, die später anfinge als die Vorstellungen in den andern Theatern, sei deshalb weit mehr von der haute-volée besucht. „Das einzige Volk," sagt sie, „von dem ich bis jetzt bemerkt habe, daß es seiner Theater auf vernünftige Weise sich erfreut, ohne von dem, was ihm gefällt, sich abhalten zu lassen, weil es nicht Mode ist, oder etwas zu dulden und zu thun, blos weil es Mode ist, was ihm nicht gefällt, sind die Deutschen. Ihr allgemeiner Geschmack für die Musik macht ihnen ihre vortreffliche Oper fast zu einem Lebensbedürfnisse, und sie werden ihre Natur ganz verändern müssen, ehe sie es dulden, daß die conventionelle Widrigkeit, die man auf ein spätes Mittagsessen legen will, ihnen diesen Genuß entziehe." — Ach, nein, am späten Mittagsessen liegt es nicht bei uns, wenn wir keine leidenschaftlichen Theaterbesucher sind. Es liegt vielmehr daran, daß das Theater in Deutschland fast aller Nationalinteressen baar und ledig ist.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 102. — den 27. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der weiße Baum.

Ich sah, bei Winterzeiten,
Im Garten einen Baum
Die weißen Aeste breiten.
Hoch in den öden Raum.

Da kam der Sturm zu rütteln
Die Zweige in der Höh',
Davon herabzuschütteln
Den eisgen Flockenschnee.

Der Frühling kehrte wieder,
Belebte Flur und Sinn,
Es sproßte Tulp' und Flieder;
Mich zog's zum Garten hin.

Die Vöglein sangen munter,
Die Sonne brannte heiß;
Es blinkte — welch ein Wunder!
Der Baum allein noch weiß.

Da kam der West zu rütteln
Die Zweige in der Höh',
Entgegen mir zu schütteln
Den warmen — Blüthenschnee.

Dresden. Rwa Kd.

Bilder aus Spanien.

3. Jose Maria.

(Fortsetzung.)

Die spanische Regierung hat zu verschiedenen Zeiten ernstlich den Versuch gemacht, das Land von dieser scheeklichen Plage zu befreien, allein stets ohne großen Erfolg, denn sobald eine Bande zerstört worden war, trat eine andere an ihre Stelle. Und gelang es auch diesem oder jenem General-Capitain, seine Provinz durchaus zu säubern, so ward das Uebel in den angränzenden Gegenden um so ärger, denn die Natur des überall von Gebirgen durchzogenen Landes, dem es fast ganz an guten Straßen fehlt, macht die gänzliche Ausrottung dieser Störer der öffentlichen Sicherheit fast unmöglich. In Spanien gibt es, wie in der Vendee, eine Menge von Aldeas, oder isolirt liegenden Meierhöfen, in welchen die Räuber stets eine willige Aufnahme, Speise und Trank schon darum finden, weil sich der Besitzer der Rache dieser Menschen nicht aussetzen darf; auch schonen sie ihn sehr, bezahlen alles, was sie gebrauchen, mit klingender Münze und sind überhaupt sehr freigebig. Dazu kommt, daß das Räuberhandwerk in Spanien für bei weitem nicht so entehrend gilt als in irgend einem andern Lande. Wenn daher die Regierung nicht jeden einzelnen Weiler im ganzen Lande besetzt und die Räuber durch Hunger zwingt, sich zu ergeben, so wird es ihr nie gelingen, diesem Unwesen zu steuern. Allein, woher soll sie Geld und Soldaten zu diesem Behufe auftreiben?

Gewöhnlich war der Räuber von Hause aus Schleichhändler, bis endlich die Zollbeamten ihn gar zu stark aufs Korn nahmen. Neun Zehntel aller Spanier erklären es für ein himmelschreiendes Unrecht, einen Mann zu belä-

Digitized by Google

stigen und zu verfolgen, der gute Cigarren billiger verkauft, als der König seine schlechten, und den Mädchen und Weibern Seidenstoffe und Manufacturwaaren für einen Spottpreis liefert. Hat nun dieser Wohlthäter seines Districts ein ernstes Rencontre mit einem Zollbeamten gehabt, hat dieser ihm sein Pferd todtgeschossen oder abgenommen, so ist er ruinirt; er muß sich rächen und wird Räuber. — Fragt man, was aus dem oder jenem hübschen Burschen geworden ist, den man vor ein paar Monaten im Dorfe bemerkt hatte, so gibt ein Weib mit betrübter Miene die Antwort: „Ja, den haben sie gezwungen, sich in die Gebirge zu werfen; seine Schuld ist es nicht. Er war so gut und lieb, der arme Junge. Der Herr beschütze ihn!"

Ein wahres Muster eines spanischen Räubers ist der berühmte Jose Maria, der in ganz Andalusien und Castilien, von Madrid bis nach Sevilla und Granada unter dem Namen El Tempranito (Frühauf) bekannt ist. Er ist so schön, brav und höflich, wie nur ein Räuber sein kann. Wenn er einen Postwagen anhält, so reicht er den Damen zierlich seine Hand, bittet sie auszusteigen und führt sie an einen schattigen Ort; denn er treibt sein Handwerk in der Regel bei hellem Tage. Nie hat man ihn schwören und fluchen hören, und sein Benehmen ist immer freundlich, nie grob. Zieht er einer Dame die Ringe ab, so sagt er: „Ach, Schöne, eine so hübsche Hand bedarf so eines Schmuckes nicht." Darauf küßt er so ehrerbietig die Hand, daß man, wie eine spanische Dame sich ausdrückte, in Versuchung geräth, zu glauben, der Kuß habe mehr Werth für ihn als der Ring, den er wie in der Zerstreuung an seinen Finger steckte. Er läßt den Reisenden immer so viel Geld, daß sie bequem die nächste Stadt erreichen können; auch vergreift er sich nie an Haartrugen, oder andern Preziosen, die ein Andenken von einer verstorbenen Person oder einer Geliebten sind.

Mir ward Jose Maria als ein hübscher junger Mann von etwa dreißig Jahren geschildert. Seine Zähne sind weiß wie Perlen, sein Auge hat viel Ausdruck; gewöhnlich trägt er ein prachtvolles Majoresstum und die weißeste Wäsche, die man sich nur denken kann. Seine Hände sollen so weiß und zart sein wie die des schönsten Mädchens.

Ursprünglich war er von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt und studirte auf der Universität zu Granada Theologie; allein er mußte mehr innern Beruf zum weltlichen Leben in sich spüren, denn er stieg bei Nacht ins Fenster eines Mädchens von Stande, ward überrascht und verwundete einen Bedienten; der Vater der Schönen machte viel Aufhebens von dem galanten Abenteuer und ließ einen peinlichen Prozeß gegen ihn einleiten. Da nahm Jose Maria die Flucht nach Gibraltar und verband sich, als ihm das Geld ausgegangen war, zum Einschmuggeln fremder Waaren. Ein Mensch, dem er sein ganzes Vertrauen geschenkt, verrieth den Plan; die Zollbeamten bekamen alle mit Waaren reich beladenen Maulthiere in ihre Gewalt, hatten aber mit Jose Maria einen heftigen Kampf zu bestehen. Mehrere von ihnen wurden getödtet oder verwundet. Seitdem blieb unserm Helden nichts weiter übrig, als die Reisenden zu brandschatzen.

Bisher hat er immer beispielloses Glück gehabt. Auf seinen Kopf ist ein Preis von acht tausend Realen gesetzt worden, und sein Signalement liest man am Rathhause aller Städte. In Sevilla hatte er einmal unter den Anschlag am Triana thore mit Bleistift geschrieben: „Unterschrift des obengenannten Jose Maria." Dennoch treibt er unbehelligt sein Handwerk von den portugiesischen Gränzen bis an die Gestade des mittelländischen Meeres. Seine Bande ist nicht zahlreich, besteht aber aus lauter zuverlässigen Leuten. Im Jahre 1828 überfiel er in der Venta Gozin, obwohl er nur von etwa zehn bis zwölf Mann begleitet war, einige siebzig royalistische Freiwillige, die zu seiner Verfolgung ausgeschickt waren, entwaffnete sie und trieb ganz ruhig und ungestört mehrere mit Flinten und anderer Beute beladene Maulthiere ins Gebirge.

Er soll ein so ausgezeichneter Schütze sein, daß er in vollem Galopp auf hundert und funfzig Schritt einen Olivenzweig vom Baume herunterschießt. — Der nachstehende Vorfall gibt Zeugniß sowohl von seiner Klugheit als von seinem Edelmuthe.

Der Hauptmann Castro, ein muthiger unternehmender Offizier, der, wie allgemein behauptet ward, den Räubern mehr zur Befriedigung persönlicher Rache, denn aus Diensteifer nachstellte, erfuhr von einem seiner Spione, daß Jose Maria zu einer bestimmten Zeit in einer abgelegenen Aldea bei seiner Geliebten sein würde. Also stieg Castro am bezeichneten Tage zu Pferde und nahm, um keinen Argwohn zu erregen, nur vier Lanciers mit sich. Allein trotz aller Vorsicht hatte Jose Maria von dem Anschlage Kenntniß erhalten. In dem Augenblicke, da Castro aus einem tiefen Hohlwege herous und in das Thal ritt, in welchem die Aldea lag, schnitten ihm zwölf gut bewaffnete Reiter den Rückzug ab. Die Lanziers hielten sich schon für verloren. Da sprengte Jose Maria allein auf sie zu und rief in einiger Entfernung: „Ihr werdet mir

Digitized by Google

das Glück haben, mich unversehens zu überfallen, Hauptmann Castro. Was that ich Euch zu leide, und warum möchtet Ihr mich der Gerechtigkeit überliefern? Ich habe jetzt die Macht, Euch zu tödten; allein Männer von Herz und Muth sind jetzt eine Seltenheit, darum sei Euch das Leben geschenkt. Aber ein Andenken muß ich Euch doch mit auf den Weg geben, damit Ihr die Lust verliert, mich künftig aufzusuchen. Ich zieke auf Euren Tschako!" Dabei legte er an, traf sein Ziel, wandte sein Pferd und ritt mit seinen Leuten davon.

Ein anderer Zug ist nicht weniger charakteristisch. Auf einer Meierei unfern von Andujar ward eine Hochzeit gefeiert; das Brautpaar hatte bereits die Glückwünsche der Verwandten und Freunde entgegengenommen; Alle waren, fröhlich und guter Dinge, eben im Begriffe, Platz an den mit Speise und Trank reichlich besetzten Tischen zu nehmen. Da erscheint plötzlich ein Reiter, steigt ab, grüßt die Gäste höflich und führt sein Pferd in den Stall. Es ward freilich kein Gast mehr erwartet, aber in Spanien wird an festlichen Tagen Jeder gern aufgenommen; überdies schien der Fremde, so viel sich aus seiner Kleidung abnehmen ließ, ein vornehmer Herr zu sein. Der Bräutigam lud ihn daher zu Tische.

Während die Gäste einander leise fragten, wer der fremde Mann wohl sein möchte, war der Notar von Andujar, der ebenfalls zur Gesellschaft gehörte, bleich wie der Tod geworden. Er machte den Versuch, sich von seinem Stuhle zu erheben, allein seine Knie schlotterten und die Beine versagten den Dienst. Einer der Gäste, der, wie man wußte, zuweilen Schleichhandel trieb, sprach leise zur Braut: „Der Mann da ist Jose Maria; ich bin überzeugt, er kam in der Absicht, Jemanden aus dem Wege zu räumen. Er hat es auf den Notar abgesehen." — Was war zu thun? Den Notar entwischen lassen? Allein das ging nicht an, und wäre auch nutzlos gewesen. Den Räuber anhalten? Auch das ging nicht, denn ohne Zweifel war seine Bande in der Nähe; auch trug er Pistolen im Gürtel, und seinen Dolch legte er niemals ab. Was hatte ihm denn der Notar zu Leide gethan? Er wisse es nicht, behauptete er, freilich, allein einer murmelte, der Notar habe vor etwa acht Wochen seinem Pächter gesagt, wenn Jose Maria einmal zu ihm käme und zu trinken verlangen sollte, so möchte er ihm Arsenik in den Wein mischen.

(Der Beschluß folgt.)

Dramatische Literatur.

3. Drei Dramen. Von S. Wiese. Leipzig, Brockhaus. 1846.

Dieser Verf. fährt fort, die dramatische Poesie wie eine Liebhaberei zu treiben. Anders können wir es nicht nennen, wenn Jemand bereits sechs Dramen geschrieben hat, ohne auch nur in einzelnen Scenen dramatische Conflicte erreicht zu haben. Dem ersten der vorliegenden: „Die Freunde", liegt eine unbegreiflich idyllische Sentimentalität zum Grunde, die allem Dramatischen zuwider ist. Ein preußischer und ein französischer Officier spielen im Jahre 1813 mitten in dem heißen Kriegssturm, der die Welt erschüttert, den Orest und Pylades. Das ist so dubisch ausgedacht, als wenn es ein Frauenzimmerchen ersonnen hätte. Diese beiden Freunde haben sich als Kinder gefunden und schwärmen für einander, wie auch der Lauf des Weltgeschicks sich gestalten mag. In die Freundschaft des Orest und Pylades im Alterthum glauben wir. Orest wird von den Furien verfolgt, deshalb kettet sich der Freund an ihn: Orest ist ohne Freund nicht denkbar, das Unglück ruft auf der andern Seite das Glück hervor, ohne dessen Gewicht in der andern Wagschale seines Geschicks sein Leben alsbald erliegen müßte. Allein dieser französische und preußische Officier sind ohne alles Motiv eingeseifte Freunde. Der Eine von ihnen schildert den Moment, wo sie sich fanden.

„Ein Herbsttag war's, ein Herbsttag, feucht und kalt,
Der Wind blies scharf und reißt' dahnacht Aeste.
Wie Grabgeläut', vernichtend und erdebend,
Bewegt mich solch ein Tag mit dodor Wehmuth;
Und so verfaßt begehr' ich nach Musik
Wie ein unwirend Kind nach seiner Mutter.
Schön traf sich's, daß an diesem Abende
Die Jphigenia gegeben ward.
Mein guter Genius führte mich ins Schauspiel.
Der Freunde Kampf mit der entzweiten Welt,
Der beiden Schwester sühnende Ergebung
Entzündeten, befreiten meine Seele.
Ich sah Eugen, und sieh', der edle Wettstreit,
Den beide Freunde, rührend und erbaben,
Um gegenseitige Lebensopferung kämpften,
Erschloß in unsern entzückten Sinnen
Auch unsres Bundes Heimlichkeit.
Orest trennt sich von seinem Pylades,
Und Pylades, mit muthvoll trös'ger Seele,
Eilt ihn zu retten, seinen großen Freund:
In dem Gefühl, in dieser That,
Uns fanden wir, und angesprochen."

Von weiterer Gestaltung ihres Jugendlebens erfahren wir durchaus nichts; wir sehen die Freunde haben und drüben in den Lagern, sie sehnen sich hin und her, bis zufälliges Zusammentreffen sie glücklich macht, ohne daß weitere bedeutende Scenen daraus hervorgingen. In der Schlacht bei Lagen stoßen sie kampfend auf einander. Der französische Eugen rettet den preußischen Philipp und wird dafür, vom Kriegsgericht verdammt, erschossen. Philipp stirbt verwundet neben seiner Leiche. Diese gutgemeinte Geschichte ist bedeutend langweilig, das Unglaubliche abgerechnet.

Das zweite Drama, „Paulus" schildert des Apostels Bekehrung zum Christenthum. Der anfänglich Christenverfolger erzählt, wie sich der Himmel aufgethan und eine Stimme gerufen habe: Saulus, was verfolgst du meine Heerde! dies, als der Nero des Products, ist durchaus lyrisch. Alles andere sind epische Situationen aus der Zeit der Christenverfolgung. Man begreift nicht, wie dieser Stoff dramatisirt werden konnte. — „Beethoven", das dritte Stück, ist eines jener undramatischen Dramen, die Goethe's Tasso verschuldete. Man nimmt sich nach diesem Muster eine Künstlernatur, stellt sie

Digitized by Google

in eine Familie hinein, die sich für seine Person wie für die Kunst interessirt, und nun wird noch Möglichkeit conversirt. Der maurisch bizarre, menschenscheue Beethoven ist eine Figur für die Novelle. Es ist schon widersinnig, daß hie dramatische Form ihn zwingt, sich so redselig auszubreiten, während wir auf dem Felde des Romans den schweigsam in sich Gedrückten belauschen konnten, wie er den Dämonen des Geistes neue Geburten abgewinnt. — Er liebt die Gräfin Adelaide. Als sich ein Freier bei ihr einstellt, erklärt er ihr seine unglückliche Neigung, und sie entscheidet sich, nie ohne sein Wollen einem Manne anzugehören. Dieser Freier ist resignirt genug, zurückzutreten: so geordnet Beethoven, als er das Geschick dieser edlen Menschen in seine Hand gegeben sieht, den Tönen seiner Leidenschaft, daß sie dumpf murmelnd in ihm erstarben; er fühlt sich stark genug, um auf den irdische Besitz Adelaidens zu verzichten. — Jedenfalls sind Verhältnisse dieser Art für novellistische Darstellung geeignetter, denn sie enthalten doch nur eine Geschichte und Dialektik der Gefühle; es sind Situationen des Gemüthes, keine Thaten des Geistes, der aus der stillen Kammer des Bedenkens hinaustritt in die Welt voll lärmender Bewegung.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Italienische Oper. Feste der Diplomatie.]

Am Ende meines Berichtes finde ich mich wieder auf dem Standpuncte, von dem ich ausgelaufen bin, nämlich bei der italienischen Oper, deren Einfluß auf gesellschaftliche Unterhaltungen und Soiréen so mächtig ist, daß die Letztern von der Ersteren beinahe ganz bedingt sind. Dem früher erwähnten „Mosè" folgte die „Rina!" Man würde sicher nichts gegen diese Wahl eingewendet haben, wenn Mad. Garcia (diese ganz herrliche Sängerin), die „Rina" von „Paesiello" gesungen hätte, denn leider ersetzt die neu componirte Musik von Maestro Coppola die frühere eben so wenig, als das neue Libretto von Ferretti für die gemüthliche Dichtung von ehemals Ersatz gewährt. Rücksichtlich der Aufführung wurde nur Galli als dottore neben der Garcia ausgezeichnet. Diese geht außerordentlich, und man darf sagen, mit Recht. Alles, was wir von dieser jungen Künstlerin, welche einen sehr bedeutenden Stimmenumfang besitzt, hörten, hat deutlich bewiesen, daß sie es werth ist, den Namen Garcia zu führen. Es ist dieselbe Schule, es sind dieselben überraschenden, wohl auch bisweilen kühnen Uebergänge wie bei ihrer großen Meisterin, der Malibran, nur darf man nicht vergessen, daß Mad. Garcia ihrer Schwägerin nachzukommen bemüht ist, daß sie sie aber noch nicht eingeholt hat. Eine solche Meisterschaft wird nicht so leicht erreicht, lobenswerth ist es schon, denselben Weg einzuschlagen. „Sonnambula", „Elisir d'amore" und „Barbiere" werden in der nächsten Woche gegeben; ein lieblicheres musikalisches Kleeblatt! Sollte man dabei nicht ausrufen:

„Mais on revient toujours
À ses premières amours" —?

Dieses Zurückversetzen in die heitere vergangene Zeit bestimmt mich zu einem Nachtragsbericht des letzten Faschings, der es wahrlich nicht verdiente, ganz spurlos in Leide zu versinken. In diesem, der eleganten Welt gewidmeten Blatte soll wenigstens einiger Freudenspenden erwähnt werden, welche dem heitern Knaben Chevalier Carneval dargebracht wurden. An ihrer Spitze stehen die Feste der Diplomatie. Der russische Botschafter weihte mit seinem großen Ball gleichsam das Jahr 1836 ein. Am 12. Januar, als dem russischen Neujahrstage, hatte das erste und zugleich glänzendste Ballfest Statt, das man auf seine passionirte Art rühmen kann, als wenn man anführt, daß es den früheren Festen in jeder Beziehung gleich kam, was auch sehr natürlich ist; das Eberaar: „Pracht und Geschmack" fehlt hier nie, die Damen „Freundlichkeit und Artigkeit" empfangen jeden Gast, sie geleiten ihn zu ihrer Verbündeten, der Dame „Unterhaltung", und diese verläßt ihn nicht, bis er die Gesellschaft verläßt; bei dem Scheiden selbst ist sie für ihn besorgt, denn sie empfiehlt ihn ihrer Freundin der „Erinnerung." Wenn auch eine der Damen, welche eine Hauptrolle spielt, die „Mode", hier und da Abänderungen trifft, so folgt man dieser gebietenden Frau doch sehr gern. Ihr zu Ehren war der Reichthum an Geschmeide und Edelsteinen diesmal so groß, daß einige der schönsten Damen ganze Körbe von Edelsteinen trugen. Diese Last drückte sie aber nicht nieder, denn sie bestand darin, daß die Brillanten in den Haaren wie Korbchen gesteckten waren; ein Kopfpuß, der allerliebst stand. Vielleicht daß mancher Liebhaber nicht trostlos gewesen wäre, ein Körbchen der Art aus den Händen seiner Schönen zu empfangen. Die Bälle bei dem französischen Botschafter reihten sich an die vorigen und waren so belebt, daß man den Uebergang der Nacht zum Tage so wenig bemerkte und nicht begreifen konnte, wie es Zeit zum Frühstück sein könne! Erst gegen 9 Uhr Morgens kehrte man nach Hause. Bei Seiner Durchlaucht dem Fürsten von Metternich waren einige sehr elegante soirées dansantes. Fürst Paul Esterhazy, der holländische und der englische Gesandte, dann Graf Beroldinger gaben beinahe jede Woche thés dansants, so daß die haute volée alle Tage des Faschings (mit Ausnahme des Freitags und der Trauertage nach dem so unerwarteten als tief betrübenden Absterben des hochgeehrten Fürsten von Kinsky) Terpsichoren das ihr gebührende Opfer brachte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Madame Tassu.]

Mrs. Trollope macht in ihrem Werke über Paris viel Wesens von den tugendhaften Reichen der Mad. Tassu, von denen wir in Deutschland eben nichts wissen. „Ein Beweis", sagt sie, „daß es gerade nicht nothwendig ist, lasterhaft zu sein, um in Paris sein Glück zu machen, und daß Sittenreinheit den Erfolg nicht hindert, ist die Popularität der Poesie der Mad. Tassu. Sie schreibt, wie eine Frau schreiben muß, mit Anmuth, Gefühl, Zartheit und Frömmigkeit. Ihre literarischen Versuche beschränken sich jedoch nicht auf den blumichten Pfad der Poesie, obgleich es unmöglich ist, nicht zu bemerken, daß sie auf ihm mit Entzücken verweilt, und daß, wenn sie ihn verläßt, es nicht aus innerer Neigung, sondern aus irgend einem andern Antriebe geschieht. Ihr Werk: „Education maternelle" wäre englischen Müttern sehr zu empfehlen, die ihren Kindern frühzeitig Unterricht im Französischen geben wollen; die Aussprache und Accentuation sind so deutlich, daß sie, besonders einem Ausländer, sehr bald geläufig werden. Es ist nicht wenig trostend und beruhigend in einer Zeit, wo eine allgemeine epidemische Wuth sich der Geister der Menschen bemächtigt zu haben scheint, und sie veranlaßt, das als etwas Gutes zu vertheidigen, was alle Erfahrung uns von jeher als böse gezeigt — es ist beruhigend und tröstend, daß der Ruhm doch noch stets denen treu bleibt, die ihn wirklich verdienen."

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 103. — den 28. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die große Ehrfurcht der Kosaken vor ihrem Kaiser *).

Diese Ehrfurcht zeigte sich besonders 1813 beim Anblicke des Alexander-Newsky-Ordens, der wie ein Zauberschlag auf sie wirkte. Ein Graf in der Oberlausitz besaß ein solches Kleinod von seinem Großvater, der es einst als Gesandter in Petersburg von der Kaiserin Katharina II. erhalten hatte. Es wurde in jener Zeit zum Schutzgeiste des Schlosses und der ganzen Umgebung. Ein russischer Fürst, der beim Grafen einquartiert war, machte ihn zuerst mit der Wunderkraft dieses Ordens bekannt, indem er beim Anblicke dieses im Zimmer hangenden hohen Ehrenzeichens zu ihm sagte: „Ich alle meine Orden für den da geben würde; Du ihn brauchen kannst als Deine Sauvegarde, sprich nur: mi atis Alexander Newsky." — Als nun nicht lange darauf fünf Kosaken den Schäfer des Guts von der Heerde jagten, und sie solche selbst auszutreiben bereit waren, eilte der Graf ihnen in den Wald nach, erhob jenen Orden und rief: mi atis Alexander Newsky, und augenblicklich liefen sie von der Heerde ab, küßten den Orden, riefen Hurrah ihrem Kaiser, und nachdem sie zum Beweise ihrer guten Gesinnung das griechische Kreuz von der Brust gezeigt hatten, ritten sie, zufrieden mit einem kleinen Geschenk, vergnügt davon.

Eines andern Tages überfielen ihn mehrere, da er eben auf ein anderes Gut reiten wollte. Sie sprengten mit ihren Lanzen gegen ihn, schalten ihn einen Spion, umringten und durchsuchten ihn, wie sie aber den Alexander-Newsky-Orden fanden, klopften sie ihm freundlich auf die Schulter, sprachen den Namen ihres Kaisers und zogen sich höflich zurück.

Am Tage der Schlacht, die drei Stunden vom Gute entfernt geliefert wurde, stürzten fünf Kosaken in das Schloß, verlangten einen Sattel, und da sie ihn nicht gleich erhielten, drohten sie, alles zu zerschlagen, rannten wüthend durch die Zimmer bis in das Cabinet, wo die Gräfin, acht Tage nach ihrer Niederkunft, ihren Säugling angstvoll im Arme hielt, — als plötzlich der Anblick des Alexander-Newsky-Ordens die Flamme ihres Zornes auslöschte, so daß sie im erbrochenen Schreibtische die goldene Uhr nur betrachteten, um sie wieder ruhig aus der Hand zu legen. Mittlerweile war Zeit gewonnen, ihr Verlangen zu befriedigen.

Dieselbe wunderthätige Kraft übte der Orden aus, als ein roher Haufe von Nachzüglern an den Grafen als ohnmaßgeblichen Wegweiser Hand anlegen wollte. Nach ruhigem Nachtquartier im Dorfe zogen sie weiter.

Ja, als einmal ein solcher Besuch über einen Scheffel Hafer unter sich uneins wurde, und sie schon gegen einander

*) Aus dem Manuscripte eines Hrn. Grafen zur Lippe, der gegenwärtig damit beschäftigt ist, seine Erinnerungen aus kriegerischen Ereignissen vom Jahre 1813 dem Publicum zu übergeben.

Digitized by Google

die Waffen kehrten, war nur die Vorzeigung des Ordens nöthig, um die Ruhe wieder herzustellen. Es war, als wenn der Kaiser plötzlich selbst als Friedensrichter unter sie getreten wäre und eine heilige Scheu sie angewandelt hätte, seine Nähe durch keine Unthat zu entweihen.

Bilder aus Spanien.

3. Jose Maria.

(Beschluß.)

Die Gäste deliberirten noch hin und her, ohne eine der Schüsseln angerührt zu haben, als der Unbekannte vom Bräutigam begleitet erschien. Es war ohne allen Zweifel Jose Maria. Im Vorbeigehen warf er dem wie ein Espenlaub zitternden Notar einen Tigerblick zu, grüßte die Braut anmuthig und bat um Erlaubniß, auf ihrer Hochzeit mittanzen zu dürfen, was natürlich nicht abgeschlagen wurde. Maria nahm einen Stuhl und setzte sich zwischen die Braut und den Notar, der jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen drohte.

Während der Mahlzeit behandelte Jose Maria seine junge Nachbarin auf das Zuvorkommenste. Als Montillawein herumgegeben ward, der, beiläufig bemerkt, dem von Xeres bei weitem vorzuziehen ist, nahm die Braut ein Glas, trank einen Schluck und reichte es darauf ihrem Nachbar. Diese Sitte ist in Spanien uralt, und man bezeigt dadurch dem Gaste eine Höflichkeit, una fineza, wie man es heißt. Unglücklicherweise kommt auch dieser löbliche Gebrauch in der sogenannten vornehmen Gesellschaft immer mehr ab, wie so viele andere auch.

Jose Maria nahm das Glas, dankte verbindlich, erklärte der Braut, er sei ihr gehorsamer Diener und würde mit Freuden jeden Wunsch erfüllen, den sie auch nur leise andeute.

Da wandte sie sich furchtsam und zitternd zu ihrem gefürchteten Nachbar und raunte ihm ins Ohr: „Erweiset mir eine Gnade." — „Tausend!" rief dieser laut.

„Vergeßt, ich beschwöre Euch, die bösen Anschläge, derentwegen Ihr herkamet. Verzeihet Euren Feinden mir zu Liebe und laßt meine Hochzeit ohne Unglück vorübergehen."

„Notar," sprach Jose Maria zu seinem Nachbar, „bedankt Euch hier bei der Señora, denn ich würde Euch ohne deren Fürbitte in die andere Welt geschafft haben, noch ehe Ihr Euer Mahl verdaut hättet. Jetzt aber habt Ihr nichts mehr zu fürchten und dürft ganz ruhig sein." Mit diesen Worten schenkte er ihm ein Glas Wein ein und rief etwas höhnisch lächelnd: „Mach' rasch, Du Mann des Gesetzes, trink' auf meine Gesundheit, der Wein ist gut, ist nicht vergiftet!" Der unglückliche Notar würgte den Wein hinunter. — „Nun, Kinder, ist alles in der besten Ordnung, jetzt müssen wir lustig und guter Dinge sein; weg mit den Grillen und Sorgen (vayn de broma)! Es lebe die Braut!" Er sprang auf, nahm eine Guitarre zur Hand, sang ein Lied aus dem Stegreife zur Ehre der Neuvermählten und zeigte sich während des Essens und bei dem darauf folgenden Tanze so liebenswürdig, daß allen Weibern die Thränen ins Auge traten, wenn sie daran dachten, daß dieser wunderschöne Mensch vielleicht einst am Galgen enden müßte. Etwa um Mitternacht trat ein kleines zwölfjähriges Mädchen zu Jose Maria hinan und sprach einige rothwälsche Worte zu ihm. Der Räuber fuhr zusammen, eilte nach dem Pferdestalle, zog sein gutes Roß heraus, hielt es am Zaume und sprach sichtbar gerührt zur Braut: „Du Kind meiner Seele (hija de mi alma), nie werde ich die Stunden vergessen, welche ich eben bei Euch verlebte. Es sind die glücklichsten seit langer Zeit. Hier nimm diese Kleinigkeit von einem armen Teufel, der Dir gern allen Reichthum Perus zu den Füßen legen würde." Er steckte ihr einen hübschen Ring an den Finger.

— „Jose Maria!" rief die Braut, „so lange noch ein Bissen Brot in unserm Hause ist, gehört die Hälfte Dir."

Der Räuber drückte sämmtlichen Hochzeitsgästen, selbst dem Notar die Hand, umarmte die Weiber, schwang sich behend in den Sattel und sprengte dem Gebirge zu. Jetzt erst wagte der Notar, wieder frei zu athmen. Ein halbe Stunde nachher kam eine Abtheilung Miquelets; der Anführer fragte nach Jose Maria; allein Niemand wollte den gesehen haben.

Das spanische Volk, das alle Romanzen von den zwölf Pairs auswendig weiß, in dem die Sage von alten Zeiten und Helden lebendiger lebt als in irgend einem andern, muß nothwendig hohes Interesse an einem Manne nehmen, der in unserer prosaischen Zeit, die ritterlichen Thaten der alten Helden wieder einmal lebendig zur Anschauung bringt. Noch ein anderer Umstand erhöht die Popularität, welcher sich Jose Maria erfreut. Er ist nämlich außerordentlich großmüthig und freigebig und legt wenig Werth aufs Geld. Nie hat sich ein Hülfsbedürftiger an ihn gewandt, ohne reichlich unterstützt worden zu sein.

Ein andalusischer Arriero (Maulthiertreiber) erzählte mir: er habe durch einen Zufall sein Maulthier, — sein

Digitized by Google

ganzes Vermögen bestand darin, — verloren, und sei mit dem Gedanken umgegangen, sich in den Guadalquivir zu stürzen, wo der Strom am tiefsten ist. Da habe ein Unbekannter, — sicherlich kein anderer als Jose Maria — seiner Frau einen Beutel mit sechs Dublonen zugeschickt. Das, meinte der Arriero, sei die Belohnung dafür gewesen, daß er mehrere Monate zuvor dem von Miquelets lebhaft verfolgten Räuber einen sichern Schlupfwinkel gezeigt habe.

Zum Schlusse will ich noch einen Vorfall erzählen, der den Charakter unsers Helden ins hellste Licht stellt.

Ein armer Hausirer aus der Umgegend von Campillo de Arenas brachte eine Ladung Weinessig zur Stadt, der nach Landessitte in Schläuche gefüllt war. Der mit denselben belastete Esel war schrecklich mager und halb todt vor Hunger. Da tritt auf einem engen Pfade ein fremder Mann, der Jagdkleider trug, dem Essighändler entgegen und fängt laut an zu lachen, als er den Esel erblickt. „Was hast Du da für eine abscheuliche Schindmähre, Camerad? Sind wir in der Carnevalszeit, daß Du einen solchen Aufzug machst?"

„Señor," antwortete der bitter gekränkte Eseltreiber, „so elend das Thier auch ist, so verdient es mit doch meinen Lebensunterhalt. Ich bin unglücklich genug, daß ich mir kein besseres anschaffen kann."

„Wie, diese Krache verhindert Dich, Hungers zu sterben? Die kann ja keine Woche mehr leben. Doch ich weiß ein Auskunftsmittel," und dabei drückte er ihm einen schweren Beutel in die Hände, „der alte Herrera hat ein vortreffliches Mauthier stehen, für das er funfzehn hundert Realen fordert; hier ist die Summe. Morgen, und nicht später, kaufst Du das Mauthier und ziehst keinen Maravedi von der Summe ab. Treibst Du Dich morgen noch mit diesem unglücklichen Thiere auf der Straße umher, so werfe ich Euch Beide, Dich und den Esel, in den ersten besten Abgrund, so wahr ich Jose Maria heiße!"

Der Eseltreiber wußte nicht, wie ihm geschah; er glaubte zu träumen, allein die funfzehnhundert Realen waren in seiner Hand. Er ging also zum alten Herrera und kaufte das Mauthier.

In der nächstfolgenden Nacht wird an Herrera's Thür gepocht, zwei Männer dringen ins Haus und halten ihm einen Dolch auf die Brust, eine Blendlaterne vors Gesicht. — „Mach' schnell, alter Sünder, und rücke mit Deinem Gelde heraus." — „Ach, gnädige Herren, ich habe ja keinen Quarto in meinem Vermögen." — „Das lügst Du. Gestern hast Du ein Mauthier um funfzehnhundert Realen verkauft. Also schnell, oder —". Dem alten Herrera blieb nichts übrig, als das Geld herauszugeben.

Dramatische Literatur.

4. Heinrich der Finkler, König der Deutschen. Ein historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Julius Mosen. Leipzig, 1836. Literarisches Museum.

Lesten wir im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, so würde dieses „historische Schauspiel" mit großem Beifall aufgenommen worden sein. Die Zeit der Ritterschauspiele ist aber vorüber, wenn wir nicht gar behaupten sollen, daß es jetzt auf einige Zeit mit der ganzen dramatischen Literatur zu Ende zu gehen scheint. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher dies komme; jedenfalls ist aber an ein Wiederaufleben des gesunkenen Dramas nicht zu denken, so lange die dramatischen Dichter sich nicht selbst bemühen wollen, völlig Neues zu schaffen. Es ist nicht genug, daß sich Talente finden, welche dramatische Arbeiten in die Welt setzen; diese neugebornen Kinder müssen auch den Stempel einer jungen und frischen Kraft an sich tragen. Das zahme Fortwandeln in dreit getretenen Bahnen, mag es auch manchem gutmüthigen und leicht zu befriedigenden Deutschen noch so genehm sein, schadet mehr, als es nützt. Nur von neu gebrochenen Bahnen läßt sich wie überall in unsern Tagen irgend etwas für das Drama erwarten. Gesetzt auch, es käme dabei manche Mißgeburt zum Vorschein, das Tüchtige wird sich schon hervorarbeiten und Platz gewinnen.

Die vorliegende Arbeit gehört in eine vergangene Literaturepoche. Es spricht sich ein kräftiges Talent darin aus, aber nichts desto weniger wird sie doch so ziemlich ein todtgeborenes Kind bleiben. Schon die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist eine schwierige, um sie nicht eine unglückliche zu nennen. Julius Mosen führt in seinem Gedicht die ganze thatenreiche Regierung des großen deutschen Königs Heinrich an uns vorüber. Man muß gestehen, das es dem Dichter recht wohl gelungen ist, dem Leser ein anschauliches Bild der damaligen Zeit zu geben, allein der Hauptmangel, der kaum zu vermeiden war, besteht darin, daß dem Ganzen die künstlerische Anordnung fehlt. Es scheint faß, als habe der Verf. nach gar keinem festen Plane gearbeitet. Wir werden in rasch vorübereilenden Bildern durch alle Gaue Deutschlands gerissen, kaum daß wir Athem schöpfen können, um uns einmal umzusehen. Ein Drama aber soll ein Kunstwerk sein, kein historischer Gucksasten. Mögen die vorgeführten Bilder dann noch so lieblich anzuschauen sein, sie können doch nicht befriedigen, denn es fehlt ihnen der innere Zusammenhang. Es ist, als ob Körper und Seele in diesem Drama gesondert vor uns erschienen; beide aber müssen in einander aufgehen, dann erst wird die schöne Form daraus. —

Trotz dieser Mängel gehört dieses Gedicht doch zu den besseren dramatischen Producten der neuen Zeit. Es gelingt dem Verfasser, die Zeit zu beleben, was mancher Dramatiker vergeblich erstrebt, aber unter dieser Belebung der gesammten Zeitepoche erblicken wieder seine Personen, wenige Einzelne, z. B. Heinrich, Wido, Wettin, Dedinger und Staudenbein, ausgenommen. Dies konnte nicht anders kommen. Um eine so reiche Zeit, wie die der Regierung Heinrich des Finklers war, in allen Nüancen lebendig wiederzugeben und doch dabei auch die handelnden Personen scharf als Individuen hervorzuheben, dazu gehört eine Shakspeare'sche Kraft. So kommt es nun, daß wir uns jene welthistorische

Digitized by Google

Zeitperiode denken können, aber wie es eigentlich geschah, daß sie dazu geworden, dies müssen wir mehr errathen, als daß wir es geschehen sehen. Das Drama aber muß Alles vor uns entstehen lassen. Den Keim der Handlung müssen wir sprossen und im Verlauf der Dichtung wachsen sehen. Erst wo dies erreicht ist, hat der Dichter seine Aufgabe zur Genüge gelöst. Nicht so in dem vorliegenden Schauspiel. Die meisten Charaktere versuchen sich ins Allgemeine, und die Ungern gleichen sich meist wie ein Ei dem andere. Der Charakter der Nation ist sehr treffend gezeichnet, aber nicht der des Individuums. Wir sehen daher wohl die damalige Zeit, aber nicht den damaligen Menschen. —

Einzelnes hätte der Verfasser mehr zusammenziehen können, z. B. die Scene auf dem Vogelherd und andere, und warum er am Ende gar einen geheimnißvollen Ritter als Fahnenträger auftreten läßt, habe ich nicht einsehen können. Soll etwa die durch ihre eigene Hand gefallene Hedwig dadurch nochmals — und zwar als Schlachtenlenkerin — auftreten? Wollte er irgend etwas geheimnißvoll Wirkendes mit in die Handlung verflechten, so hätte er besser gethan, der Sage gemäß den König auf mehrern Orten zugleich kämpfend auftreten zu lassen. Dies ließ sich mit wenig Worten anbringen und die Wirkung des Ganzen erhöhen.

Diese Uebelstände abgerechnet hat dies Drama doch einen großen Werth. Es zeigt in lebendigen Genrebildern, wie Deutschland vor 900 Jahren war, und wie es, geeinigt durch einen kräftigen Geist, sich selbst befreite. Das möchten wir immer bedenken! Der Patriot wird sich daher von diesem Schauspiel angesprochen fühlen. Brächte er es bis zum Groll über sich selbst, so wäre es noch besser, und immer noch möchten wir uns und unsern Brüdern mit Ebehard dem Franken zurufen:

„Tief wie das Meer und wie der Himmel weit
Ist Deutschlands Noth; doch ist es nicht verloren,
Wenn es sich selbst, sich selber nicht verliert.
O, hätt' ich eines Donnerstimme,
Ich wollte zu euch stürmen Tag und Nacht:
Vereinigt euch und rettet euch, ihr Brüder!
Ach, würden wir doch eins, ihr deutschen Brüder,
Vor unserer Brust zerbräche eine Welt!" —

Ja wohl! So lange sich aber die Geister unnöthig bekämpfen, sind dies fromme, aber auch — bittre Wünsche. Und es sieht wahrlich nicht danach aus, als wollte es bald anders werden!

Wir sind begierig, dem dramatischen Talente des Verf. bald wieder zu begegnen, und wünschen nur, daß auch er sich zuvor über das klar werde, was jetzt zu einem Drama noth thut. Es gebricht ihm nicht an poetischer Kraft, wovon die durchgängig kernige Sprache ein schönes Zeugniß ablegt, aber er suche das Wesen des Dramatischen nicht in der Charakterentwickelung des Individuums; er hat dramatische Scenen geschrieben, aber kein ganzes Drama. W.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Bäur. Kinderfeste.]

Ich kann die Bälle der Gräfin Kerdula Potozka nicht mit Stillschweigen übergehen, ich muß ihrer als Jahrensfeier einer überaus gutmüthigen, höchst gastlichen und leutseligen Dame erwähnen. Durch ihren Tod haben nicht nur ihre Freunde, sondern auch die ganze unterhaltungslustige wiener Welt einen bedeutenden Verlust erlitten, denn sie hatte, seit dem sie sich zu Wien etablirte, keinen lebhaftern Wunsch, kein eifrigeres Bestreben, als den Kreis ihrer Bekannten (der sich aber immer vergrößerte, und auf die ganze, sogenannte société erstreckte) durch Bälle, Lotterien, Dineés, Concerte, la tête du bénit, Unterhaltung zu verschaffen. Dem gemäß wollte sie, obwohl sie den ganzen Winter durch kränkelte, dennoch ihrem Grundsatz treu bleiben und, bei ärztlichen Verbotes ungeachtet, ein Paar große Bälle veranstalten; diese hatten auch Statt, aber bald darnach starb sie, so, daß man gewissermaßen sagen darf: Sie starb in ihrem Berufe! Die vor einigen Jahren durch die Herzogin Sagan und die Gräfin Zichy erzirten Pique-niques auf dem Casino des Herrn Sichermacher waren zwar sehr belebt, allein, seitdem die beiden Schwadronen sich zurückzogen und diese Bälle gleichsam ihrem eigenen Schicksale überließen, fehlt ein zu großer Theil der eleganten Welt, um noch so interessant zu sein als zu der Zeit ihres Entstehens. Sie werden nun gleichsam als tanzende Aushülfstage betrachtet, und mit dem Beisatze prescriptet, falls gerade kein anderer Ball wäre, denn sie Platz machen müßten. Daß die Kindlein auch dieses Jahr nicht zu kurz kamen, versteht sich; sie hatten Feste, wobei sie costümirt und maskirt erschienen, und woran sich die Eltern nicht minder als die Kinder erfreuten. Die Fürstin Maria Esterhazy zeigte sich ihnen vorzüglich gewogen, denn sie sprach einige Mal: „Lasset die Kindern zu mir kommen" — Daß die Großen nicht ausbleiben, versteht sich. Der segenannte lange Tag bei dem russischen Botschafter schloß die lustige Zeit auf eine sehr lustige Art. Ein Ball, der um 1 Uhr Mittags beginnt und bis Mitternacht währt, gilt für lang, das ist gewiß, daß aber kein Theilnehmer dieses Fest zu lang fand, ist nicht minder gewiß. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, vor dem dejeuner die schönen Tänzerinnen bei Sonnenschein, und wenige Stunden darauf dieselben Reize in einer andern Beleuchtung zu bewunden. Ferner die gänzlich veränderten Toiletten der Damen. Die frischen Blumen im Haar und am Busen, diese Spende der Natur, werden mit Bouquets und Kränzen der Madame Angélique vertauscht; die sterlichen weißen oder gelben Kleider mit Blau, Lila und Roth; die verbleichten Damen erscheinen dann mit Schmuck, und das Ganze gestaltet sich unverwerkt zu einem neuen Feste, wozu kaum eine Stunde Zeit — als Pause zum Toilettenwechsel — verwendet wird. Nur Strauß, der nimmer Ruhende, der rastlos Thätige, weiß nichts von Pausen, oder von einem Wechsel der Tageszeit. Er ist das belebende Princip der Füße, sowohl der diplomatischen als aller übrigen tanzlustigen Füße und Füßchen der wiener Herrn und Damen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notiz.

[Mrs. Child.]

Von Mistress Child ist kürzlich zu London in zwei Bänden ein Buch erschienen, das eine Geschichte der Frauen, eine Schilderung ihrer Verhältnisse und ihrer Stellung zur Welt in allen Lebensaltern und unter allen Völkern enthält. (History of the condition of Women in various ages and nations.) Die Verfasserin hat alles, was sie über das Thema in Reisebeschreibungen und ethnographischen Darstellungen gelesen, auch die Ansichten der älteren und neueren englischen Schriftsteller über weibliche Natur, fleißig zusammengestellt. Es ist eine Geschichte weiblicher Duldung und Kreuzigung durch alle Jahrhunderte hindurch. Es ist wahrlich, daß gerade eine englische Frau dies Thema sich stellte.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 104. — den 30. Mai 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner.

3.

Die Cholera.

Es war an einer schwülen Nachmittagsstunde — irre ich nicht, so war es der 6. August, als sich von den Höhen der Kassobah ein seltsames Menschengetümmel herabbewegte. Ein Haufen müßigen maurischen Pöbels und rothhosiger Soldaten und Matrosen umdrängten eine offene Bahre, deren Träger man an ihren glattgeschorenen Köpfen und grauen Röcken als Sträflinge von den travaux publics erkannte. Zwei andere Individuen dieser unglücklichen Zunft lagen auf den harten Bretern ausgestreckt. Der eine schwarzgelben Gesichtes starrte mit gläsernen Augen regungslos den Himmel an, der andere wälzte sich stöhnend unter Convulsionen, daß die Träger mehr als ein Mal anzuhalten sich gezwungen sahen.

„Was haben diese Kerls mit ihren teuflischen Grimassen?" fragte einer den andern. „Sie sind betrunken!" meinte ein spanischer Matrose. „Es ist die Cholera!" rief scherzend ein französischer Soldat. „Die Cholera! die Cholera!" riefen viele lachende Stimmen nach. Manchem Europäer trat aber bei der Nennung des fürchterlichen Namens doch ein wenig die Farbe aus den Wangen; die Eingeborenen, die keine Ahnung hatten, daß dieses Wortes Bedeutung der Tod sei, blieben gleichgültig wie immer.

Man darf sich keineswegs wundern, daß die Epidemien unter den Sträflingen gewöhnlich ihre ersten Opfer holen. Die zu den travaux publics Verurtheilten sind zwar alle nur Verbrecher geringern Grades und tragen nicht wie die zu travaux forcés verdammten Missethäter in Toulon und Brest den rothen Rock, das Brandmahl und die Ketten; ihr Loos ist dagegen in Algier ein noch bei weitem schrecklicheres. Unter dem Gluthstrahle der Sonne Africas, deren heißer Stich selbst die Felsenhäupter bleichte, müssen jene Unglücklichen zehn Stunden des Tages in den Steinbrüchen arbeiten, haben des Nachts ein elendes Strohlager und bekommen zur Nahrung eine schlechte Kommißbrotsuppe, welche der hungerigste Bauernhund bei uns verschmähen würde. In der heißen Jahreszeit wüthen daher die Fieber immer auf eine fürchterliche Weise in den dumpfigen Gewölben jener Missethäter, und für eine große Zahl ist der Tod dort eine Erlösung, eine Wohlthat.

Am Abende des nämlichen Tages, an welchem jener Vorfall sich begab, fand ich an unserer Table d'Hôte die Stabsärzte der Armee, Maris und Stefanopoli, im eifrigen Gespräche. Sie hatten die Kranken selbst gesehen und disputirten jetzt über die bedenklichen Symptome, welchen der Tod nach wenigen Stunden ein Ende gemacht hatte. Doctor Maris hielt sie für wirkliche Fälle der indischen Brechruhr, Stefanopoli bekämpfte seine Meinung.

Digitized by Google

In den untern Zimmern des Hotel de Paris essen jeden Abend viele Leute niedern Standes, darunter eine Menge von Militairkranken-wärtern in ihren hübschen blauen Uniformen. Auch an ihren Tischen drehte sich das Gespräch nur um die Cholera, und wenn gleich alle an ihrem Ausbruche zweifeln wollten, so sprachen sie doch heute dem Gläschen stärker als gewöhnlich zu, um den geheimen Schauer niederzukämpfen, der schon bei dem Namen jenes finstern Gespenstes in ihnen auftauchen mochte.

Tages darauf war Alles wieder still. Die Abfahrt der schönen Kriegsflotte, welche mit der Fremdenlegion nach Spanien segelte, war die Tagesneuigkeit, die alles Andere vergessen machte. Am 11. August traf Marschall Clauzel auf dem Dampfschiffe „le Ramier" ein. Der Enthusiasmus belebte alle Classen der Bevölkerung. Den Eingebornen hatte der großartige Charakter des berühmten Kriegers schon unter seiner ersten Verwaltung imponirt, und sie nannten ihn „den gerechten Sultan"; den Ansiedlern war er als ein eifriger Begünstiger der Colonisation bekannt, und die Armee, welche unter dem friedlichen Commando des alten Grafen Drouet d'Erlon Feiertage hatte, oder vielmehr die Hacke und Schaufel statt des Schwertes schwingen mußte, hoffte mit Clauzel eine würdigere Laufbahn mit Beute, Ehrenkreuzen und Avancements kommen zu sehen.

All' die merkwürdigen Truppencorps der schönen Armee von Africa defilirten vor dem Marschall unter Trommel- und Trompetenlärm. Leuchtend im Glanze der neuerlangten Herrschaft blickte der alte Kriegsgefährte Napoleon's auf die jungen kampflustigen Scharen, die mit Begeisterung ihm den Beistand ihrer tapfern Arme zur Vollführung seiner Riesenpläne boten. Ach, die Unglücklichen in ihrer vollen Jugendkraft hätten in jenem Augenblicke nicht geglaubt, daß in wenigen Tagen Tausenden ein anderes Ende als der ruhmvolle Tod auf dem Schlachtfelde bevorstehe! Noch in derselben Nacht erkrankten gegen vierzig Mann. Man trug sie aus den Kasernen nach den Krankenbaracken im Deigarten, wo sie halbtodt ankamen und trotz allem Reiben und Theetrinken nach wenigen Stunden verschieden. Die Mehrzahl der Kauffahrteischiffe lichtete auf das schnellste die Anker, da keine Gesundheitszeugnisse mehr ausgegeben werden sollten, und ein offizielles Bulletin vom 12. August verkündete der bestürzten Bevölkerung den Ausbruch der Cholera.

Ich stand an diesem Unglückstage auf dem großen Platze vor dem alten Deipalaste und beobachtete die Mienen des niedern Volkes, welches ziemlich ruhig und gleichgültig auf der Erde gekauert saß, und wenn ihm einer von der drohenden Seuche sprach, die Hände mit den Worten: „Allah Kerim!" d. h. Gottes Wille geschehe! zum Himmel erhob. Vielleicht meinten diese Menschen auch, weil keiner der Ihrigen noch gestorben, Allah werde mit der fürchterlichen Geißel nur die Giaurs bestrafen und seines Propheten Söhne verschonen.

Als aber im Laufe des dreizehnten Augusts gegen hundert Biskaris und Kabylen am Hafen unter Krämpfen und Speien zusammensielen, und man bald die schwarzgelben Leichen vieler vornehmen Mauren hinaustrug, da schien auch ihnen die Ahnung endlich durch den Sinn zu fahren, daß ihre Sterbestunde nahe. Alles eilte nach den Moscheen, wo ihre Priester in seltsamen Tönen, dem Krähen der Hähne ähnlich, ihre Stimmen erhoben. Ein alter Marabut begab sich, von einer unermeßlichen Volksmenge begleitet, nach der großen Moschee, die ihre schöngewölbte Kuppel neben dem Thurme der katholischen Kirche erhebt. Dieser Greis stand unter dem Volke im Geruche großer Heiligkeit und ward immer mit kindlichliebevoller Verehrung begrüßt, sobald er auf der Straße sich zeigte; ja an jenem Tage erschien er selbst mit wie ein Prophet. Sein finsteres Gesicht, dessen strengen Ernst kein Christuszug der Liebe milderte, paßte ganz zu einem Verkündiger der Schreckenstage, welche kommen sollten. Betend lagen Hunderte, welche die Hallen der Moscheen nicht fassen konnten, auf dem Pflaster, die bärtigen Gesichter zur Erde geneigt, in starrer, dumpfer, verzweiflungsvoller Andacht, als sei dieses ihr letztes Gebet vor dem Grabe. Man bemerkte da wohl, daß auch den Muselmännern, trotz ihres fanatischen Glaubens an die Verheißungen des Korans, der letzte Gang ein schwerer däucht.

Von den Europäern sah man nur äußerst wenig auf der Straße. Sie verschlossen sich in ihre finstern Gemächer, wo die Cholera sie dennoch zu finden wußte. Die Betstühle der katholischen Kirche standen verlassen, weniger aus Indifferenz gegen die Religion, denn in solchen Tagen sucht jeder seinen Frieden mit dem Himmel zu machen, als aus Furcht vor der Ansteckung; den Christen schienen nicht wie den Muselmännern die Hallen ihres Gotteshauses ein Schutz gegen die kalte Schauerhand des schleichenden Gespenstes zu gewähren. Selbst den Soldaten, welche durch die Straßen patrouillirten, sah man an ihren niedergeschlagenen Mienen an, daß sie leichtern Muthes

Digitized by Google

wider die Beduinen ausrücken als hinter den Mauern der kranken Stadt verweilen würden. Doch diese Tage des Trübsals, wo die Glocken ohne Aufhören uns theure, befreundete Wesen zu Grabe läuteten, sind ja auch bei uns in Deutschland in frischem Andenken, und in Algier war das Auftreten der Cholera nur noch entsetzlicher, weil dort kein Entrinnen möglich war. Das Meer oder die Beduinen vor sich, mußten die Europäer in gezwungener Resignation ihr Schicksal erwarten, und auch die Eingeborenen, welche in den Städten des innern Landes vielleicht ein Asyl hätten finden können, hielt der Fatumsglaube, daß der Tod sie auch dort nicht verschonen werde, an diese Schauerstätte gebannt.

Vom 12. bis zum 30. August nahm die Zahl der Kranken täglich in ungeheurem Maße zu. Mehrere Stunden des Tages hallte der Kanonendonner von dem Kaiserfort und der Kassobah herab, unzählige Feuer brannten jeden Abend in den düstern, winkeligen Gassen, um die Lüfte von den Dünsten zu reinigen und der Cholera Schrecken einzujagen, aber diese alten abgenutzten Mittel, die man zum hundertsten Male vergeblich wiederholte, betrogen die Seuche und ihre Opfer nicht, und der bebende Flammenschein leuchtete nur zu dem fürchterlichsten Schauspiele, welches die Nacht mit ihrem schonenden Dunkel bedecken wollte.

(D. B. f.)

Dramatische Literatur.

5. Sämmtliche Werke von Michael Beer. Herausgegeben von Eduard von Schenk. Mit dem Bildnisse des Dichters. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Mit dem frühzeitig verstorbenen Beer ist ein schönes Talent verloren gegangen, das sich vielleicht in der Folge geist kräftiger und eigenthümlicher entwickelt hätte, als dies in den vorliegenden Werken geschehen ist. Beer's Muse ist sauber und zierlich; sie liebt die Ordnung, wenn auch dabei das rein Poetische zu Grunde gehen sollte. Die ersten Producte dieses Dichters sind keine in Begeisterung geborene Kinder, es sind Früchte der Lectüre der Alten, sie gefallen, aber sie ergreifen nicht. In „Klitemnestes" und den „Bräuten von Argognonien" findet man nur jenen Wiederschein der Poesie, den eine geschickt gehandhabte Sprache hervorzubringen vermag. Denn auch in der Sprache liegt eine Art Poesie, die man leicht für die wahre halten kann. Der Wohllaut, der Rhythmus, die Harmonie bezaubert, selbst da, wo alles innere Feuer fehlt. Dies ist es, was die ersten dramatischen Werke Beer's charakterisirt, und gerade diesem hat er vielleicht einen großen Theil des Erfolgs zu danken, der ihm für sein Streben geworden ist. — Beer ist kein rein dramatisches Talent, er ist lyrischer Natur. Ueberall singt die Lyrik durch, die nicht selten in bloßen hohlen Wortpomphast ausartet, der aber oben wieder durch die künstlerische Behandlung der Sprache bestickt. —

Reifer erscheint Beer in dem „Paria." Hier bricht ein dämmernder Strahl echter Poesie wie der erste Schimmer des Morgenroths in seine Seele. Das Herz beginnt zu schlagen, er wird Mensch und vergißt darüber den Künstler, der früherhin den Menschen vernachlässigte. In „Struensee" und „Schwert und Hand" zeigt sich dies Erwachen des Dichters und Menschen noch deutlicher. Struensee ist ein dramatisches Gedicht, aber kein Fortschritt in der dramatischen Poesie. Idee, Behandlung, Sprache, Charakteristik, Alles erinnert unwillkürlich an Schiller's „Wallenstein." — Dies ist die gewöhnliche Klippe, woran die meisten unserer jüngern Dramatiker scheitern. Ahmen sie auch nicht nach, so bilden sie sich zu scheu nach vorhandenen Mustern. Die deutsche Natur, die vielgepriesene Bescheidenheit läßt sie zu nichts Eigenthümlichem kommen. Wäre doch nur einmal ein junges Talent so unbeschieden und trätte diesen Mustern keck entgegen, wir wollten die Grobheit über der Genialität recht gern vergessen. Denn anders ist an ein Wiederaufblühen des deutschen Drama nicht zu denken. Unsere jetzigen Dramen kommen mir vor wie Sonnenlicht, von einem glänzenden Gegenstande zurückgestrahlt. Es ist freilich noch immer Sonnenlicht, aber nur der Reflex. Es wärmt und belebt nicht; es sieht süß melancholisch aus wie der liebe Mondschein, an dem man sich allenfalls erfreuen kann, der aber auf die Dauer doch sehr langweilig wird.

„Menner und Zähler" ist ein recht hübsches Lustspiel, das auf der Bühne, gut dargestellt, wohl gefallen würde. „Der neue Toggenburg" ist unbedeutender. Zu bedauern ist, daß sich Beer der Novellenpoesie nicht mit größerm Eifer ergeben hat. Nach der hier mitgetheilten Skizze „Raphael's Schatten" zu schließen, würde er wahrscheinlich Erfreulicheres geleistet haben.

Eduard von Schenk hat dem Buche eine „Biographie und Charakteristik" des Dichters beigefügt, die an einigen Stellen Ansichten aussperrt, denen ich nicht das Wort reden möchte. Eduard von Schenk schreint mit der neuen Zeit zerfallen zu sein, oder begreift ihr Streben nicht. Anders wenigstens lassen sich die Aeußerungen S. XV. u. XIX. nicht deuten. Hier ist jedoch nicht der Ort, mit ihm darüber zu rechten, weshalb ich nur erwähne, daß, soll eine Wiedergeburt der dramatischen Poesie in Deutschland möglich gemacht werden, dies nur dadurch geschehen kann, daß der Dichter sich in dem modernen Leben unterzieht, und aus dessen Schmerz seine Freude bringenden Schöpfungen saugt.

Eigenthümlicher und poetischer ist:

6. Die Lustfahrt. Trauerspiel in 5 Aufzügen, von H. Koenig. Leipzig, Brockhaus. 1836.

In diesem Gedichte sind die meisten Elemente vorhanden, aus denen sich mit der Zeit eine neue Tragödie entwickeln kann. Grabbe hat jüngst in seinem „Hannibal" einen Anlauf zu einer neuen Umgestaltung der Tragödie genommen, bei ihm ist aber Alles so gewaltig, daß wir in unserer Kleinheit davon erdrückt werden. Es ist eine absolute Unmöglichkeit, Grabbe's „Hannibal" auf die Bühne zu bringen, man müßte denn das Theater auf den Ruinen von Palmyra erbauen wollen. Nur in solcher Umgebung etwa würden sich Grabbe'sche Dichtungen darstellen lassen. König ist genügsamer; er nimmt nicht die ungeheuerlichen Riesenmaßen, womit sich Grabbe wie mit Kinderbällen unterhält; König bleibt in den Schranken. Aber er wird nicht kleinlich, er ahmt nicht nach, er klimpert nicht mit lyrischem Schellengeläute und sentimentalem Wortgejodel. Seine Sprache hat nicht nur Poesie, sie ist Poesie. Und ist ist ein großer Unterschied. Dabei versteht er Charaktere zu zeichnen und sie zeitgemäß aufzufassen. Man sieht in ihnen die innere Geschichte der Zeit, in die er die Handlung verlegt, wie eine aufbrechende Lotusblume auf dem Meere schwimmen. Und dies ist die Aufgabe eines jeden Dichters, der die Geschichte zur Grundlage seiner Schöpfungen machen will. — Nur das Gestalten will ihm nicht recht glücken. Sein Plan ist zog und vers

Digitized by Google

wischt; man könnte ihn ohne Verlust von irgend Etwas ganz umstoßen; er hat keine innere poetische Nothwendigkeit.

Die Wahl des Stoffes ist sehr glücklich — der Tod Otto's III. in Italien. Der Dichter läßt Otto an Gift sterben, das ihm Stephanie, die Witwe des hingerichteten Crescentius, auf der Lustfahrt im Kelche reicht. Diese Wendung ist schön und die Ausführung poetisch. Die meisten Charaktere, Otto, Gerwin, Bischof Bernwaed, Hero, Fermo, Norana, Stephanie sind bestimmt entworfen, und die Scenen im Lager geben ein ziemlich anschauliches Bild des deutschen Lebens damaliger Zeit. Nur vermißt man ungern die Poesie in diesen Scenen; denn der modernisirte Knittelvers des Verf. erfüllt diese keineswegs, so leicht er sich auch darin bewegt. Herr König hat Talent zur dramatischen Poesie; seine originellen, tief poetischen Bilder machen die Sprache kernig und dramatisch. Er reflectirt und raisonnirt nicht, er läßt handeln, obwohl er des Dialoges nicht ganz Meister ist.

Traurig dagegen nimmt sich aus:

7. Wiesla, oder die Männerfeindin. Ein tragisches (!) Drama in 5 Aufzügen, nach von der Velde, von H. G. Lambrecht. Mannheim. In Commission bei Hoff. 1835.

Es ist schwer zu begreifen, wie der Verfasser dieses Machwerk den deutschen Frauen hat dediciren können. Man könnte dabei auf satyrische Gedanken kommen, wenn der Verf. nicht so gar sentimental-ernsthaft wäre. Daß ich aber den Deutschen Frauen einen Rath geben, so hütte ich hoch und höchst, weder die Dedication noch das Drama zu lesen. Es ist ein confuses, langweiliges, durchwässertes, mit einigen 50 oder 60 „Has" gespicktes Durcheinander, in dem jeder segenannte Charakter eine Schlafmütze ist. Herr Lambrecht mag ein ganz guter Mensch sein, ein dramatischer Dichter ist er ganz gewiß nicht, und es thut mir leid, ihm diesen Gedanken, der ihn wahrscheinlich sehr beglückt hat, benehmen zu müssen. Jedenfalls thut er am besten, er drückt seiner dramatischen Muse die Augen zu, wie Bäringer dem Herzoge Ratzamislaw in diesem tragischen Drama, und ich selbst will die gleiche letzte Ehre dieser verungluckten Arbeit anthun und dabei mit ruhigem Hinfallenten: „Requiescat in pace!" rufen.

W.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Ball im Augarten, Fest der 22.]

In der verlezten Faschingswoche hatte in den Augartensälen ein Ball Statt, der in verschiedener Beziehung viel Gesprächsstoff gab; er war zu einer Zeit, als man eben den Eisstoß erwartete, welcher das ganze Local sammt der fröhlichen Versammlung unter Wasser hätte setzen können. Der Gedanke machte die Sache pikant, es war neu und originell, denn von Feuersbrunst auf einem Ball wußte man schon etwas zu erzählen, doch von keiner Ballüberschwemmung! Ein Paar Tage im Wasser zuzubringen, eine Nachbaufahrt im Schiff, das Alles wäre romantisch gewesen! Aber es ereignete sich nichts daron, die Donau war so vernünftig, einzusehen, daß, wenn sie auch ausbliebe, dieses Fest doch kein trockener Spaß sein würde, und daß die Gäste an den Fluthen von Eis, Limonade und Champagner auch ohne sie genug Feuchtigkeit haben würden. Sie hätte die geschmackvolle Beleuchtung, die einen überaus angenehmen Anblick gewährte, mit einem Mal ersäuft, ja selbst die lieblich duftenden Blumen wären nicht verschont geblieben, der Flußgott hätte sie unbarmherzig fortgerissen und ihnen jede Gelegenheit geraubt, die Schönen wie ihre Schwestern freundlich zu begrüßen, und ihren Reizen so zu huldigen wie die jungen Herrn, die sie gleichfalls als Rosen betrachteten, welche die Schmetterlinge umgaukeln. Zu Orpheus-Strauß Fußen befand sich eine Art Estrade, für die nicht tanzenden Damen, Mamans und gardes de dames, welche von dieser Erhöhung, wie von einem Observatorium, auf die junge Welt herabblickten und bei ihren physiognomischen Forschungen überall nur fröhliche Gesichter bemerkten; das kam wohl daher, daß man bei diesem Balle an den Ecken des Saales keine betrübten, nach Tänzern harrenden Fräulein sitzen sah. Alle Wünsche waren befriedigt; es fehlte eben so wenig an Tänzern (eigentlich Tanzlustigen, welches weiterlei ist), als es an solchen Tänzerinnen fehlte, bei deren Anblick man dem Himmel dankte, Unterricht im Tanzen erhalten zu haben. Daß allen Damen gebührlich wurde, mit Ausnahme einer einzigen, spricht am meisten für die Unterhaltung, denn diese einzige donna abbandonata war Dame Fortuna! Die Spielzimmer standen beinahe vereidet. Um ein Uhr wurde der zweite große Saal des Augartens eröffnet, in welchem drei Tafeln, jede zu hundert Personen auf eine zierliche und dabei auch sinnige Weise gedeckt waren, denn es wurde dabei nicht vergessen, daß die Damen auch während des Speisens gern der Sprache ihre Rechte einräumen, folglich waren die Tafeln so arrangirt, daß die nicht sitzenden Herren ihrem Dienste als Cavaliere servente mit großer Bequemlichkeit nachkommen konnten, wobei selbst jene Schönen, welche das sehr spinnige Souper nicht reizte, in der geistigen Nahrung des Gespräches Ersatz fanden. Nach einer Stunde kehrten alle Theile zu den Tanzfreuden zurück, welche bis frühen Morgen währten, und wofür man den Festgebern vielen Dank wußte. — Jedermann erinnert sich mit Vergnügen des Balls der 22!! — Wenn der Leser wissen will, wer die 22 sind, so antworte ich: Die Einladungskarte enthielt zweiundzwanzig Namen; allein die 22 Herren lassen sich nicht unter einen Hut bringen. Ich kann nicht sagen, das Fest der jungen Herren, da Einige derselben nicht mehr zur Jugend gezählt werden, noch weniger würden die Jungen mit der Bezeichnung: Fest der alten Herren, zufrieden sein. Nenne ich es eine fête de garçons, so protestiren die Ehestanen der verheiratheten Festgeber, und die Honneurs würden es mit gar nicht verzeihen, wenn ich sagte, der Ball der Ehemänner, folglich bleibt es dabei: „Das Fest der 22;" ich bin gewiß, daß, wann sie so galant sein wollen, im nächsten Carneval den Ball zu wiederholen, sie keine andere Firma anzunehmen brauchen.

An Artigkeit wirst Du die Herrn erkennen,
Doch ihre Namen kann ich Dir nicht nennen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Hunde als Schmuggelter.]

Man hat nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht, Tauben zur Briefpost abzurichten. Ein schöner Gedanke für Liebende. Jetzt richtet man auf der Gränze von Frankreich und Belgien Hunde zum Schmuggelhandel ab. Ein guter Gedanke für Spitzbuben en gros. Diese Schmuggelei durch Hunde wird besonders mit Branntwein getrieben. Ein Hund schafft etwa 2 Litres in Blasen fort. Es fragt sich, ob man diese vierfüßigen Helfershelfer und förmlich angestellten Commis der Spitzbüberei, wenn man sie ertappt, in Form Rechtens erschießen, oder diesen Thieren in Rücksicht auf ihr mißgeleitetes Talent der Klugheit Pardon geben soll.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 105. — den 31. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moriz Wagner.

3.

Die Cholera.

(Beschluß.)

Die Hospitäler waren längst überfüllt, dreitausend Soldaten lagen in den Militairlazarethen leidend und sterbend, und der Boden des bürgerlichen Krankenhauses war ebenfalls im wörtlichsten Sinne mit Sterbenden bedeckt. Viele Hunderte der armen Lastträger verschieden auf den Straßen und wurden auf ihren eigenen Tragestangen jeden Morgen von ihren alten Cameraden hinausgeschleppt und der Erde übergeben. War es nicht rührend, daß keiner der armen Mohammedaner sich diesem letzten Liebesdienste entzog, hoffend, morgen werde einer seiner Brüder das nämliche an seinen Gebeinen thun? Ganz anders war es bei den Europäern, von deren Sterbebette die eigenen Angehörigen mit Grausen hinwegflohen, denen selten eine weinende Tochter oder Gattin die Augen zudrückte, denn die Todesfurcht und der mächtige Trieb der Selbsterhaltung hatten alle liebenden Gefühle erstickt.

Wenn der Leichenwagen am Morgen durch die größern Straßen rasselte, da wies man bedend die betrunkenen Träger, welche den Branntwein als einziges Präservativmittel gebrauchten, nach der dunklen Stube, wo die kaum erkaltete Leiche lag. Ohne Sarg, ohne die geringste Hülle wurde diese auf den Wagen geworfen und lag da neben andern ohne Unterschied des Geschlechts. Erst jetzt ward das Angesicht mancher maurischen Frau, nachdem der Tod seinen verzerrenden Stempel darauf geprägt hatte, zum ersten Male unverhüllt von fremden Männerblicken gesehen.

So rollten über dreißig Todtenwagen täglich zu dem Thore hinaus. Auf dem schlechten Straßenpflaster holperten die Räder, als wollten sie die hüpfenden Körper wieder zum Leben rütteln. Ein schauerlicher Anblick — dieser Todtentanz! — diese Umarmung verzerrter Leichen, Lippe an Lippe ruhend! — Daß der Tod versöhne, war hier schrecklich zu schauen.

Der Doctor Maris brachte uns seinen täglichen Rapport über den Stand der Seuche in dem großen Lazarethe des Deigattens. Er war ein Mann von kolossaler Figur und hätte zum Flügelmann einer Grenadiercompagnie vortrefflich gepaßt. Trotz der Essigdämpfe und des Leichengeruchs, den er täglich einathmen mußte, ließ der wackere Mann sich die guten Schüsseln an unserer Table d'Hôte aufs beste schmecken, und wenn es Schwarzwildbret gab, aß er gewöhnlich für drei Mann. Aber eines Tages schien er den Schall der Eßglocke überhört zu haben, denn die Suppe war vorüber, ein gewaltiger Eberkopf mit trefflicher Sauce wanderte immer kleiner werdend von Hand zu Hand, und der Doctor Maris war noch immer nicht da. Sein Freund Stefanopoli schüttelte den Kopf und meinte, es müsse mit

Digitized by Google

seinem Collegen heute etwas vorgefallen sein, denn sein Lieblingsgericht habe er noch nie versäumt. Tages darauf äußerte der Stabsarzt Stefanopoli mit größter Ruhe: „Ach, der arme Maris hat gestern ins Gras beißen müssen!"

Wie jene merkwürdige Krankheit, deren Verbreitung uns ein ewiges Räthsel bleiben wird, seine Opfer eben so häufig in den Prunkzimmern wie in den elenden Hütten sucht, so zerstört sie, je nach ihrer Laune, die kräftigsten Constitutionen wie die schwächlichsten Körper. So erinnere ich mich zweier armen deutschen Handwerksgesellen, welche Brüder waren, die größte Aehnlichkeit mit einander hatten, und bleich wie Schatten aussahen, obwohl sie niemals krank waren. Sie arbeiteten in verschiedenen Stadtquartieren, wurden aber seltsamer Weise Beide zur nämlichen Stunde von der Cholera befallen und starben auch an demselben Tage, ohne daß der Eine von der Krankheit des Andern Etwas wußte.

Ich entkam den Scenen des Ekels und Entsetzens, als die Krankheit ihren fürchterlichsten Höhepunct erreicht hatte. Als ich an den Bord des Schiffes mich begab, welches nach Frankreich zu segeln im Begriffe war, da sah ich keinen von den schmutzigen Lastträgern, die in großer Zahl beim Aussteigen mich umringt und ihre Dienste mir aufgedrungen hatten. Hier lagen Tragestangen, die kein Mensch mehr aufhob, dort schaukelten Gondeln am Ufer, die keine Piloten mehr hatten. Wo ist der alte Araber, der hier immer saß im silberweißen Barte und mir fast täglich von seinen Orangen verkaufte? An seiner Stelle saß jetzt einer seiner Söhne, der ein klägliches Gesicht schnitt, als ich ihn fragte: wo sein Vater sei? Warum mochte der Junge so betrübt sein? Vielleicht beneidete er das glückliche Loos seines Vaters, der nun der irdischen Seligkeiten in Mohammed's Paradiese sich erfreut und von goldenen Palmen die himmlischen Krystallglocken tönen hört, während funfzig Mädchen mit schwarzen Augen ihm Caffee und Pfeife reichen. So wenigstens ist das Paradies der Muselmänner nach Mohammed's Verheißung.

Einige todtbleiche Gestalten wankten zuweilen auf den Quais vorüber. Es waren solche, welche ohne Aderlässe und Arzeneien mit Hülfe des besten Arztes, der Natur, die Krankheit siegreich überstanden hatten und nun mit dem Leichentragen sich viel Geld verdienten. Furchtbar hatte die Seuche gegen die Neger gewüthet, doch kann dieses wohl auch einigermaßen Täuschung von meiner Seite sein, denn die Cholera zeichnet ihre Todten alle so moberhaft schwarz, daß ich Manchen, den man hinaustrug, für einen Neger halten mochte, der im Leben vielleicht weißer als ich selbst war.

Eine Araberin, alt und häßlich, ohne Schleier, trat mir noch in den Weg und erbot sich, mir aus den Linien meiner Hand, nach Art der Zigeunerinnen, mein Schicksal zu weissagen. Solche Weiber sind in allen Coffeehäusern und Barbierstuben eine häufige Erscheinung, aber ich wollte nie etwas von ihren Prophezeihungen hören und hielt sie mir stets mit einer kleinen Kupfermünze vom Leibe. Doch jetzt, wo ich von diesem Strande Abschied zu nehmen im Begriffe stand, war ich neugierig, zu hören, was für ein Schicksal mich im Vaterlande erwarte. Ich reichte ihr also meine Hand und konnte mich eines lauten Lachens nicht enthalten über die süßen Dinge, die sie mir sagte, und die sie schon zu hundert Andern gesagt haben mochte. Ach, wollte man diesen Prophetinnen glauben, so gäbe es keine Unglücklichen mehr auf der Welt!

Das letzte lebende Geschöpf, das ich an diesem Strande sah, machte fast einen noch unheimlichern Eindruck auf mich als alle Schrecknisse der vergangenen Tage. Es war dies freilich nur ein magerer alter Hund, der sichtbar mehr an Altersschwäche als an Cholera litt, und sich hier dicht am Rande des Hafens niedergelegt hatte, in ruhiger Resignation den Tod erwartend wie der alte Mohikaner in Cooper's Roman. Ich suchte vielleicht in dieser zufälligen Erscheinung, die mir ja überall begegnen konnte, eine Bedeutung, die sie gewiß nicht hatte. Der alte Hund sah mich so unbeschreiblich verständig an, wie ein sterbender Weiser; es lag eine so seltsame Wehmuth in seinen letzten Blicken, als quälte das Thier die Furcht, bei der Auferstehung ein Mensch zu werden. Armes Thier! Für dich war es gut, daß die Cholera den Lastträgern Beschäftigung gab, denn sonst hätten sie dich längst in die Wellen geworfen, ehe du deine alten Augen geschlossen hättest.

Das waren die letzten traurigen Bilder bei meinem Scheiden von Africa! Seltsam contrastirte die Ungeduld, welche mich in der ersten Nacht, in der Furcht, Algier könne mir entgehen, kaum schlafen ließ, mit dem jetzigen sehnlichen Wunsche, so schnell als möglich diese Küste aus den Augen zu verlieren. Selbst die Vegetation bot mir keinen Reiz mehr dar. Die Julinsonne hatte längst alle Blumen verbrannt, die Palme schien mir ein kahler, häßlicher Baum, und ich konnte nicht begreifen, wie ich ihn je für schöner als unsere deutschen Eichen halten konnte.

Scheint es nicht, als ruhe ein ewiger Fluch auf diesem Lande, trotz seiner paradiesischen Natur, und hänge allen

Digitized by Google

denen mit an, die ihn betreten haben? Man werfe einen Blick auf Numidiens Geschichte und seine Bewohner, welche hier wechselseitige Eroberer und Sklaven waren. Starb nicht schon vor drei Jahrtausenden Dido hier den Tod verschmähter Liebe, und was ist aus Karthago geworden, der alten Meerbeherrscherin, auf deren verlassenen Trümmerhaufen noch keine Dichterharfe ihre elegischen Töne erklingen ließ! Die Scipionen, welche Karthago's Macht gebrochen und Africas größten Sohn überwunden, hatten beide ein unglückliches Ende, der eine in der Verbannung, der andere von Meuchelmörderhand, und dem greisen Belisar, der Numidien zum letzten Male dem römischen Reiche unterwarf, brach der Undank des Kaisers Justinianus das Herz. Die schönen Römermonumente stürzten später unter den Händen der vandalischen Zerstörungswüthe riche wieder ein, und das Wenige, was davon übrig blieb, betrauert heute in den Wildnissen seine Verlassenheit und seine Entheiligung durch ein schmutziges Barbarenvolk, welches den alten Denkmälern weder Begeisterung noch Ehrfurcht zollt. Die Mauren und Saracenen, welche von dieser Küste aus Spanien erobert hatten, kehrten als Vertriebene zurück, und die Künste der Civilisation, welche in Europa eine Heimath fanden, schienen in Africa keine Wurzeln schlagen zu können, denn kein Granada und keine Alhambra erhob sich unter ihren Händen mehr. Sie bauten Kerkerzwinger, wurden Räuber und rächten sich schrecklich genug an dem Volke, das sie vertrieben hatte, aber die Rache selbst war kein Ersatz für die gefallene Größe und das zerstörte Glück. Karl V., welchen die edelste Begeisterung zu einem Kreuzzuge wider die Barbaresken trieb, ließ an der Unglücksküste seine schöne Flotte, seine Krieger und seinen Ruhm, und die unglücklichen Christensklaven verweinten hier nach wie vor ihr Leben in blutigen Zähren. Durch ewige innere Kriege, Unterdrückung, Räubereien und Parteikämpfe machten die Eingeborenen sich selbst das Leben schwer. Es herrschte Elend und Sklaverei mit dem Halbmonde, und was hat die dreifarbige Freiheit bis heute dem unglücklichen Lande gebracht? —

Dramatische Literatur.

8. Die Eroberung von Candia. Schauspiel in 5. Aufzügen von Robert Blum. Leipzig, Hartmann. 1836.

Ein ungeschminktes, einfach natürliches Drama, ohne irrische Auswüchse, ohne rhetorische Empfase, aber auch ohne Erfindung und ohne Charakter, die mehr wären als Vertreter ihrer Partei und ihrer Gattung. Servos, der Primat, ist der gealterte kluge Grieche, der durch sein Zögern der aufbrausenden Jugend verdächtig wird, und erst dann zur That die Hand bietet, als der Pascha seine Tochter raubt. Der Pascha ist ein Pascha, wie alle Roßschweifler sind. Arinia, ein Griechenmädchen, wie Griechenmädchen sämmtlich sind. Am meisten Physiognomie hat Neruli, ihr Geliebter, der aber das Vaterland noch mehr liebt als die Braut; in diese Figur hat der Dichter seine schöne Begeisterung für Freiheit und sein Rachegefühl gegen Barbarei einfließen lassen, ohne jedoch durch überschäumende Lyrik dies Gefäß seiner Subjectivität zu überschütten und zu zerspren. Am besten gefiel uns das bewegte Leben des ersten Acts, es sind dramatische Gemrebilder aus den Zuständen der Griechen und Turken. Sobald man aber sich im Verlauf des Stücks nach der Poesie in der Poesie umsieht, stößt man auf den Fehler, den der Verf. beging. Er wollte nämlich schlicht historisch sein und entging dadurch der Versuchung so vieler jüngerer Dramatiker, die nach Schiller, Heumald u. A. die Historie entweder idealistisch oder sentimental zerlesen. Aber er verfäumte, durch die Größe des Stoffes selbst zu wirken, indem seine Wahl auf eine nicht eben sehr bedeutende Episode des Befreiungskampfes fiel. Je mehr man die Zuthat selbstriger Erfindung verschmäht, desto großer muß das geschichtlich vorhandene Thema sein. Nun ist zwar hier das Thema bedeutungsvoll genug, allein der Stoff darf, als Träger des Themas und als Körper dieser Seele, nicht kleiner sein. Um streng historisch das Drama zu halten, muß der Dichter sich die größten unter den Figuren der Wirklichkeit wählen. Wir sehen hier aber keinen der Haupthelden des jungen Griechenlands, keinen Ypsilantis, keine heilige Schar, keinen Rigas, Miaulis, Botzaris, Kanaris, die Heinrich Stieglitz lyrisch so kraftvoll gefeiert hat; wir haben hier nur gewöhnliche Griechen, und der Dichter hat sich's selbst dadurch schwer gemacht, seine Figuren auf den Kothurn zu erheben. So hätte sich auch die Sprache des Dramas mit der Größe der Gestalten in der Haltung behauptet. Daß ein Pascha ein Griechenmädchen raubt, diese ihren Haß aussprecht und ihn zur Wuth treibt, während Vater und Geliebter zur Rache schreiten, das ist doch nur eine der vielen Alltagsgeschichten aus dem Befreiungskriege. Der Verf., den seine Begeisterung für Freiheit und Recht zu einem Thema dieser Art bestimmt, wird bei glücklicherer Wahl unter den historischen Momenten gewiß ein wirksameres Drama schaffen. Der Dichter wächst mit seinen Ideen, aber auch mit seinen Stoffen!

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[Bataillet. unterirdische Bälle.]

Anders verhält es sich mit der Unzahl von Bällen, Tanzbelustigungen, musikalischen Sträuschen, Balksetten, Faschingslustbarkeiten u. s. w. u. s. w., welche als Nr. 2. in diesen Berichte erscheinen. Dabei war es jedem Unternehmer vorzüglich darum zu thun, seinen Namen auf alle nur mögliche Weise bekannt zu machen. Was er dazu beitragen konnte, geschah. Die Ankündigungen waren mit elenlangen gothischen Buchstaben an den Straßenecken angeklebt, in verschiedenen Farben, und in verschiedenen Richtungen theils neben einander, theils über einander mußten sie jedem Vorübergehenden in die Augen springen. Manche der Einladungen ward durch Mangel des Platzes in sehr unbequeme Lage versetzt. Ein Zeisig hatte über seinem Kopfe einen Adler, auf den Widderhörnern befand sich die Waldschnepfe, das Lamm figurirte neben dem unterirdischen Balle im Elysium, der schwarze Bock auf dem Balkette der Chinesen. Ich erinnere mich, noch kein Jahr so viele und verschiedene lockende Titel gelesen zu haben wie diesjen Fasching. Von den vielen führe ich nur einige an, mit Namen und Rang, welche ihnen die erwähnten Anschlagzettel beilegten. „Großer Ball bei dem Sperl, oder: Der Fasching zu ebener Erde und in den ersten Stock.“ Daß sich in beiden Localitäten sehr viele Einsprahlende einfänden, war natürlich, da Strauß diesen Abend

Digitized by Google

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[Wettlauf der Heiligen.]

[illegible] — sagt Morel in seiner [illegible], der sich die Madonna [illegible] und [illegible], zwei Figuren, die man einander entgegenträgt, wie ehemals die heidnischen Götterbilder. Kommt ein Zug nicht zur rechten Minute mit dem andern in der Mitte des Weges zusammen, so setzt sich der zuerst angekommene [illegible] und läuft, was er laufen kann, zurück. Der andere Zug sucht nun seinen Fehler wieder gut zu machen und läuft im Galopp dem andern nach. Dieser Wettlauf ist nun der Hauptspaß für die kindischen Neapolitaner.

[Canäle.]

In Bamberg und Kehlheim beginnt man den Grundstein zum Donau-Main-Canal zu legen, während ein englischer Ingenieur den Plan zur Erbauung eines Canals vom Rhein zur Donau mittelst der Kinzig entwirft. Capitain Owen und Capitain Beechy untersuchen den Fluß St. Jean und die Küsten des stillen Meeres, um in Bezug auf eine directe Canalverbindung der beiden großen Oceane über die Situationen Bericht zu erstatten.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 4.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 86. — den 2. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner*).

1.

Die Stadt Algier und ihre Bevölkerung.

Auf dem französischen Dampfschiffe „le Crocodile" fuhr ich am 5. April 1835 von Toulon ab und kam nach einer fünfundvierzigstündigen Ueberfahrt mit dem günstigsten Wetter nach Mitternacht auf der Rhede von Algier an. Schon am Abende vorher hatten wir die Küste von Africa, die wie ein grauer Nebelstreif am Ende der blauen Wogenfläche schwebte, mit unbewaffnetem Auge entdeckt. Jetzt standen wir kaum einen Büchsenschuß von dem geheimnißvollen Welttheile fern und strengten vergebens unsere Augen an, die Dunkelheit der Nacht zu verscheuchen. Ein Sternenmeer schimmerte hoch über dem Strande, ein Sternenmeer strahlte unten im Spiegel der ruhigen Fluth. Die alte Hauptstadt der Piraten lag vor uns grabesstill auf ihrem Hügel, wie ein Ungeheuer, das auf seinen Raub lauert. Ihrer Häuser weißes Amphitheater schimmerte undeutlich durch die Nacht, glich aber in der Finsterniß eher einem kolossalen Kreidefelsen, und ich wollte lange den Versicherungen der Matrosen, daß dies Algier selbst sei, keinen Glauben schenken.

Doch dieses bestätigten gar bald die Nachen der Araber, die unser Schiff umschwärmten und alle Passagiere nach einander mit ihrem Gepäcke aufnahmen. Die Kriegs- und Kauffahrteischiffe flogen flüchtig unsern Blicken vorüber, die Gondel prallte wider das Gestein der Quais — wir standen auf der Erde eines andern Welttheils. Ein Meer lag jetzt zwischen uns und der civilisirten Welt! — ein Meer trennte mich vom Vaterlande und den Meinigen! Werde ich je zu ihnen wiederkehren? Wird mein Staub so weit von meiner Väter Gebein zu ruhen kommen? So fragte ich mich in jenem Augenblicke, und wie denn auch immer der Eintritt in eine große fremde Stadt eine gewisse bange Empfindung erweckt, so war hier im Lande der Barbarei ein Anfall von Heimweh wohl ein ganz natürliches Gefühl.

Im Hotel de Paris, dessen Besitzer ein Herr Kühnlein aus Straßburg ist, wohnt man so ziemlich gut und leidlich theuer. Ein finsteres Zimmer, worin man selbst zur Mittagsstunde zum Lesen und Schreiben Licht brennen muß, und wo Schaaren von Ratten sich jede Nacht Rendezvous geben, kostet vierzig Franken monatlich Miethe. — Das Haus gehörte früher einem reichen Mauren, der nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen all' seine unbewegliche Habe zu Geld machte und nach Constantine auswanderte. Herr Kühnlein kaufte vor vier Jahren dieses Haus um einen äußerst geringen Preis, richtete eine Weinschenke und später

*) Der Verf. macht nächsten Herbst im Interesse der zoologischen Cabinette der Universitäten zu München und Erlangen eine zweite Reise nach der nordafricanischen Küste.

Digitized by Google

ein Hotel hier ein, und ist nun durch diese glückliche Speculation ein reicher Mann geworden. So erging es Allen, welche gleich in der ersten Zeit dort Gasthöfe und Schenken errichteten. Sie haben schnell Tausende gewonnen, während die armen Colonisten lange in Entbehrung und Elend schmachten mußten und auch noch heute sich eben keines glänzenden Looses erfreuen.

Algier, von den Eingebornen el Dschesaits, d. h. die Siegreiche, genannt, liegt in Triangelform amphitheatralisch auf dem Abhange eines Berges inmitten einer blühenden Bucht. Die Kasobah und das Kaiserfort ragen noch über die Terrassendächer des weißen Häuserchaos hervor. Diese amphitheatralische Lage der Stadt, ihre gewölbten Moscheenkuppeln, ihr Leuchtthurm und Hafen gewähren von der Seeseite einen zauberischen und höchst eigenthümlichen Anblick, der sich meines Wissens mit keinem andern vergleichen läßt. Die paradiesische Umgebung mit der wunderbaren Vegetation dieser milden Zone, gekrönten Palmen, Granat- und Riesencactusbäumen, die zahllosen kreideweißen Pflanzerhäuschen, die westlich bei den ehemaligen Deigärten, östlich über die Hügel von Mustapha ausgestreut liegen, geben der alten Randstadt einen friedlich idyllischen Anstrich, der zu dem kriegerischen Charakter eines wilden Seeräubervolkes keineswegs passend scheint. Ich unterlasse hier eine weitläufige Schilderung derjenigen Gegenstände, die durch neuere Reiseberichte bekannt geworden sind. Da übrigens jenes merkwürdige Land in einer unermeßlichen Metamorphose begriffen ist, so wird jedes Jahr dasselbe wieder in einer veränderten Gestalt zeigen, und jeder neuere Besucher wird Neues zu beobachten haben. So hat Schimper, als er seine „Reise nach Algier in den Jahren 1831 und 1832" schrieb, nichts Näheres über den Markt von Buffarik, über die Ruinen des alten Rustonium, Belida und dem geheimnißvollen Atlas erwähnt, wo jetzt seit einem Jahre erst französische Lager stehen.

Ein besonders interessantes Bild aus dem Leben der Bevölkerung zeigt uns der Hafen Algiers. Hier stehen auf den Quais immer einige Tausende von halbnackten Biskris und Kabylen versammelt, welche an einer stets von zwei Männern auf der Schulter getragenen Stange die Kisten und Fässer schleppen und in possierlichen Bocksprüngen unter dem Geschrei: „welack! welack!" (Achtung! Achtung!) damit fortlaufen. Die Neger dagegen tragen die Lasten gewöhnlich einzeln. Ihre breiten Schultern ertragen eine stärkere Last, aber sie gehen dafür schwerfälliger und langsamer als jene. Dieser Hafenpöbel ist über alle Beschreibung schmutzig. Ihre Kleidung hat den orientalischen Schnitt, doch gehen die meisten halb nackt und statt des Turbans bedeckt eine rothe Mütze das kahle Haupt, das blos auf dem Wirbel einen Büschel Haare trägt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Nach Verlauf mehrerer Wochen in der Mitte des Januars erklärte endlich Feingesicht, seine Beobachtungen seien ausreichend, um mit Erfolg zu einem Geisterfühlaet übergehen zu können. Es ward von ihm ein Freitag dazu festgesetzt und ich und Braun zu Zeugen eingeladen. Natürlich ließen wir uns nicht bitten. Ehe ich Ihnen aber den Verlauf dieses sonderbaren Actes erzähle, muß ich noch eines Umstandes erwähnen, der auf den Erfolg selbst Einfluß hatte und auch auf den Ausgang nicht ohne bedeutende Folgen blieb.

Es war ein heller Frosttag, die Ströme und Teiche mit spiegelglattem Eise belegt, und die Belustigung des Schlittschuhlaufens begann. Feingesicht, selbst ein großer Verehrer und Vertheidiger dieser gesunden Körperbewegung, rieth Leopold, an diesem Tage mit Theil an einer Schlittschuhpartie zu nehmen. Mein Freund zeigte wenig Lust dazu, weil er zu sehr mit sich selbst beschäftigt war und sich daher lieber auf den Abend, wo die Beschwörung des Fliegengeistes vor sich gehen sollte, vorbereiten wollte. Feingesicht erklärte jedoch, es sei dies der Sache gerade förderlich, und so begleitete sowohl er als Ernestine mich und den Doctor.

Die Bahn war zahlreich besucht. Ich nahm einen Stuhl und glitt mit Helenen, die uns ebenfalls Gesellschaft leistete, über den flimmernden Eisspiegel hin. Feingesicht und mein Freund fuhren abwechselnd Ernestinen und nahmen sich mehr Zeit als ich, der ich mit meiner süßen Bürde öfters über die abgesteckte Bahn hinauseilte, um mich ungestörter mit ihr unterhalten zu können.

Ganz gegen seine Gewohnheit hatte der Doctor einmal seinen Pudel mitgenommen, der die lächerlichsten Kreuz- und Quersprünge machte und die Zuschauer nicht weniger ergetzte als sein Herr. Denn die Figur des Doctors majestätisch und langsam, in ungeheuern Schritten über das Eis hinweggleiten zu sehen, war wirklich ein höchst eigenthümlicher Anblick. Seine überlangen Rockschöße flatterten ihm weit nach wie ein paar zerrissene Wimpelstreifen,

Digitized by Google

und die steife Haltung des Körpers, von der nur das telegraphenartige Fechten der Arme eine Ausnahme machte, leitete die Aufmerksamkeit fast Aller nur auf diesen altmodischen Schlittschuhläufer.

Plötzlich hörte ich den Pudel heftig bellen und gleich darauf ein lautes Heulen ausstoßen, das langsam in ein leises Winseln überging. Helene rief ihm zu, er hörte aber nicht auf sie, und so leitete ich den Stuhl nach der Gegend hin, von woher das Gebell erschollen war. Eben kam ich an, als die hohe Gestalt des Harfenspielers hinter dem beschneiten Gebüsch sichtbar ward, sich aber schnell nach den Hügeln entfernte, die das Ufer des Stromes einschlossen. Der Pudel wedelte mit dem Schwanze und umhüpfte bald winselnd, bald bellend und laut heulend den Unbekannten, der ihm seinerseits keine Aufmerksamkeit schenkte. Gern hätte ich den seltsamen Mann verfolgt, wenn mich nicht theils die Schlittschuhe davon abgehalten hätten, theils aber und zumeist das Zusammenschrecken Helenens, die bei dem Anblicke des Fremden einen lauten Schrei ausstieß. Auf diesen eilte der Doctor herbei und fragte nach der Ursache. Helene aber deutete nur stumm mit der Hand nach dem verschwindenden Fremdling, dessen Gestalt wie ein gespenstischer Schatten eben in einem kleinen Thale verschwand. Feingesicht folgte der Bewegung seiner Tochter und wechselte die Farbe, indem ich ein heftiges Zittern seines ganzen Körpers an ihm wahrnehmen konnte. Doch faßte er sich schnell und suchte die Tochter durch einige ihr leise zugeflüsterte Worte zu beruhigen.

Unterdeß war der Pudel wieder zurückgekommen, setzte sich vor dem Doctor auf die Hinterfüße und bellte ihn so mürrisch, ja grimmig an, daß ich mich unwillkürlich von dem Thiere abwendete. Doch auch das Thier wußte Feingesicht durch einige Worte, die ich nicht verstand, zu beschwichtigen, und augenblicklich setzte der Pudel seine närrischen Sprünge fort und ergetzte uns damit auf dem ganzen Heimwege, den wir unmittelbar darauf antraten.

Feingesicht bat mich, Helenen heimzubegleiten, während er mit Leopold und Ernestinen ging. Ich suchte die Ursache von Helenens Schreck von ihr zu erfahren, konnte aber keine genügende Antwort erhalten, ja als ich heftiger in sie drang, erinnerte sie mich, daß ihr Vater auf mich warten würde, und ich mußte sie in einer Stimmung verlassen, die mich peinigte. —

Ich folgte den Vorausgeeilten nach Leopold's Hause. Hier begegnete mir Ernestine, die mich sogleich auf die Seite führte und zur Rede stellte, warum ich nun eigentlich diesen ganz ordinairen Narren in ihr Haus gebracht habe? „Bisher," sagte sie, „habe ich immer gedacht, es würde beim bloßen Reden sein Bewenden haben, jetzt aber sehe ich, daß es ganz ernstlich an ein ordentliches Beschwören gehen soll. Was sagen Sie nun, wenn ich Sie versichere, daß dieser verrückte Doctor während unserer Abwesenheit Luftpumpen, Pulsfühler und andere physikalische Geräthschaften hat herbeischaffen lassen? In meines Mannes Zimmer steht der ganze Kram, und er und der Doctor gehen daran herum, als sähen sie Geister, während Braun im Nebenzimmer auf dem Sopha liegt und vor Lachen bersten will. Das haben wir nur Ihnen zu danken."

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

8. Erinnerungen aus der Schweiz, von Moritz Zandyck. Düsseldorf, Schreiner. 1835.

Ein gutmüthiger Reisender, den man schon eine Weile ohne einzuschlafen anhört, bis es uns doch lästig fällt, daß der Mann seine kleinen Reiselappalien zu wohlgefällig mittheilt und sich selbst nicht vergißt beim Anblicke großer Objecte. Das Buch ist ein Notizenheft geblieben, wie man es auf Reisen führt, um eine äußerliche Anknüpfung für das zu haben, was der Geist als innern Gewinn mit nach Hause nimmt. Dergleichen Büchlein wie der Verf. führt fast Jeder, nur gibt sie nicht Jeder heraus. Dazu kommt jedoch, daß Hr. Zandyck in der That auch Gegenden in der Schweiz bereiste (es ist seine zweite Tour, die er hier beschreibt), welche nicht Jedermann betritt. Und so haben einige Capitel des Buches immer ihr Recht, literarisch dazusein. Der Verf. machte die Reise von Baden-Baden und beim Rheinfall vorbei nach Constanz; Glarus, Altdorf, Luzern, Lausanne, der genfer See, das Chamounythal, der Simplon, Mailand u. s. w. sind dann die weitern Hauptstationen. Von besonderem Interesse, weil weniger besuchte Puncte berührend, sind die Abschnitte über das Rheinthal, den Wallensee und Biberlikopf, den Claridenpaß, den Grindelwald, das Misoccothal und einige andere.

---

9. Briefe, geschrieben auf einer Reise längs dem Niederrhein, durch Belgien nach Paris. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, Kollmann. 1836.

Dieses Buch besteht seinem größern und bessern Theile nach aus literarischen Klätschereien; darum liest es sich ganz gut, vorausgesetzt, daß man Reichthum an müßigen Stunden hat. Wie man sich im Bierhause den Stadtklatsch an den Ohren vorüberziehen läßt, so liest man auch diese Reiseberichte. Der Verf. gehört zu den deutschen Gelehrten, die sich damit etwas wissen, nicht gelehrt genug zu sein, um der Gelehrsamkeit wegen auf Reisen zu gehen, aber in dieser Verläugnung der Pedanterei doch viel pedantische Eitelkeit verrathen. So mischt er denn, was er eben weiß, doch immer in seine Tagesberichte und bringt currente Münze geschickt in noch größern Umlauf. Repräsentirt Wolff in seiner gelehrten Thätigkeit mehr oder weniger die literarische Handarbeiterei, so ist er als Reisender recht eigentlich der Klätscher, der überall hinhorcht und von allem etwas zu erzählen weiß. Er würde gut erzählen, wenn er nicht immer sich selbst dabei zu viel ins Gerede brächte. Visitenmachen ist auf Reisen seine Cardinaltugend, und so findet er denn im literarischen

Digitized by Google

Theile von Paris sein reichliches Feld. Es liest sich leidlich, was Wolff von seinen Besuchen bei Béranger, Hugo, Janin, Ste. Beuve und Cousin zu erzählen weiß. Die politischen Caricaturen gehören mit in das Bereich redseliger Gevatterei; einige saloppe Lieder in Heine's späterer verderbener Manier sind hübsche Stückchen vom improvisatorischen Talente Wolff's, und mit dem Fragmente aus Byron's Memoiren, dessen Hochzeitsnacht betreffend, glaubt der Verf. auch lüsterne Leser reizen zu müssen. Widerwärtiger ist die Manier des Reisenden, sich Notabilitäten aufzudrängen, und die Sucht, sich neben ihnen in eine möglichst nicht ganz unbedeutende Positur zu stellen. Wer ihn schlecht aufgenommen, dem lohnte er's gewiß schlecht. Ueber Immermann ist ein Gewäsch verführt, das sich nur durch seine Breite auszeichnet. Von seiner Freundschaft mit Heine macht der Verf. viel zu viel Aufhebens. Heine hat schon manche von ihm selbst belächelte Apotheose hinnehmen müssen, daß ihm fast der Witz darüber ausging, allein daß sich ihm ein Literat so complett anschmierte, erfuhr er nun erst von Wolff. Es klingt kindisch, wenn ihm dieser sein Freund das Versprechen abnimmt, eine Tragödie zu schreiben und zur alten Schwermuth seiner ersten Jugendempfindung zurückzukehren.

Correspondenz.

Aus Wien*).

[Die italienische Oper.]

Wenn die Noth am höchsten, ist die Hülfe am nächsten. — Unsere elegante Welt wußte sich nicht zu rathen, nicht zu helfen, wie sie die berühmte obligate Praterfahrt am Ostermontag mit der Eröffnung des Opernhauses — dieser Auferstehung der so lange und so sehnlich erwarteten italienischen Oper — vereinigen konnte; am ersten Tag sollte man doch den Anfang hören, ein Mal im Jahre könne man zur bestimmten Zeit eintreffen, ohne dieses Vergehens wegen aus der Liste der Elegance gestrichen zu werden; allein für diesen Fall müßte man sich entschließen, schon um vier Uhr zu Tische zu gehen, und überdies zugleich mit der uneleganten, ein paar Stunden früher speisenden Welt den Prater zu verlassen. — Ein schwerer Kampf, den aber eine freundliche, lappländische April-Witterung mit Schneeflocken auf das Beste schlichtete. Statt nach dem Prater, nahm die Reihe der fashionablen Wagen die Richtung nach dem Kärnthnerthor-Theater; dort angelangt, bemerkte man innerlich und äußerlich Veränderungen, Verbesserungen, Verschönerungen, mitunter auch Verschlechterungen (letztere nur rücksichtlich der Ausgänge). Die Hauptsache aber war, daß das überaus zahlreiche und überaus elegante Publicum alle Ursache hatte, mit dem neu bearbeiteten Mosé von Rossini, so wie mit Marini's kolossalem Basse, vollkommen zufrieden zu sein. Der rauschendste Beifall empfing den Liebling des letzten Jahres, Signora Tadolini, obwohl sie hier nicht ganz an dem ihr gebührenden Platze stand. Pedrazzi und Rigamonti erhielten gleichfalls vielen Beifall; allein es ist schwer, nach der einen und ersten Vorstellung, welche sichtbare Befangenheit begleitete, ein ganz richtiges Urtheil über diese Gesangskünstler zu fällen. Die Costüme waren mehr reich als geschmackvoll, dagegen ist eine der neuen Decorationen vortrefflich. Eine jugendliche allerliebste Tänzerin, Dem. Cerito, wurde in dem Divertissement des 3. Actes ausgezeichnet. Ein Beweis, daß die bis jetzt gewöhnlichen Fußkünsteleien leicht zu ersetzen sind. Das neue Finale des 3. Actes machte Furore und war der Glanzpunct des Ganzen. Die Sänger wurden drei Mal vorgerufen, welches für eine Auszeichnung gelten konnte, denn an diesem Abend, wo sich alle Arten von Zuschauer einstellten, blieb die eine zu Hause (ich setze hinzu: Gott sei Dank!), die der Freibillets mit dem obligaten Klatschen und Stampfen. Da diese Lärmmacher fehlten, fand nur das wirklich Gute und Schöne Anerkennung, das Uebrige schwand spurlos vorüber. (D. F. f.)

*) Berichte von F. A. v. Kurländer.

Notizen.

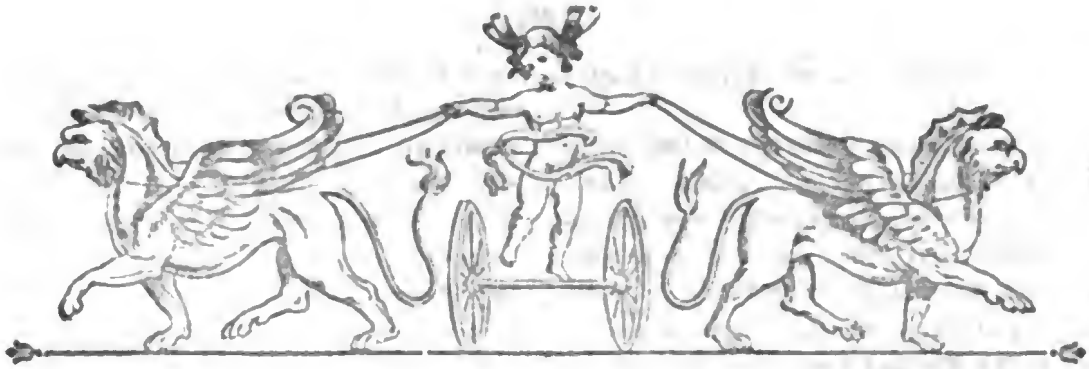
[Dem. Löwe aus Wien.]

Ueber diese Sängerin, die gegenwärtig in Berlin gastirt, äußert sich Herr Rellstab in seiner Zeitschrift: „Berlin und Athen" ungefähr auf folgende Weise: Dem. Löwe ist eine schöne Gestalt, schlank, fast hoch zu nennen, aber geschickt und anmuthig in ihren Bewegungen. Sie hat ein geistvolles Gesicht, herrliche dunkle Augen, schwarzes, reiches Haar: ist folglich eine durchaus angenehme, für alle Gattungen von Partien sehr willkommene Erscheinung auf der Bühne. So viel fürs Auge. Dem. Löwe hat aber auch eine, wenn nicht schöne, doch sehr wohlklingende, durchaus reine Stimme, im besten Umfange, zwei volle Octaven, an denen kein Röthchen fehlt, und an keinem Röthchen fehlt auch nur ein Komma der Reinheit. Sie ist also auch dem Ohre eine sehr willkommene Gabe. So viel hat die Natur für sie gethan. Doch diese Gaben werden zu Verdiensten durch den Fleiß, mit welchem die Künstlerin sie ausgebildet hat. Sie ist eine vortreffliche Sängerin; ihre Tonbildung ist ausgezeichnet; sie hat einen so klaren Ansatz des Tones, spielt mit demselben so leicht, es ist durchaus nicht jener mühsame, unangenehme Kehllaut der Anstrengung darin hörbar, den unsere meisten Sängerinnen haben, daß uns der Gesang immer wohlthut. Ihre Passagen perlen, ihre Aussprache ist so deutlich, daß, wäre sie allgemein, die Textbuchverkäufer alle banquerott werden müßten. Zwar hat sie eine üble Region in ihrer Stimme, ungefähr eine Quarte (von h bis e), wo der Klang gedrückt ist; allein wer mit Gesang Bescheid weiß und die großen Schwierigkeiten kennt, welche ein Stimmbruch in dieser Breite und gerade in dieser Lage der Ausbildung und dem Gebrauche, der fast immer gerade dies Terrain fordert, entgegenstellt, der wird ihr doppelte Anerkennung zollen bei dem Fleiße, womit sie das Hinderniß wenigstens zu mildern gewußt hat, da die völlige Ueberwindung und Wegräumung eine Unmöglichkeit ist. Sie ist zugleich eine einsichtsvolle Darstellerin, die scharf ausprägt, ohne zu markiren; ihre Erscheinung ist überall elegant, geschmackvoll, eben so ihr Vortrag.

[Die Schneiderrechnung zur rechten Zeit.]

Ein deutscher Schneider zu Paris, dem ein junger Verschwender und Wüstling Geld schuldig war, machte sich jüngst auf eine originelle Art bezahlt. Er folgte ihm heimlich in ein Spielhaus und stellte sich beim Roulette dicht hinter ihn. Der junge Mensch verlor gewöhnlich und ging weg. Der Schneider verlor aber die Geduld nicht, sondern folgte ihm täglich in's Spielhaus. Endlich gewann der Spieler 400 Franken nach dreimaligem Satze. Er wollte das Geld einstreichen, aber des Schneiders Hand war schneller. „Was wollen Sie?" schrie der Jüngling. „Ich habe gewonnen, nicht Sie." „Das weiß ich," sagte der Schneider mit deutscher Ruhe, „aber Sie sind mir 400 Franken schuldig. Hier ist die quittirte Rechnung." — Er gab ihm das Papier und empfahl sich mit dem Gelde. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 87. — den 3. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Mein Gott," versetzte ich, „habe ich denn das gewußt? Und was ist es denn auch weiter, wenn es nur dazu hilft, Leopolden die alberne Grille hinwegzuschaffen!"

„Das sehe ich eben nicht ein. Wie soll durch diesen Firlefanz dargethan werden, daß seine Fliege nichts mehr und nichts weniger ist als eine Fliege?"

„Warten wir es geduldig ab, theure Freundin," sprach ich, „der Erfolg kann ja wider Erwarten glücklich sein."

Ich ging ins Zimmer und traf Leopold, den Doctor und auch Braun, dem noch immer die Thränen im Auge standen. Auf einem Tische mitten im Zimmer war eine sehr fein gearbeitete Luftpumpe festgeschraubt, Glasglocken und andere nöthige Geräthschaften standen geordnet umher. Feingesicht sprach eifrig mit meinem Freunde, der sehr aufmerksam zuhörte. Sie bemerkten kaum mein Eintreten und ließen sich nicht stören.

„Also unter die Luftpumpe?" fragte Leopold.

„Genau im Mittelpuncte der Glocke," versetzte Feingesicht. „So wie sie sich an's Fenster gesetzt haben wird, nähere ich mich ihr leisen Schrittes und suche sie mittelst meiner Instrumente anzulocken und auf die Platte der Luftpumpe zu bringen. Dann schiebe ich schnell die Glocke darüber und die fernere Operation kann beginnen."

„Gut, gut," sagte mein Freund. „Das läßt sich Alles hören. Wie aber wollen Sie denn nun aus dem Vieh herausbringen, welche Teufeleien in ihm geherbergt haben?"

„Das ist meine Sorge, Herr Leopold. Genug, sie soll und muß Rede und Antwort geben."

„Wird sie ordentlich verständlich sprechen?" fragte mein Freund?

„Das nicht; ihre Bewegungen aber werden so deutlich und bezeichnend sein, daß ein Mann, der mit allen Arten und Dialekten von Thiersprachen so bekannt ist, wie ich, das Wesen schon heraushört, sieht und fühlt. Glauben Sie nur an meine Erfahrung und verlassen Sie sich auch auf die mir in so hohem Grade verliehenen Talente."

„Nun ja, das will ich auch," sprach Leopold. „Können wir vielleicht anfangen?"

Es fehlt noch eine halbe Minute zu fünf Uhr," erwiederte der Doctor. „Das stört aber nicht. Die Zeugen sind, wie ich sehe, zugegen. So lassen Sie uns denn beginnen!"

Er breitete hierauf einen aus Seide gewirkten Teppich zunächst dem Tische aus und befahl uns Dreien, darauf Platz zu nehmen. Dann schnallte er sich ein paar wunderliche Glasschuhe an, setzte sich eine saffrangelbe seidene Nachtmütze auf und zog zeisiggrüne seidene Handschuhe an.

Digitized by Google

„Wozu diese Maskerade, Herr Doctor," fragte Braun.

„Still!" sagte mit ernster Miene der Geisterfühler. „Es hat Alles seine Ordnung und Regel. Auch das Reich der Geister. Kleidung ist zwar, unparteiisch betrachtet, ein bloßer Luxus. Indeß ist sie durch die Gewohnheit bereits so sanctionirt worden, daß Entbehrung oder vielmehr Entfernung derselben dem Frevel sehr nahe kommen würde. Denn es steckt in der Kleidung eine eigene Innerlichkeit, die Niemand so leicht bemerkt. Es ist Wärme darin, Wärme aber ist Leben, und alles Leben läuft mit der Seele und später mit dem Geiste auf eins hinaus. So sehen Sie denn, daß die Kleidung eigentlich der Leiber äußerer, gleichsam außerhalb in Form gefahrener Geist ist. Wollen wir uns nun dem Geiste in falscher Verhüllung nähern, so müssen wir es durchaus in einer Verhüllung thun, die vom Geiste möglichst weit entfernt, aber ihm doch immer noch in der Begierde verschwistert ist, geistbegabend zu werden. Und das, meine Herren, ist vorzugsweise Seide und Glas."

„Ah, nun verstehe ich Sie!" sagte Braun. „Das läßt sich hören. Lassen Sie sich fernerhin also nicht mehr stören; ich werde von nun an mich ganz still verhalten."

Der Doctor, dessen ganzes Wesen mir bei allem Komischen doch abschreckend, wie ein Nachtwandeln vorkam, ergriff hierauf eine Stange des feinsten Siegellacks, schlüpfte, die Brille auf der Nase, mit vorgehaltenem Arme und der wunderlichsten Grimasse von der Welt im Zimmer umher, bis sich das Sümseln der Fliege vernehmen ließ. Kaum hatte er sie aufgestört, so trieb er sie ans Fenster, wo er bald die Freude hatte, das Thierchen auf der Siegellackstange Platz nehmen zusehen. Behutsam schlüpfte oder rutschte er an den Tisch zurück, setzte das Insect auf den Teller der Luftpumpe, stürzte schnell die Glasglocke darüber und fing nun an, aus Leibeskräften zu pumpen.

„Jetzt geben Sie Acht, meine Herren," rief er uns zu, „was für Capriolen der unruhige Geist in seinem erborgten Körper machen wird, treten Sie aber um keinen Preis von dem Teppich herab!"

Wir unterließen nicht, seiner Ermahnung pünctlich nachzukommen. Das Thierchen verhielt sich eine lange Zeit ziemlich ruhig, flog zuweilen auf und setzte sich an das Glas an, zuletzt aber blieb es ruhig auf dem Boden sitzen. Der Doctor fuhr unterdeß eifrig fort, die Luft auszupumpen, indem er sprach: „Nichts, meine Herren, setzt einem freien Geiste mehr zu, seine Freiheit zu bethätigen, als das Entziehen der frischen, unverfälschten Lebensluft. Daher will man bemerkt haben, daß die sogenannten Liberalen vor allen Andern die freie Luft lieben und schätzen, und sich in Gefängnissen gar wunderlich miserabel befinden. Ich kann Sie aber auf Ehre versichern, wäre der Staat so pfiffig und ließe große Luftpumpen nebst dazu passenden Glasglocken anfertigen, und diese in den Gefängnissen anbringen, so würde er weit bessere Progressen in der Geistescultur machen. Und was für eine Aufmunterung wäre dies für die Wissenschaft sowohl, wie für den industriellen, gemeinnützigen Sinn unseres Zeitalters. Und dann, welche Entdeckungen in der noch bei weitem nicht ergründeten Natur des Menschen würden dabei gemacht werden! Die Anthropologie erhielt jedenfalls eine völlig neue Grundlage, und von der Psychologie ließe sich das Nämliche wenigstens ziemlich bestimmt vorausagen. Denn nimmt man an, daß ein Mensch, gewohnt, die ganze ihm von Natur vergönnte Quantität von Luft zu genießen, jetzt, eine Zeit lang unter der Luftpumpe sitzend, nur drei Viertheile davon beziehen könnte, so müßten sich schon ganz andere Symptome bei ihm zeigen. Er würde vielleicht im Anfange ein Grimassier, später ein Jongleur und Tänzer, und könnte deshalb beim fürstlichen Hoflager auch als Schauspieler mit gebraucht werden. Späterhin, wenn man bei dieser Dreiviertelsnaherung des Menschen Geberden, Sinnesarten und Geisteseichtungen genugsam beobachtet hätte, könnte man ihn eine Zeit lang auf halbe Ration setzen, wo er sich ganz gewiß wieder anders geberden würde. Vermuthlich träte dann die Malice mehr hervor, das höhere Leben, dessen man ihn gemeinhin theilhaftig sein läßt, würde verschwinden, und die Thiernatur, das eigentliche Animalische, ihre Rechte geltend machen. Denn er würde eben sowohl die Zähne fletschen, die Hände ballen, geinsen und spectakeln, als sich unter der Glocke herumwälzen, ja sich selbst zerfleischen und so fort." —

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner.

(Fortsetzung.)

Unter diesen schmutzigen, abschreckenden Gestalten gewahrete ich aber doch zuweilen recht interessante Gruppen. So sah ich hier jeden Markttag einen alten ehrwürdigen Araber mit seinen fünf Söhnen an dem Quai sitzen. Sie verkauften in kleinen Maßen von dem schönen Weizen, der auf der Erde aufgehäuft lag, an die Mauren und Europäer.

Digitized by Google

und hatten Körbe voll großer Orangen, die man in keinem andern Lande köstlicher finden kann, vor sich stehen. Der alte Araber, der das Geld immer in Empfang nahm, hatte in seinem weißen Barte und seiner sanften Physiognomie ein äußerst ehrwürdig patriarchalisches Aussehen. Er ließ durchaus nicht mit sich handeln, und die Franzosen, welche von seinen Orangen kaufen wollten, mußten sie ihm entweder nach seinem Gebote zahlen oder fortgehen. Noch vor Abend hatte er gewöhnlich Alles verkauft. Mit zufriedener Miene zählte er da noch einmal das gelöste Geld, und ritt dann auf seinem Esel, von seinen Söhnen begleitet, langsam davon, verließ aber die Stadt nie, ohne zuvor in der nächsten Moschee gebetet zu haben.

Schönere Gesichter und edlere Züge als bei den Arabern bemerkte ich unter der maurischen Bevölkerung. Die reichsten Mauren bewohnen die Straße Babazun, wo sie in kleinen, finsteren Magazinen allerlei Luxusartikel, wie Rosenöl, Seidenzeuge, rothe Pfeifenköpfe u. s. w. verkaufen. Ihre Kleidung ist äußerst sauber, sie hat den türkischen Schnitt, aber nicht die bunten Farben des orientalischen Gewandes. Ihre weiten, faltigen Pantalons sind gewöhnlich einfach weiß oder grau, ihr Mantel und Turban ist kaffeebraun. Dieses unterscheidet sie von den Kuloglis, den Söhnen der Türken, deren Pracht immer buntfarbiger und malerischer ist, und die ihr Haupt immer mit einem weißen Turban schmücken.

Der auffallend helle Teint der Mauren ließ eben nicht auf arabische Abstammung schließen. Auch ihre regelmäßigen, classisch schönen Züge, über welche immer ein imponirender Ernst schwebt, haben nichts mit den gebräunten, häßlichen Gesichtern der Beduinen gemein. Die meisten Mauren haben eine üppige Körperfülle; ihre Gesichtsfarbe ist häufig weiß, wie Papier, ohne alle Beimischung von Roth, und contrastirt seltsam zu der Schwärze der Augen und dem dunklen Barte. Es liegt etwas Geisterhaftes und Unheimliches in diesen merkwürdigen Figuren, welche, wenn nicht gerade ein Käufer kommt, den ganzen Tag regungslos und schweigend, wie Schatten der Gräber, mit gekreuzten Beinen vor den Thüren ihrer Magazine sitzen, Rauchwolken aus der langen Pfeife blasen und das große, schöne, dunkle Auge starr in die leere Luft hinausrichten.

Ich erinnere mich, daß ich einmal, während ein Gewitter am Himmel grollte und das Meer in furchtbarem Aufruhre tobte, an einem Landhäuschen vorüberging, welches im Westen der Stadt, hinter den ehemaligen Deigärten auf dem Abhange eines Hügels steht und das weite Meer überschaut. Der Bewohner desselben war ein alter Maure, von dem ich öfters in der heißen Jahreszeit Melonen gekauft hatte. Zu meiner Verwunderung erblickte ich den betagten Greis an die Wand seines Häuschens gelehnt, wie er mit leuchtenden Augen in die brausende See hinausstarrte, während im Winde sein weites Gewand flatterte und alle Spaziergänger sich auf das schnellste beeilten, nach Hause zu kommen. Trotz Donner und Sturm konnte ich der Neugierde nicht widerstehen, der seltsamen Erscheinung näher zu treten und den Mauren anzureden, wobei ich zum Vorwande nahm, ich wolle Früchte von ihm kaufen. Er winkte mir jedoch unwillig und gebieterisch mit der Hand zum Gehen, hob dieselbe hierauf voll feierlichen Ernstes zum Himmel auf und deutete wieder mit seltsamen Geberden in das Meer hinaus, indem er in seinem arabischen Dialecte etwas in den Wind hineinmurmelte, von dem ich nur das Wort Allah deutlich hörte. Wahrscheinlich war der Maure eben im Gebete begriffen gewesen, wozu die großartige Naturscene ihn stimmen mochte, und er drohte mir vielleicht jetzt mit dem Zorne des Donnergebieters, weil ich ihn in seiner Andacht gestört hatte. Dieser Greis hatte in Gestalt und Geberden etwas unaussprechlich Malerisches. In dem fremdartigen Gewande, dem schneebleichen Barte mit den flammensprühenden Augen, in seiner Haltung voll grauenvoller Majestät glich er einem mächtigen Magier, der mit seinen wilden Geberden den Orkan rufen oder die Elemente beschwören will. (D. B. f.)

Zur Literatur der Reisen.

10. Paris und die Pariser im Jahre 1835. Von Frances Trollope, der Verfasserin „der häuslichen Sitten der Amerikaner" u. s. w. Aus dem Engl. von O. v. Czarnowski. Aachen und Leipzig, Mayer. 1836. 3 Bde.

Auch nicht viel mehr als Salongeträtsch, obwohl die englische Dame bei weitem nicht so coquett ist als ein deutscher Professor. Ein neunwöchentlicher Aufenthalt in Paris gibt der Dame Gelegenheit, das dortige Gesellschaftsleben, auf welches sie besonders ihr Augenmerk richtet, so ziemlich nach allen Seiten hin kennen zu lernen, und da sich in Paris alle Lebenselemente, Politik und Kunst nicht minder, in Conversationsobjecte umsetzen, so erscheint es nicht so absurd, vom Salon aus das ganze französische Leben aufzufassen. In jedem andern Lande wäre es unmöglich; in Paris aber ist der Salon wirklich das Reservoir aller Interessen; was außerhalb des Salons, ist gewiß unbedeutend, während in Italien gerade das nicht Salonmäßige den eigentlichen Nerv der Interessen abgibt. Auch in Deutschland und England gehören die wichtigsten Gegenstände oft nicht der gesellschaftlichen Conversation an. In Paris gilt alles für todt, was im Salon nicht Mode wird. Deshalb lassen sich die französischen Zustände bei einiger Gewandtheit im savoir vivre sehr leicht auffassen, und eine Dame, die über Nordamerika, über Deutschland oder Italien ein schlechtes Buch schreiben würde, kann über Paris ein ganz gutes zusammenstellen, wenn sie die im

Digitized by Google

Trumeau des Gesellschaftszimmers abgespiegelten Erscheinungen in ihr Tagebuch verzeichnet. Die drei Bände der Mrs. Trollope erhalten durch die Parallele zwischen Frankreich und England, welche die Verfasserin nie aus dem Auge verliert, ihren bestimmten Charakter. Ihr Aufenthalt dauerte vom 11 April 1835 bis gegen die Mitte des Junius; somit fallen außer den Angelegenheiten des Theaters und der Soiréen mit dem Proceß der Lyoner auch einige politische Interessen in das Bereich ihrer Wahrnehmungen. Mrs. Trollope politisirt sehr redselig und mit bestimmter Vorliebe, obschon es nicht die Mühe lohnt, auf ihr carlistisches Glaubensbekenntniß besonders einzugehen. Nächstdem hat sie die specielle Liebhaberei, die literarischen Notabilitäten zu schildern, und wir erhalten in dieser Beziehung, wenngleich kein einziges tiefer angelegtes Portrait, doch viele hübsche Notizen. Als Autorität kann Mrs. Trollope gelten, wo es auf die Gesellschaftsmaximen der jetzigen pariser Welt ankommt.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Italienische Oper.]

Nach dem ersten Acte kein Beifallszeichen, dadurch stieg der später gezollte Beifall an Werth. Im Ganzen scheint die Stimmung für die neue Pachtung günstig zu sein, ja ich möchte behaupten, daß, wenn die Pächter versprächen, im nächsten Jahre die Gesangsgöttin Malibran für Wien zu gewinnen, schon heuer Alles doppelt gefiele, und daß man der Wiederkehr des goldenen Zeitalters (das heißt, eines wie zu Barbaja's Pachtzeit) entgegensähe. Dessen ungeachtet bleibt ein ungünstig einwirkender Umstand, der, trotz Entzücken und Zufriedenheit, dieses Feuer des wiener Publicums dämpft, und dieser Umstand besteht in den hohen Eintrittspreisen. Rücksichtlich dessen, was geboten wird, sind sie, meiner Meinung nach, nicht zu theuer, wohl aber in Beziehung auf jenen Theil des Publicums, der das Opernhaus täglich füllen soll, und der nicht blos aus Logen- und Sperrsitzinhabern besteht; für jenen sind drei Gulden für einen Platz zum Sitzen — zwei für einen, um drei Stunden lang im Parterre zu stehen, offenbar zu viel, es steht mit den Kosten der hiesigen wiener Unterhaltungen, besonders der Sommerlustbarkeiten, in keinem Verhältnisse. Eine Fahrt nach Hietzing sammt Rückkehr kostet dem lebensfrohen wiener Bürger 24 Kr., dort hört er für einige Kreuzer die Walzer von Strauß — er zahlt 24 Kr. für sein Nachtmahl, und erübrigt 3 Zwanziger, dafür nimmt er den kommenden Tag, bei schlechter Witterung, einen Platz im ersten Parterre des Burgtheaters. Diese Kostspieligkeitsrücksichten müssen die Nebentheater für ein großes Glück betrachten, weil sie sonst in diesen italienischen Gesangsvögeln sehr gefährliche Rivalen finden könnten, die ihnen um so nachtheiliger würden, da auch die Zeit herannahe, wo der große Chor der Sänger in freier Luft umsonst zu hören ist. Das Umsonst ist gar ein mächtiger Magnet. Wer aber an dem Tag der ersten Vorstellung der italienischen Oper das überfüllte Schauspielhaus nächst der Burg sah, sollte behaupten, daß das Drama Griselidis eben so mächtig ziehe; bereits zum sechzehnten Mal gegeben, und dieselbe Einnahme wie bei der ersten Vorstellung. Dieser Umstand bekräftigt den in meinem früheren Bericht bereits erwähnten überaus glänzenden Erfolg desselben. (D. Z. f.)

Notizen.

[Raubmord und Hundetreue.]

Ein großes Verbrechen ist neulich in der Gegend von Montelimart verübt worden. Ein Fleischer, der spät Abends vom Viehmarkte kam und eine Summe von 1500 Fr. nach Hause zu tragen hatte, tritt in eine Herberge zu Donzère ein, nimmt ein leichtes Abendessen zu sich und schickt sich an, seinen Weg fortzusetzen. Der Wirth macht ihm bemerklich, daß er auf einem so einsamen Wege, bei so später Zeit (es war gegen 9 Uhr und im Februar), sich einer Gefahr aussetze. Der Fleischer besteht auf seinem Entschlusse und wandert mit seinem Hunde fort, auf dessen Muth und Treue er sicher rechnen konnte.

Drei Personen, welche der Wirth und der Fleischer kannten, befanden sich mit in dem Hause und hatten Alles gehört. Mit den Resten einer Kalbskeule versehen, glaubten sie leicht das Verbrechen ausführen zu können, auf welches sie gedacht hatten. Sie gingen fast zu gleicher Zeit mit dem Fleischer fort, und es scheint in der That, daß die dem Hunde vorgeworfenen Reste der Kalbskeule ihn einige Augenblicke auf dem Wege aufgehalten haben.

Die Mörder benutzten diese Abwesenheit des Hundes und gaben seinem Herrn mehrere tüchtige Messerstiche. Dieser sammelte noch, während er im Blute schwamm und nahe daran war, seinen Geist aufzugeben, alle seine Kräfte, um seinen Hund zu rufen, der Hund lief mit einer ungeheuren Schnelligkeit herbei, indem sein Instinct die über seinem Herrn schwebende Gefahr witterte, und stürzte sich wüthend auf die Räuber in dem Augenblicke, da sie ihr Schlachtopfer plünderten. In einem Augenblicke war einer der Elenden niedergestürzt, erwürgt und schrecklich verstümmelt; der zweite ergriff vor Schrecken die Flucht; der dritte kletterte auf einen Baum, um dem Schicksale seines Cameraden zu entgehen, dessen Leichnam neben dem des Fleischers lag.

Der Hund blieb auch als Wache neben seinem Herrn, bereit, den Mörder in Stücken zu zerreißen. Bald kamen Reisende, welche die Behörden von der Unthat in Kenntniß setzten. Der Maire von Montelimart kam mit Gendarmen und führte den Mörder in das Gefängniß. 33.

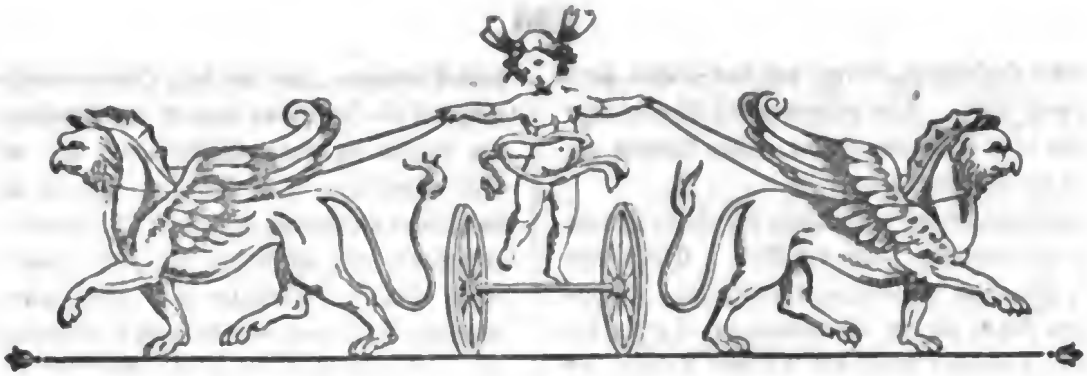
[Der Bau des Hôtel de ville in Paris.]

Der Plan einer Vergrößerung des Stadthauses in Paris ist kürzlich votirt worden. Dieses Gebäude soll künftig vier Facaden haben, die alte, welche sich auf dem Grèveplatz erhebt, soll verdoppelt werden; die drei andern im Style der wiederauflebenden alten Kunst sollen auf die Straße Louis Philipp, rue du Martrois und des Stadthauses gehen. Dreißig bis fünfunddreißig Häuser sollen abgetragen werden, um für die neuen Constructionen Platz zu gewinnen; die Verbindung zwischen den verschiedenen Flügeln soll durch drei Hauptbofe bewirkt werden. Die Ausführung dieser Arbeiten wird ohne Zweifel den Beifall der Künstler erhalten (die daran arbeiten). Für die Bürger aber wird damit ein großer Vortheil gewonnen, denn viele Municipalämter, welche jetzt durch Paris zerstreut sind, werden dadurch auf einen Punct vereinigt werden. Man gewinnt dabei an Zeit und Raschheit in der Verwaltung. Im übrigen möchte das Gebäude wohl auf diesem Wege schwerlich ein Ganzes werden. 33.

[Der getaufte Lesage.]

Die große Oper in Paris bereitet ein Ballet vor, dessen Inhalt aus dem Diable boiteux des Lesage entlehnt ist. Fanny Elsler wird darin hauptsächlich beschäftigt sein. Die Entdachung der Häuser verspricht allerdings manche Scene, worin Tänzerinnen sich auszeichnen können. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 88. — den 5. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Erinnerungen eines Sommeraufenthaltes in Algier.

Von Moritz Wagner.

(Beschluß.)

Ich ging endlich weiter, um seinen Zorn nicht zu reizen, doch schaute ich mich mehrmals nach ihm um. Als ich endlich die Wände der Cactusbäume am Thore Bab-el-Ued erreichte, welche mir bald den Anblick des weißen Pflanzerhäuschens entzogen, sah ich ihn noch in derselben Stellung wie leblos hinausstarren in den brausenden Wogenkampf. Die Blitze leuchteten über ihm, der Donner verkündete der Wüste die Gegenwart ihres Schöpfers. War es nicht der gewählteste Augenblick für ein Gebet zu Allah?

Die muhammedanische Bevölkerung Algiers hat viel religiösen Sinn, und beweist denselben nicht allein durch häufiges Beten in den Moscheen, welche ungleich mehr besucht sind als die neuerbaute katholische Kirche, sondern auch durch mildthätige Gaben und ein musterhaft häusliches Leben. Nur ihr Haß gegen andere Glaubensbekenner und ein unnatürliches Laster, das unter ihnen allgemein ist, sind häßliche Flecke in ihrem Charakter, der sonst manches Großartige hat, und von dem ich viele edle Züge erzählen könnte. Einen rührenden Anblick gewähren an den Thüren der Moscheen die vielen blinden Bettler, deren es in Algier eine auffallende Menge gibt, und die hier ihre Glaubensbrüder mehr mit dem Tone ernster, feierlicher Mahnung, als mit demüthiger Klagestimme um eine Gabe ansprechen. „Uebt Barmherzigkeit, Söhne des Propheten! Allah bewahre Euch das Licht Eures Gesichtes; ich habe kein Auge und keine Sonne mehr!“ So lautet der Ruf des Bettlers, und selten verschließt ein Besucher der Moscheen der Stimme des Unglücklichen sein Ohr, während die hartherzigen Christen meistens gleichgültig vorübergehen; die wenigen Barmherzigen unter diesen leztern sind immer nur arme Soldaten, die ich manchmal mit den Bettlern ihren Son und ihr Kommißbrot theilen sah. Ehre dem französischen Krieger! Er hat ein tapferes und edles Herz. Freilich gibt es auch manche Schelme unter ihnen, und so sah ich öfters, wie manche den blinden Bettlern statt der Kupfermünze ein Steinchen in ihre hölzerne Schüssel warfen. „Bono francisco!“ riefen dankend die Bettler in der lingua franca, als sie aber die Täuschung bemerkten, murmelten sie dem fortschleichenden Spaßvogel ein Dutzend arabischer Flüche nach.

Von den Moscheen der Stadt wurde die schönste niedergerissen, um den großen Platz vor dem alten Deipalaste zu erweitern. Vier andere wurden in Heu- und Proviantmagazine verwandelt, so daß im Ganzen nur noch fünfund vierzig Moscheen existiren. Eine derselbe ist berühmt durch das Grab Ali's, des einzigen Deis, der unter diesen Corsarenkönigen eine rühmliche Erwähnung verdient, der ein tapferer Seeheld war und selbst gegen die christlichen Gefangenen Großmuth übte. Ueber seinem Grabsteine, welchen arabische Schriftzüge bedecken, flattern vier rothe Fahnen,

Digitized by Google

auf welchen man Halbmonde, Sterne und das Zeichen eines Schwertes gemalt sieht. Hier wohnen zwölf Thalebs oder Mönche, welche beim Schimmer einiger ewigen Lampen abwechselnd mit den Marabus beten.

Die beiden ansehnlichsten Gebäude der Stadt sind die Kasobah und der ehemalige Palast der Deis. Erstere war die Residenz des durch die Franzosen entthronten Hussein Dei, der aus Furcht vor den Meutereien der Türken den Palast nicht zu bewohnen wagte und die feste Kasobah fast nie verließ. Der Deipalast bildet die Fronte des großen Platzes. Er ist einfach weiß angestrichen, wie alle übrigen Häuser, und seine einzige Verzierung von außen ist das große Zifferblatt einer Uhr, die aber niemals geht. — Dieses ziemlich ansehnliche Gebäude, das freilich in einer europäischen Residenzstadt keine stolze Figur spielen würde, ist gegenwärtig eine Kaserne, vor welcher man den ganzen Tag das Stampfen der Gewehre und die Gesänge der Soldaten hört.

Wüßten die Hallen dieses Palastes zu sprechen, sie könnten, als Zeugen aller Intriguen und Verbrechen ihrer frühern Bewohner, uns manche Lücke in der Geschichte dieses Raubstaates ausfüllen, könnten uns den Hergang jener blutigen Episoden, der Janitscharenrevolten und der Deiermordungen erzählen, denn nie hat man hierüber die nähern Umstände erfahren, und erst mit der Nachricht der Thronbesteigung des neuen Raubfürsten erfuhr man, daß seines Vorgängers Kopf gefallen sei. Dies war das Ende der meisten Deis. Nach all' den Hinrichtungen, die sie befohlen, um ihren Thron festzustellen, schlug doch immer zuletzt ihr Stündlein, wo der bleiche Despot, der vor einer Stunde noch über die Köpfe von Millionen verfügte, wie der elendeste Missethäter auf den Richtplatz gezerrt wurde, und zwar gewöhnlich von den Händen seiner nächsten Diener, deren Treulosigkeit der argwöhnische Tyrann nicht immer ahnte. So verführerisch ist aber der Glanz der Herrschaft, daß sich doch immer wieder neue Candidaten fanden, welche die vom Blute ihrer Vorgänger schlüpfrigen Stufen des Thrones bestiegen, um wie jene zu enden.

Man erzählt in Algier über diese Deierwählungen eine komisch-tragische Anekdote, welche sich vor etwa 80 Jahren zugetragen haben soll. Es lebte damals ein türkischer Schulmeister dort, der seiner pedantischen Gelehrsamkeit und seiner häßlichen Zwerggestalt wegen allen Bewohnern bekannt war. Der arme Mann lebte still und sorglos in seinem Amte, bis eines Tages ihm des Glückes Sonne auf seltsame Weise lachte. Bei einer Deierwählung traten sich zwei gleich mächtige Bewerber entgegen, und als keine Stimmeneinheit zu erzielen war, rief ein Janitschar lachend des Schulmeisters Namen, den sogleich die ganze Versammlung mit lachendem Beifalle nachschrie. Die Miliz zog sogleich nach der Wohnung ihres einstimmig erwählten Oberhauptes und trug das erschrockene Männchen im Triumphe nach seinem fürstlichen Palast. Natürlich war vorauszusehen, daß die friedliche Regierung des harmlosen Schulmeisterleins dem kriegerischen Piratenvolke nicht lange zusagen konnte, und das gute Männchen mußte den kurzen Herrschertraum, wie seine blutigen Vorgänger, mit dem Leben bezahlen. — Ob diese Geschichte wahr ist, getraue ich mir nicht zu sagen, doch wird sie noch heute in Algier von den Eingebornen erzählt, und mehrere französische Schriftsteller haben dieselbe in ihren Werken schon vor der Eroberung dieses Raubstaates erwähnt. —

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Wahrlich, meine Herren," fuhr der Doctor fort, „das müßte eine außerordentliche Belustigung für die gnädige Herrschaft, für das fürstliche Hofgesinde sein! Es könnte alle Wildschweinsjagden der ganzen Welt ersetzen und erlaubte sehr tiefe Blicke in die geistige Natur des sogenannten Menschen. — Gäbe man ihnen aber gar nur den dritten Theil der Lebensluft zu kosten, so setze ich mein Haupt zum Pfande, alle diese liberalen, gefährlichen Menschen würden im höchsten Grade loyal; denn sie würden sich immerdar der größten Ruhe befleißigen. Und was können wir anderes wünschen? Geht nicht unser ganzes Streben darnach, ruhig zu werden? Ist damit nicht die Demuth, die uns so dringend anempfohlen wird, mit sammt aller Liebe, auf das allerengste verbunden. Ja, meine Herren, Viertelsration der Lebensluft ist das eigentliche Element der Geister, denn es führt zur Ruhe. Ruhe aber erstreben alle Geister oder sollten es wenigstens, und wenn unsere an Erfindungen so ausgezeichnet reiche Zeit bis dahin gediehen sein wird; dann erst werden wir in das goldene Zeitalter des ewigen Friedens eintreten, das wir bisher vergeblich ersehnt haben. Alsdann werden sich auch alle Abbitten vor Bildern, gemalten und bewegten, unnöthig machen, oder, sollte irgend etwas der Art vorfallen, so würde es ruhig, decent, ohne Weigerung und Auflehnung geschehen, und —

Digitized by Google

was noch das Vortrefflichste von Allem ist — jeder Gedanke an Rache, Wiedervergeltung, und wie diese häßlichen Dinge alle heißen, fiele für immer weg. Denn sie alle sind ganz eigentlich herausgepumpt worden. Verdünnung des Lebenselementes ist daher Reinigung des geistigen. Darum, immerzu verdünnt, so werdet ihr geistig rein; ihr werdet alsbald einen geistigen Leib empfangen." —

In diesem Augenblicke machte die Fliege eine Art von Bocksprung unter der Glocke, denn der Doctor hatte fortwährend scharf gepumpt. „Aha!" sagte er, „sie ist auf halbe Luftration gesetzt! Jetzt geben Sie genau Acht, wie sie sich geberden wird. Ich zweifle gar nicht, daß wir bei Zeiten erkennen werden, weß Geistes Kind sie ist!"

Er fuhr fort, mit aller Anstrengung zu pumpen, und die Fliege sprang emsig brummend hin und wieder, bis sie zu wirbeln begann und endlich eine sehr graziöse Menuett tanzte, die sie jedoch schnell in einen modernen Cotillon umänderte.

„Die Bestie ist verflucht lebendig," sagte der Doctor und pumpte, daß der Tisch zitterte und große Schweißtropfen ihm von der Stirn fielen. „Wir müssen sie noch besser fassen und sie zwingen, sich ganz auf die innere Welt zu richten. Diesen Capriolen ist nicht zu trauen. Es können bloße Verirkünste sein!"

Und so schien es in der That. Denn nach wenig Minuten setzte sich das fragliche Insect auf den Teller der Luftpumpe, warf uns Allen einen stechenden Blick zu und begann sich ganz ungenirt mit den Vorderfüßen den langvorgestreckten Rüssel zu putzen. Damit fertig, fuhr sie wie die Katzen, wenn sie sich waschen, mit den Füßen über den ganzen Kopf, als wollte sie ihn abbrechen, brümselte einmal dazwischen und führte einige militairische Schwenkungen mit großer Gewandtheit aus.

„Nun, Herr Doctor," sprach Leopold, „haben Sie's bald heraus, was für ein Dämon in dem Thiere steckt?"

„Es ist eine höchst schwierige Aufgabe," versetzte Feingesicht. „Gerade, wie ich es mir dachte. Dazu habe ich durch den fatalen Kerl auf dem Eise einige Fühlkraft verloren, was mir jetzt mehr zu schaffen macht."

„Es ist doch nichts zu befürchten?" erwiederte mein Freund. „Etwa eine völlige Auflehnung des versteckten Teufels gegen Sie und uns Alle?"

„Nein, nein," versicherte der Geisterfühler, „nichts von alle Dem. Das Laster scheint eine militairische oder communalgardistische Seele in sich zu haben, dem verdammten Schritte nach, den es jetzt angenommen hat. Und den Rüssel schlägt es aufwärts, wie eine geschulterte Muskete."

„Am Ende ist's ein verwandelter Communalgardist," sagte Braun. „Leopold ist immer kein Freund von dieser Staatseinrichtung gewesen, und wagt es jetzt noch, sich dagegen zu erklären; so wäre es leicht möglich, daß ein besonders Enthusiasmirter für dieses Institut —"

„Um Alles in der Welt muß ich Sie ersuchen, Ihre Zunge zu bändigen," fiel der Doctor ein, ohne in seiner ermüdenden Arbeit nachzulassen. „Dieser verwandelte Geist hat die sonderbarsten Mucken, die sich nur denken lassen. Jetzt zum Beispiel beginnt er mit aller Kraft die Dampfmaschinen täuschend ähnlich nachzuagiren. Es läßt sich noch nicht bestimmen, ob er ein Dampfmaschinenfabricant ist, oder blos ein Liebhaber davon."

„So viel ich weiß," sagte Leopold, „bin ich mit diesen Nützlichkeitsinstrumenten noch nie in Conflict gekommen; ich habe mich sogar nicht einmal um sie bekümmert."

„Um so schlimmer!" versetzte Feingesicht. „Alles das, was Ihnen zuwider ist, agirt diese Fliege. Es ist — so viel kann ich bereits erkennen — ein reicher Geist in ihr verborgen, der, wie jeder reiche Geist, ein Bündel Unarten mit in sich begreift. Dennoch bleibt er im Ganzen ein vortrefflicher Geist, der in seiner Art Großes bewirken, Neues erschaffen und die Zeit selbst veredlen helfen wird! — Sehen Sie, meine Herren, wie das Insect jetzt springt, fliegt, als wolle es durch die Glasglocke hindurchbrummen, und sich nun summend und schmunzelnd ruhig auf die Hinterfüße niederkauert. Es dehnt den einen Flügel aus — wahrhaftig! — da rupft es sich eine Art Feder aus den Schwingen. — Sie wird gespitzt — ein Rundtanz beginnt — der Geist schreibt, heftig, schnell, beflügelt, fast convulsivisch — es muß ein Ding wie ein Programm oder so etwas, etwa eine Einladung zu einer Subscription, oder eine Aufforderung, ein neues Journal zu begründen, sein. — Ha! auf den eigenen, ausgerupften Flügel hat es dieses merkwürdige instrumentum pacis geschrieben und trägt es jetzt schwärmend in alle Welt. — Hm — liegen Sie etwa mit einigen einflußreichen Schriftstellern im Streite? Verhehlen Sie mir nichts!" —

„Mein Herr," versetzte Leopold, „mir dünkt, Sie gehen etwas zu weit. Mein Verhältniß zur Zeit und zur Welt werde ich Ihnen doch wohl nicht weitläufig auseinandersetzen sollen?" (D. F. f.)

Digitized by Google

Zur Literatur der Reisen.

11. Memoiren eines Flüchtlings, oder: Continental-Chiaroscuregemälde von August Trarel. Stuttgart, Brodhag. 1836. 2 Bde.

Politische Ansichten und Raisonnements, Reflexionen über sociale Verhältnisse, Reiseskizzen und Ansichten über Kunst, Literatur und öffentliches Leben in Frankreich und Belgien bilden den Inhalt dieser Memoiren; es ist eine zusammengefügte Reihenfolge von Correspondenzartikeln, die wir bereits in verschiedenen Zeitschriften gelesen zu haben glauben. — Der Verfasser ist auf eine recht billige Art zum Flüchtlinge geworden und als solcher hat auch ihn die, bei den Refugiés endemische Krankheit ergriffen, über politische Zustände und Meinungen zu schreiben, ohne daß er eigentlich vorherrschend Beruf oder Talent dazu hätte. Wer an dem großen politischen Ideenkampfe unserer Zeit Theil nehmen will, muß entweder durch sein Genie über alle Parteien erhaben sein, oder sich irgend einer Partei entschieden anschließen und mit der Consequenz der Ueberzeugung an ihr festhalten. Entweder stellt das Genie ideale Zustände auf, oder es beleuchtet mit seinen Blitzen alle divergirenden Meinungen und überläßt uns selbst die Wahl, welche wir adoptiren wollen; selbst bei gänzlicher politischer Taktlosigkeit bleibt das Genie mit seinen Exacerbationen und blitzenden Impromptus für sich eine heilsame Erscheinung zur Anregung einer in sich bedrückten Zeit- und Volksstimmung. Wo aber das Genie mangelt, da ist ein klar ausgeprägter Charakter und ein consequentes Festhalten an dem als wahr Erkannten wohl das nothigste, was sich vom Schriftsteller fordere. Trarel bespöttelt jede Partei, ohne irgend etwas aufzustellen, woran er festhält; er ahmt Heine nach und übertrifft ihn noch an Inconsequenz und Taktlosigkeit, ohne uns dafür die Eingebungen des Genius zu bieten; er raisonnirt über alles, ohne irgend etwas nach seiner Ansicht Besseres als Norm aufzustellen; kurz, er betrachtet die Ideen, die die ganze Menschheit bewegen und spalten, als das Brausepulver, welches er mit einer geringen Quantität attischen Salzes vermischt in das Wasser der Sprache rührt und uns auftischt. Wer Trarel für einen Demagogen, für gefährlich hält, ist sehr irrig; er ist der friedseligste Mensch unter der Sonne, der nur den einzigen Fehler hat, daß er seine Sphäre verkennt, wenn er auch nur ein Wort über Politik schreibt. Das einzige, was man an Trarel's politischen Raisonnements loben kann, ist, daß er wenigstens nicht mit barbarischer Freude an den Wunden seines Vaterlandes kratzt und die deutschen Zustände ziemlich ungeschoren läßt. — Er mag uns das pariser Volksleben und seine Feste beschreiben; mag nach Trianon, Versailles ꝛc. fahren und uns kleine Reiseskizzen geben; mag die Kunstsammlungen und öffentlichen Anstalten besuchen und sarkastische Bemerkungen darüber machen; das alles kann er ganz vortrefflich, er sieht diese Dinge klar und vorurtheilsfrei an, weiß die seinem Zwecke entsprechende Seite derselben leicht herauszufinden und gewandt darzustellen. Seine Bemerkungen über die französischen Theater sind recht gesund und frisch, seine Relationen über das Treiben der kleinen Bühnen sind eben so bezeichnend als amüsant und selbst seine Kritik über die neueste franz. Literatur liest man der witzigen Einfälle wegen gern. — Seine Darstellung ist leicht, gefällig und pikant; eine geistreich schillernde Oberflächlichkeit entschädigt für mangelnde Tiefe und läßt die Weitschweifigkeit vergessen, die uns hier und da entgegentritt; nur der Styl des Verf. verdient Tadel, er ist nachlässig und leichtfertig. — R. B.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Bauernfeld's „literarischer Salon."]

In den letzten acht Tagen vor der Charwoche erschienen auf unsrer Hofbühne drei neue Stücke. Obwohl die beiden Erstern: „Eine Hütte und kein Herz", dann „der achtzigste Geburtstag", (welche französischen Ursprungs sind) von mir bearbeitet wurden, so darf ich als Berichterstatter sie doch nicht stillschweigend übergehen, eben so glaube ich in dieser Eigenschaft das wiederholen zu dürfen, was die hiesigen Theaternotizen erwähnten, daß beide Neuigkeiten eine sehr günstige Aufnahme fanden. Verdient oder unverdient, mögen Andere beurtheilen; daß jedoch die ausgezeichnete Darstellung unserer Hofschauspieler zu dem Gelingen und zu dem laut ausgesprochenen Beifalle wesentlich beitrug, halte ich für meine Pflicht, hier beizufügen. Die Rolle der Adele von Senange verschaffte einer sehr talentvollen jungen Künstlerin Gelegenheit, zu beweisen, welche bedeutende Fortschritte sie in der kurzen Zeit ihres dramatischen Wirkens gemacht habe. Dem. Wildauer zählt kaum 17 Jahre und ist nur zwei Jahre auf der Bühne, dennoch löste sie diese schwierige Aufgabe zur vollkommensten Zufriedenheit eines Publicums, welches an Künstlerinnen erster Größe gewöhnt ist. Die dritte Neuigkeit, ein dreiactiges Lustspiel nebst einem Prolog, von Bauernfeld: „der literarische Salon", ward zum Benefice der vier Regisseurs dargestellt. Schon einige Zeit vor der Aufführung hieß es: Die Tendenz des neuen Lustspieles sei, gegen die Dichter, welche derzeit unter dem Namen des jungen Deutschlands bekannt sind, zu Felde zu ziehen. Der Prolog, von Herrn Anschütz sehr wirksam gesprochen — schien dahin abzuzielen, er wurde so stürmisch, lange anhaltend beklatscht, als wollte man den Verfasser des Lustspieles, noch ehe sein Stück angefangen hatte, schon herausklatschen. In diesem, am unrechten Orte angebrachten Zuviel lag auch zum Theil der Keim zu dem folgenden diminuendo. Die ersten Acte machten viel lachen, obgleich der Antheil an dieser Heiterkeit nicht allgemein war. Als der letzte Act, offenbar der schwächste, welcher auch die beiden ersten eigentlich todtschlug, zu Ende ging, wurde das Publicum unruhig, die Freunde des Verfassers und Jene, welche sich erinnerten, daß Bauernfeld ihnen durch seine früheren Stücke viele vergnügte Stunden gewährte, wollten dem Ausbruch des Mißfallens zuvorkommen; sie tobten und lärmten, das bewirkte eine noch stärkere Opposition; der Kampf währte einige Minuten, Bauernfeld erschien auf der Bühne; allein sein Stück erschien nicht wieder. —

(Die Fortsetzung folgt.)

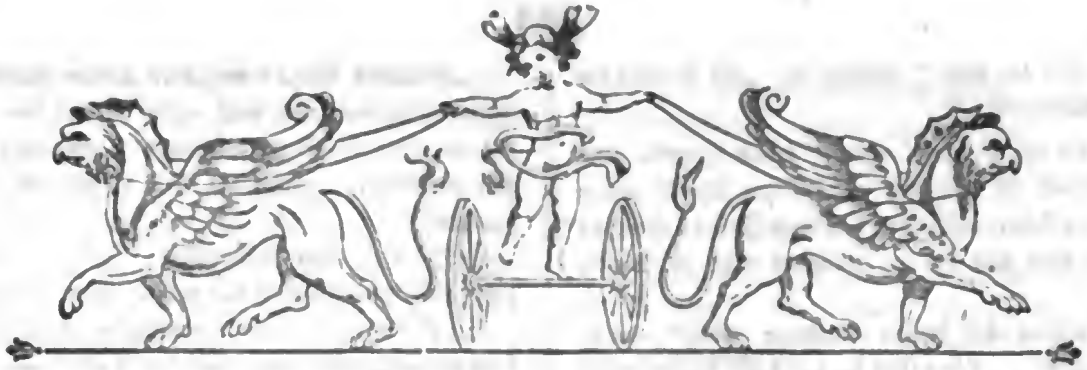
Notiz.

[Eisenbahnen in Frankreich.]

Sehr lebhaft handelt es sich jetzt um 3 Eisenbahnen, welche von Paris ausgehen sollen; nämlich eine nach Rouen und bis an das Meer, eine nach Orleans und eine dritte nach Lille. Für jede derselben sind verschiedene Plane vorgelegt worden, die meisten für die schwierige Bahn von Paris nach Rouen; vier für die zweite Route; zwei für die Bahn nach Lille. Dann beabsichtigt man noch eine Bahn von Alais nach Beaucaire, eine von Cette nach Montpellier, eine von Bourg nach Lyon und eine von Elboeuf nach Louvier.

33.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 89. — den 6. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Weitläufig nicht, nur mit Ja oder Nein," sprach Feingesicht. „Offenheit aber bin ich berechtigt zu fordern, weil ich anders nicht den ganzen Geist dieser Pseudofliege erkennen und erfühlen kann."

„Nun, so mögen Sie wissen," versetzte mein Freund, „daß ich das Getreibe unserer Tagesschriftsteller allerdings durchaus mißbillige, weil es egoistisch und ohne jene innere heilige Weihe ist, die all' unser Thun erst zu einem wahrhaft Menschlichen macht!"

Der Geisterfühler schüttelte bedächtig sein Haupt und seufzte tief und schwer, gönnte sich aber keine Erholung, sondern arbeitete tüchtig fort. Die Fliege ward unterdeß merklich ruhiger, schwirrte immer rund um sich herum und fiel endlich auf den Rücken, alle Beine in die Höhe streckend und ohne Aufhören in unbeschreiblicher Schnelligkeit sich um ihre eigene Axe drehend.

Jetzt ließ der Doctor ab, die Verdünnung des Lebenselementes noch weiter zu treiben. Er schob die Brille auf die Stirn zurück, die safrangelbe Schlafmütze aufs linke Ohr und kratzte sich bedenklich im Kopfe.

„Es wäre Thorheit, die Beschwörung noch weiter zu treiben," sprach er nach einer Pause. „Denn wenn ich das Ding auch noch 9999 Jahre so fortsetzte, diese Fliege würde doch in derselben tremulanten Bewegung verharren, in der Sie sie jetzt erblicken, und tausend Mal eher würde die Glasglocke zerbrechen, als das Thier sterben. Es ist ja doch unsterblich!"

„Unsterblich!" wiederholte erschrocken mein Freund, „unsterblich, sagen Sie, soll diese Bestie sein?"

„Unsterblich," sprach gelassen der Doctor, „und noch mehr, sie ist sogar unzähmbar."

„Aber — Mann," stammelte mein Freund, „bedenken Sie doch, was Sie sagen! Sie richten mich zu Grunde, werden mich wahnsinnig machen! Denn dann wird ja das gräuliche Geschmeiß immer und ewig um mich sein, mich martern und plagen auf jedem Tritte und Schritte, sich an meiner Pein erfreuen, mich verspotten und endlich zu Tode ängstigen!"

„Allerdings," sagte Feingesicht und schnallte sich die Glasschuhe wieder ab.

„Sie haben mir aber ja feierlich zugeschworen, mich von dem verdammten Thier zu befreien!" schrie Leopold.

„Ja, das habe ich, doch immer nur unter der Bedingung, daß ich es kann. Nun geht das aber nicht, wie Sie selbst einsehen werden, also ändern Sie sich und schließen sich der Fliege an.

„Sie sind verrückt," sagte verächtlich mein Freund und wandte dem Geisterfühler den Rücken.

Digitized by Google

„Ganz und gar nicht," versetzte er. „Es ist nicht die geringste Schande dabei."

„Aber um des Himmels willen," sprach Leopold, „wie in aller Welt soll sich denn ein vernünftiger Mensch einem unvernünftigen Thiere anschließen? Einem Insect! Hebehe! Der Einfall wäre sehr drollig, wenn er nicht zu traurig wäre."

„Das denken Sie blos," verehrter Herr," erwiederte der Doctor. „Sie wissen ja, daß diese Fliege eigentlich keine Fliege, kein ordinaires Insect, ja nicht einmal ein Thier ist!"

„Nun, was ist sie denn?" fragte mein Freund, „ein Mensch? ein Engel? ein Gott?"

„Auch das nicht!"

„Nicht? Nun dann muß es ein ganz wundersamer Extract von Allen sein!"

„So ist es auch, wenn Sie wollen," sprach Feingesicht. „Denn, um kurz zu sein, in diese Fliege hat sich der Zeitgeist verkrochen. Wenn Sie nun wollen, so widerstehen Sie dem, großen Erfolg aber kann ich Ihnen nicht versprechen."

„Der Zeitgeist!" sagten wir alle Drei wie im Chorus, indem Leopold die Hände beach, ich die Hand in die Seite stemmte und Braun eine Prise nahm. — „Ja, der Zeitgeist," wiederholte der Doctor. „Sie können jetzt fragen, wen Sie wollen, Jedermann wird Ihnen dieselbe Antwort geben. Als Freund aber rathe ich Ihnen, sich seinen Mahnungen nicht länger mehr zu widersetzen. Er ist mit Ihrem Denken, Thun und Treiben nicht zufrieden, darum verfolgt er Sie und sucht Sie auf alle mögliche Weise aus sich selbst herauszuhülsen. Sie sollen Ihre Subjectivität aufgeben und ins Object, das heißt in den Zeitgeist übergehend sich wieder neu subjectiviren. Thun Sie dies nicht, so kann ich Ihnen ein klägliches Ende prophezeihen."

„Wir wollen Sie das wissen," sprach Leopold. „Ihre Kenntniß mag so weit gehen, in einer erbärmlichen Fliege den Zeitgeist sehen zu können, das gebe ich zu, mehr aber sind Sie nicht im Stande zu bestimmen."

„Erfahrung ist ein eigenes Instrument," versetzte der Doctor, beschäftigt, die noch immer zitternde und summende Fliege zu befreien, — „und diese lehrt mich, daß ohne Anschließung an den Zeitgeist und Aufnahme desselben in sich selbst ein trostloser Untergang unausbleiblich ist. Ich selbst habe ein solches Beispiel erlebt und —"

„Erzählen Sie es mit allen seinen Umständen und Veranlassungen," fiel rasch mein Freund ein, indem er sich mit über der Brust gekreuzten Armen dem Doctor gegenüber stellte. „Erzählen Sie es und ich will Ihnen glauben."

„Nein," sagte Feingesicht. „Diese Geschichte erzähle ich Niemand, selbst mir mag ich sie nicht wiederholen."

„So sind Sie ein erbärmlicher Charlatan!" rief Leopold aus, den man mit der Polizei aus der Stadt schaffen lassen muß. Jämmerlicher Wicht! Mit Kenntnissen zu prahlen, die nicht zu erwerben sind!"

„Warum glauben Sie mir denn?" fragte spöttisch lächelnd der Geisterfühler. Ich habe Sie ja nicht aufgesucht, sondern Sie mich. Jeder aber ernährt sich auf seine Weise."

— „Wahr, sehr wahr!" sagte mein Freund. „Ich war ein blöder, schwachsinniger Narr! Aber jetzt bin ich vernünftig geworden. Darum, hier haben Sie Ihren Quacksalberlohn, und nun fort aus meinem Hause! Und daß Sie mir nicht mehr vor die Augen kommen!"

Braun und ich hielten es jetzt für nöthig, uns ins Mittel zu legen. Wir suchten unsern Freund zu beruhigen und den Doctor bei diesem zu rechtfertigen. Feingesicht selbst verlor seine Fassung nicht, sondern packte seine Instrumente und Geräthschaften behutsam ein und ließ den Erzürnten toben und schimpfen, so viel er wollte. Ein einziges Mal nur wandte er sich zu ihm und sprach: „Sie können mich nicht beleidigen, mein Herr, weil nicht Ihr Geist es ist, der diese Worte spricht. Vielmehr sind Sie jetzt ganz entgeistet und nur die Seele raisonnirt noch fort, wie in einer Orgel — der Wind bläst, so lange die Bälge noch nicht gegangen sind. Solch Raisonniren aber ficht mich nicht an. Kommen Sie ja einmal wieder ganz zur Vernunft, so werden Sie mich aufsuchen, und sollten Sie auch rund um den ganzen Erdball reisen. Der Zeitgeist wird Sie alsdann austreiben, wie Sie diesen jetzt zu treiben und zu hetzen suchen, in jeder Stunde aber dabei einige Schritte rückwärts thun. Halten Sie es wie ich, mein Herr, so kommen Sie immer vorwärts. Hätte ich auch so hartnäckig widerstreben wollen, die große Kunst und Wissenschaft des Geisterfühlens wäre noch nicht entdeckt oder erfunden, oder wie Sie es sonst nennen wollen, und diese unsterbliche Fliege fräße Ihnen nach und nach die Augen und den Verstand aus dem Kopfe, wie sie dies auch jetzt noch thun wird, wenn Sie meinen Ermahnungen nicht Folge leisten."

Digitized by Google

„Ernestine war durch den lauten Wortwechsel hereingelockt worden und erkundigte sich nach dem Erfolge der Beschwörung, wie es der Doctor nannte.

„Wir sind einem Verrückten oder Betrüger in die Hände gefallen," sprach Leopold, „der jetzt sein Unvermögen zugesteht und sich nun durch einige Lügen aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es soll ihm aber nicht gelingen; denn ich lasse ihn gewiß aufheben."

„Da sehen Sie es klar, verehrte Frau," erwiederte der Doctor, „daß Ihr Herr Gemahl bereits die erste Staffel zur Tollheit erstiegen hat. Ich will Ihnen den ganzen Gang seines fernern Lebens vorhersagen —"

„Das Maul sollen Sie halten!" schrie Leopold.

„Anfangs," fuhr Feingesicht fort, „wird er, wie eben jetzt, einigermaßen wüthen, dann plötzlich in ein Stillesein, dann in einen Tiefsinn, und dann in ein Irrereden verfallen. Hierauf folgt Abzehrung, kaltes Gelächter und endlich der Tod. Und wenn Sie die Symptome genau bemerken, so können Sie der Wissenschaft des Geisterfühlens dabei einen großen Dienst leisten. Denn Sie werden beobachten, wie aller Geist nach und nach vom Zeitgeiste ganz langsam herausgesogen wird. Darum hat er sich auch sehr gescheidt in eine kleine Fliege verkrochen, die überall anbeißen und saugen kann."

Ernestine war so erschrocken, daß sie eine Zeit lang gar nichts antworten konnte. Sich fassend verneigte sie sich gegen den Doctor und sprach: „Ich danke Ihnen für Ihren gütigen Rath, werde mir aber die Freiheit nehmen, ihn nicht zu befolgen."

Seufzend wendete sich Feingesicht zu mir und Braun und sagte: „Es ist ein Jammer, wie die Frauenspersonen alle Wissenschaft gering achten, namentlich, wenn sie die sogenannte Liebe überfüllt!" — Damit nahm er seine Instrumente selbst zusammen, wünschte Leopolden und Ernestinen recht wohl zu schlafen und empfahl Letzterer noch, einen Wächter in Bereitschaft zu halten, wenn sich ja bald einige Tollanfälle zeigen sollten. „Nun," wandte er sich zu mir, „Sie hoffe ich baldigst bei mir zu sehen, und bei Herrn Braun gedenke ich auch in freundschaftlichem Andenken zu stehen!" Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Mein Freund war sehr abgemattet und im höchsten Grade unmuthig. Ernestine suchte ihn zwar zu erheitern und glaubte dies durch Lächerlichmachen des ganzen Experimentes bewerkstelligen zu können; allein das leise Summen der Fliege, das sich alsbald wieder hören ließ und in kurzem zu einem stärkeren Gedrumm anwuchs, als sei sie über die schnöde Behandlung erzürnt, die ihr widerfahren war, machte ihn nur noch mürrischer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

12. Ost und West. Reisen in Polen und Frankreich von Richard Otto Spazier. Stuttgart, Brodhag. 1835. 468 S. gr. 8.

Der Verf. gehört zu den deutschen Schriftstellern, deren deutsche Autorschaft etwas in die Brüche gerathen ist. Mit dem Büchlein über Jean Paul und der geistigen Erbschaft des großen Oheims glaubte Spazier hinlänglich Deutsches in sich aufgenommen und als Autor aus sich herausgestellt zu haben, um nun nach Ost und West seine Liebe hintragen zu können. Mit der Herausgabe von Jean Paul's Memoiren hielt er die Gegenstände seiner deutschen Neigung für abgethan und erledigt. Kleine Localmisèren, die ich weiter nicht kenne und in welche die Hitze des Augenblicks verwickelte, mochten dazu kommen, den Autor um sein Vaterland zu bringen. Allein man kann auch in Paris Deutscher bleiben. Und wenn wir nur in dem Blutsverwandten Jean Paul's irgendwie einen Antheil seiner geistigen Nachlassenschaft fänden! Es kann nichts Deutscheres geben als Jean Paul. Ein Auge, das der ganzen Welt entgegenlacht und weint, ein Herz, das dem Universum entgegenschlägt, das ist gerade ein deutsches Auge, ein deutsches Herz. In dieser Liebe liegt das echt Deutsche, zu dieser Liebe hat es sonst keine Nation gebracht, in der Gegenwart die französische und englische am wenigsten. Allein man soll nicht ganz den Eigensinn der Liebe aufgeben, daß sie auch liebt um ihrer selbst willen. Was du auch lieben magst, das Gefühl selbst schon macht dich größer, denn in der Illusion des Geistes steigen dir ungeahnte Mächte aus der Tiefe deiner Seele hervor. Du kannst selbst im Gefühl zu einer unwürdigen Geliebten eine höhere Potenz deines eignen Naturells erreichen, so lange die Illusion dauert. Du kannst selbst einer herumtrödelnden Schauspielerbande nachlaufen und einen Gott dich dünken, wenn du den Saum deiner Theaterprinzessin an die Lippen drückst: bis dir die Schleppe naß vorkommt und dich ernüchtert; dann trittst du zurück und kehrst nicht ärmer, nur reicher zu dir zurück. Hört die Illusion auf, kannst du unmöglich noch weiter mit vagabundiren und unter den Lumpen des Thespiskarren mit verlumpen. Man kann vielerlei lieben nach Ost und West, nach dem Nord- und dem Südpol hin, allein man darf nicht hingehen und sein Herz an fremden Zäunen aufhängen. Die deutsche Liebe liebt, ohne daß sie es selbst weiß, die fremden Nationalitäten um ihrer selbst willen. Wir überlassen unsern Lesern die Nutzanwendung des obigen Beispiels von der Komödiantenbande auf die Polenliebe der Deutschen. Bei Spazier fällt mir immer der Vers ein, den Immermann auf Aug. Wilhelm Schlegel machte, und den man mutatis mutandis auf ihn anwendbar finden könnte:

Erst in Polen, dann in Frankreich, dann in allerlei Finsternissen
Hast Du Dir Deinen deutschen Rock zerrissen.

Der Verf. der obigen Reiseskizzen und Charakteristiken scheint vor seinen bisherigen Richtungen jetzt selbst auf der Flucht. Wie sich das deutsche Element seiner Natur in sich selbst orientiren möchte, zeigen seine Selbstbekenntnisse in den drei Briefen aus Paris an einen polnischen Grafen Breza, mit welchem sein „Ost und West" eröffnet ist. Dann folgt ein Charakterbild Lafayette's nebst Schilderung von Spazier's

Digitized by Google

Aufenthalt auf dessen Landschloß Lagrange. Wir können diesen Freibürger zweier Welten nicht für einen großen Charakter halten, wie ihn der Verf. nennt. Lafayette war ein gutmüthiger, aber kein geistesgroßer Republicaner; mich dünkt, zur Größe gehöre inmitten einer Umwälzung mehr Thatkraft und Lust am Extrem. Lafayette's friedliche Menschenliebe, die ihn oft sogar schwach erscheinen ließ, macht ihn liebenswürdig, aber nicht groß. Man kann sonst nicht sagen, daß Spazier in blinder Hinneigung seine persönlichen Eigenschaften ausgemalt habe. — Ein dritter Abschnitt liefert ein Bild des Großherzogthums Posen im Spätsommer 1833. Erquicklicher sind die nächsten Abschnitte, eine Schilderung der französischen Zustände und seines vierzehntägigen Aufenthalts im Departement der Mosel. Spazier wohnte auf dem Landgute eines jungen Franzosen bei Metz und machte von dort verschiedene Streifzüge durch die Provinz. Wir können der Darstellung des Details, bei der der Verf. fortwährend eine Parallele zwischen Osten und Westen und namentlich zwischen polnischen und französischen Volkselementen im Auge behält, unsere Anerkennung nicht versagen, selbst für den Fall, daß unser lediglich deutscher Standpunct die Erscheinungen in ein anderes Licht rücken muß. Weit Interessanteres hätten wir aber von dem Schlußartikel über die französischen Frauen und ihre Stellung zur Gesellschaft erwartet. Spazier gefällt sich dabei in der Erzählung der Lebensgeschichte eines jungen Mannes, der bei den Frauen aller Nationen eine Zeit lang als compromittirter Schriftsteller sein Glück macht, bis es ihm doch im Grunde schlecht geht. Das Raisonnement über die französischen Frauen ist meist ein Extract aus Balzac's physiologie du mariage. „Ich denke", schließt Spazier, „diese Autorität ist gewichtig." Wir müssen gar sehr dagegen protestiren, daß man die französische Boudoir-Philosophie für so wichtig halte. Hätte Spazier selbst mit deutschem Auge geschaut und mit deutscher Feder geschildert, würden wir ihn weit lieber als Balzac als eine Autorität anerkennen.

Correspondenz.

Aus Wien. (Fortsetz.)

[Der Doppel-Moor.]

Gesprochen und geschrieben wurde Verschiedenes über den „literarischen Salon", jedoch wird der ganze Vorfall bald vergessen sein. Gewinn zog nur die Regie daraus, welche seit „Ottokar's Glück und Ende", keine so starke Einnahme machte. Der Dichter der letztgenannten Tragödie, Fr. Grillparzer, hat vor kurzem eine Reise nach Frankreich und England unternommen. Herr Kunst gab zu seinem Benefice Schiller's „Räuber", welche ganz außerordentlichen Zuspruch hatten, es war aber auch etwas — für Wien — Außerordentliches zu schauen, das Ausland sah dieses Kunststück, welches Herr Jermann erfand, schon öfter. Herr Kunst war nämlich der Doppel-Moor, Karl und Franz zugleich. Man sollte glauben, jeder Schauspieler hätte an einem der beiden Brüder schon eine starke Aufgabe zu lösen; allein das Einfache hat wenig Reiz mehr, daher werden die Kräfte verdoppelt. Vielleicht singt nächstens Herr Breiting den Robert und Bertram an einem Abend, den Einen als Gast, den Andern als engagirtes Mitglied; eine sehr einträgliche Einnahme möchte ich wohl verbürgen. Daran dachte wohl der Kunst, wenngleich auch die Kunst Manches gegen eine solche Duplicität einwenden könnte; denn außer dem Kassagewinn ist wohl kein anderer abzusehen. Ich vergönne Herrn Kunst den erhaltenen Beifall, der ihm nur als Franz Moor etwas Neues gewesen ist. Als Karl war er selbst zu jener Zeit, da ihm der große Devrient als Franz zur Seite stand, ausgezeichnet. Der Kunst und die Kunst bestimmen mich zu melden, daß Mad. Schröder den 7. d., als neu engagirtes Mitglied des Burgtheaters, die Fürstin Isabella (Braut von Messina) gab. Sie wurde sehr ehrenvoll aufgenommen, Beifall und wiederholtes Vorrufen während der Darstellung und am Schlusse fehlte natürlich nicht. So wäre denn auch unser Trauerspiel auf eine Art besetzt, daß man mit Stolz sagen kann:

„Die Bühne Deutschlands zeigt ihr Herren uns doch an,
Die an Berühmtheit sich mit unsrer messen kann." —

Ich weiß wohl, daß noch viele bedeutende Künstler und Künstlerinnen außer den unsern zu finden sind; allein eine Schröder, Rettich, Fournier und Peche, ein Löwe, Korn, Fichtner, Anschütz und La Roche für die Tragödie! — Ein ähnlicher Verein von (in ganz Deutschland accreditirten, nicht blos dem Namen nach bekannten) Künstlern ist heut zu Tage nirgends mehr zu finden. (D. B. f.)

Notiz.

[Ein französischer Kriegsminister in dem Jahre 1792.]

Im Jahre 1792 wechselten die Kriegsminister in Frankreich in sieben Monaten sieben Mal, Narbonne, Grave, Servan, Dumouriez, Lajard, Ablancourt und Servan zum zweiten Male folgten rasch auf einander. Auf Servan folgte dann Pache, hierauf Bournonville, und als dieser das Unglück hatte, von Dumouriez, den er arretiren sollte, selbst arretirt zu werden, trat ein ganz unbedeutender Mensch, Namens Bouchotte, an die Spitze des Kriegsministeriums. Nun hatte der Wohlfahrtsausschuß befohlen, eine Anzahl Gendarmen mit Pferden in einige Departements an der Loire zu senden. Der Kriegsminister fand sich bewogen anzufragen, ob auch Sättel zu den Pferden gegeben werden sollten und erhielt darauf folgende Antwort:

Les représentans du peuple composant le comité de salut public au ministre de la guerre et ses adjoints
Liberté, Egalité, Fraternité.

Allez vous faire .... Que le diable vous confonde, s'il vous faut des ordres pour donner des selles, quand il vous a été enjoint de fournir des chevaux. Faut-il aussi des ordres pour que vous donniez des brides?

Signé: Danton, Robert Lindet, Camben fils aîné.

Derselbe Minister Bouchotte wurde dreizehn bis vierzehn Mal angeklagt, meist als incapable oder inepte und entging dem Schaffot nur durch ein Amnestiedecret. Man beschuldigte ihn unter andern, eine Menge von Leuten aus den niedrigsten Volksclassen zu Generalen befördert und viel Unglück veranlaßt zu haben. Und in der That, wenn man die Liste derselben übersieht, wird man es kaum für glaublich halten, daß aus einer solchen Armee die großen Generale und Officiere der Napoleonischen Zeit hervorgegangen sind. Da findet sich ein Schneider Namens Seepferd, ein in Paris sehr bekannter Marktschreier, der auf den Boulevards Rattenpulver verkauft hatte, endlich ein gewesener Ausrufer bei einer Bude mit wilden Thieren auf dem Jahrmarkte von St. Germain, wo er besonders den großen Tarlata anpries, der eigentlich ein Esel war, dem man Schweif und Ohren abgeschnitten hatte. Er bekam daher bei der Armee den Spottnamen des großen Generals Tarlata. Ein solcher Mensch, der würdige Genosse eines Carrier und Lebon, konnte sich auch rühmen in Lyon 6000 Menschen dem Tode geopfert zu haben. Ihm selbst ward unter der Guillotine der verdiente Lohn. 19.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 90. — den 7. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

„L'amour est un vrai recommenceur."

„L'amour est un vrai recommenceur." Diesen Spruch liest man in Goethe's Maximen und Reflexionen, und die fremde Sprache, so wie die Anführungszeichen, lassen keinen Zweifel, daß hier nichts Eigenes, sondern, wie Goethe es nennt, „Angeeignetes", von ihm mitgetheilt worden. Aber woher ist der Spruch? Goethe liebt es, sich mit mancherlei Geheimniß, Räthsel und Verhüllung zu umgeben, seine klaren Gedanken oft nur in Dämmerlicht zu stellen, seine hellen Bilder zuweilen in völliges Dunkel ausgehen zu lassen. Die Scheu, Bescheidenheit, Vorsicht, oder wie man es nennen will, welche diesem Verfahren zum Grunde liegt, und ein wesentliches Element in Goethe's künstlerischer Sittlichkeit ist, übt einen großen Reiz auf den Leser, dem bei allem Reichthume der Andeutung noch immer ein größerer des Angedeuteten eröffnet wird, und der sich bald gewöhnt, in jedem einfachen Ausdrucke eine große Mannichfaltigkeit des Lebens vorauszusetzen, die nur entwickelt zu werden braucht. Man sieht dies am vollständigsten, wenn man z. B. vergleicht, wie Goethe seine Bekanntschaft in Straßburg mit Jung-Stilling erzählt, und welche Schilderung dieser selbst von jenen Vorgängen gibt. Nicht selten erscheint dies Geheimnißvolle oder Unerklärte auch blos im Aeußerlichen und Oberflächlichen, ohne Bezug auf die innere Bedeutung. Aber dem Behagen, sich hinter eine Maske zu verstecken, oder im Halbdunkel zu wandeln, geht das andere zur Seite, das Verhüllte zu erkennen, das Zweifelhafte hell zu beleuchten. Wie hat man sich gequält, wie verschieden und immer unrichtig gerathen, um herauszubringen, warum die beiden ihrem Inhalte nach ganz verständlichen Lieder „kophtische" überschrieben sind! bis sich endlich aus Goethe's eigener Mittheilung ganz gelegentlich ergab, er habe ihnen diesen Namen gegeben, weil sie anfangs zu einer Oper: „Der Groß-Kophta" bestimmt gewesen! Diesen Reiz hat auch der obige Spruch erweckt, und in einer Gesellschaft wurde viel darüber hin und her gestritten, welchem Autor er wohl angehören könne? Scharfsinn, Belesenheit, Witz und Scherz aller Art kamen an den Tag, man genoß der geistreichsten Unterhaltung, die Sache selbst aber blieb im Dunkel. Man glaubte, jene Worte in jedem Falle bei einem neuern Autor suchen zu müssen, vielleicht bei einem der tiefern, weniger gelesenen, bei Saint-Martin, Maistre, Ballanche, aber sie aufzufinden wollte nicht gelingen. Endlich kam ein Zufall zu Hülfe, und ein fleißiger Leser, der aus dem wirren Feuerwerke der Tagesliteratur zu dem stillen Glanze der alten probehaltigen Schriften, zu dem ewig Werthvollen, Leben- und Geist-Erfüllten, zurückgekehrt war, brachte den freudigen Aufschluß, daß jener Spruch in der Briefsammlung der Frau von Sevigné vorkomme, und zwar von dem Grafen von Bussy-Rabutin zuerst angeregt (Brief vom 3. Julius 1655), von ihr aber dann aufgenommen und fortgeführt. Wir sehen aus dieser unerwarteten Entdeckung auch ein

Digitized by Google

Streiflicht auf Goethe's Lectüre fallen, und was für edle, fruchtbare und anmuthvolle Schriften er zur Erheiterung seiner alten Tage wählen und ausbeuten mochte!

Aehnliche Schwierigkeit verursachten zwei französische Zeilen, welche gegen Ende des Buches „Rahel" angeführt sind, und dort in hohen, eigenthümlichen Werth gestellt werden. Es sind die beiden Alexandriner:

„Il est assez puni par son sort rigoureux,
Et c'est être innocent que d'être malheureux."

Die gewiegtesten Kenner französischer Literatur, französische Schriftsteller in Paris selbst, welche die Frage vernahmen und sie zu beantworten nun die eigensinnigste Beharrlichkeit aufboten, konnten die ursprüngliche Stelle jener Verse nicht nachweisen; sie waren in Racine, Corneille, Voltaire, Crebillon nicht zu finden, und schienen doch einem älteren und tragischen Autor angehören zu müssen. Selbst der Verfasser des eben erschienenen Büchleins: „Ueber Rahel's Religiosität," der jene Verse als die „eines edlen französischen Dichters" wieder mit anführt, scheint bei dieser allgemeinen Bezeichnung keinen bestimmten Namen im Sinne gehabt zu haben. Dieser Name ist nun endlich gefunden! Allerdings eines ältern und gewiß edlen Dichters, aber keines tragischen, sondern eines heiter-anmuthigen, bei dem man sie wohl am wenigsten gesucht hätte! Die beiden Zeilen sind von Jean de La Fontaine, dem liebenswürdigen Fabeldichter; aber freilich aus einem Gedichte, das weniger gelesen wird als seine Fabeln, obwohl es ihn als Menschen höchlich ehrt und seines Dichterruhms keineswegs unwürdig ist. Er war ein treuer Anhänger des von Ludwig's XIV. Ungnade hart getroffenen und grausam verfolgten Finanzministers Fouquet, zu dessen Gunsten er ein schönes elegisches Gedicht herauszugeben wagte, und auf das harte Geschick des Gefallenen jene beiden Verse anwandte, die allerdings die reinste menschliche Gesinnung athmen und die schönste sittliche Milde gleichsam in einer Naturbetrachtung schöpfen.

*.

Der Geistersühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Unter diesen Umständen verließen auch Braun und ich den Geängstigten, empfahlen ihm Ruhe und Zerstreuung, mußten aber, zu unserm nicht geringen Schrecken, jenes furchtbar hohle Gelächter als Antwort vernehmen, das immer ein Begleiter der größten Verzweiflung zu sein pflegt.

Gedankenvoll gingen wir neben einander her, ohne zu sprechen. Endlich brach Braun das Stillschweigen. „Damit war es also nichts, wie ich mir gleich dachte," sagte er; „nun ist es Zeit, daß wir selbst einschreiten und den armen Karl von seinen Einbildungen befreien. Freilich wird es jetzt schon etwas schwieriger werden! Hätte ich diesen albernen Ausgang voraussehen können, so würde ich mich mit aller Kraft dagegen gestemmt haben."

„Was willst Du thun," fragte ich. „Denn jetzt wird es wohl Zeit sein, Dein Geheimniß zu lüften."

„Noch nicht," versetzte er lächelnd. „Ich muß erst noch einige Anstalten treffen, damit ich ganz sicher bin!" Und so, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, eilte er davon.

In einigen Tagen besuchte ich Helenen. Der Abkunft gemäß, die ich mit ihrem Vater getroffen hatte, war der Doctor nicht zu Hause. Helene schien verstimmt und sprach gegen ihre Gewohnheit wenig. Ich fragte sie nach der Ursache dieser Verschlossenheit, erhielt aber nur Thränen statt der Antwort. Dies machte mich unruhig. Kein Mensch ist reizbarer als ein Liebender. Ihr Auge war trüb' und schweifte irrend umher. Dies brachte mich auf den Gedanken, sie sei mir untreu geworden, und ich war schon zu aufgeregt, um ihr meinen Argwohn verbergen zu können. Nie aber in meinem ganzen Leben habe ich einen unschuldigeren, reineren Blick gesehen, als nach dieser Aeußerung. Es war, als ob sich ihr Auge spalte und ein unerträgliches Licht aus ihm ausflösse, mich mit meinem Argwohn, mit diesem trübsten Schatten einer abfallenden Seele zu umhüllen, um meinen Fall der Welt zu verbergen. Sie lächelte und umarmte mich mit Herzlichkeit.

„Man sollte Dir zürnen," sprach sie, „daß Du so frevelhafte Gedanken nur in Dir aufkeimen läßt. Durchbohre mich," rief sie mit flammendem Auge, „wenn Du je einen Funken von Treulosigkeit an mir entdeckst! Ihr Männer könnt nur durch das Außerordentliche in dieser Zeit der Erregung noch im Gleise gehalten werden! Ach, der Doctor ist auch so fast zu Grunde gegangen."

„Meinst Du Deinen Vater?" fragte ich erstaunt und ein trübseliger Argwohn schlich durch meine Seele.

„Nun ja doch," antwortete sie. „Er ist mir ja auch Vater."

„Ist er nicht Dein wahrer, leiblicher Vater?" fragte ich hastiger und sie mit Inbrunst an mich ziehend.

„Er war," versetzte Helene — „als mein Vater — von

Digitized by Google

ihm — — —" Ich hörte es hinter mir rascheln, und der Doctor stand neben uns. Aus seinem sonst so gutmüthigen Gesicht war aber alle Milde gewichen, nur jener listige Ausdruck, der sich auf eigenthümliche Art mit ihr vermischte, trat stärker hervor und schien sein eigentlichstes Wesen auszumachen.

„Undankbares Geschöpf!" rief er zischend Helenen ins Ohr. „Hast Du vergessen, daß ich Gewalt habe, Dich zu zermalmen? Bin ich Dein Vater?"

„O Gott, o Gott!" jammerte Helene, in meinen Armen zusammensinkend, „habe ich je daran gezweifelt?"

„Nun, dann bist Du meine gute Tochter," versetzte der Doctor, und der häßliche Ausdruck seiner Gesichtszüge war so völlig wieder in jene gutmüthig-launige Lage zurückgeschnellt, daß mich ein Schauer überlief, als ich diesen stillen, freundlichen, scherzhaften Mann mit dem teuflisch-verzerrten, von allen Leidenschaften zerstörten Gesicht des eben Hereingetretenen verglich. Ich glaubte ein Gespenst gesehen zu haben.

„Wie gut ist es nun," hob er an, „daß wir diesen Contract mit einander eingegangen sind. Ohne ihn würde ich zu bei weitem keiner so ausgebreiteten Menschenkenntniß gekommen sein. Im Grunde, lieber Theodor, führt uns Geschichte und Studium ganz ungezwungen darauf. Denn selbst der gefürchtete Dionys von Syrakus ließ sein sogenanntes Ohr auch nur aus ungemeiner Liebe zur Anthropologie anlegen, und wer ihm das in späterer Zeit zum Verbrechen machen will, muß eben so wenig Interesse für die Wissenschaft, als Liebe zu den Menschen haben. Die Menschen selbst sind nun einmal ein verschlossenes heimtückisches Geschlecht, das sich nicht gern erforschen läßt. Was wäre aus Kunst und Wissenschaft geworden, wenn nicht einzelne erleuchtete Köpfe, immer noch klüger als die Klügsten ihrer Mitbrüder, diese durch Scharfsinn und Ausdauer überlistet hätten! So hat man den Menschen und sein innerstes, geheimstes Wesen kennen gelernt, und Sie, Geliebter, werden mich jetzt nicht mehr meines Ansuchens halber für einen Narren halten."

„Gewiß nicht," versetzte ich; „es stünde mir aber vielleicht frei, Sie jetzt in die Kategorie der Heuchler zu versetzen."

„Dachte ich mir's doch," lachte Feingesicht. „Wenn man Euch im besten Kundschaften stört, seid Ihr augenblicklich voller Gift und Galle. Junger Mann, Sie kennen die Menschen noch nicht, sonst liebten Sie dieses Geschlecht wie ich."

„Ich weiß nicht, ob ich Sie darum beneiden soll," sprach ich; „jedenfalls aber ist es rühmlicher, betrogen zu werden, weil man zu aufrichtig liebt, als aus Mangel an wahrer Liebe selbst zu betrügen."

„Es klingt das wie der Ausspruch irgend eines verschollenen Weisen," antwortete der Doctor, und gewiß liegt darin wie in allen dergleichen Sentenzen etwas Wahres. Aber, um offen zu sein, kann ich Sie doch versichern, daß der, der diese Worte zuerst gedacht hat, bei all seiner Weisheit ein Gimpel gewesen ist." (D. F. f.)

Zur Literatur der Reisen.

13. Stizzen aus den Hanse-Städten von Ed. Beurmann. Hanau 1836, bei Fried. König. 328 S. gr. 8.

Keine Topographie dieser Städte, sondern Bilder aus ihrem Leben und Treiben sind es, die uns Beurmann bietet. Er hat in jeder der beschriebenen Städte längere Zeit gelebt, mit Sorgfalt ihre politischen, socialen und commercirellen Verhältnisse studirt, mit Liebe ihre Oertlichkeiten durchwandert und legt nun die Früchte seiner Beobachtungen und seines Fleißes hier nieder, durch ein reifes Urtheil ergänzend, was bei der bloßen Beobachtung fragmentarisch und lückenhaft bleibt. So treten denn die altehrwürdigen Hanse-Städte jede in ihrem eigenthümlichen Ansehen hervor und zeigen sich in einem vollständigen geistigen Rundbilde: Lübeck mit seiner zertrümmerten Weltgröße, mit der Marienkirche und dem Schwrinsbraten, mit den schlechten Straßen und den russischen Dampfschiffen; — Bremen mit seinen Tabaksfabriken und Senatoren, mit seinem Liberalismus und „Kirchenboten", seiner Toleranz und dem Prediger Mallet, seinem traurigen Justemilieu zwischen aufgeklärtem Philisterthum und mystischem Wahnsinn; — Hamburg mit allen seinen Licht- und Schattenseiten, mit dem Weltbandel und den Originalen, mit dem Jungfernstieg und Sinat, mit dem Tivoli und Freischuß, mit der Polizei und dem „Berge", mit den Magnifizenzen und Weisheiten und — der Censur. — Neben dem Allen sieht Beurmann in den Hanse-Städten viel verrückenstockige verrostete Herkömmlichkeiten im Conflicte mit dem frischen Leben der Zeit, veralteten Patrizier-Aristokratismus gepaart mit dem „in Spiritus aufgehobenen Republicanismus, der todt ist, aber frisch und lebendig aussieht, wie eine vom Torfmoor beschützte Leiche und den freien Hansestädten eine negative politische Bedeutung gibt." Wenn man berücksichtigt, wie viel Aehnlichkeit, ja fast Gleichförmigkeit das Leben und Treiben der drei Hansestädte darbietet, so wird man erkennen, daß es keine kleine Aufgabe war, den Bildern Mannichfaltigkeit und anhaltendes Interesse zu geben; doch auch das ist dem Verf. gelungen, indem er die großen Fragen der Zeit geschickt in seine Darstellung verwebt hat; kleine Charakterskizzen, Aesterionen, Anekdoten, literarische Urtheile und Vergleiche gewähren Abwechselung und fesseln die Aufmerksamkeit; überall weht der Geist der Humanität, des Rechtes und einer reinen Freiheits- und Menschenliebe. Solche Einschiebsel sind oft von seltener Gediegenheit, wie z. B. das Urtheil über Börne und Heine, die Aesterion über die Emancipation der Ehe, die Ansicht über Gutzkow's litterarisches Treiben u. s. w. Man kann das Buch mit seinem fließenden und gefälligen Styl als einen interessanten Beitrag zur Charakteristik der im Conflicte zwischen Altem und Neuem begriffenen Zeitideen betrachten. R. B.

Digitized by Google

14 Hamburger Bilder von Heinrich Smidt. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1836. 2 Bde. 8. S. 258.

„Wirklichkeit im romantischen Gewande" nennt der Verf. seine Bilder und bezeichnet dadurch dem Leser ziemlich klar, was er zu erwarten hat. In einer Reihenfolge romantischer, oft pittoresker Darstellungen führt das Buch die Vorzeit Hamburgs an uns vorüber; jeder Artikel umfaßt eine Episode seiner Geschichte und bildet ein abgerundetes Ganzes; alle stehen in chronologischem Zusammenhange, wenn auch die Lücken zwischen den einzelnen Begebenheiten oft sehr weit und ganz [illegible] sind. Die Auswahl der historischen Ereignisse ist [illegible]: jedes einzelne nimmt die volle Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch und einige derselben, z. B. die Sagen „Waldemar", „die Victualienbrüder", „das Sachsenwerk" erregen seine Theilnahme in einem seltenen Grade. [illegible] dagegen dürfte mit Recht der Tadel einer [illegible] treffen; dahin gehören z. B. „die Nonnen von [illegible]", welcher Artikel das bessere Gefühl [illegible] und die Grenzen der für die poetische Darstellung [illegible] überschreitet. An diese Erinnerungen der [illegible] knüpfen sich einige eben so gelungene Schilderungen der Zustände der Gegenwart. Unter der [illegible] hat der Verf. den Hafen, den Wall, die [illegible], Nationalbedürfnisse, die Topographie der Stadt zu geschildert und [illegible] einigen Seiten vorzüglichsten Eigenthümlichkeiten beschrieben. — Eine richtige Auffassung der Dinge, gepaart mit Darstellung der Wahrheit in unterhaltender Form, ein [illegible] Colorit und eine lebendige, angemessene [illegible] in jedem einzelnen Bilde; nur dürfte der [illegible] in den Ansichten, in der Denk- und Handlungsweise der verschiedenen Zeiträumen nothwendig Statt [illegible] hervorgehoben sein. — R. B.

Correspondenz.

Aus Wien. (Beschluß.)

[Spiel auf dem Burgtheater.]

[illegible] heil strecke ich nicht, da es schon längst [illegible] ist, und auch in einer Beziehung [illegible] werden kann, denn gegenwärtig ist in [illegible] die wiener Hofbühne (so wie in Frankreich [illegible] Théâtre français) bemüht, das eigentliche Lustspiel, [illegible] (la comédie du salon), aufzunehmen. [illegible] vorzüglich zu huldigen. Weder die [illegible] hat sich hier eingeschwärzt, kein [illegible] Vagabundus" — kein „Bär [illegible]". Als größten Beweis dieser Ansicht [illegible] der kürzlich in einer auswärtigen Zeitung [illegible] und auch zu dieser Ansichtsäußerung [illegible] daß die ausgezeichnetsten Künstler [illegible] unserer Bühne den Vorrang [illegible] bei ihren hiesigen Gastspielen, [illegible] Dankes Worte damit begannen [illegible] der ersten Bühne Deutschlands [illegible] zu erscheinen" — u. s. w. — u. s. w. [illegible] ist nicht zu vermuthen, um [illegible], Devrient, die Bethmann, Crelinger, [illegible] Hurtig, Herbert oder Herwert war der [illegible] der die Hand besaß. Der [illegible] ist verdorben.

Frln. v. Hagn ihren Werth zu gut kannten und kennen, um nicht zu wissen, daß ihr Verdienst ohne jede Schmeichelei überall gehörig gewürdigt werden müßte. — In wenig Tagen wird hier Emil Devrient eintreffen, Goethe's und Raupach's „Tasso", „Enzio", „Hamlet", werden einen Theil seines Gastspieles bilden. Dem Künstler geht ein guter Ruf vor, diesen kann er auf keine würdigere Art rechtfertigen, als wenn er diese Aufgabe auf eine, seinem großen Vorgänger, Herrn Korn, ähnliche Weise löst. In minder bedeutenden Rollen hatten wir schon zwei Mal Gelegenheit, ihn als Gast auf unsrer Bühne zu begrüßen, der Name Devrient hat aber bei jedem Kunstverehrer einen so guten Klang, daß dieser Gast auf ein: „Seid uns zum dritten Mal willkommen" — rechnen darf.

Notizen.

[Heine geht nach Nizza.]

Heine will einige Sommermonate in Nizza zubringen. Die sardinische Grafschaft Nizza, dicht an der französischen Grenze, und besonders das Hauptstädtchen derselben gleiches Namens am mittelländischen Meere werden ihrer gesunden reinen Luft wegen von Fremden sehr häufig zum Sommeraufenthalt gewählt. Möchte doch Heine „nizzaische Nächte" schreiben, Seitenstücke zu den kürzlich im Morgenblatt erschienenen köstlichen „florentinischen Nächten." Welch ein Zauber weht in diesen südlich warmen, würzigen Nachtdüften seiner Muse! Es ist ein Stil, den die Grazien küssen. Welche Stümper sind seine Nachahmer, die nichts als die barocke Kürze seines sich oft im Sarkasmus gefallenden kritischen Styles nachzumachen sich bemühten. Der Duft seiner poetischen Darstellung, der Zauber seiner romantischen Prosa läßt sich freilich nicht nachschaffen.

[Deutsche Notabilitäten auf Reisen.]

Während Heine sich bereits aus Paris entfernt hat, lebt Grillparzer dort seit Mitte Aprils. Der Fürst Pückler, den man zu Pfingsten in Moskau erwartet, wird den Sommer über, wie es heißt, in Deutschland zubringen und im Herbst mit Leopold Schefer eine Reise nach Nordamerika antreten. Schefer kann dann seine seltsame „Probefahrt nach Amerika" selbst erst erproben und kritisiren. Mendelssohn-Bartholdy ist bereits nach Düsseldorf abgereist, um die Proben zu seinem Oratorium „Paulus" dort zu leiten. Nach Beendigung des rheinischen Musikfestes, nach Pfingsten, wird er München besuchen, um den an ihn ergangenen Aufforderungen, dort einige Concerte zu geben, nachzukommen.

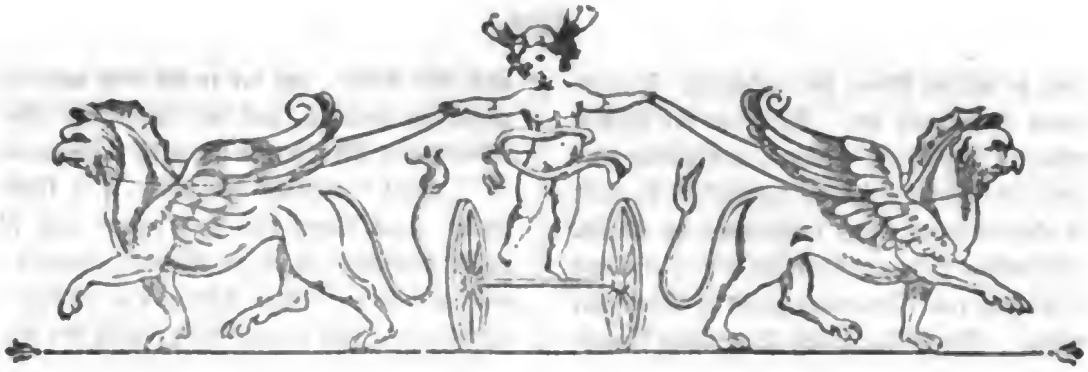
[Neuigkeiten von G. Sand und J. Janin.]

Madame Dudevant, die bekanntlich unter dem Namen George Sand schreibt, hat ein neues Werk: „Antewald" dem Publicum übergeben, das die nothwendige Revolution der socialen Zustände weniger leidenschaftlich und crass hinstellt, als es in ihren früheren Gemälden geschah. Von Jules Janin ist ein neuer Roman „Querwege" erschienen, der in wenig Tagen zu Paris bereits vergriffen ist.

[Nina Lassave multiplicirt sich.]

Die Maitresse Fieschi's fängt an sich zu vervielfältigen. In London ist eine Nina Lassave erschienen, gleich darauf eine zweite, in Belgien soll ebenfalls eine solche sich zeigen. Niemand weiß, welche die rechte ist. Die Speculation kommt etwas zu spät. Das Original ist vergriffen und der Nachdruck zieht nicht mehr. 8.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 91. — den 9. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Leopold Robert's letzte Lebenstage.

Wir haben so eben eine Nachricht über die letzten Lebenstage dieses Künstlers erhalten, welcher so traurig endigte, obgleich ihm alles Glück zu lächeln schien. Eine Dame aus Dole hat versucht, die Empfindungen des Malers zu zergliedern und die Begebenheiten zu schildern, die ihn zu diesem traurigen Entschlusse geführt haben.

Während der drei Wochen, welche Herr und Frau von ... in Genf verlebten, begegneten sie überall, sowohl auf ihren Gängen durch die Stadt, als in den Umgebungen derselben, einem Unbekannten. Er war allein und hatte das Aeußere eines Gelehrten oder eines Liebenden. Von Genf begaben sich unsere jungen Reisenden nach Venedig. Wir müssen uns enthalten, die anziehende Schilderung mitzutheilen, welche Frau von ... von dieser alten Stadt macht, deren Straßen mit Wellen und Gondeln gepflastert sind. Wir sprechen auch nicht von ihrem Enthusiasmus über die Meisterwerke der Giorgione, Tizian, Tintoretto, des alten Palma, Sebastian del Piombo, Bellini u. A. Die beiden Gatten standen vor einem Gemälde der Brüder Bassano, an welchem sie die energische und doch so harmonische Färbung bewunderten, als sie neben sich einen Mann bemerkten, der tief in sich versunken schien. Als er sich umdrehte, erkannten sie dasselbe Gesicht des Unbekannten, der ihnen in Genf und dessen Umgebungen überall begegnet war. Das Erstaunen schien von beiden Seiten groß zu sein, aber diesmal wagte man, sich anzusprechen und gleich alten Bekannten zu behandeln. Beim Abschiede gaben Herr und Frau von ... dem Unbekannten ihre Adresse, er ihnen die seinige; es war Leopold Robert. Höflichkeitsbesuche wechselten anfangs unter ihnen; aber so wie es nicht möglich war, diesen so guten und liebenswürdigen Künstler zu sehen, ohne den Wunsch, ihn näher zu kennen, in sich zu hegen, so wurde er bald ihr Freund.

Robert liebte die Einsamkeit. Von Natur schüchtern, selbst schroff, war er in Frankreich schlecht beurtheilt worden, und weil er nicht von Jedem verstanden wurde, so hatte man ihn für bizarr, ja für trotzig gehalten; diese Ungerechtigkeit hatte sein Herz erkältet.

In Venedig lebte er sehr zurückgezogen und ging nicht mehr aus seinem Atelier, als wenn er seine zwei Freunde besuchen wollte; nur in ihrer Nähe fühlte er sich vollkommen glücklich und wohl. Wie groß war also die Betrübniß des Herrn und der Frau von ..., da sie bemerkten, daß die Besuche des jungen Malers wieder seltener zu werden anfingen. Sie machten ihm verbindliche Vorwürfe, und Leopold nahm wieder seine alte Gewohnheit an; aber, woher es auch kommen mochte, ein beunruhigender Gedanke verließ ihn nie.

Eines Abends, als sie eine Wasserfahrt mit einander machten, begegneten sie einer Gondel, aus welcher eine süße geheimnißvolle Musik ertönte. Auf dem Vordertheile derselben befanden sich zwei Damen und ein ältlicher Herr. Ihr

Digitized by Google

eleganter Anzug, so wie der Glanz ihrer Wappen, kündigte den edlen reichen Venetianer an. Die eine der Damen war von hinreißender Schönheit. Leopold, den Körper halb über den Rand der Gondel gebeugt, betrachtete sie nicht mehr, wie der Beobachter in Graf, sondern als ein Wesen, das von der glühendsten Liebe durchdrungen ist; von einem Blicke, einem Zeichen, einer Bewegung schien er Leben oder Tod zu erwarten. Die leichte Barke hielt einige Augenblicke an, denn glitt sie auf den Wellen dahin und verschwand. Leopold war in dieser Entzückung geblieben und hatte seine Stellung noch nicht verändert. Indessen landeten die Gondoliers und man trennte sich.

Den andern Tag war Leopold traurig, seine unruhigen Züge zeigten, daß er unter den heftigsten Gemüthsbewegungen gelitten hatte. Aber die Freundschaft, so wie die Liebe, dringt bis in das Innerste des Herzens und entdeckt dessen Geheimnisse leicht. Unser Ehepaar hatte ohne Mühe errathen, daß ihr Freund die reizende Venetianerin nicht zum ersten Male gesehen hatte. Sie sagten es ihm: Leopold gestand es und erzählte ihnen mit der rührendsten Offenheit, wie seine Leidenschaft entstanden war und in seinem Herzen eine Flamme entzündet hatte, welche nichts verlöschen könne. Er hatte diese Jungfrau zuerst in der Kirche gesehen, dann im Theater in einer Loge neben der seinigen; er erfuhr, daß sie eine Tochter des Marquis Enrico ..., eines der edelsten und reichsten Herren zu Venedig, sei. Diese Entdeckung war ihm gleich einem schweren Gewichte auf das Herz gefallen; aber es half nicht; er träumte nur davon, daß sein Talent ihn bis zu dieser Signora erheben würde, und die Hoffnung, von ihr geliebt zu sein, eine Hoffnung, von welcher er, selbst wenn sie zur Verzweiflung führte, nicht geheilt zu werden wünschte, verließ ihn nicht mehr.

(Der Beschluß folgt.)

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Ich antwortete ihm nicht, sondern sprach leise mit Helenen. Feingesicht ging mit großen Schritten durchs Zimmer, dann fragte er plötzlich und wie zusammenschreckend: Wie geht es Ihrem Freund Leopold? Wird es besser mit ihm?"

„Ihre Menschenkenntniß," antwortete ich, „hat sich an diesem Manne schlecht bewährt. Nicht nur sind Sie in seinen Augen ein Charlatan, sondern Sie haben ihm sogar auch jede Stütze, auf der er sich noch emporrichten konnte, gewaltsam entrissen, und mit Schaudern sehe ich diesen so vortrefflichen Menschen in sich selbst zusammenstürzen."

„Hm!" versetzte Feingesicht, sein Umhergehen fortsetzend, „es könnte dies doch immer noch das letzte und tiefste Resultat vollendeter Menschenkenntniß sein; indeß will ich nicht mit Ihnen rechten, sondern bemerke nur, daß ich weder die Zeit gemacht habe, noch den Geist ins Leben gerufen, der sie beherrscht. Denn daß er am Zeitgeiste stirbt, müssen sie nach den angestellten Proben mit der Fliege selbst zugestehen."

„Möglich," sagte ich. „Doch meine ich, es war mehr Ihres Amtes, dies dem Kranken zu verheimlichen, als so offen, wie Sie es thaten, herauszusagen. Dadurch können Sie — entschuldigen Sie mich — einen subtilen Mord begehen."

Der Doctor blieb stehen und sah mich eine Zeit lang an, als wolle er mich durchbohren, dann griff er eilig nach seinem Hute und sprach: „Herr Throdor, wollen Sie mir wohl das Vergnügen Ihrer Gesellschaft schenken? Ich muß nothwendig einen Gang ausgehen, und mit Ihnen hätte ich auch einige Worte im Vertrauen zu sprechen."

Ich stutzte, doch sagte ich zu, küßte Helenen, die mir ganz leise zuflüsterte: „Trau' ihm nicht, er ist falsch," und ging mit Feingesicht aus dem Hause. Zu meiner Verwunderung hatte ich schon einige Male den Pudel nicht mehr an der Hausthür gesehen und ihn auch sonst vermißt; ich fragte daher beim Fortgehen, wo er seinen Pudel hingethan habe?

„Das Thier muß sich verlaufen haben," erwiederte er, anscheinend gleichgültig, doch entging mir nicht der forschende Blick, den er durch die Brille nach mir herübergleiten ließ. Bei dieser Wahrnehmung fiel mir die Scene auf dem Eise wieder ein, und der geheimnißvolle Harfner drängte sich mit Gewalt meiner Erinnerung auf. Das veränderte Wesen Helenens seit jenem Tage, das künstliche Hin- und Wiederschwanken des Geisterfühlers in all seinen Aeußerungen, die Angst, womit er seine Tochter bewachte und jedes Wort von ihr belauschte: dies Alles steigerte meinen Argwohn gegen den seltsamen Mann noch mehr und ließ mich sogar in ihm einen Verbrecher erblicken, so sehr ich mich auch mühte, diesen Gedanken in mir zu ersticken. Es konnte ja eben so gut bloße Eigenthümlichkeit sein, was selbst in seinen Reden dämonenartig hervorleuchtete.

Wir nahmen unsern Weg um die Stadt nach der Gegend, wo das Haus meines Freundes lag. Diesem schief

Digitized by Google

gegenüber, noch auf demselben Hügel, war eine Begräbnißkirche nebst Gottesacker, den viele alte Grüfte, kleinen Häuschen gleich, schmückten. Von da herab hatte man eine reizende Aussicht auf Gebirge, und Viele besuchten den Ort blos zum Vergnügen, um sich an der Aussicht zu laben. Auch ich ging öfters dahin, wo die irdische Ruhe mit der des Himmels in einen Accord zusammenfließt und in der Seele des Lebenden verwandte Töne anschlägt. Der Kirchhof ist der Stimmhammer unseres Geistes, wenn ihn der Trödelmarkt des gemeinen Lebens zur schlotternden, klirrenden Saite herabgespannt hat.

Es war Abend, die Sonne bereits gesunken. Unter uns lag die Stadt mit ihren dampfenden Schornsteinen. Das Abendroth schimmerte in den geradeaufsteigenden Rauch und färbte ihn zu rosiger Gluth. Es war ein kalter, stiller Winterabend. Auf dem Friedhofe war es ruhig, von der Stadt rauschte das Getümmel des Lebens zu uns herauf, wie das dumpfe Brausen der Brandung nach einem hohen Gestade. Schweigend schritten wir neben einander hin. Der Doctor schien in sich selbst versunken und ernster als er sich gewöhnlich zu zeigen bestrebte.

„Was wollen Sie mir sagen?" fragte ich ihn endlich. Sie hatten mit mir zu sprechen. Hier sind wir allein, Niemand stört uns."

Er fuhr zusammen wie im Traume, doch schnell gefaßt erwiederte er: „Ja, ich hatte Ihnen eine Mittheilung zu machen, aber — werden Sie auch im Stande sein, sie zu ertragen?"

„Ich bin ein Mann," sagte ich. „Was unsere Natur ertragen kann, glaube ich auch auf mich zu nehmen."

„Gut, gut," sagte er. „An unserm Dünkel liegt es nicht, wenn wir nicht zu Grunde gehen." — Er schwieg abermals eine Zeit lang, dann fuhr er fort: „Sie lieben Helenen, aber —"

„Aber? —"

„Helene liebt mich nicht," sagte er.

„Von einer Tochter ist dies lieblos," entgegnete ich, „und ich meine sogar, es kann eine harte Anklage sein. Ein Kind muß seine Eltern immer lieben."

„Kann sein," sagte Feingesicht. „Sie sehen aber doch, daß es Ausnahmen gibt. Indeß — Helene ist nicht meine Tochter!"

Ich blieb stehen und sah ihn forschend an. „Das habe ich seit einiger Zeit, seit dem Tage, wo wir uns auf dem Eise belustigten, geahnt," sprach ich nach einer Pause. „Sie ist Ihre Pflegetochter, nicht wahr, und eine nahe Verwandte?"

„Ja und nein," versetzte der Geisterfühler; „ich habe sie mir erfühlt! — Lächeln Sie nicht!" rief er mir mit hohler Stimme zu, „sie kostet mich viel!"

„Können und dürfen Sie mir Helenens wahre Eltern nennen?" fragte ich. „Sind sie noch am Leben, oder längst zu Diesen hier versammelt?" — Wir waren auf dem Kirchhofe angekommen und standen auf dem höchsten Orte desselben. Das trübe, dunstige Dunkel des Winterabends lag nebelig um die Hüften der Berge und bedeckte zum Theil die Stadt. Einzelne Sterne glommen am Himmel auf, wie Kerzen, zur Todtenmesse angezündet, und von der Stadt herüber klang die Abendglocke.

Mein Begleiter schwieg. Er setzte sich auf einen der Leichensteine, nahm den Hut ab und betete. Eine Thräne zitterte in seinem Auge und stahl sich die Wange herab, wie ein verspäteter Thautropfen im Herbst; die Kälte machte sie an seinem Bart gefrieren. Ich lehnte mich ihm gegenüber an ein Kreuz, den Rücken gegen die Grüfte gekehrt, die etwas tiefer längs der Kirchhofmauer hin schon im tiefen Dunkel lagen. Der Doctor war in sich versunken. Ich mochte ihn nicht stören; denn mir schien es, als sei er ein unendlich Unglücklicher, der im Spiegel seines Innern das Glück von fern erblicke, und bei seinem Anblicke vor Schmerz und Freude zugleich weinen müsse. Thränen sind ja doch nur das Weihwasser des Himmels, das aus uns hervortröpfelt, wenn der Jammer und Schmerz über uns und die Welt, wie das Echo eines geheimnißvollen Chorgesanges an unser Herz schlägt. Die Thräne weiht den Gesunkenen wieder und erlaubt ihm den Eintritt in das Heiligthum, das er gestohen. (D. F. f.)

Zur Literatur der Reisen.

15. Meine kleine Seereise, oder die Fahrt nach Helgoland. Seitenstück zu meiner großen Reise nach Oesterreich. Von *r. Leipzig, Fest. 1836.

Der Verf. beginnt sein Vorwort mit Entschuldigungen, nichts Neues sagen zu können, und das Buch selbst mit der Ueberschrift: „Die langweilige Fahrt nach Halberstadt." Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, sonst erscheint er; mit dem Teufel der Langenweile zumal ist nicht zu spaßen. Indessen läuft es noch so ziemlich gut ab, die Reisebeschreibung ist, wo sie nicht kurzweilig ist, mindestens kurz. Sie scheint mit praktischer Berechnungsgabe, die allerlei Gemeinnütziges gefällig einzustreuen weiß, für ein Publicum berechnet, das nicht viel aus seinen vier Pfählen hervorguckt. Die Reise geht über Braunschweig, Hildesheim, Bremen, mit dem Dampfboote die Weser hinab, und zurück über Hamburg und Berlin. Rechtschaffene Bürgersleute finden hier ein solides Buch voll lehrreichen Plaisirs.

Digitized by Google

16. Humoristische Land-, Luft- und Wolkenreise ins Gebirge. Ein Bruchstück vom Taunus, von? Frankfurt a. M., Wilmans.

Ein hübsches Büchelchen voll flotten Scherzes, der sich nur größere Gegenstände und Reiserouten suchen muß, um mit seinen Gegenständen zu wachsen. Denn was Schiller vom Menschen überhaupt sagt, das gilt auch vom Humor, „er wächst mit seinen Zwecken." Der kleine Unbekannte macht von Frankfurt aus eine Fußpromenade nach dem Taunus; mit seinem Wanderstöckchen haut er sich unterwegs allerlei Späßchen vom Zaune. Mit der Landreise hat es seine Richtigkeit; Luft macht er sich selbst, er ist auch oft luftig genug; allein die Wolkenreise konnten wir nicht finden. Herr! bezweckte sie und verhieß sie auf dem Titel, allein bei Ersteigung des Taunus fiel ihm ein, es sei nie gut, wenn Jemand bis in die Wolken erhoben wird, noch viel schlimmer, wenn er es selbst thut. Deshalb kehrt er um und treibt rück- wie vorwärts sein Duodez-Plaisir. Ich wollte, der Reisende ginge nach Paris, oder überhaupt in die große Narrenkomödie der Welt, um sein Scherflein Humor mit Wucher anzulegen.

Correspondenz.

Aus Paris.

[Wie Scribe einen neuen Operntext anfertige.]

Das Theater der Opéra comique hat eine neue komische Oper unter dem Titel: Les chaperons blancs, von Scribe und Auber, zur Aufführung gebracht, über deren Text sich die französischen Blätter etwas lustig machen. Wie bequem Scribe es sich oft macht, und wie leicht er den Stoff hinwirft und verarbeitet, ist bekannt, aber daß er die Personen seines Stücks selbst zu Mitarbeitern nimmt, ist neu. Ein Journal setzt dies sehr drollig bei dieser neuen Oper auseinander. Die Personen, sagt es, sind große Romanleser und fleißige Besucher der Opéra comique, folglich thun sie Alles, was sie schon Andere thun sahen. Scribe rief sie ans Licht als Mitarbeiter, und sie haben ihre Schuldigkeit gethan. Jeder hat sein Scherflein beigetragen und seine Situation geliefert, und war überdies so zartfühlend, daß er seinen Namen nicht auf dem Anschlagzettel angezeigt begehrte, wenigstens nicht als Mitarbeiter. Sobald Scribe seinen ersten Entwurf aufgestellt hatte, versuhr der Verein folgendermaßen:

Der Graf Ludwig von Flandern beschäftigt sich mehr mit Liebeshändeln als mit der Regierung seines Landes, und hat mehr Acht auf die Schönen als auf seinen Nachbar, den raubsüchtigen Herzog von Burgund. Gegenwärtig liebt er eben die junge Margarethe, des alten Juden und Curiositätenhändlers Van der Blas Dienstmagd. Er kommt in dessen Offizin als Lehrling verkleidet, um ihr die Cour zu machen. Hierüber wird der wirkliche Lehrling und Liebhaber Margarethens wütend. Während der Graf von Flandern, wie der Graf Almaviva, verkleidet um die Schöne schleicht, droht ihm eine Verschwörung den Untergang. Das Haupt der Verschworenen ist sein eigener falscher Freund und Vertrauter, der ihn in alle mögliche Ausschweifungen stürzt, bis sich die Gelegenheit findet, ihn zu entthronen.

Für den zweiten Act war irgend ein Geniestreich nöthig. Da flüsterte der Graf von Flandern Herrn Scribe ins Ohr, ihn als altes Weib sich verkleiden zu lassen, da er sich wohl erinnere, daß Robert im Rothkäppchen als alter Eremit verkleidet erscheint. Meinetwegen, sagte Scribe. Die Scene ist die Plattform eines Thurmes. Margarethe, die indeß Ehrendame bei der Gräfin Mutter geworden ist, befindet sich oben. Der Graf kommt als Eremit auch hinauf. Die Verschwornen hoffen ihn da zu überraschen. Eine heftige Liebesscene entspinnt sich. Der Graf wird immer kühner und zudringlicher. Was bleibt der armen Margarethe übrig? Sie winkt Herrn Scribe herbei und sagt ihm schnell: Ei, Herr Scribe, wir müßten Walter Scott's Ivanhoe nicht gelesen haben, wenn ich jetzt nicht, wie Rebecca, Miene machen sollte, mich vom Thurm hinabzustürzen. Thun Sie das, mein Fräulein, antwortet Herr Scribe. Gesagt, gethan. Der Graf von Flandern, der auch Ivanhoe gelesen hat, wird, wie der Templer, von Schreck gelähmt, und von Bewunderung ergriffen, verspricht, sie nur als Bruder zu lieben, und fängt an zu trinken, damit die Verschworenen ihn bei irgend etwas überraschen können. Sie kommen, sprechen seine Entthronung aus, alles auf der Plattform, und von dieser Plattform sieht der Graf in der Ferne Helme blitzen. Es sind die Truppen des Olivier von Clisson, die ihm zu Hülfe eilen. Er kann sich ihnen nicht kund geben, aber Margarethe schafft bald Rath. In einer Besprechung sagt einer der Verschworenen zu Hrn. Scribe: Wir brauchen jetzt irgend einen Pinsel, der reich sein und wider Willen in die Verschwörung verwickelt sein muß. Sehen Sie, Hr. Scribe, ganz so wie in der Maison du Rempart. Sehr wahr, sagt Scribe, nehmen Sie den alten van der Blas. Gesagt, gethan. Van der Blas, in Verzweiflung, nimmt einen Schlaftrunk, um für todt zu gelten und so befreit zu werden. Aber Margarethe läßt den Grafen statt den schlafenden Juden fortschaffen, wodurch er befreit wird und obsiegt. So schafft Scribe und seine Mitarbeiter.

Auber's Musik ist weder besser noch schlechter als seine übrigen Werke. Einzelnes in jedem der drei Acte ist ausgezeichnet. Dies neue Werk wird Auber's Ruhm weder mindern noch mehren. (D. Z. f.)

Notiz.

[Interessanter Wettstreit.]

Eugen de Pradel hat den Improvisator Cicconi öffentlich zu einem poetischen Zweikampf aufgefordert, der seit den Zeiten der Minnesänger und Troubadours ohne Beispiel ist. Er schlug nämlich vor, daß jeder der beiden Kämpfer in seiner Muttersprache eine Tragödie improvisiren sollte, deren Stoff das Publicum (zu Paris) angeben würde.

Cicconi hat diese Aufforderung durch folgenden Brief beantwortet:

An Hrn. Pradel, französischen Improvisator!

„Mein Herr, ich habe den Brief gelesen, welchen Sie durch die Journale an mich gerichtet haben und worin Sie mich zu einem der ungewöhnlichsten literarischen Kämpfe auffordern. Ihr Vorschlag erinnert an das naive Zeitalter, wo die Schäfer Theokrit's und Virgil's wetteiferten, durch ihre begeisterten Gesänge alle Zuhörer zu bezaubern. Freilich handelt es sich zwischen uns nicht um einen Sang im Schatten eines friedlichen Baumes, sondern um zwei Tragödien in der Sprache eines Tasso und Racine, aus dem Stegreif gesprochen vor dem aufgeklärtesten Publicum Europas."

„Sie zeigen dadurch, daß Frankreich seine Troubadours, jene Hirten der neuen Zeit und Dichter der neuen Civilisation, noch nicht vergessen hat, ja, Sie ersetzen dieselben durch die Fortschritte der Bildung, die den Geist unserer Zeit athmen. Wohlan, mein Herr, ich nehme die Aufforderung an, die Sie mit so vieler Artigkeit einzukleiden wissen. Ich nehme sie an, nicht etwa in der Absicht, mich mit Ihnen in eitler Rivalität zu messen, sondern um einen neuen augenscheinlichen Beweis jener Geistesverbrüderung aufzustellen, die Frankreich und Italien verknüpft. Ich bin ꝛc."

Luigi Cicconi.

8.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 92. — den 10. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Theodor," sprach er, „verachten Sie mich nicht, Mitleiden und Bedauern verdiene ich, aber nicht Verachtung! Ja," sagte er, indem jener Anflug von krauser Laune, die ich schon oft an ihm wahrgenommen hatte, sich seiner wieder bemächtigte, „ich bin ein kurzweiliger Gesell. Lustig, launig, ausgelassen, wie Sie es wünschen, aber es ist nur das verzerrte Lächeln des Schmerzes, das so wunderliche Mienen in meine Gespräche zeichnet. Ich bin ein lebendiges Epigramm auf mich selbst und auf so manchen Andern mit. Denn — wissen Sie es — mich tödtet der Zeitgeist, wie er Leopolden, Ihren Freund, tödten wird und — und — Helenens Vater getödtet hat!" —

„Helenens Vater getödtet?" rief ich mit gellender Stimme und stürzte mit dem Rücken wieder gegen das eiserne Kreuz, daß es erbebte und einen dumpfen, singenden Ton von sich gab. „Was war das?" fragte ich.

„Nichts," lächelte bitter der Geisterfühler, „es war die moderne Memnonssäule, die nicht beim Früh-, sondern beim Abendrothe erklingt. Es ist der Seufzer der ganzen Welt, die das Kreuz trägt; klopfen Sie an das Instrument, muß da nicht auch der Träger desselben unter ihm erzittern? Wir sind allesammt Kreuzträger, aber Mancher ist ein recht bitterer, lächelnder, schuftiger." —

„Aber, aber," unterbrach ich ihn, „wie war es doch? Sie sagten, der Zeitgeist habe Helenens Vater getödtet!"

„Ja wohl sagte ich so," sprach der Doctor, „und ich muß es am besten wissen, da ich es ja war, der ihn tödtete."

„Sie?" sprach ich. „Mein Gott, nein! Das ist ja unmöglich. Sie sagten ja eben, der Zeitgeist habe ihn getödtet!"

Er sah mich an, in meinem Leben werde ich diesen Blick nicht vergessen. Er hatte die Brille abgenommen, und der Ausdruck, das gefrorene Licht muß ich sagen, das in seinem gläsernen Auge wie ein erstarrter Diamant flackerte, traf mich wie der Inbegriff alles Jammers, den die Welt je gesehen hat. — „Nun, warum lachen Sie nicht?" redete er mich an, und ein Schatten von Lächeln zitterte wie eine graue Schlange über sein Gesicht und biß sich in den Mundwinkeln zu einem gespenstigen Grinsen ein. „Ich kann Sie versichern, lieber Theodor, daß der Mensch mit seiner Unendlichkeit im Forschen ein wahrer Tyrann werden kann. Der Höhepunct der Erkenntniß, nach dem alle Welt oder alle Geister in der Welt streben, ist ein gefährlicher Ort. Wer ihn erklimmt, muß weder schwindelig noch kurzsichtig sein, und überdies auch im Galopp- und Walzerschritt wohl geübt. Er muß polnisch, russisch und schottisch gleich gut springen können, die Fersen fertig zusammenschlagen,

Digitized by Google

um den Takt der Zeit anzugeben, und wenn's aus changer de place geht, die richtige Wendung nicht versäumen. Auch muß er seine Dame wohl kennen; denn Schönheit und Anmuth regieren überall, wenn nicht die Coquetterie zufällig mit ihrer Schminke die Farbe der gesunden Unschuld überlistet! In Summa, lieber Theodor, der Mensch muß die Quintessenz, die höchste Potenzirung des Geistes in sich consumirt haben, sonst fällt er von dem Höhepunct der Erkenntniß herab, und schwebt und flattert wie eine vom Licht blind gewordene Fledermaus in der Welt herum. Das Geschmeiß aber sieht Niemand gern; sie werden gemieden, wie die Eulen, obwohl diese die symbolischen Thiere der Gelehrsamkeit sind. Mir hat das immer ausgesehen wie ein Witz, der zur Ironie umgeschlagen ist." —

Mit größter Ungeduld hatte ich den Doctor ausreden lassen, jetzt fiel ich begierig ein, indem ich sprach: „Aber, Herr Doctor, was soll das Alles hier? Sie sagten ja, der Zeitgeist habe Helenens Vater getödtet! O, erzählen, erzählen Sie!"

„So sagte ich," versetzte er, „und ich sprach wahr; denn ich habe ihn getödtet damals, als ich selbst noch der Zeitgeist war, wie ich es jetzt nur noch zuweilen bin."

Ich würde über diese Aeußerung zu anderer Zeit und unter andern Umständen herzlich gelacht haben, jetzt aber krallte sich diese trockene, scherzend ausgesprochene Antwort wie ein gefräßiger Geier in mein Herz, und kaum konnte ich flüstern: „Sie haben Helenens Vater getödtet?"

„Ja, ja, ja, ich!" wiederholte er, mit dem Stocke auf den hart gefrorenen Schnee stampfend, „Niemand anders, und heut sind es gerade zwölf Jahre, kugelrunde zwölf Jahre."

„Warum aber begingen Sie dieses Verbrechen?"

„Verbrechen, sagen Sie? Ist es ein Verbrechen, wenn man sich selbst hilft? Ich beschützte nur mich und mußte es thun. Ich bin überzeugt, Gott verführe ganz auf gleiche Weise, wenn Jemand käme und wollte behaupten, er sei Gott; mithin hatte ich das vollkommenste Recht, den Wicht, der sich mir gegenüber für den Zeitgeist ausgab, fortzuschaffen. Was meinen Sie?"

Mir war die Zunge gebunden. Wohl hatte ich schon früher den Doctor für überspannt gehalten, aber die fixe Idee, die ihn beherrschte, für höchst unschädlich erkannt, die höchstens ihn selbst als einen abgeschmackten Thoren darstellen konnte. Daneben war ihm Scharfsinn, Witz und Laune nicht abzusprechen, und in einer Gesellschaft war er der anmuthigste fröhlichste Erzähler. Jetzt aber sah ich mit Schrecken, daß der finstere Dämon eines wilden Wahnsinns in ihm wohnte, der nur der passenden Stunde lauschte, um mit seinen gläsernen, glanzlosen Sternen aus ihm hervorzuschauen und wie ein im Menschen gebanntes Irrlicht zu spuken und die Gesunden irre zu führen. Ich mußte mich eine Zeit lang besinnen, ehe ich fähig war, ihm zu antworten. Dann fragte ich, wie er seinen Nebenbuhler in der Erkenntniß aus der Welt geschafft habe?

„Aus der Welt habe ich ihn nicht geschafft," versetzte er, „nur aus dem Geiste, das heißt, ich habe mich beflissen, ihm, diesem jämmerlichen Wicht, zu beweisen, daß er der verkörperte, personificirte Tod sei, mithin unmöglich Geist, noch weniger aber der Zeitgeist sein könne. Davon ward er nach einigen Experimenten auch überzeugt und überließ mir seine kleine Tochter Helene, die ja doch bei dem verkörperten Tode nicht leben konnte. Dann sprach ich ihm vor und deutete ihm an, daß er als Tod auch nothwendig eine Hippe tragen müsse, damit ihn die Leute hübsch erkennen und sich vor ihm hüten könnten. Dies sah er ebenfalls ein, behauptete aber, seine Hippe müsse klingen, und so nahm er sich eine Harfe, um gelegentlich darauf herumzuklimpern." — „Ja," fuhr er fort, „das Streben der Menschen, die Zeit zu gestalten und sich unterwürfig zu machen, bringt wunderbare Dinge hervor. Jetzt habe ich den Zeitgeist aus mir entlassen und bemühe mich nur noch, die Menschen darauf hinzuführen, sich ihm nicht zu widersetzen, weil das geistigen und leiblichen Todtschlag bewirkt. Und der geistige Todtschlag scheint jetzt recht niederträchtig Mode zu werden. Es ist eine recht verdammte Sorte von Mord einheimisch, ja sogar epidemisch geworden. Das macht nun der verfluchte Zeitgeist, den ich aus mir entlassen habe, seit ich mich ausschließlich dem Geisterfühlen widme."

Ich stieß einen schreienden Seufzer aus, denn mir war es, als sähe ich die ganze Welt gekrümmt zu meinen Füßen liegen, verblutend an den sich selbst geschlagenen Wunden. Es war das burleske Lachen der selbstgefälligen Verzweiflung, die sich für gesund, thatkräftig, gottähnlich hält, und doch nichts ist als ein ohnmächtiger, saftloser, fauler Baum, der sich selbst schüttelt, wenn die dürren Blätter rascheln, und die reifen, fallenden Früchte zu hören meint, wenn die abgestorbenen Aeste krachen und brechen. Nach einer Pause fragte ich den Doctor, worin sein Experiment bestanden habe?

„Worin?" sagte er; „je nun, worin sonst, als daß ich ihm eine Fliege auf den Hals hetzte, in der ich mich selbst geistig condensirt hatte? Es war ganz die nämliche,

Digitized by Google

die ich bei Ihrem Freunde zu bannen suchte; daher erkannte ich sie auch gleich, nur wollte ich es nicht augenblicklich merken lassen. Der Mensch muß klug und zurückhaltend sein, wenn er mit Vortheil herrschen will."

(Die Fortsetzung folgt.)

Leopold Robert's letzte Lebenstage.

(Beschluß.)

Eines Tages, als Leopold nachdenkend im Palaste des Dogen auf und nieder ging, befand er sich plötzlich neben der schönen Venetianerin. Er hatte sie zuerst als Enthusiastin für Musik gesehen, jetzt entdeckte er, daß sie die Malerei liebte und Gemälde mit Kunstverstand beurtheilte. Diese Frau war das Ideal seiner Träume, der tröstende Engel, das Wesen, welches über sein Leben zu bestimmen hatte.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß sich ein fremder Maler in Venedig befinde, dessen Talent sich dem des Leonardo da Vinci und des Tizian zu nähern schiene. Mehrere Personen von Rang baten Leopold Robert um die Erlaubniß, sein Atelier besuchen zu dürfen. Der Marquis Enrico, bekannt durch seine Liebe zur Kunst und durch die reiche Galerie, welche er besaß, war einer der ersten, welcher sich einstellte. Er bewunderte die Gemälde des jungen Malers, lobte sein herrliches Talent, und nachdem er ihn gebeten hatte, ihn bald zu besuchen, drückte er ihm herzlich die Hand und ging.

Leopold, voll Freude und Hoffnung, nahm die Einladung an; er begab sich oft nach dem Palaste des Marquis, und sein Leben war nichts als eine Folge trügerischer Glückseligkeit. Er sah Marien alle Tage, gab ihr Unterricht im Malen, begleitete sie ins Theater, und jedes Wort, welches ihrem Munde entschlüpfte, war für ihn ein Wort der Hoffnung und des nahenden Glücks. Leider erwiederte Marie, welche offen, einfach, und nur über das zuvorkommende Betragen und die Aufmerksamkeiten Leopold's erfreut war, seine Liebe nicht.

Zwei Monate vergingen so unter den süßesten Einbildungen. Eines Abends empfing Herr von ... ein Billet von seinem Freunde, welches nichts als die Worte, mit zitternder Hand geschrieben, enthielt: „Ich empfinde ein Bedürfniß nach Ihnen; ich erwarte Sie." Herr von ... ging auf der Stelle; er fand Leopold in seinem Bett; sein Gesicht war auf eine erschreckende Weise entstellt und ein hitziges Fieber beherrschte alle seine Glieder. Durch die abgerissenen Reden, welche aus seiner beengten Brust hervorstiegen, erfuhr Herr von ..., daß die Tochter des Marquis Enrico sich mit einem jungen Herrn verheirathete, welchen sie aufs heftigste liebte. Bei dieser Nachricht, welche Leopold von dem Marquis selbst empfangen hatte, war sein Herz gebrochen, seine Vernunft war entflohen, er lag unter dem Gewichte eines grausamen Wahnsinnes, welcher ihn aller seiner Fähigkeiten beraubt hatte.

Herr von ... glaubte zu bemerken, daß seine Gegenwart die Aufregung des Kranken noch vermehre, er ging also, einen Arzt zu holen. Als er zurückkehrte, war eine große Aufregung in der Straße, die Thür des Hauses war offen, eine ungewisse, aber schreckliche Ahnung bemächtigte sich des Freundes. Seine Füße versagten ihm den Dienst. Als er im dritten Stock angekommen war, sah er Leopold's Zimmer offen und mit Menschen angefüllt. Er zertheilte die Menge. Da lag die blutende Leiche. Ein Feuergewehr hatte dieses Leben geendigt, das ganz nur Liebe, Ruhm und Tugend war*).

Zur Literatur der Reisen.

17. Wiener Lebensbilder. Von J. F. Castelli. Wien, Tendler. 1835. 2 Bdchen. 2te Auflage.

Dies ist ein Autor, der mit seinem Humor nicht aus Wien heraus muß; ohne Dampfnudeln und gebackne Hähnl ist sein Humor nur humor, feuchter Dunst. Sein Humor ist durchaus ein Product seiner Gemüthlichkeit, und seine Gemüthlichkeit ein Product seiner guten Lebensweise; hilft die Literatur das Leben verdauen, so ist der Humor die Würze dazu; aber es braucht nicht immer Pfeffer zu sein, es gibt Speisen, die man auch nicht mit Salz würzt; was man Kinderbrei nennt, ein wichtiges Mittel für Volkserziehung und Fütterung, darf nur mit Zucker versetzt werden. — Man liest diese wiener Lebensbilder, die eine zweite Auflage erlebten, auch im Auslande, oder wie die Wiener sagen, in Deutschland, sehr gern. Man schmeckt in ihnen alle jene Mehlspeisen noch einmal wieder durch, bei deren Genusse man eine Welle in Wien im süßen Gefühle des vergnüglichen Nichtsthuns vegetirte. Man schlendert im Sonnenscheine den Graben entlang, fährt mit Castelli nach Hietzing, Meidling, Nußdorf, und unser literarischer Fiacre ist — als directes Gegenstück gegen die wiener Kutscher — der angenehmste Mensch von der Welt, der sich alle Augenblicke zu uns umkehrt und fragt: Nu, wie bekommt's Ew. Gnadn? Castelli ist ein

*) Mrs. Trollope erzählt in ihrem Werke über Paris, nach dort circulirenden Gerüchten, ein anderes Motiv zum freiwilligen Ende Leopold Robert's. Sie spricht von religiösen Scrupeln. Robert's Schwester sei Katholikin geworden und habe den Schleier genommen. Leopold habe den Schritt getadelt und sich auf ihr Andringen, ihr zu folgen, hartnäckig geweigert, bis sich sein Protestiren in eine stille Melancholie verwandelt habe, die ihn quälerisch nach Italien trieb und der er im vollendeten Lebensüberdruß erlag. Es ist nicht anzunehmen, daß der Religionswechsel der Schwester, wenn er wahr ist, ein vorherrschendes Motiv gewesen sein könne. Höchstens war dies Ereigniß nur Ursach, ein Band mehr zu lösen, das ihn mit dem Leben zusammenhielt. K.

Digitized by Google

sehr sanfter Satiriker, er geißelt nicht, er belächelt nur, er kommt vor Bequemlichkeit nicht zur Ironie. Eine hausbackene Moral ist immer sein Unterfutter, er mag ein flordünnes Kleid von rosenfarbener Freude oder von blauangelaufener Lustigkeit darüberdecken. Von den einzelnen wiener „Spazierendern", die wir in diesen Bildern betrachteten, gefielen uns besonders: Der Damenarzt, mein Freund Spitz, der Unglücksvogel, die charmanten Leute.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Privattheater der Aristokratie.]

Der Geschmack an Privattheatern hat sich der hohen Aristokratie von Paris bemächtigt. Sie begnügt sich nicht mit dem Zusehen in den öffentlichen Theatern, sie spielt selbst, und zwar vor einem großen Publicum, vor auserlesenen Kennern, vor der ganzen feinen Welt von Paris, vor Gelehrten und Schriftstellern, die die Darstellungen öffentlich beleuchten, ohne Umstände alle Namen nennen, und sogar nicht selten einen schonungslosen, aber artig eingekleideten, wohlbegründeten Tadel aussprechen. Auch diese Oeffentlichkeit ist ein Zeichen der Zeit. Sie ist nur da ohne Skandal möglich, wo ein öffentliches Leben sich regt, in dem großen Paris, das seine Kinderschuhe ausgezogen und seine Magisterperrücken abgelegt hat. Der kleinste Krautjunker in der kleinsten Stadt Deutschlands würde sich unter der öffentlichen Kritik für entehrt halten, und in dieser Beziehung ist ganz Deutschland eine kleine Stadt.

Im Fauxbourg Saint-Honoré steht daß große Hôtel des Grafen Julius von Castellane, der die Kunst, groß und zugleich geistig und geschmackvoll zu leben, auf das vollkommenste versteht. Freilich unterstützt ihn dabei ein jährliches Einkommen von 300,000 Franken. Aber wie viele Agioteurs und Banquiers in Paris besitzen eben so viel und noch mehr, und doch langweilen sie sich selbst und andere. Der Graf von Castellane versteht das Leben, weil er es von allen Seiten gesehen hat. Er versteht die Freuden, denn er hat sie alle genossen. Auf seinen reizenden Villen am Meeresufer ist er Landmann, auf seinen Reisen in der Schweiz und Italien ist er Beobachter, in seinem Hôtel zu Paris ist er ein großer Herr, und immer weiß er sich in eine Atmosphäre von Luxus und auserlesenen Genüssen zu hüllen. Seine Feste verdunkeln die der Tuilerien. Sie sind jedesmal doppelt, nämlich zwei Tage nach einander findet dieselbe Vergnügung Statt. Denn die Säle, so groß und geräumig sie auch sind, können nicht an einem Abend die ganze Zahl der Gäste aufnehmen. Die glänzendste Soirée war die am 18. März. Von sieben Uhr an bewegte sich eine Doppelreihe glänzender Equipagen nach dem Hôtel. Die Höfe strahlten von Lichtern, Blumenwege führten in das Innere. Jeder Gast empfing beim Eintritt ein Programm auf Seidenpapier. Die Vorstellung bestand aus Marivaux's Lustspiel. „Le jeu de l'amour et du hasard," worin die Herzogin von Abrantes, die Abkömmlingin der griechischen Kaiser vom Geschlecht der Komnenen, und Witwe des Marschalls Junot (Verfasserin der bekannten Memoiren), die Rolle der Silvia darstellte. Dem Lustspiel folgte die 4. Scene des 4. Aufzugs aus Hamlet, worin die berühmte Smithson (jetzt Gattin des französischen Componisten Berlioz) die Ophelia spielte. Den Beschluß machten historische Scenen unter dem Titel: „Une Soirée chez Madame Geoffrin", worin die Herzogin von Abrantes ebenfalls die Hauptrolle darstellte. (D. Z. f.)

Notiz.

[An die Verehrer Beethoven's.]

Zu allen Zeiten hat man es für eine heilige Pflicht gehalten, große Männer durch Errichtung würdiger und lange dauernder Denkmale zu ehren, und so den Dank und die Bewunderung ihrer Zeitgenossen auch auf die nachkommenden Geschlechter zu vererben. Gegen wen aber möchte diese Pflicht mehr und eher erfüllt werden müssen, als gegen einen Mann, dessen Ruhm durch die außerordentlichsten Schöpfungen im Gebiete einer schönen und edlen Kunst nicht nur zu allen gebildeten Völkern Europas, sondern selbst in ferne Welttheile gedrungen ist, dessen Name zuerst genannt wird, wenn von dem kühnsten und erhabensten Schwunge der Phantasie, wenn von einem endlosen Strome künstlerischer Erfindungskraft, und vor Allem, wenn von der Vollendung der Musik als von einer selbstständigen Kunst die Rede ist, mit einem Worte: gegen Ludwig van Beethoven! Neun Symphonien, unbestritten das Herrlichste, was die Instrumentalmusik aufzuweisen hat; die unvergleichliche Oper Fidelio; Clavierkompositionen, mit welchen für dies Instrument eine neue Aera begann; Ouvertüren, Quartette, Messen, Oratorien, Cantaten, Lieder ꝛc. wer kennt sie nicht, diese ewigen Zeugen eines eigenthümlichen, rastlos neue, ungekannte Bahnen brechenden und überall nur das Höchste und Edelste erstrebenden Geistes! — —

Eine so äußerst seltene, wohlthätige und weithin wirkende Erscheinung verdient es, auf eine seltene und außerordentliche Weise gefeiert zu werden, nämlich durch ein plastisches, möglichst großartiges Monument. Ueber den dazu geeignetsten Ort kann kein Zweifel sein. Die Stadt Bonn am Rheine, in welcher der unsterbliche Künstler das Licht der Welt erblickte, und die überdies durch ihre anmuthige Lage ausgezeichnet und von zahllosen Fremden besucht ist, scheint zu dem Unternehmen in gleicher Weise berechtigt wie verpflichtet, und es ist zu dem Ende hier ein Verein zusammengetreten, welcher die Genehmigung der betreffenden hohen königlichen Ministerien erhalten hat. Da das Denkmal aber, wenn es nur einigermaßen des großen Mannes würdig sein soll, große und bedeutende Mittel zur Ausführung verlangt, so richten die Unterzeichneten an alle Verehrer Beethoven's die Bitte, durch ihre thätige Hülfe, sei es durch Privatsammlungen von Geldbeiträgen, oder durch eigens für diesen Zweck zu veranstaltende Concerte und Bühnendarstellungen unser Vorhaben fördern zu helfen.

Bonn, an Beethoven's Geburtstage, den 17. Decbr. 1835.

Bonner Verein für Beethoven's Monument.

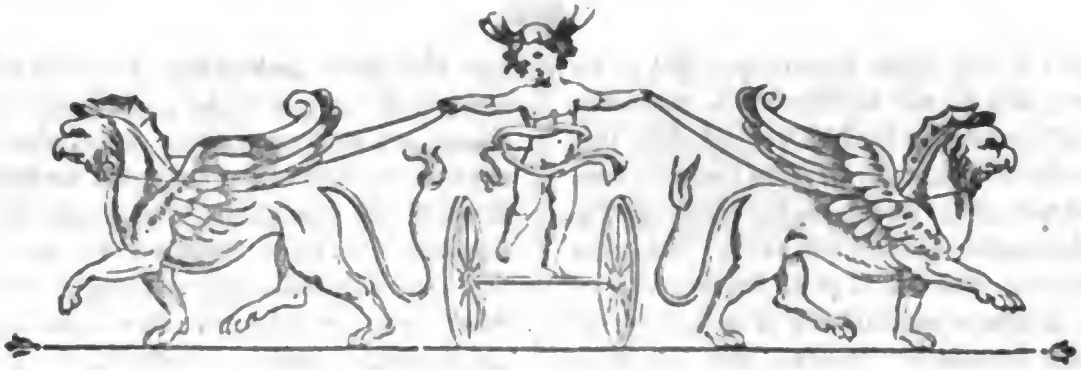
Der geschäftsführende Ausschuß:

A. W. von Schlegel, Präsident. Breidenstein. de Claer. Gerhards. Kneisel. Röggerath. von Salomon. Walther.

* * *

Künstler haben bereits angefangen, sich für diesen Zweck thätig zu zeigen. Für jeden Einzelnen, dem nur je ein Ton von Beethoven durch die Seele gezittert — und wen hätten seine Töne nicht berauscht! — ist es Pflicht, sein Scherflein beizutragen. In Leipzig hat Beethoven den ganzen Winter hindurch das musikliebende Publicum geistig erwärmt; Mendelssohn-Bartholdy stellte uns die ganze Reihe der Symphonien des großen Tondichters zu Genuß. Die Unterzeichnete wird auch die Beiträge Einzelner, die wir mit einer Chiffre einzusenden bitten, annehmen und dem bonner Verein zugehen lassen. Die Redaction.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 93. — den 12. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ueber die Würdigung des Reims.

Von Stephan Schütze.

In keiner Wissenschaft werden die Fortschritte der Erkenntniß langsamer gemacht als in der Aesthetik, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil ihre Wahrheit aus der Wirksamkeit dunkler Gefühle hervorgeht, deren Gesetze erst allmälig zum Bewußtsein kommen, indem entweder der Verstand aus den Wirkungen zurückschließt, oder die innere Thätigkeit selbst belauscht, wobei leicht etwas übersehen wird. Vornehmlich sind es die Formen, welche sich die Kunst aus innerm Drange schafft, welche als äußere Kennzeichen zur Erforschung dienen. Ihre Uebereinstimmung in den einzelnen Fällen führt zu allgemeinen Gesetzen. Aber wie? wenn diese Uebereinstimmung nicht wahrzunehmen ist und im Gegentheil eine sich widersprechende (widerstrebende) Verschiedenheit hervorgeht? — Ungewißheit, Irrthum ist dann die Folge. Und diese Erfahrung gibt der Reim. Er ist als Form die merkwürdigste Erscheinung in der Poesie, und stand vor 50 Jahren noch als ein halbes Räthsel da, unbegriffen, unerkannt, unerklärlich. Man war erstaunt, ja betrübt, sich gestehen zu müssen, daß die Alten, die Griechen und Römer, nicht gereimt hatten, und sie galten doch immer als Muster. Ueber diese Verschiedenheit gerieth man mit seinem eigenen Gefühle in Streit, indem sich der Reim wie von selbst aufdrang, ohne daß man eine rechte Entschuldigung für ihn finden konnte. Bei Vielen aber wirkte der Mangel an Aufklärung über ihn auf das Dichten selbst zurück: man vermied ihn ganz und erklärte ihn für eine Geschmacklosigkeit. Klopstock sagte sich von ihm los, Andere folgten seinem Beispiele, und endlich wurde gar ein Lehrsatz daraus, indem Sulzer in seiner Theorie der schönen Künste niederschrieb: Der Reim ist etwas Barbarisches!

In der That war die Erklärung des Reims nicht leicht zu geben, denn sie hängt mit der Geschichte der ganzen Menschheit zusammen, und viele Jahrhunderte mußten hingehen, ehe man sagen konnte, wie man zu ihm gekommen sei. Und auch nach seiner Ergründung bleibt noch viel von dem Wunderbaren übrig, das in seiner Erscheinung liegt.

Wollte man sagen: der Reim kam, weil Christus geboren wurde, so würde das sehr auffallend klingen, und doch ist es so. Der Tempel des innern Gottesdienstes, die Religion der Liebe rief ihn hervor. Das Gefühl siegte über die Sinne — Klang über die Gestalt — Harmonie über des Tones einfache Bewegung, wie eine neue Morgenröthe zog die Musik herauf, und die Sprache antwortete ihr durch den Reim. Aber die ganze große Veränderung war welthistorisch, war eine völlige Umwandlung der Völker, eine solche Umkehrung, daß sie nach der veränderten Empfindung nun auch das Gesetz der Sprache änderten, und mit einem kräftigern Accent in den Worten den Sitz der Seele (den Sinn) bezeichneten, nicht mehr

Digitized by Google

der Sinnlichkeit so viele Rechte einräumten. Und so natürlich es war, daß sie nach der Empfindung eine andere Sprechweise annahmen, eben so nöthig war eine völlige Umformung der Sprache, wenn sich der Reim damit verbinden sollte. Demnach ging er eben so aus der veränderten Beschaffenheit der neuern Sprachen als aus der veränderten Gesinnung hervor. Und hat hier die Anbequemung der Sprache ihm Zusammenhang verschafft, so mußte dort die antike, plastische Form sie ihm versagen. Mit dem Reime scheidet sich die alte und die neue Welt.

Es ist ein Gegenstand, über den man schwärmen könnte, so wenig auch der Reim sich äußerlich dazu anläßt, wenn man nämlich alle die Verzweigungen bedenkt, womit er sich in die Geschichte der Menschheit, in die Auffassung und Ansicht der Welt, in die Neigungen des Herzens, in die geistigere Richtung der Seele, in das Verständniß einer neuern großen Sprachgemeinsamkeit, und in das Denken so gut wie in die Gesetze der Kunst verliert. Deshalb kann man auch, wenn man einmal die Wichtigkeit des Reims erfaßt hat, zu seiner Erklärung und Würdigung von den verschiedensten Seiten, von der Denkweise, von der Sprache, von der Dichtkunst, ausgehen — man wird immer auf dieselben Resultate treffen. Da ich schon vor mehr als dreißig Jahren lange Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt war, so konnte es nicht fehlen, daß die neuesten Untersuchungen, die Poppel über den Reim anstellt (in dem Buche: „Grundzüge einer Theorie des Reims und der Gleichklänge"), auf mich den lebhaftesten Eindruck hervorbringen mußten. Ich griff mit der größten Begierde darnach, und fand ihn auf dasselbe Ziel (die Wesenheit des Reims) zuschreitend, aber auf einem angenehmern, leichtern Wege. Wenn ich zunächst den Ursprung des Reims in der Angemessenheit der Sprache, und psychologisch in gewissen Eigenschaften der Seele suchte, so wandte er sich unmittelbar an die lyrische Beschaffenheit des Reims selbst — und somit denn auch an die lyrische Beschaffenheit der Zeit, der Sprache und der Dichtkunst. Da er seinen eigenen Weg geht, so bleibt es mir, so oft ich auch in den Gedanken mit ihm zusammentreffe, doch ungewiß, ob er meine Theorie des Reims (von 1802, „Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form") gekannt, oder auch, ob sie vielleicht mittelbar — durch geistiges Fortwuchern — auf ihn gewirkt habe. Auf jeden Fall ist es eine Freude, zu sehen, daß das, was vormals noch als etwas Sonderbares gegen Meinungen ankämpfte, nun siegreich an das hellere Licht tritt. Die Hauptsache war, den Reim nicht als eine bloße Form zu betrachten, wie selbst 1802 noch von manchem Recensenten geschah, und deshalb führte meine Theorie auch gleich den Beisatz: „nach Inhalt und Form," und stellte die Behauptung auf, „daß der Reim in einem Gedichte nicht blos als ein leerer Klang, als eine bloße Empfindung des Ohres, sondern auch zugleich als der Ausdruck einer Vorstellung selbst anzusehen sei, so wie dies bei jedem Worte der Fall ist." Dies nimmt auch Poppel zur Grundlage, indem er seine Theorie auf das „Verhältniß zwischen Form und Bedeutung in der Sprache" baut. Der Reim ist das Bild der Vorstellung, die in dem Worte liegt. Der Reim sucht durch den Klang den Gegenstand darzustellen oder denselben Eindruck hervorzubringen, den der Inhalt des Worts auf die Einbildungskraft und auf die Sinne macht. Vokale sowohl als Consonanten wirken verschieden auf das Gefühl, und wegen dieser lyrischen Beschaffenheit zieht Poppel zugleich die Alliteration und die Assonanz in Betrachtung, welche Beide mit dem Reime aus denselben Gesetzen hervorgehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

„Und mit einer Harfe geht Helenens Vater herum?" fragte ich. „Wovon lebt er denn?"

„Von seinen eigenen Gedanken," antwortete der Doctor. „Was das für alberne Fragen sind! Wie viele Menschen leben jetzt nicht von ihren Gedanken! Einer bäckt sie, der Andere schneidet Nudeln daraus und läßt sie kochen, ein Dritter bringt sie als Spritzwürste und Waffelkuchen auf die allgemeine Betteltafel, und ein Vierter vermengt in einem Pudding das ganze Chor zusammen, um einen rechten haut goût zu Wege zu bringen. O, ich versichere Sie, Bester, von Gedanken lebt sich's in unserer Zeit ganz besonders vortrefflich! Man ist sicher, immer pikante, alle Nerven kitzelnde Gerichte zu bekommen, und nicht immer die alte ordinaire weiße Kartoffel, den sogenannten gesunden Menschenverstand, hinabzuarbeiten, um entweder fett davon zu werden oder zu ersticken. Eins ist so schlimm wie das andere. Das Fettwerden zumal verhindert schon nach Shakspeare am Denken und Zeitaufdauen, und doch können wir allesammt nichts Besseres thun, als mit helfen, diesen allgewaltigen Dom aufzuführen, in dem wir dann den neumodischen Gottesdienst werden halten, wo die Zuhörer

Digitized by Google

die emancipirten Seelen sind, über denen der Geist schwebt, wie vor Zeiten der heilige Geist in Gestalt einer Taube über den Kanzeln. Schade, daß das dumme Thier nur aus gemeinem Fichtenholz gemacht war. Ich glaube wirklich, dies war Schuld, daß man so wenig heiligen Geist in den Predigern und Verkündigern des Wortes verspüren konnte und großen Theils noch verspüren kann."

Ich wollte mich eben noch näher nach dem Vater Helenens erkundigen, in dem ich den alten geheimnißvollen Harfner wieder zu erkennen glaubte, als sich ein lautes, unheimliches Getöse hinter der Kirche vernehmen ließ, das von dem heftigen Gebell eines Hundes begleitet ward.

„Ha! was ist das?" sprach aufhorchend Feingesicht und fuhr von seinem Sitze empor. — Es war tiefe Nacht geworden. Kein Mond schien, nur die Sterne leuchteten vom Himmel mild und sanft herab, wie ein mit Diamanten gestickter Königsmantel. „Das war mein Pudel!" Er rief ihn bei Namen und lockte das Thier. Aber das Gebell dauerte fort und auch das Geräusch nahm eher zu als ab.

„Lassen Sie uns sehen, was in der Wohnung des Todes vorgeht," sprach ich und ergriff die eiskalte Hand des Doctors. Er war vom langen Sitzen fast erstarrt und konnte sich nur langsam bewegen. Dennoch verlor er nicht seine gute Laune, in die er sich wieder hineingeredet hatte, und schwatzte ohne Aufhören fort. Ich eilte so schnell als möglich mit ihm um die Kirche und erblickte in einer der Grüfte einen trüben Lichtschimmer. Noch immer bellte der Hund, doch das Geräusch und der Wortwechsel hatten aufgehört. Statt dessen erklangen Harfentöne und eine mir wohlbekannte Stimme sang:

„Hab' nun endlich aus den Hüllen
Meines Irrthums mich geschält,
Und verzichtend mit der stillen
Demuth wieder mich vermählt.

Irrend sonst wie Fluch und Schande
Hadert' ich mit aller Welt,
Schlug die Seele selbst in Bande
Weil mir Herz und Geist vergällt.

Jetzo in der Todtenzelle
Bricht ein Schimmer in die Nacht,
Und zur vollen Tageshelle
Wird der Docht neu angefacht.

Darum flieht ihr Pilgersleute,
Die ihr suchet, was ich mied.
Lebt verständig mit dem Heute
Morgen klingt ein and'res Lied.

Denn von Tag zu Tage rollet,
Wie die Spindel auf dem Rad,
Was die Zeit dem Geiste zollet,
Und ihr Leben ist die That!"

Wir Beide, ich und mein Begleiter, waren wie festgebannt stehen geblieben, bei dem letzten verklingenden Tone aber raffte sich der Doctor zusammen und rannte wie ein Rasender gegen die Gruft, indem er rief: „Er ist's, er ist's! Ich muß mit ihm reden und um Vergebung bitten!" — Schnell folgte ich und trat zugleich mit ihm in das von einem trüben Kohlenfeuer erhellte Grabgewölbe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

18. Poetische Reisetabletten aus Italien, Tyrol, Deutschland, dem Elsaß und der Schweiz. Von J. B. Rousseau. Frankfurt a. M. Varrentrapp. 1836. 227 S. kl. 8.

Was kann hübscher seyn, als seine Empfindungen auf Reisen in kleine Lieder zu zerstreuen und damit seinen Weg wie mit Blumen zu schmücken? Aber was kann jämmerlicher sein als diese Reisetabletten! Wo Hr. Rousseau ernst seyn will, wird er in Sprache und Gedanken abgeschmackt, wo er witzig sein möchte, ist er albern. Die vielen müßigen Lieder nicht zu erwähnen, so ist unter andern Hofer und Kaiser Franz, vor deren Statüen der Reisende verweilt und seine Muse in einem Dudelsack unter dem Arm quitschen läßt, nie schlechter besungen. Man höre:

„Jacob hatte zwölf der Söhne, aber einen Benjamin —
Du, o Kaiser, gibst nicht Einem Kinde Dich mit Vorlieb' hin."

„In der Brandung wildem Tosen, in dem wüsten Wellensturm,
Hebt sich, retend die Verschlagnen, Kaiser Franz ein fester Thurm."

„Seh' ich wohl aus wie ein Zaunpfahl, wie eine Stütze?" fragt Lancelot Gobbo. Der Verf. verwahrt sich dagegen, daß man in diesen Reisetabletten ein System, eine Combination suche. Er hat das nicht zu befürchten. Von Hamlet's Wahnsinn sagt Polonius, es sei doch Methode darin. Von des Verf.'s Abgeschmacktheiten kann man durchaus nicht sagen, sie seien combinirt.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Privattheater.]

Schon um acht Uhr saßen im Hauptsaale beinahe vierhundert Damen auf rothsammtenen Bänken, und wahrlich, dies war ein parterre (Blumenbeet), das diesen Namen verdiente. Und doch war nur die Hälfte der Eingeladenen da, nämlich nur diejenigen Namen, deren Anfangsbuchstaben bis zum K reichten. Die Uebrigen bis in's Z kamen erst am folgenden Tage an die Reihe. Die unzählige Menge der Bittschreiben um Einlaß hatte den Grafen von Castellane genöthigt, das Alphabeth zu theilen, und außerdem noch die strengste Auswahl zu treffen. Diesem Ungemach vorzubeugen, wird der Graf einen großen Schauspielsaal eigens bauen lassen. Unter seinen Auspicien haben sich bereits zwei vornehme Dilettanten-Gesellschaften gebildet, die eine unter Direction der Madame Sophie Gay, deren Witzworte in ganz

Digitized by Google

Paris von Mund zu Mund gehen, und die andere unter der Oberleitung der Herzogin von Abrantes. Und welche Schauspieler vereinigen sich hier! Welche Triumphe wird die dramatische Kunst in solchen Händen feiern!

Um Ihren Lesern einen Begriff zu geben, mit welcher Kunstliebe und zugleich mit welcher Freimüthigkeit die Presse sich über das Ganze ausspricht, will ich die Beurtheilung des Journalisten Lassailly anführen, und ihn selbst reden lassen:

„Marivaux ist schwer zu spielen. Sein Lustspiel: Le jeu de l'amour et du hasard, hat besonders Nüancen, die man nicht mit den gewöhnlichen Lustspielzügen verwechseln darf. Alles ist fein, und es läßt übel, wenn man die Absicht, ein lautes Gelächter zu erregen, durchblicken läßt. Herr André Detrieu, der Kunstkenner und Kritiker (feuilletoniste), der doch das 18. Jahrhundert so gut kennt, hat also gewaltig fehlgegriffen, da er die Rolle des Pasquin überlud. Monrose (vom Théâtre français), der gern stark aufträgt, nimmt sich bei Marivaux sehr in Acht, und thut wohl daran. Detrieu legte ein zu starkes Gewicht von Geist und Witz auf das mindeste Wort. Er hat die Effecte seiner Rolle nicht zu berechnen gewußt. Seinem Spiel fehlte die Einheit. Das nämliche gilt von Madame Lafont. Sie entfaltete eine vornehme Anmuth und einen edlen Liebreiz, von denen sie sich zwar nicht ganz trennen kann, die aber bei der Soubrette übel angebracht sind. Solche façons hat Lisette nicht, selbst nicht bei Marivaux. Sie wird durch das Benehmen, das bei Mad. Lafont natürlich ist, zu sehr zur großen Dame, und steht also im Widerspruch mit dem, was sie spricht, wodurch alles nur erborgt scheint. Es ist traurig, daß Madame Lafont, die sonst so scharf und frei betont und zeichnet, sich nicht einiger kleinlichen Zierlichkeiten (mignardises) entäußern konnte, die zum Beifall auffordern. Warum hat Hr. Fremy nicht die Rolle des Pasquin gespielt, die ihm so sehr zusagt? Er hat zwei Romane von ausgezeichnetem Style geschrieben, und eben solchen Styl hat er in die Rolle des Mario zu legen gewußt, aber die des Bedienten hätte er noch weit besser ausgefüllt. Von Hrn. Roosmalen (im ersten Stück Dorante, im zweiten Marmontel) muß man bekennen, das er ein vollendeter Schauspieler ist. Sein Vortrag ist fest und sicher, seine Bewegungen sind sparsam, aber wohl angebracht. Er hat nicht nur die Details, sondern auch die Gesammtheit des ganzen Stücks verstanden und richtig gehalten. Hr. Roosmalen spielt, wie kaum irgendwo gespielt wird, mit Feuer, Haltung und Geschmack. Die Herzogin von Abrantes nahm es mit ihm auf. So gewandt wird nicht leicht eine Silvia dargestellt werden. Man sieht, daß Madame von Abrantes bei der Dügazon in die Schule gegangen." (D. Z. Z.)

Notizen.

[Die Mitternachtszeitung über das Lustspiel]

In einer der neuesten Nummern der „Mitternachtszeitung" lesen wir mit Interesse von zierlicher Feder einen Artikel über zwei neue Lustspiele von Bauernfeld und der Verfasserin des „Oheim." Sehr dankenswerth rügt der Verfasser die Prätension der hergebrachten Kritik, vom Lustspiel die Intrigue als höchstes, erstes wie letztes Erforderniß zu verlangen. An Bauernfeld's „Bürgerlich und romantisch" vermißt die hergebrachte Kritik die Intrigue und verwirft somit diese in ganz anderen Linien gehaltenen Erscheinungen einer neu sich gestaltenden Lustspieldichtung der Gegenwart. Kotzebue und Iffland bedürfen einer Intrigue, Raupach, nach altem Schneidermaß meist arbeitend, freut sich, wenn es ihm glückt, eine solche an den Haaren herbeizuziehen. Es ist durchaus verwerflich, in der Intrigue das lediglich Interesse des Lustspiels zu suchen. Bauernfeld's Stück gibt buntbewegte Bilder des gegenwärtigsten Lebens, in dem wir, ohne uns in eine gezwungene Verwickelung schlef gestellter oder gewagter und durch ein Aber! umsturzbarer Situationen einzuzwängen, mit unsern Tagesinteressen und dem Gefühl unseres Daseins uns selbst wiederfinden. Der Rahmen um dieses Genre-Bild ist nur leicht zusammengefugt; nach dem Rahmen ist aber das Gemälde nicht zu taxiren. Das Intriguen-Lustspiel ist meist aufgebraucht; Raupach wärmt alte Verwicklungs-Motive auf; unser Leben, die Interessen der Zeit, sind nicht darin, er arbeitet wie ein Alexandrinischer Poet.

Der Verf. des bezüglichen Artikels dehnt diese, meines Dafürhaltens nur für das Lustspiel gültige Ansicht auch auf den Roman aus. Mich dünkt, mit Unrecht. Greift der Romandichter tiefer in unsere Zustände, so wird er genöthigt, mehr als Skizzen und Genrestücke zu liefern, er wird, sobald er Individuen der Zeit fester ins Auge faßt, deren Entwickelung sich zum Gegenstand wählen, mithin einen Lebenslauf aus den Lebensbildern construiren. So stößt er ohne absichtliches Wollen hier auf das, was mir im Lustspiel stoffliche Intrigue zu nennen gewohnt sind, was aber im Romane sich als Conflict der in den Lebenselementen sich ungesucht hinstellenden Situationen ergibt. Des Stoffes bedarf der Poet der Jetztwelt gar sehr, wenn er in der Novelle mehr als bloße Partei-Doctrin und Zeit-Raisonnement geben will.

[Eine komische Oper von Karl Maria v. Weber u. Meyerbeer].

Unter Weber's musikalischem Nachlaß befand sich eine angefangene komische Oper, Text von Th. Hell. Es fehlte noch der letzte Act und man konnte dem Publikum das Fragment nicht darbieten. Wie Halevy eine Composition von Herold beendigte, wünschte man Weber's Werk von einem bedeutenden Componisten möglichst im Sinne des verstorbenen Meisters zu Ende geführt zu sehen. Die Wahl fiel auf Meyerbeer. Meyerbeer stand dem Schöpfer des Freischütz in einer Zeit seines Lebens nicht so gar fern. Sie hatten in ihrer Jugend einige Jahre zusammen in Darmstadt gelebt und sogar in einem und demselben Zimmer gewohnt, während sie unter dem Abt Vogler dort Musik studirten. Diesen Anknüpfungspunkt im Leben beider Künstler nahm man auf, um Meyerbeer zur Vollendung der fragmentarischen Oper zu bewegen. Derselbe zeigte sich vor Jahren bereits dazu geneigt; seine eigenen Arbeiten, Robert der Teufel und die Hugenotten, behinderten bisher die Ausführung seines Vorhabens. Jetzt zeigt sich Hoffnung, daß die Weber'sche Oper mit Meyerbeer's Ergänzung in Paris zur Darstellung kommen werde. Meyerbeer wird sie als französische Oper in das pariser Repertoire bringen und den Erben des verewigten Meisters dadurch für Frankreich das droit d'auteur sichern. Des reichen Meyerbeer Uneigennützigkeit ist bekannt, und so dürfen sich die Erben eines nicht unbeträchtlichen Gewinns erfreuen, der sich jährlich fortsetzt, so lange die Oper auf dem Repertoire bleibt, da das Autorrecht in Frankreich von jeder neuen Aufführung des Werkes eine neue Honorirung erheischt, welche gesetzmäßig bezogen wird. Dies ist einer jener Punkte, worüber den Deutschen noch der Rechtssinn völlig abgeht, während den Franzosen dies Verhältniß des Eigenthumsrechtes längst einleuchtend und gewohnt ist. Man erstaunt über die Revenüen, welche die dramatischen Schriftsteller Frankreichs von den Aufführungen ihrer alten Stücke beziehen. Scribe hält es für ein Mißjahr, wenn er von seinem droit d'auteur nur 120,000 Franken bezogen hat nach Abschluß des Jahres. — Man will wissen, daß dem deutschen Bundestage eine Petition überreicht ist, um den dramatischen Dichtern ihr fortlaufendes Eigenthumsrecht zu vindiciren.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 94. — den 13. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Fortsetzung.)

Da saß der Harfner auf einem halbvermorschten Sarge. In seinem Arme ruhte das Instrument, sein Gesicht war dem Himmel zugewendet und große Thränen glänzten an seinen grauen Wimpern. Die spärlichen weißen Haare auf seinem Scheitel flatterten wie ein dünnes Spinnengewebe, ausgespannt, um die langentbehrte Ruhe einzufangen. Ihm gegenüber an der Oeffnung, die in das Innere der Gruft hinabführte, standen meine Freunde Leopold und Braun, Beide sichtbar ergriffen. Der Erstere blaß, den Blick nach Innen gekehrt, der Andere mehr mit dem Ausdrucke eines stillen Vorwurfs auf den bebenden Lippen. Der Rauch vom Kohlfeuer zog über ihre in Mäntel gehüllten Gestalten hinweg und ließ sie nur zum Theil durchschimmern, was ihnen ein groteskes, gespenstisches Aussehen gab. Es war, als hätte sich die in sich selbst zur Ruhe gekommene Schuld der erst werdenden gegenübergestellt, so contrastirte das Bild des alten Harfners mit den Gestalten meiner Freunde. —

Mir blieb nicht lange Zeit zur Betrachtung übrig, denn kaum hatte der Harfner den Doctor erblickt, als ihm das Instrument aus den Händen sank und in die geöffnete Gruft mißtönend und mit zerspringenden Saiten hinabstürzte, an die drunten stehenden Särge anklopfend, als wolle es die Schläfer wecken und die Ewigkeit mahnen, das Unrecht zu rächen.

„Bruder," sprach der Harfner, sich hoch aufrichtend, „Du kommst zur unrechten Zeit. In der Vorhalle des Todes ist man nicht eben aufgelegt, alte Sünden zu vergeben. Die Du an mir begangen, habe ich Dir längst vergeben, die neuesten aber, die Du an Jenem verübt, sind noch nicht vergeben und werden es auch nicht! Du hast eine Seele dem Irrthume geopfert!"

„Nicht ich, armer Bruder, geliebter Sigismund," versetzte der Geisterfühler, „die Wissenschaft, oder nein, die Zeit, der Zeitgeist durch mich, hast sie zum Opfer verlangt. Laß das Werkzeug nicht entgelten, was des Meisters Frevel ist. Reich' mir die Hand, Sigismund, und vergib mir. Deine Tochter lebt. Sie ist glücklich, sie ist verlobt. Hier steht ihr Bräutigam!"

„Und wo ist meine Braut, meine Gattin," schrie Sigismund wild auf und grub die dürren Hände in seinen fast haarlosen Scheitel, daß die dünnen Ueberbleibsel des Haargespinnstes zerrissen und ausfielen, wie die Blätter aus einer verblühten Rose. „Sie ist verhungert!" heulte er, „weil Du mich zum Narren gemacht hast, wie dort Jenen. Und ich sollte Dir verzeihen? Nein, Elender, selbst zum Narren Gewordener! Flehe den ewigen, barmherzigen Gott an, Der, den Du zum lebendigen Tode machtest, hat kein Erbarmen, er ist hart und mitleidslos wie

Digitized by Google

der Tod. Meine Hippe ist zerbrochen, geh', Elender, und zerbrich wie sie!" —

Mit Riesenkraft packte der wüthende Greis den Bruder. Beide rangen und wanden sich über der gähnenden, Moderduft hauchenden Gruft wie zwei klappernde Gerippe. — Schlangenähnlich umfaßten sie sich, das todtenbleiche Gesicht des Harfners glich einem gaukelnden, bald auf- bald niedersteigenden Todtenkopfe, in denen zwei brennende Sumpflichter glimmten. Vergeblich versuchten ich und Braun, die Ringenden auseinander zu reißen. Bitten und Gewalt vermochten es nicht. Leopold lehnte an einem Grabsteine und lachte, der Pudel saß auf den Hinterfüßen und heulte und scharrte sich abwechselnd hinter den langen zottigen Ohren, ein Contrast, der mir noch mehr durch die Seele klang, als der furchtbare Kampf, dem ich beiwohnte. — Nicht lange dauerte das Ringen der wüthenden Brüder, die sich selbst hingerichtet hatten. Der Doctor strauchelte zuerst, und krachend zerborst an der Oeffnung der breterne Fußboden des Gewölbes, und Beide sanken lautlos in die tiefe, finstere Gruft. Es prasselte, als ob morsches Holz zerbräche und ein dichter Moderqualm, mit Todtengeruch geschwängert, stieg aus der Oeffnung. Drunten aber ward es still wie das Meer, nachdem es sein Opfer verschlungen. Leopold lachte fort und der Pudel knurrte, heulte und scharrte sein Ohr. —

Ich rief in die Gruft hinab, aber es blieb still. Unglücklicherweise war keine Leiter zu finden. Schnell eilte ich fort zur nahen Wohnung des Todtengräbers, und kam bald mit ihm und einigen Gehülfen zurück. Wir stiegen hinab und fanden zwei Leichen. Im Hinabstürzen hatten beide Brüder das Genick gebrochen. Sie hielten einander noch ringend krampfhaft umschlungen. Der todte Doctor sah lachend aus und seine Lippen verzogen sich, als wolle er ein Epigramm auf diesen Kampf machen. Sigismund zeigte ein ernstes, aber klares Gesicht. Kein Zug des Ingrimms oder des Hasses verzerrte seine Mienen. Sie mußten Beide ohne Schmerz gestorben sein.

Da lagen nun die seltsamen Menschen. Mir war es, als sähe ich überall den Zeitgeist, wie er die moderne Welt zur schabernäckischen Caricatur verunstaltet, wenn sie sich gutwillig oder eitel oder aus Stolz dazu hingibt. Zwei Brüder starben ringend mit dem Zeitgeiste, jener gespenstischen, unsterblichen Fliege, die den Dritten oben wie einen schadenfrohen Kobold lachen machte; denn mein armer Freund lachte noch immer, und lachte fort, bis er am Lachen über den innersten, unheilbarsten Schmerz starb, und seine Feindin, die unschuldige Fliege, den kalten Todesschweiß wie Honig einsog, sich den Rüssel putzte und fortflog, um einen Andern auf ähnliche Art zu Tode zu ängstigen. Und über die Gruft guckte die schwarze Schnauze des knurrenden Pudels herab, gerade wie der Zeitgeist, der auch bald knurrt, bald heult, bald scharrt. Vielleicht war er auch in dieses Geschöpf gefahren und hatte sich in ihm condensirt. Keineswegs aber konnte man Gemeinsinn an ihm verspüren. —

Mit einiger Mühe wurden die beiden todten Brüder aus der Gruft herausgeschafft. Ich ließ Beide in die Wohnung des Doctors bringen, sorgte aber dafür, daß es Helene nicht erfuhr. Am andern Tage erst trug ich es ihr vor, so schonend wie möglich, wobei ich ihr die eigentliche Veranlassung des Todes Beider verschwieg. Sie beweinte Vater und Onkel wie die Unschuld, die keine Bitterkeit und keine Rache kennt. Sie war der Engel, der Beider Seelen zur Ruhe betete, als sie neben einander im Todtenkleide lagen und der Zeitgeist in keiner Gestalt mehr irgend eine Gewalt über sie hatte.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber die Würdigung des Reims.

Von Stephan Schütze.

(Fortsetzung.)

„Der natürliche Reim," sagt Poppel, „entspringt aus dem Streben, das Denken verwandter Vorstellungen mit dem Hören verwandter Wortlaute zu verbinden, damit innerer und äußerer Sinn harmonisch berührt werde. Wenn wir z. B. an Stehlen denken, so denken wir auch leicht an das Verbergen des Gestohlenen; denn die Vorstellungen sind verwandt — und so sagen wir statt stehlen und verbergen — lieber stehlen und verhehlen." Der Hehler ist so gut wie der Stehler.

Der Verfasser ist geneigt zu glauben, daß der Reim ursprünglich nur in kurzen, sinnreichen Sprüchen gebraucht sei, und daß wir es dem Einfalle eines Einzelnen zu verdanken hätten, denselben auch in längern Gedichten einzuführen. Dies Letztere kann leicht als eine zu enge Vorstellung vom Reime gedeutet werden. Der Reim liegt zu tief im Geiste und Charakter des romantischen Zeitalters und der modernen Sprachen, als daß er nicht von selbst von allen Seiten auch in Gedichten hätte hervorspringen sollen. Da der Vers ursprünglich als ein Satz zu betrachten ist, so mußte, wie in kürzern so auch in längern Sätzen, wenn sie das Maß nicht überschritten, der Reim seine

Digitized by Google

Wirkung thun können. Die Reimklänge, äußert der Verf. selbst, geben dem Ganzen seinen Klangcharakter.

So kann es auch sehr leicht mißverstanden werden, wenn es hier heißt: der Reim verbindet verwandte Vorstellungen. Diese Bemerkung (in Sätzen, wie: Borgen macht Sorgen) dient wohl dazu, dem Ursprunge des Reims auf die Spur zu kommen, aber wir täuschen uns, wenn wir glauben, daß der Reim überhaupt nur den Zweck habe, Dinge mit einem Gleichklange zu bekleiden, die an sich schon verwandt sind. Dinge (Vorstellungen), die einander entsprechen, trifft die Sache schon näher. Hiermit bleibt man nicht bei dem ganz Aehnlichen und Verwandten, wie Saus und Braus, Lug und Trug, stehen, sondern nimmt auch hierzu, was nur eine Beziehung auf einander hat, wie Freund und Feind, heute roth, morgen todt. Aber auch dies erschöpft den Begriff noch nicht, ist für den weiten zauberischen Wirkungskreis des Reims nicht ausreichend. Der Reim wählt nicht blos das Verwandte als etwas, das sich gleichsam schon von selbst reimt, sondern macht auch das verwandt, was es nicht ist, und seine Anwendung in der Kunst geht gerade dahin, das Verschiedene in Verwandtschaft zu bringen, das Entfernte zusammenklingen zu lassen, wie es in der Stimmung, in dem Gefühle selbst geschieht, womit das aufgeregte Gemüth in die Welt hinausschaut. Das Gefühl bringt diese Verbindung hervor (ihm wird das Verschiedenste gleich), der Reim folgt nur mit dem Klange, vollzieht den Willen des Geistes und erfüllt die Neigung des Herzens. Ja, das Gedicht gewinnt erst recht an Fülle und Stärke, wenn das recht Verschiedene zusammentrifft, wenn dasselbe Gefühl wie ein vielfaches Echo von allen Gegenständen zurücklingt, wenn nicht blos Felder und Wälder zusammenwirken, die Sonne Wonne gibt, sondern der Sturm auch wohl bis zum Wurm hindurchdringt, und die Entfernung von der Wolke zum Volke sich aufhebt. Was zu nahe liegt, wird sogar gern vermieden: wenn das eine hallt, das andere schallt, sagt man nur dasselbe. Es möchte daher richtiger sein, nach meiner Theorie zu sagen, daß das Reimen dahin gehe, Verschiedenes unter gleichen Klang zu bringen. — Das Verschiedene nun kann in nahe liegenden, oder in entfernten, oder auch sogar in contrastirenden Dingen bestehen. Die Verbindung der letztern dient gewöhnlich zum Komischen, wo der Gleichklang nur zur Zusammenstellung und zum Maßstabe des von einander Abweichenden gebraucht wird. — Die Modificationen, welche der verschiedene Anlauf (in den Anfangsbuchstaben) demselben Klange gibt, machen es möglich, daß Wörter gleich klingen und doch verschieden sein können, was zugleich darauf hindeutet, daß Verschiedenes sich verbinden soll. So kann auch das Verschiedene sich nicht vereinigen, wenn es nicht in völlig gleichen Schlußklang ausgeht. Deshalb kommt, wenn von der Richtigkeit des Reims die Rede sein soll, außer der Gleichheit des Klanges noch die verschiedene Anhebung der Klangspitze und die völlig gleiche Beschließung derselben in Betrachtung. Der sogenannte reiche Reim kann nur als Ausnahme und in besondern Fällen sich geltend machen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Literatur der Reisen.

19. Edinburger Cabinets-Bibliothek für geschichtliche, geographische, naturhistorische und biographische Kenntnisse. Aus dem Engl. von Dr. Diezmann, Joh. Sporschil und Anderen. Leipzig, Hartleben. (Bis jetzt 6 Thle. mit Karten und Porträts in feinem Holzschnitte).

Die edinburger Cabinet-Library gibt den gesammten Cyclus der von England ausgegangenen Expeditionen zur Entdeckung neuer Meere, Straßen und Länder. Es schließt sich daran die Geschichte aller jener dem Dunkel entzogenen fernen Völkerstämme, die Geschichte der Erfindungen, ohne die jene Expeditionen nicht möglich waren, und eine Darlegung des Stufenganges in der Erweiterung unserer dahin einschlagenden Kenntnisse in scientifischer und industrieller Hinsicht. Das Unternehmen, diese Cabinets-Bibliothek deutsch zu geben, ist ein sehr verdienstliches. (Der Preis des Werkes, 9 gGr. für das Bändchen von ungefähr 200 S. erhöht die Gemeinnützigkeit des Unternehmens.) Der erste Bd. gibt eine Uebersicht der ersten Entdeckungen in der Südsee, namentlich die Erzählung Magelhaen's, Franz Drake's Leben, Erdumschiffung und Unternehmungen gegen Westindien, endlich des merkwürdigen Cavendish Expeditionen, seine von glänzenden Erfolgen begleitete Reise um die Welt und seine zweite unglückliche Fahrt nach der Südsee, auf der er St. Helena vergeblich suchte, und von der nur sein entseelter Körper nach Altengland zurückkehrte. Jener Drake muß als der erste Weltumsegler angesehen werden, da Magelhaen bekanntlich auf der Expedition starb und nur sein Schiff die Erdumschiffung vollendete. Der zweite Band bringt uns die nach Westindien und Neuholland gerichteten Reisen des abenteuerlichen Seefahrers William Dampier und eine Geschichte der Buccanier, mit denen Dampier's Leben und Fahrten so eng zusammenhingen. Jene Buccanier waren bekanntlich eine gegen den Monopolgeist Spaniens etablirte Freibeuter-Colonie auf den westindischen Inseln. Dampier war anfangs Pflanzer auf Jamaica; eine Verirrung in der Wildniß wurde Veranlassung seiner Verbindung mit diesen Abenteuerern. In dieser Biographie Dampier's haben wir von einem Augenzeugen die Schilderung des Kampfes der Buccanier mit den Spaniern. Erst später machte Dampier in eigenem, oder nationalem Interesse seine Reise nach Neuholland.

Mit dem 3. und 4. Bd. erhalten wir Fraser's vortreffliche beschreibende Darstellung von Persien, von den ältesten Zeiten bis auf die neueste, nebst einer genauen Uebersicht seiner Hülfsquellen, Regierung, Bevölkerung, Naturgeschichte und des Charakters seiner Einwohner, insbesondere der wandernden Stämme. Auch Afghanistan und Beluchistan

Digitized by Google

gehören in das Bereich dieser lebendigen Darstellung. James Fraser ist auch durch seine Reisen in Khorasan und die Erzählung seines Zuges über den Himalaya für die Kunde des Orients zu einer Autorität geworden. Der 5. und 6. Theil der Bibliothek bringen Russel's Gemälde der Berberei, eine Geschichte und Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der ehemaligen Seeräuberstaaten an der nordafrikanischen Küste. Die durchgehenden Hinblicke Russel's auf die Alterthümer jener Küstenstriche haben auch für den Archäologen dies Werk hochgestellt. Die Aufmerksamkeit, welche Punier, Römer, Mohammedaner, Spanier und Kaiser Karl diesen Punkten zuzuwenden genöthigt waren, hat sich durch die Besitznahme Algiers durch die Franzosen erneuert, und so dürfte es von nicht geringem Verdienste sein, Russel's Werk durch eine geschmackvolle Uebertragung dem deutschen Publicum auf diese Weise zugänglich zu machen. Die vielen hübschen Holzschnitte und die äußere Ausstattung tragen nicht wenig dazu bei, um die Lectüre als eine sehr interessante bezeichnen zu können.

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Mrs. Smithson und Mad. d'Abrantes auf dem Privattheater.]

„Nach Marivaux kam Shakspeare. Wir hatten schöne Redensarten angehört, nun ertönte die gewaltige Stimme des Genies. Weg jetzt mit dieser Silvia, dieser empfindsamen Kokette, dieser Französin, das heißt dieser Dame aus der großen übercivilisirten Welt. Hier ist Ophelia! Die liebende, die hingegebene, die schwärmerische Jungfrau, die Tochter des Nordens. Hier ist Shakspeare's Ophelia, um den Unterschied mit einem Worte zu bezeichnen."

„Und welche Shakspeare-Ophelia ist die Smithson! Sie naht. Ein Beben ergreift uns. Sie spricht. Die Thränen steigen uns in die Augen. — Welche Empfindungen! Welche Leidenschaft! Welcher Wahnsinn! Die rührende Ophelia sinkt auf die Knie nieder. Blumen und Thränen entfallen ihr. Sie singt. Ihr Haar ist aufgelöst, ihr Kleid weiß, ihr Geberde ganz einfach und natürlich. Man sieht keine Schauspielerin vor sich, man sieht ein wahnsinniges Mädchen, wahnsinnig aus Liebe, wahnsinnig am Rande des Grabes. Man sieht auch kein Theaterstück. Man erlebt die Geschichte des Prinzen Hamlet und der liebenden Ophelia."

„Auch waren die Zuschauer Shakspeare's und der Smithson würdig. Dieser Saal des Hrn. von Castellane, dieser Saal, in welchem wir hoffen, Romeo und Julie einst darstellen zu sehen (übersetzt von Alfred de Vigny und seinem Freunde Emil Deschamps, dem Merkutio unsers Zeitalters), dieser Saal erbebte beim Fallen des Strohhalms aus Ophelia's Korb. Aber welch ein Weib hielt diesen Korb in Händen! Welch ein Dichter hatte diese Halme gesammelt! Welch ein Schmerz streute diese Halme vor sich nieder!"

„Mistreß Smithson-Berlioz wurde, nach dieser kurzen Scene, auf diesen engen Schauplatz zurückgerufen und mit einem Beifall überschüttet, der fast an Raserei grenzte."

„Der tragischen Scene folgte zum Schluß die Skizze: „Une Soirée chez Madame Geoffrin," ohne Zweifel von der Herzogin von Abrantes selbst verfaßt. Eine pikante Neuigkeit. Die geistreiche Schriftstellerin scheint einen glücklichen Schritt über die Schwelle des Thalientempels gemacht zu haben. Wir erwarten die folgenden Schritte. Dem. Espinasse, Marmontel, Fontenelle, Dalembert ꝛc. wurden geistreich vorgeführt, neue Schauspieler entwickelten schöne Anlagen, und Madame d'Abrantes, trefflich als Mad. Geoffrin, weckte lebhaft das Andenken dieser berühmten Frau."

Es ist erfreulich, solche Kritiken zu lesen, und besonders einen Franzosen so gesund über Shakspeare urtheilen zu hören. Es ist erfreulich zu sehen, wie vornehme, reiche und unabhängige Leute sich ohne falsche Scham der Kritik unterwerfen, während der geringste Komödiant sich oft durch einen leisen Anhauch von Tadel schon tief verletzt und beleidigt fühlt.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Grüner Donnerstag im südlichen Frankreich.]

Von einer Stadt des südlichen Frankreichs wird neulich in einem französischen Journale geschrieben: „Seit langen Jahren hatte der grüne Donnerstag keine solche Bewegung, kein solches Leben gezeigt als dieses Mal. Unsere Straßen waren buchstäblich gesperrt von Beschauern, welche von einer Kirche zur andern liefen und in jeder neuen Anlaß zur Bewunderung fanden; denn sie hatten mit einander an Luxus und Eleganz gewetteifert, um ihre Paradiese herzustellen. Sage man noch, daß die Religion ihren Einfluß und ihr Ansehen verloren habe! Thatsachen bekräftigen siegreich diese Behauptung; denn weit entfernt, geschwächt zu sein, zählt das religiöse Gefühl unaufhörlich neue Proselyten. Der Grund liegt darin, daß das Herz, der Verstand und die Einbildungskraft in gleichem Maße durch jene rührenden Feierlichkeiten der katholischen Kirche befriedigt werden, welche einst die Barbaren hinrissen, das Schwert und die Fackel ihren Händen entwanden und sie zur Civilisation führten, und welche noch heute im Zeitalter der Verfeinerungen und der Industrie ergetzen." — Seltsam, daß man hier von dem Eindruck, welchen Luxus und Eleganz in den Kirchen machen, auf das Dasein der Religion in den zahlreichen Besuchern schließen zu können meint. 33.

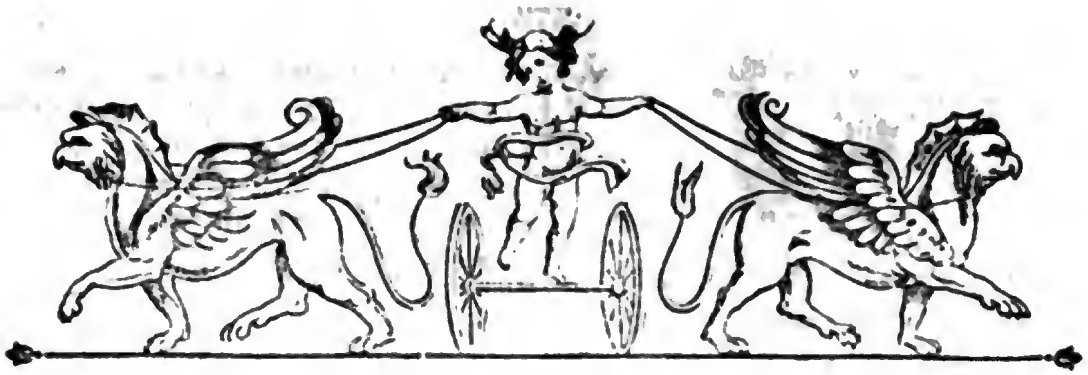
[Schauspieler pfeifen ihr Publicum aus.]

Ein mecklenburger Blatt meldet, daß in Wismar während des vergangenen Winters das Publicum von den Schauspielern ausgepfiffen wurde. Man gab ein deutsches Trauerspiel; sieben Zuschauer waren im Parterre versammelt; die abonnirten Logeninhaber waren zu Hause geblieben, weil Tags darauf ein Stück von Angely zu gewärtigen stand. Bei alledem beginnt man zu spielen. Der Held ist unter aller Würde schlecht; die Sieben, die das Publicum bilden, werden seine böse Sieben: sie fangen an zu pfeifen. Es schallt im leeren Raum lächerlich eintönig, obschon es sieben Töne waren, die sich hören ließen. Der Held, ein Mensch, der Haare auf den Zähnen hat, glaubt nur der Masse weichen zu müssen; eine Masse war aber nicht beisammen. Er stellt sich mit verschränkten Armen dicht an den Souffleurkasten und beginnt mitzupfeifen. Seine Mitspieler stecken den Kopf aus der Coulisse und pfeifen ebenfalls. Lampenputzer, Souffleur und Theaterschneider — beiläufig und zufällig nur Eine Person — Maschinist und Zettelträger werden zu Hülfe gerufen und sämmtliche Theaterkräfte helfen das pfeifende Publicum zu übertäuben, das sich besiegt fühlt und den Kampfplatz räumt.

[Eine Oper von Victor Hugo.]

Die große Oper zu Paris bereitet die Darstellung von Victor Hugo's vortrefflichem Roman: „Notre Dame de Paris", als Oper in drei Acten vor. Victor Hugo selbst ist der Bearbeiter seines Werkes für die Opernbühne. Auri sacra fames! 10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 95. — den 14. Mai 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Bettelmusikant.

Wo aus dem alten Böhmerland
Die Straße geht ins Reich,
Da schläft ein Bettelmusikant
Auf hartem Steine weich.

Der Schranken, der als Gränze gilt,
Liegt an der Kette bei,
Daneben Böhmens altes Bild,
In Stein gehau'n, der Leu.

Dem Mann' im ärmlichen Gewand,
Der abseit schlafend sitzt,
Ihm war ein besser Loos bekannt,
Er glücklicher als itzt.

Es ist ein altes Böhmenherz,
Gedemüthigt in Qual,
Nicht kriechend, sondern spröd' wie Erz
Und scharf auch wie der Stahl.

Er schwärmte um sein Böhmen kühn
Und sprach und dachte frei:
Da schenkten ihm die Herrn in Wien
Zum Betteln die Schalmei.

Die bläst er jetzt und spricht kein Wort,
Zieht barfuß durch das Land,
So kam er an den Gränzstein dort,
Wo Schlaf ihn übermannt.

Und sieh, den großen Herrn zum Trotz
Schläft dieser Bettler süß,
Es schmückt ein Strahl des Abendroths
Ihn gar mit gold'nem Vließ.

Er träumt in seinem holden Schlaf
Gar eine schöne Mähr',
Vom starken Herzog Bretislaw,
Als käme der daher,

Und hiebe Ketten rings entzwei
Und risse Schranken ein,
Und als erwachte da der Leu
Auf seinem Bett von Stein.

Und Alles stand um ihn im Kreis
Und war wie Gegenwart,
Dem alten Schläfer schlichen leis'
Die Thränen in den Bart.

Da wacht' er auf und sah mit Grau'n
Noch Alles wie vordem;
Der Löwe schlief in Stein gehau'n,
Kein Herzog war zu seh'n.

Rasch griff er um Schalmei und Stab,
Bog um den Schranken schnell:
Heim war's so finster wie im Grab,
Dort schien der Mond so hell! —

Der Nepomuk, der Gränzwardein,
Sah's an vom Himmelsthor,
Und raunt' dem König Wenzel fein
Dies kluge Wort ins Ohr:

Digitized by Google

Da sich den Alten, wie's ihn treibt,
Fortzieht, was recht und echt,
Und was am Ende übrig bleibt
Ist doch fürwahr zu schlecht!

Ueber die Würdigung des Reims.

Von Stephan Schütze.

(Beschluß.)

Außer der Rücksicht auf die Verwandtschaft der Dinge im Reime wäre nun noch die Frage in Erwägung zu ziehen, ob denn auch wirklich der Reim blos eine lyrische Bestimmung habe. Es ist nicht zu verkennen, daß er sich am besten zum Lyrischen eignet, und von Natur sich so kund gibt. Klang entspricht dem Gefühle, und wird daher ein Ausdruck desselben. Aber Klang dient in der Sprache nicht blos zu einem poetisch-musikalischen Zwecke, er wird auch überhaupt zur Bezeichnung eines Gegenstandes gebraucht, und verbindet sich deshalb mit Consonanten. Wird sein lyrischer Antheil am Worte sich immer behaupten? — Es gehört zur Eigenheit des Reims, daß er sich nur mit dem Accent verbindet, und der Accent der Neuern, besonders der Deutschen, strebt nach dem Sinne, nach der Seele im Worte, mit Nachdruck nach der Sache selbst. Der Reim als Klang könnte wohl sonst auch in tönenden Sylben sich befriedigen, aber mit dem Accent verbunden wirkt er mit diesem gemeinsam und hilft mit ihm den Gegenstand abschildern, dieser mag lyrisch sein oder nicht. Also wäre es doch wohl möglich, daß er auch das Recht hätte, zum Verstande und zur Einbildungskraft, und nicht blos zum Gefühl zu sprechen, und so sieht es in der That aus, wenn wir das ganze Gebiet der modernen Poesie überschauen. So viel Musik sich auch in die romantische Zeit ergossen hat, so sitzt doch gar gewaltig in den Sprachen der Verstand, der herrschend und anordnend den Takt schlägt, wie in der Musik. Der Verstand war hier wohl um so nöthiger, je mehr die dunklen Gefühle, das Höhere suchend, schwankend hervortraten, und der Reim mit dem Accent kann und mag sich nicht lossagen vom Verstande, führt aber immer, wenn er ihn begleitet, einen lyrischen Anhauch mit sich, womit er seine Sprache anmuthig veredelt. Der Reim ist zu innig mit dem Begriffe des Worts (am liebsten in der Stammsylbe) vermählt, als daß er bei der gemeinsamen Wirkung demselben nicht auch Dienste leisten sollte oder sein lyrisches Element immer leicht von ihm absondern und allein zur Ansprache bringen könnte. Doch gibt es auch Fälle (Dichtungsarten), wo der Geist so mächtig, so selbstständig hervortritt, daß der Reim gar nicht wagen darf, sich mit dem ruhigern Selbstgenuß des Gefühls seinen Fersen anzuhängen, und in dieser Hinsicht ist sehr beachtenswerth, was Poppel gegen den Gebrauch des Reims außer der Lyrik sagt. Ganz vortrefflich aber ist seine Belehrung über die beste Anwendung der Klänge in Gedichten, sowohl des Schlußklanges, welcher Reim genannt wird, als auch der übrigen Gleichklänge, wie Alliteration und Assonanz, so wie über das Anpassen der Vocale und Consonanten (der hellen und tiefen — der harten und weichen) an das Gefühl und den Gegenstand, wobei er die meisten Beispiele von Goethe entlehnt, der als ein natürlicher und anmuthiger Dichter unwillkürlich fast immer das Rechte trifft. Doch wäre ein Beispiel von Schiller, das er anführt, wo er zwei Reimwörter als bedeutungslos und schwach tadelt, wohl noch in Schutz zu nehmen. Es ist die Stelle in Ritter Toggenburg:

Und dann legt' er froh sich nieder,
Schlief getröstet ein,
Still sich freuend, wenn es wieder
Morgen würde sein.

Wo denn doch das wohlklingende ein und sein nicht ganz leer ist, und gerade die Einfachheit der Begriffe darin ganz herrlich die Einfachheit und Bescheidenheit des Ritters nachbildet. Gegründet ist, daß in dem Liede an die Freude die Reimsylben Welt und Zelt zu schwach und kalt ausfallen, aber sie werden durch die Verbindung (wie Sternenzelt) gehoben, so daß auch das Gefühl getäuscht wird. Es ist nämlich ein Umstand von einiger Wichtigkeit, ob der Reim zugleich den Hauptaccent des ganzen Verses habe, oder ob dieser ihm unmittelbar vorhergehe. Im letztern Falle kann der Reim sich nicht an ihn anschließen, ohne eine mitwirkende Kraft von demselben zu empfangen, und so klingt es doch majestätisch, wenn es heißt:

Seid umschlungen, Millionen,
Diesen Kuß der ganzen Welt!
Brüder, über'm Sternenzelt
Muß ein guter Vater wohnen.

womit indeß nicht geleugnet werden soll, daß auch bei dieser Rücksicht die Wirkung sich noch mehr verstärkt, wenn zugleich die Reimsylben selbst tönender und lyrisch-passender sind.

Wenn der Verfasser noch manches Andere, wie z. B. die Richtigkeit des Reims, nicht abgehandelt hat, so kann

Digitized by Google

ihm darüber kein Vorwurf entstehen, denn er hat keine vollständige Theorie des Reims, sondern nur die Grundzüge dazu liefern wollen. Und diese sehen wir hier wirklich vor uns, und sie verdienen es in der That, daß Jeder, der diese Materie noch weiter auszuführen sich berufen fühlt, dankbar darauf fortbaue.

Der Geisterfühler, oder Geschichte einer unsterblichen Fliege.

Mitgetheilt von Ernst Willkomm.

(Beschluß.)

In der Stadt erregte dieser Vorfall großes Aufsehen, ich fand aber nicht, daß sich die Bevölkerung besonders zum Gemeinsinn hingeneigt hätte; denn man war sogar willens, den beiden Verblichenen ein sogenanntes eheliches Begräbniß zu verweigern.

Trauriger war das Schicksal meines armen Freundes. Er kam lachend nach Hause, wie er lachend dem Kampfe zugesehen hatte, und lachte noch eine geraume Zeit über seine Gattin, die Fliege, den Kaffee, die Journale, die Literatur, die Weltgeschichte und den lieben Herrgott, und meinte: es sei durchaus Alles in der Welt höchst lächerlich, selber der Zeitgeist. — Nur ein einziges Mal in seinem ganzen nachfolgenden Leben hörte er auf zu lachen, nämlich als der Pudel, der mir folgte, an seinem Lager anfing zu knurren und mit der Pfote hinter den Ohren zu schaben. — Wie kam das? — Ich weiß nicht. Fragen Sie die Psychologen; diese werden es Ihnen vielleicht erklären können. Ich aber weiß, daß er damals weinte und zwar über den Pudel, den jeder Andere höchst possierlich fand. Ihm war diese klappende, schabende Pfote höchst tragisch, und er behauptete sogar, daraus lasse sich, wenn man sein lustiges Leben als Episode hinzunehmen wüßte, eine der ergreifendsten und wahrsten Tragödien machen. — Ob er wohl Recht hatte? — Endlich, nach einem reichlichen Vierteljahre, starb er am Lachen, und ward in dieselbe Gruft begraben, wo er das ewige Gelächter gelernt hatte.

Braun ward seit dieser Zeit ernster. Er war es gewesen, der Leopolden überredet hatte, mit ihm den wunderlichen Spielmann zu besuchen, den er schon lange Zeit kannte und für einen höchst ergötzlichen alten Narren hielt. Durch Erzählen seiner Geschichte hatte er Leopolden von seinen Einbildungen zu heilen gehofft. Die Vorsehung, oder wie Sie es sonst nennen wollen, fügte es anders, und fand es so, wie es sich wandte, vortheilhafter.

Ernestine war und blieb still. Sie hatte resignieren und dulden gelernt, wie jedes wahre Weib. Wie oft muß doch das weibliche Herz schweigen und dulden! Wüßte die Welt nur den tausendsten Theil von dem, was das weibliche Herz schon alles hat erdulden, verschweigen müssen; sie brechte sich um und trieb aus ihrem erbosten Innern eine neue Welt hervor. Das würde denn eine Revolution geben, die doch der Mühe werth wäre und uns gewiß besser machte. — Braun, der sich zum Theil die Schuld an Leopold's Tode beimaß, unterstützte sie und zeigte darin ebenfalls den pflasterschmierenden, wundenverkleisternden, originellen Zeitgeist. —

Daß ich nach einem Jahre Helenen heirathete, wissen Sie, eben so auch, daß wir glücklich sind.

Der Pudel ist noch immer munter, heult, bellt, apportirt und schabt klopfend und knurrend seine zottigen Ohren, und weiß sich, wie ich bemerkt habe, mit jedem Geiste, jeder Zeit zurecht zu finden.

Ob die unsterbliche Fliege noch unsterblich ist, oder ob ihr seitdem der Tod zu Leibe gegangen, weiß ich nicht. Lachen und Weinen über diese Tragikomödie aber überlasse ich Ihnen. Vielleicht vermag es ihr Scharfsinn, genau zu ermitteln, was für ein Teufel eigentlich in der weiland unsterblichen Fliege gesteckt hat. Theodor.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Casimir Delavigne.]

Une famille sous Luther (eine Familie zur Zeit Luther's) heißt eine Tragödie in einem Act von Casimir Delavigne, die auf dem Theater français mit Erfolg dargestellt wird. Die Aufgabe, die der Verfasser sich gesetzt hat, ist, den Zwiespalt zu schildern, den die Reformation in viele Familien brachte. Dies ist ihm auch vollkommen gelungen. Aber welchen tieferen Grundgedanken bietet diese sogenannte Tragödie? Keinen. Das Uebel allein ist hervorgehoben und grell gezeichnet. Das Gute wird mit Stillschweigen übergangen. Der Dichter übt einen wahrhaft diplomatischen Indifferentismus, er nimmt keine Partei, weder für Luther's große Sache, noch für den Papst. Dies mag in gewisser Beziehung philosophisch sein, aber poetisch ist es nicht. Das Resultat einer solchen Dichtung ist, daß der Zuschauer ebenfalls indifferent bleibt, oder wohl gar beide Parteien verurtheilt. Beim Anblick einer Familie, die die Religion in Zwietracht setzt und zum Verbrechen hinreißt, wird man unwillkürlich der Religion selbst abgeneigt. Dies ist die Moral des Stücks, und wir sind weit entfernt, dem Verf. dazu Glück zu wünschen. In der Form verleugnete Delavigne seine alten Vorzüge nicht. Reinheit und Eleganz des Styls, Kraft und Sicherheit in der Zeichnung zieren auch dieses Werk. Der Dialog ist voll gelungener Züge, besonders dessen komischer Theil. Marko's Rolle strotzt von Geist und Witz, und man sieht leicht, daß der Verfasser in diesem Charakter, der in gar keiner Verbindung mit der Handlung steht, seine eigenen Gesinnungen personifizirt hat.

Digitized by Google

Ein pariser Recensent rechnete es neulich der schönen Dorval als hochverdienstlich an, daß sie alle Eitelkeit unterdrückt, und sich als Thekla in der eben genannten Tragödie alt geschminkt und eine weiße Perrücke aufgesetzt habe. Der Recensent irrt sehr, wenn er glaubt, dies sei eine Ueberwindung der Eitelkeit. Im Gegentheil, es ist ebenfalls Eitelkeit, und eine noch feinere als die alltägliche. Jedermann weiß, daß die Dorval jung und schön ist. Sie kann also durch einen grellen Contrast nur gewinnen. Jede junge Schauspielerin wird eine ganz alte Rolle, wenn sie nur sonst dankbar ist, das heißt, wenn sie Applaus erweckt, gern übernehmen. Aber man biete ihr die schönste Rolle, die sich ihrem wirklichen Alter nähert, man biete einer sechs und dreißig jährigen Schauspielerin, die noch junge Rollen spielt, eine Rolle, wo sie vierzig Jahre alt sein soll, und man wird sehen, wie sie sich dagegen sträuben wird. Diese Eitelkeit besitzen sogar Männer, so unglaublich es klingt. Mancher deutsche Schauspieler übernimmt mit Entzücken einen Greis von achtzig Jahren mit weißem Haar und ellenlangem Bart. Aber er gewinnt es nicht über sich, das Ansehen eines Vierziger oder Funfzigers anzunehmen. Er schminkt sich jung dazu, wäre auch ausdrücklich vom grauen Haar die Rede. Eitelkeit ist der Lebensathem der Histrionenwelt.

Ob diese Tragödie in Deutschland großen Erfolg haben wird, ist sehr zu bezweifeln, da deren Hauptverdienst in der Schönheit der Sprache liegt, die durch die Uebersetzung abgestreift wird. Indeß, es kommt Mord und Todtschlag darin vor, und das ist immer anziehend für das große Publicum. Also frisch ans Werk, ihr Herren Uebersetzer! —t.

Notizen.

[Die Königin von Spanien.]

Ein Reisender aus Amerika entwirft folgende Schilderung von der Königin von Spanien:

„Christine erschien letztbin im großen Theater zu Madrid. Bei ihrem Eintritt erhob sich alles zu ihrem Empfang. Sie war begleitet von ihren Schwestern und deren Gatten Don Francisco und Don Sebastiano. Unter einem enthusiastischen Vivatrufen und Grüßen mit dem Fächer nahm sie Platz. Sie dankte mit bezaubernder Anmuth, und einem schmeichelhaften Lächeln gegen die, die sie auszeichnete. Ihr Wuchs ist schön, wiewohl er eine Anlage zur Beleibtheit verräth. Ihre Toilette war merkwürdig durch Einfachheit und Geschmack. Sie trug ein schwarzes Kleid mit Schmuck, die Haare à la chinoise mit einem Federbusch; ihre etwas aufgestülpte Nase könnte minder stark sein. Doch an dem Stil ihrer Gesichtsbildung und am Gesammtausdruck ist durchaus nichts auszusetzen. Ueberdies nimmt sie durch ein Benehmen voll Sanftmuth und Güte alle Herzen ein. Eine Art von Thron mit einem Himmel war für sie bestimmt, aber sie setzte sich auf die erste Reihe der Bänke. Ich selbst hatte das Glück, in der dritten Reihe, folglich ihr ziemlich nahe zu sitzen. Alle drei Prinzessinnen waren von ihren Kammerherren begleitet. Einer von ihnen fiel mir auf. Ueber seinen Arm hing der Pelz der Königin. Es war ein Mann von ausgezeichneter Körperschönheit, und von wahrhaft classischer Haltung. Seine blasse Gesichtsfarbe wurde durch einen kleinen schwarzen Schnurrbart und große schwarze Augen erhöht, deren schmachtender Blick manche Herzen in Flammen setzen konnte. Sein schwarzer Anzug, ohne alle Verzierung, als den goldnen Kammerherrenschlüssel, paßte sehr gut zu der Einfachheit, die ihn auszeichnete. Ich fragte eine junge Dame neben mir leise nach seinem Namen. Ei, das ist ja Herr Muñoz, antwortete sie. Glückliches Menschenkind! dacht' ich bei mir selbst, einer reizenden Königin als Kammerherr dienen zu können! — Das Stück wurde sehr gut gespielt, aber ich hatte nur Augen für die Regentin, wiewohl sie mir den Rücken zukehrte. Ihr Kopf war sehr wohlgeformt, ihre kleinen Ohren schmiegten sich zierlich an, ihr weißer wellenförmiger Schwanenhals harmonirte sehr gut mit ihren Schultern. Zuweilen drehte sie sich um, und sprach zu den Damen, die sie umgaben. Da erheiterten sich ihre Züge bis zum Lächeln, und eine solche Herzensgüte strahlte aus ihren Augen, daß ich meinen Enthusiasmus kaum mäßigen konnte. Ich sah nicht mehr die Hoheit der Königin, sondern nur die unvergleichliche Liebenswürdigkeit einer Frau." So der exaltirte Amerikaner. Hauptmann Muñoz aber ist bekanntlich seitdem bei Seite geschafft. 10.

[Die spanischen Frauen.]

Die Männer haben Nationalcharaktere, die Frauen Nationaltemperamente. Dr. Guttenstein bezeichnet in seiner neulich erschienenen Geschichte des spanischen Volkes die letzteren auf folgende Weise. Ein Stolz, der nach allgemeiner Herrschaft strebt, ein Eigensinn, der nur sich selbst nachgibt, eine Rachsucht, die alles aufopfert, und eine glühende, rastlos schwärmende Phantasie; dies sind in der That keine liebenswürdigen Eigenschaften. Aber auf der andern Seite ist auch Treue und Anhänglichkeit, Seelenstärke und Heroismus in hohem Grade bei den Spanierinnen zu finden. Alle ihre Empfindungen sind heftig, aber alle tragen ein Gepräge von Kraft und Hoheit, welches unwillkürlich hinreißt. Das Aeußere einer Spanierin ist der Abdruck ihres Charakters. Ihr schöner Wuchs, ihr majestätischer Gang, ihre sonore Stimme, ihr schwarzes, feuriges Auge, die Heftigkeit ihrer Gesticulationen, kurz der Ausdruck ihrer ganzen Persönlichkeit kündigt den Charakter an. Ihre Reize entwickeln sich früh, um zeitig zu verwelken, wozu das Klima, die hitzigen Nahrungsmittel und der sinnliche Genuß beitragen. Eine Spanierin von vierzig Jahren scheint noch einmal so alt und ihre ganze Figur scheint von Uebersättigung und beschleunigtem Alter. Ihre Zähne sind fast immer verdorben, da sie die Dulces oder das Zuckerwerk übermäßig zu genießen pflegen. — Die Spanierin zeigt Treue und Anhänglichkeit, ihr fester Charakter bewahrt sie vor der Veränderlichkeit und ihr Stolz vor Niederträchtigkeiten; aber sie erfüllt jene Tugenden mehr um ihrer selbst, als um anderer willen. Sie ist der erhabensten Gesinnungen, der größten Aufopferungen, der edelsten Handlungen fähig, aber die Motive sind in ihrer Achtung für sich selbst, nicht in ihrer Liebe zu suchen. Sie betrachtet ihren Liebhaber als ein Eigenthum, als einen Sklaven, der ihr am Herzen liegt, den sie um ihrer selbst willen schont, aber von dem sie auch völlige Hingebung seines Wesens fordert. Die Dienste eines solchen Liebhabers sind äußerst beschwerlich und eine Reihe immerwährender Aufmerksamkeiten. An den Arm seiner Dame gekettet, muß er ihr unaufhörlicher Gesellschafter, ihr beständiger Begleiter sein, und weder der Prado, noch die Messe, noch das Theater kann sie von ihm trennen. Auf ihm liegt die ganze Last ihrer kleinen und großen Bedürfnisse; nie und am wenigsten an Festtagen darf er mit leerer Hand vor ihr erscheinen; ihr leisester Wunsch, ihr flüchtigster Einfall muß ein Befehl für ihn sein; er ist verpflichtet, für ihre Unterhaltung zu sorgen und ihre Launen zu respectiren; mit einem Worte, er ist nichts als die Creatur seiner Schönen, deren glühende Phantasie mit egoistischem Trotze häufig Unmöglichkeiten fordert. S. Le Sage's hinkender Teufel. Cap. 12.

(Hierbei eine Beilage von Wetter u. Rostosky in Leipzig.)

Digitized by Google

Auswahl
empfehlungswerther Schriften,

welche bei ***Vetter & Rostosky*** in Leipzig erschienen und um die beigesetzten Preise in allen Buchhandlungen zu bekommen sind.

Taschenbuch der

FRÜHLINGS- UND SOMMERKUREN

oder Anweisung, wie man dieselben mit Erfolg gebrauchen und seine Gesundheit dadurch erhalten und befestigen kann. 16. gebunden ⅓ Thlr., oder 1 fl.

Für Blumen- und Garten-Freunde.

Reider, J. E. v., Beschreibung u. verbesserte Kultur aller bekannten, so wie der neuesten noch sehr seltenen und prachtvollen Arten von

Aurikeln und Nelken,

systematisch rationell dargestellt; desgl. Kundgebung der rechten, unfehlbaren Kultur der prachtvollsten Blumen, deren Fortpflanzung und Erhaltung bisher ein Geheimniß war. 8. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Ueber die Kultur der Aurikeln, dieser beliebten und prachtvollen Blumen, haben wir noch nichts Gediegenes; einzelne Abhandlungen darüber sind unrichtig und genügen dem Blumenfreunde nicht. Ueber Nelken besitzen wir zwar mehrere gute Werke, nämlich über das System der Eintheilung nach Farbe und Gestalt, aber über Kultur der Nelken haben wir nicht eine gute Abhandlung; auch sind jene Werke gewöhnlich zu theuer. Die Nelke liebt Jedermann, keine Blume ist selbst bei der geringen Klasse so beliebt als die Nelke. Nelken und Rosmarin wünscht und hält sich selbst der Bauer, der Knecht und die Magd. Der Verfasser des angekündigten Werkes, selbst ein leidenschaftlicher Nelken- und Aurikel-Freund, hat sich bemüht, die Kultur beider Blumen nach langjährig gemachten Erfahrungen vollständig und allgemein faßlich darzustellen; angehängt ist die Kultur solcher beliebten, kostbaren Blumen, deren Erhaltung und Fortpflanzung selbst die ersten Gärtner für schwierig halten, und so wird unsere Abhandlung nicht nur diesen, sondern auch jedem Blumen-Freunde willkommen seyn und alle freundlich ansprechen.

Reider, J. E. v.,

Der verbesserte Spargelbau.

Nach eigenen und den neuesten Erfahrungen Anderer. 8. geheftet. ⅓ Thlr. oder 45 Kr.

Wie man Spargel baut, ist schon oft gelehrt worden. Aber wie man mit den geringsten Kosten viel und sehr schmackhaften Spargel baut, war weder in Gärten, noch in der Literatur bekannt. Der Herr Verfasser, ein versuchter Gärtner, macht eine neue Erfahrung bekannt, wonach der Spargelbau das Abschreckende verliert, was die bisherige Kulturmethode für alle Gemüsegärtner haben mußte. Diese neue Lehre weicht von der bisherigen ganz ab und stützt sich ganz auf die Natur der Spargelpflanze. In dieser Rücksicht stellt sich der Spargelbau für alle Gartenwirthschaft als passend und als den höchsten Gewinn bringend dar. Außer eigener, vieljähriger Erfahrung sind die Erfahrungen über den Spargelbau in den berühmten Spargelbauorten selbst gesammelt, geprüft und berichtiget vorgetragen, daher man zugleich die gesammte bisherige Lehre über Spargelbau vor sich hat und den hiernach gegebenen Lehren vollkommen vertrauen darf. Jeder Gartenfreund und Freund des Spargels wird sich im angezeigten Werke hinlänglich berathen können.

Reider, J. E. v., das

Ganze des Weinbaues.

Der Weinbau im Berge und der Traubenbau am Spalier. Aus langjähriger Erfahrung und auf Beobachtung des Weinbaues am Rhein und in Franken an Ort und Stelle geprüft und berichtigt. 8. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Wir erhalten in diesem Vortrage die Erfahrungen eines alten Weinbauern, welcher alle Jahre mehrere hundert Weinstöcke im Berge und am Spalier stets eigenhändig beschnitten und unterhalten hat, mitgetheilt. Seine vieljährigen Erfahrungen hat derselbe mit der Kulturart in den berühmtesten Weinorten in Franken, und dann am Rhein und an der Mosel, zu allen Jahreszeiten an Ort und Stelle verglichen, untersucht und geprüft. Das Resultat wird jedem Gartenbesitzer erfreulich seyn, indem der Herr Verfasser alle bei dem Wein- u. Traubenbau vorkommende Handgriffe so deutlich darstellt, daß solche leicht begriffen und nachgemacht werden können. Hierin ist dem Mangelhaften aller bisher über Weinbau erschienenen Schriften abgeholfen. Hierbei aber erfahren wir so viel Neues, daß wir in den Stand gesetzt werden, den Weintraubenbau in allen Gegenden sicher betreiben zu können, wodurch vielen Vorurtheilen bei dem Weinbau begegnet ist. Wir dürfen das angezeigte Werk als das Genügendste, Deutlichste und Gründlichste in diesem Zweige der Gartenkunst empfehlen.

Reider, J. E. v.,

Die Anpflanzung und Kultur

des weißen Maulbeerbaums.

Zum Behufe der Seidenwürmerzucht in unsern Gegenden. 8. geh. ⅓ Thlr. oder 40 Kr.

Der Herr Verfasser hat die bisherigen Erfahrungen in der Anzucht und Kultur des weißen Maulbeerbaums gesammelt und mit seinen langjährigen Erfahrungen verglichen und geprüft. In diesem seinen mitgetheilten Erfahrungen macht derselbe auf den bisher so lebhaft gefühlten Mangel der bisherigen Lehre aufmerksam, daß solche mit dem Zwecke, nämlich der Seidenzucht, nicht im Verhältnisse stand. Man pflanzte zwar Maulbeerbäume in Menge, welche sämmtlich geriethen, allein man nahm hierbei keine Rücksicht auf das Klima, und in solcher Art hat man zur Zeit, wo die Seidenwürmer hervorkommen, keine Blätter. Er giebt die Lehre, wie man um 4 Wochen früher unter allen Verhältnissen mit Sicherheit die Maulbeerbäume zum Schossen bringet. In solcher Art ist die Anzucht der Maulbeerbäume in Deutschland der Seidenzucht anpassend. Man wird daher mit wirklichem Interesse diese längst erwartete Lehre lesen und dem Verfasser auch hierin, wie über die Lehren in andern Zweigen der Kultur, vollen Beifall schenken.

Digitized by Google

Der Bau des Rosmarins

Reider, J. C. v.,
Die Kultur und Fortpflanzung des
FEIGENBAUMS
im freien Lande. Für ganz Deutschland in langjähriger Erfahrung nachgewiesen. 8. geh. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

Der Hausarzt für
BRUSTKRANKE
welche bereits an Schwindsucht, Brustentzündung, Brustkä welche sich dagegen sicher verwahren wollen. Von einem Arzte. 8. geheft. Thlr. oder 30 Xr.

Der unverlässigste Augenarzt.
für alle diejenigen, welche sich gegen Augenübel bewahren wollen,
und
DER PRACTISCHE ZAHNARZT.
für alle Zahnkrankheiten. Bearbeitet von Dr. Wörsche. 8. geh.

Die edelste heiliger Unterhaltung und heitern Scherzes:

ITERASIA.

Mischko, ungarische Paprika.
Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Mit 1 illum. Titelkupfer. 8. geh. ¼ Thlr. oder 1 fl. 40 Xr. Diese ächt ungar., den National-Charakter der Ungarn trefflich bezeichnenden Anekdoten werden Jedem eine sehr heitere Lektüre gewähren.

Beiträge zur
Unterhaltung gesellschaftlicher Kreise
in langen Winterabenden, oder Sammlung der neuesten und beliebtesten Spiele im Zimmer, frappanter Kunststücke aus der Magie und mit Karten, Charaden, Räthseln u. s. w. 16. geh. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

CHARICLEA
die Freudenspenderin, oder Taschenbuch unterhaltender Spiele im Zimmer und im Freien. Zur Belebung des Frohsinns in gesellschaftlichen Kreisen. 16. geh. ¼ Thlr. oder 1 fl. 30 Xr.

Das Pantoffelregiment,
oder gründliche Anweisung, wie Mädchen und Frauen sich der Herrschaft des Pantoffels versichern und das häusliche Scepter mit Kraft und Anstand führen sollen. Auf Erfahrung gegründet und herausgegeben von einer Hausregentin. Neue Auflage. Mit einer illuminirt. Pantoffel-Vignette. 16. Elegant in Umschlag broch. ¼ Thlr. oder 30 Xr.

Allgemeines
Gesellschafts-Liederbuch
2 Bändchen geh., 42 Bogen in kl. 8. Preis für beide Bändchen ¼ Thlr. oder 1 fl. 20 Xr.
ist in allen Buchhandlungen zu haben und gewiß das wohlfeilste, was existirt. Die lithographirten Melodieen dazu, 2 Hefte in quer 8., werden apart verkauft und kosten 2 Thlr.; wer sich dieselben anschafft, bezahlt für das Buch selbst nichts, sondern erhält es gratis.

Digitized by Google

DON PEDRO

oder Geschichte der neuesten Revolution von Brasilien und Portugal. Von Eduard Große. 8. geh. 1 Thlr. oder 2 fl.

Diese Schrift füllt eine wesentliche Lücke in der Geschichte aus. Wir haben noch keine Monographie des Don Pedro von Alcantara und auch die neueste Geschichte von Brasilien und von Portugal noch nicht. Und doch ist das Leben Don Pedros theils interessant an und für sich, in so fern viel Romantik darin liegt, theils hat es eine hohe historische Bedeutsamkeit erlangt. — Unsere gegenwärtige Schrift wird durch ihren interessanten Inhalt aber nicht nur Politiker, sondern auch diejenigen befriedigen, welche eine Beschreibung und Schilderung, so wie characteristische Skizzen von Brasilien und Portugal suchen, und daher wird sie den Zweck angenehmer Unterhaltung sowohl, als auch historischer Belehrung vollkommen erfüllen. Der Verfasser hat sich bemüht, selten weitläufig, nie langweilig zu erscheinen, und demnach ist das Gepräge seines Gedankens immer kräftig. Seine Schilderungen sind voll Seele, und die Erzählung fließt in einem Strome fort. —

Beachtenswerthe Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Freunde unterhaltender Lectüre überhaupt.

Verzeichniß

einer Sammlung von Romanen, Unterhaltungsschriften und Theaterstücken,

welche um die Hälfte

des bisherigen Ladenpreises und oft noch weniger

durch alle Buchhandlungen Deutschlands

zu beziehen sind.

Um mit unserm belletristischen Verlage gänzlich aufzuräumen, haben wir uns entschlossen, denselben im Einzelnen mit 50 pro Cent Ermäßigung der Ladenpreise, in Partheien aber noch billiger, zu verkaufen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben Vortheile zu gewähren, so wie überall Verzeichnisse der Werke selbst gratis zu erhalten sind. Vetter u. Rostosky.

Bibliographia juridica

ein Verzeichniss der rechtswissenschaftlichen Schriften Deutschlands und des Auslands. Für Rechtsgelehrte und Buchhändler herausg. von einem Bibliophilen. 1s Heft. Jahrgang 1834. gr. 8. ⅓ Thlr. oder 46 Xr. Wird fortges. u. erscheint jährl. 1 Heft.

Bibliographia theologica

ein Verzeichniß der theologischen Schriften Deutschlands und des Auslands. Für Theologen und Buchhändler. gr. 8. geh.

Für das ärztliche Publikum:

Um den Ankauf nachstehender ausgezeichneter Werke zu erleichtern, setzen wir dieselben bis Ostern dieses Jahres bedeutend im Preise herab, und sind sie dafür ohne weitere Erhöhung in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Bock, Dr. C. A., Handbuch der

PRACTISCHEN ANATOMIE

des menschlichen Körpers, oder vollständige Beschreibung desselben nach der natürlichen Lage seiner Theile, nebst Nachtrag über gerichtliche Sectionen und Abbildung der wichtigsten Theile desselben. Zweite vermehrte Ausgabe. 2 Thle. gr. 8. Bisheriger Ladenpreis 3½ Thlr. (7 fl. 40 Xr.), jetziger Preis 2 Thlr. oder 4 fl.

Bock, Dr. C. A., Beschreibung des

FÜNFTEN NERVENPAARS

und seiner Verbindung mit andern Nerven, vorzüglich mit dem Gangliensysteme. Mit Kupfertafeln, gezeichnet von J. C. Rosenmüller. Bisheriger Preis mit dem Nachtrag 7$\frac{1}{12}$ Thlr., jetziger Preis 4 Thlr. oder 8 fl.

Vetter u. Rostosky in Leipzig.

Oekonomische Literatur, Technologie, Populäre Medizin:

Der Thier-Arzt

als Rathgeber bei allen Krankheiten der Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und des Federviehes. Ein Handbuch zur Belehrung für Landwirthe und Viehbesitzer jeder Art, von Dr. F. A. Schrader. 2 Theile. 520 Seiten, geh. 1½ Thlr. oder 3 fl. 40 Xr.

Landwirthe, Pferde- und Viehbesitzer finden darin ein vollständiges Handbuch, in welchem sie über alle bei ihrem Viehe vorkommenden innerlichen und äußerlichen Krankheitszufälle, deren Zeichen, Vorboten, die Mittel, ihnen vorzubeugen, oder im Keime zu ersticken, oder beim völligen Ausbruche zu heilen, Belehrung erhalten, um das, schon wegen vieler Kosten nicht ausführbare, Herbeiholen entfernt wohnender Thierärzte ersparen zu können. Bei einem solchen Wegweiser kann überhaupt Jeder mit eigenen Augen sehen, selbst urtheilen, und braucht sich auch nicht unwissenden Pfuschern anzuvertrauen. Doppelte alphabet. Register über die Krankheiten und die dagegen anzuwendenden Mittel und Recepte erleichtern den Gebrauch des Buches.

Röder, F. A., Anleitung zur einfachsten und vortheilhaftesten Art des

Hopfenbaues.

8. geh. ¼ Thlr. oder 15 Xr.

Ueber das zweckmäßige

Begiessen und Wässern

in Gärten, Gewächshäusern und im Freien. Ein Taschenbuch für angehende Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirthe, von Hofrath F. Franz. gr. 12. geh. $\frac{7}{12}$ Thlr. oder 1 fl. 9 Xr.

Dieß höchst interessante Werk umfaßt einen Gegenstand, der bis jetzt in der ältern und neuern Literatur des In- und Auslandes völlig unbeachtet geblieben, gleichwohl wie alle andere zur Gärtnerei gehörige, auf Theorie und Praxis sich gründende Verrichtungen, als unerläßlich zu betrachten ist.

Digitized by Google

Dietrich, *Dr.* E. B., praktische Abhandlung

über den Bandwurm

und die andern Würmer in den Eingeweiden menschlicher Körper. oder allgemeinfaßliche Anweisung, die davon herrührenden Krankheiten zu erkennen, ihnen vorzubeugen und sie in den meisten Fällen sicher zu heilen. Mit Abbildungen. 8. geh. ½ Thlr. oder 1 fl.

Allgemeiner

Haus- und Wirthschaftschatz

oder der Reichthum unserer Haushaltung. Ein allezeit hülfreicher und erfahrener Rathgeber für alle Hausväter und Hausmütter in der Stadt und auf dem Lande, enthaltend: 1002 erprobte Recepte, Anweisungen und Geheimmittel für alle vorkommende Fälle in der Haus- und Landwirthschaft. Von Dr. E. Dietrich. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. 2 Thle. geheftet 1½ Thlr. oder 2 fl. 40 Xr.

Hausarzneikunde

für Stadt und Land, oder kleines populäres medizinisches Lexicon. Ein Roth- u. Hülfsbüchlein für Jedermann zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens von Dr. E. Dietrich. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Preis geh. ½ Thlr. od. 1 fl.

Der Siegellackfabrikant

oder gründliche Anweisung, rothes, schwarzes, buntes in allen Farben, biegsames u. Packsiegellack auf die einfachste u. zweckmäßigste Art. sowohl im Großen, als auch für den Hausbedarf, zu fertigen. Mit 2 lithogr. Tafeln und 40 auserlesenen Recepten. 8. geh. $\frac{1}{12}$ Thlr. oder 30 Xr.

DER NEUESTE MYSTICISMUS.

Ein Sendschreiben an meine Brüder unter den Mystikern. Von Theodulus Mysticus. gr. 8. geh. ⅓ Thlr. oder 20 Xr.

Evangelische Gebete

zum Gebrauche für Kirche, Haus- und Familienleben. Herausgegeben von *Dr.* X. L. G. Krehl, Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Leipzig. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. sauber in Umschlag geh. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Geduld, Hoffnung und Gebet

als Führer durchs Leben zum Vater des Lichts. Ein Geist- und Herzerhebendes Andachtsbuch für gebildete Christen. 2te verbesserte und vermehrte Auflage. 8. geh. 1 Thlr. oder 2 fl.

Worte

des Ernstes und der Liebe

in einigen Confirmationsreden. Für junge Christen, deren Eltern und Freunde zu erbaulicher Erinnerung an eine heilige Zeit. 8. geh. ⅓ Thlr. oder 40 Xr.

Das Richtigschreiben

der gleichklingenden Wörter in der deutschen Sprache. Zum Gebrauch bei Bildung kurzer Sätze beim Dictiren und Vorschreiben in Volksschulen. 8. ⅓ Thlr. oder 45 Xr.

D. Fr. V. Reinhard's

vierzehn bisher noch ungedruckte Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Wittenberg, nebst einer Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion. Herausgegeben von M. C. B. Kenzelmann. Mit einer Abbild. der Universitätskirche zu Wittenberg. gr. 8. 1½ Thlr. oder 2 fl. 20 Xr.; auch unter dem Titel: Reinhard's, D. F. Volkm., Predigten, Supplementband.

Nachstehende Schriften bilden zusammen eine Medizinische

Hausbibliothek,

welche Jedem, dem sein und der Seinigen Gesundheit am Herzen liegt, zu empfehlen ist, und worin man Rath und Hülfe in allen Krankheitsfällen, wie sie nur ein erfahrener prakt. Arzt geben kann, gewiß nicht vergeblich suchen wird.

DER ARZT,

als warnender Freund u. Rathgeber bei allen Krankheiten. Ein medicin. Roth- und Hülfsbuch für Jedermann, von D. K. Lutheritz. 8. geh. ⅔ Thlr. oder 1 fl. 30 Xr.

Der Kinderarzt

als freundlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Kinder. Nebst einer Anleitung für Aeltern, ihre Kinder zu gesunden u. kräftigen Menschen aufzuziehen. Von D. K. Lutheritz. 8. geh. ⅓ Thlr. od. 1 fl.

Der Hausarzt

in den Krankheiten des Unterleibes. Ein populär-prakt. Unterricht in allen den, von schlechter Verdauung abhängenden Uebeln, als: Magensäure, Sodbrennen, Magenkrampf, Erbrechen, Schlaflosigkeit, Wasserspucken, Schleimflüsse, Stuhlverstopfung, Gelbsucht, Durchfällen rc. Zugleich in besonderer Beziehung auf Hypochondrie u. Leberleiden. Von D. K. Lutheritz. 8. geh. $\frac{1}{12}$ Thlr. oder 50 Xr.

DER HAUSARZT

bei den Nervenkrankheiten u. Kopfleiden. Eine Anleitung, wie jeder Art von Nervenschwäche, Hysterie, Nervengicht, Nervenauszehrung, Nervenschlag, Krämpfen, Veitstanz, Epilepsie, Ohnmacht, Schlagflüssen, Kopf- u. Zahnschmerzen, Augenübeln, Blindheit, Taubheit rc. zeitig genug zu begegnen sey, und wie sie geheilt werden können. Nebst einem Anhange über die Anlage zu Gemüths- u. Geisteskrankheiten. V. D. K. Lutheritz. 8. geh. $\frac{1}{12}$ Thlr. oder 50 Xr.

Der freundliche Hausarzt

für alle, die an Rheuma, Schleimkrankheiten, (Schnupfen, Katarrh, Asthma) Hämorrhoidalbeschwerden u. an der Gicht leiden. 3. ganz umgearb. verm. Aufl. von D. K. Lutheritz. 8. geh. ⅔ Thl. od. 45 Xr.

Die Hausapotheke,

oder medicin. Roth- u. Hülfsbüchlein für Nichtärzte, zur Kenntniß, Wahl u. Anwendungsart der wichtigsten und durch sichere Erfahrung bei innerlichen u. äußerlichen Krankheiten bewährt gefundenen Hausmittel. Nebst einem vollständigen alphabet. Verzeichnisse aller darin vorkommenden Krankheiten u. der dagegen anzuwendenden Heilmittel. Von D. K. Lutheritz. 8. ⅔ Thlr. od. 1 fl. 15 Xr.

DIE HUNDSWUTH,

oder die Wasserscheu als Folge des tollen Hundsbisses und das sicherste Vorbauungsmittel dagegen. Von D. K. Lutheritz. $\frac{1}{12}$ Thlr. oder 25 Xr.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Sechsunddreißigster Jahrgang.

Junius 1836.

Leipzig, Verlag von Leopold Voss.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.
   (Reinpolitische und strengwissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 106. Marie Tudor. Novelle.
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Paris.
Notiz.

No. 107. Das Bild. Von Manfred.
Marie Tudor. ꝛc. (Fortsetzung.)
Dramatische Literatur.
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notiz.

No. 108. Marie Tudor. ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Dresden.
Notiz.

No. 109. Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810.
Marie Tudor. ꝛc. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M.
Notizen.

No. 110. Tamango, der Sklavenhäuptling.
Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)
Notiz.

No. 111. Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. (Fortsetzung.)
Tamango, der Sklavenhäuptling. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.
Druckfehler.

No. 112. Tamango, der Sklavenhäuptling. (Fortsetzung.)
Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 113. Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. (Beschluß.)
Tamango, der Sklavenhäuptling. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 114. Tamango, der Sklavenhäuptling. (Fortsetzung.)
Leipziger Chronik.
Notizen.

No. 115. Schwesterliebe. Wahrheit ohne Dichtung. Mitgetheilt von Mrs. Jameson. Von R—e.
Tamango, der Sklavenhäuptling. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Stuttgart.
Notiz.

No. 116. Goethe über Voltaire's Takt. Von *.
Schwesterliebe. ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.)
Notizen.

No. 117. Schwesterliebe. ꝛc. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Niedersachsen.
Notiz.

No. 118. Hortensio. Von R. —
Schwesterliebe. ꝛc. (Beschluß.)
Der gewaltige Bassist. Von R—e.
Correspondenz. Aus Breslau.
Notizen.

No. 119. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. Von F. G. Kühne.
Correspondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 120. Der Tanz in Spanien, der Tänzer El Curro, und die Tänzerin Dolores. Von Luis-Lurine.
Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz. (Beschluß.)
Notizen.

Digitized by Google

No. 121. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Der Tanz in Spanien, ꝛc. (Beschluß)
Correspondenz. Aus Paris.
Notizen.

No. 122. Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 123. Eckermann's Gespräche mit Goethe.
Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Paris. (Beschluß.)
Notizen.

No. 124. Bei dem Tode Sr. Majestät des höchstseligen Königs von Sachsen, Clemens Anton Theodor. Von Charlotte Körner.
Prinz Louis Ferdinand von Preußen. Von K.
Correspondenz. Aus Berlin. (Forts. v. Nr. 113.)
Notizen.

No. 125. Prinz Louis Ferdinand von Preußen. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 126. Johannes von Müller. Eine Ehrenrettung. Von Hermann Marggraff.
Literatur. Von Ignaz Kuranda.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)

Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.

Leipzig, gedruckt bei J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

115
Mus. 5. 204

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 116. — den 16. Junius 1836

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Goethe über Voltaire's Takt.

In dem reichhaltigen Buche, worin Eckermann uns einen Schatz Goethe'scher Gespräche eröffnet, — wie rathen aber, nicht auf ein Mal in üppiger Verschwendung ihn genießen zu wollen, sondern langsam davon zu zehren, und ihn auf viele Tage einzutheilen, — finden sich unter andern einige merkwürdige Aeußerungen über Voltaire, über die Größe und Bedeutung seines Wirkens, die Macht seines Dastehens, die Eigenheit seiner Natur und die Vollkommenheit seines Talents. Die Anekdote, wie Voltaire vor dem Einsteigen in den Wagen auf Verlangen von Kloster-Pensionnairinnen noch schnell in allerliebsten Versen einen Prolog zur beabsichtigten Aufführung eines seiner Trauerspiele zu Papier gebracht, gibt den schönsten Beweis seiner Fertigkeit, seiner Geistesfülle und Gegenwart. Wenn jedoch Goethe von ihm rühmt, er habe in seinem unaufhörlichen Schriftverkehr mit hohen und höchsten Personen nie das rechte Maß verletzt und die zarteste Schicklichkeit stets beobachtet, so müssen wir einigen Widerspruch erheben. Voltaire'n sind manche starke Uebertretungen vorzuwerfen, besonders in seinem Briefwechsel mit Friedrich dem Großen, worüber im Allgemeinen das treffliche Werk von Preuß nachzusehen ist. Freilich gehen Voltaire's Uebertretungen nicht aus Plumpheit oder Unwissenheit hervor, er fehlt nicht gerade aus Mangel an Takt, oder weil er sich aus Irrthum vergreift: es ist vielmehr mit Bewußtsein und Absicht, daß er seine freien Schalkheiten und verwegenen Neckereien übt, es ist der Uebermuth des Talents und seiner Stellung, der ihn antreibt, wie dies heutigen Tages von Heine gesagt werden kann, dessen Grobheiten niemals unwillkürliche, sondern mit Wissen und Willen ausgeübte sind. Daß aber Voltaire in dieser Art sich Arges zu Schulden kommen ließ, davon wollen wir nur das eine Beispiel anführen, wo er im Mai des Jahres 1759 an den König von Preußen so ungebührliche Scherze gerichtet hatte, daß dieser am 10. Junius aus seinem Hauptquartiere zu Reich-Hennersdorf ihm ernst und scharf antwortete, und schließlich in einer Nachschrift diesen Verweis ausdrückte: „Mais êtes-vous sage à soixante et dix ans? Apprenez à votre âge de quel style il vous convient de m'écrire. Comprenez qu'il y a des libertés permises et des impertinences intolérables aux gens de lettres et aux beaux esprits. Devenez enfin philosophe, c'est-à-dire raisonnable. Puisse le ciel, qui vous a donné tan d'esprit, vous donner du jugement à proportion! Si cela pouvait arriver, vous seriez le premier homme du siècle, et peut-être le premier que le monde ait porté: c'est ce que je vous souhaite. Ainsi soit-il.“ Die Zurechtweisung war in der That wohlverdient, und Voltaire fühlte ihr Gewicht, doch ohne aus der Fassung zu kommen. Was aber kann er darauf erwiedern, wie soll er sich nun benehmen? Hier zeigt er sich in der That bewunderungswürdig und in seiner Natur und Rolle so fest als an-

Digitized by Google

muthig! Er schreibt, nachdem er alles Andere ruhig besprochen, am Schlusse seines nächsten Briefes: „Je tombe des nues quand vous m'écrivez que je vous ai dit des duretés; vous avez été mon idole pendant vingt années de suite, je l'ai dit à la terre, au ciel, à Gusman même; mais votre métier de héros et votre place de roi ne rendent pas le coeur bien sensible; c'est dommage, car ce coeur était fait pour être humain, et sans l'héroisme et le trône, vous auriez été le plus aimable des hommes dans la société. En voilà trop, si vous êtes en présence de l'ennemi, et trop peu, si vous étiez avec vous-même dans le sein de la philosophie qui vaut encore mieux que la gloire. Comptez que je suis toujours assez sot pour vous aimer, autant que je suis assez juste pour vous admirer: reconnaissez la franchise, et recevez avec bonté le profond respect du suisse Voltaire." Alles in dieser Erwiederung ist geschickt, einlenkend, schmeichlerisch, wahr, geistreich, und in der echtesten Manier des Schreibers, sogar noch ein wenig dreist, weil dies in seine Art gehört, und weil er nicht allzu hart getroffen scheinen darf; die Hinweisungen auf das Königthum und die Feldherrnstellung des Empfängers sind meisterhaft, und auch im tiefsten Grunde wahr, so daß der König davon ergriffen und durch die Höhe seines Standpunctes recht zur Nachsicht wieder gestimmt werden muß. Auch verzieh der König sogleich und schrieb gleich im nächsten Briefe: „Vous me dites deux mots, et le reproche expire au bout de ma plume." Solche Macht und Gewandtheit des Geistes wirkt unwiderstehlich, und bezeugt sich selber durch ihre Wirkung. Goethe's Ausspruch wird so zuletzt auch hier doch eigentlich bestätigt. — *.

Schwesterliebe.

Wahrheit ohne Dichtung.

Mitgetheilt von Mrs. Jameson.

(Fortsetzung.)

In dieser Periode hatte der Bruder das Unglück, sich in die Tochter eines reichen jüdischen Kaufmanns zu verlieben. Seine religiösen Ansichten widerstrebten seiner Liebe; daher bemühte er sich, seine Geliebte zu bekehren, weil er nur dann hoffen durfte, sie zu besitzen. Ihre Verwandten entdeckten jedoch das Verhältniß und untersagten dem jungen Mädchen allen fernern Umgang und sonstige Verbindung mit dem jungen Manne. Die Folge davon war, daß sie sich heimlich sahen; und bald überwanden die überzeugenden Gründe des liebenden Mannes alle Bedenken des Mädchens: sie erklärte ihre Einwilligung, heimlich mit ihm über die Gränze zu fliehen, sich dort taufen zu lassen und als sein angetrautes Weib mit ihm zurückzukehren. Offenbar war aber der ganze Plan entweder schlecht angelegt, oder durch falsche Freunde verrathen worden; denn sie wurden von ihren Verwandten und der Polizei verfolgt und, ehe sie noch die Gränze erreichten, eingeholt. Der junge Mann wurde angeklagt, die Jüdin gewaltsamer Weise entführt zu haben; die Sache kam vor Gericht, und der Angeklagte vertheidigte sich durch die Erklärung, daß das Mädchen freiwillig mit ihm geflohen und bereits Christin und seine verlobte Braut sei. Der Vater der Entführten stellte dies jedoch als Vertreter seiner Tochter auf das Bestimmtestr in Abrede. Darum drang Heinrich auf eine Confrontation mit dem Mädchen, weil er unmöglich glauben konnte, daß die Geliebte seine Anklägerin geworden sei. Zwar machte ihre Familie Schwierigkeit, diesem Verlangen zu entsprechen; allein ein Befehl des Gerichtshofes nöthigte sie endlich doch zu erscheinen. Blaß und zitternd trat sie, von ihrem Vater und einigen Verwandten unterstützt, in den Gerichtssaal. Der Richter fragte sie: ob sie freiwillig und ungezwungen von Heinrich Ambos sich habe entführen lassen. Mit schwacher Stimme antwortete sie: Nein! — „Ist also Gewalt angeordnet worden, Dich zu der Flucht zu bewegen?" Ja! — „Bist du eine Christin?" Nein! — „Siehst Du Heinrich als Deinen Verlobten an?" Nein!

Als der junge Mann diese Antworten, welche eben so sehr der Wahrheit wie seinen Erwartungen widersprachen, hörte, schien er einige Minuten lang starr vor Bestürzung. Darauf machte er, wie von plötzlichem Wahnsinn ergriffen, einen verzweifelten Versuch, auf das Mädchen loszustürzen. Daran verhindert, zog er ein Messer aus der Tasche und versuchte, sich die Brust zu durchstoßen. Man entriß ihm die Waffe, die im Handgemenge sein Gesicht verletzte, während die Jüdin ohnmächtig zu Boden stürzte. Der Anblick seiner besinnungslosen Geliebten und des Blutes, das aus seinen Wunden floß, brachte endlich den Unglücklichen wieder zu sich selbst. Er wurde plötzlich ruhig und still, versuchte kein Wort weiter zu seiner Vertheidigung, weigerte sich auf alle weiteren gethanen Fragen zu antworten, und wurde daher sofort in sein Gefängniß zurückgebracht.

Seine Familie erhielt von allen diesen Vorgängen erst nach Verlauf mehrerer Monate Nachricht, konnte jedoch von seinem weitern Schicksale etwas Bestimmteres nicht er-

Digitized by Google

fahren. Selbst über das Urtheil, das über ihn gefällt worden, war nichts Genaues zu ermitteln; und obgleich einer seiner Verwandten nach Riga reiste, um etwas Sicheres zu erfahren oder eine Milderung der zuerkannten Strafe herbeizuführen, blieb doch das Dunkel des Geheimnisses ohne die gewünschte Aufklärung. — So vergingen sechs Jahre. Der Vater starb; die Mutter, die allein noch Hoffnung nährte, während alle andere sie längst aufgegeben, trauerte in bangen Zweifeln über das Schicksal ihres unglücklichen Sohnes. Da kam vor zwei Jahren (1833) ein reisender Kaufmann durch Zweibrücken und fragte nach der Familie Ambos, welcher er die Nachricht brachte, daß er im vorigen Jahre bei der Festung Barinska (?) in Sibirien einen Mann in Lumpen gekleidet und mit einem langen Barte gesehen und gesprochen habe, der mit andern Verbrechern in Ketten am Wege gearbeitet und sich selbst als Heinrich Ambos, Prediger der lutherischen Gemeinde, und Opfer eines ungerechten Urtheils bezeichnete. Er habe ihn mit Thränen gebeten, seinen armen Eltern einige Kunde von ihm zu bringen und sie zu ersuchen, alle Mittel anzuwenden, um seine Begnadigung zu erlangen.

Sie können sich denken, welche Empfindungen diese Nachricht in uns allen erregte! Es wurde ein Familienrath gehalten und beschlossen, nicht nur die obersten Polizeibehörden in Petersburg um sichere Nachrichten über des armen Heinrich's Schicksal geziemend zu ersuchen, sondern auch dem Kaiser eine Bittschrift zu Gunsten meines unglücklichen Bruders zu überreichen. Wer aber sollte das übernehmen? Zwar erbot sich mein zweiter Bruder dazu; allein er hatte eine Frau und zwei Kinder, und jene erklärte, daß sie sterben würde, wenn ihr Gatte sie verließe. Auch war er ja die einzige noch übrige Hoffnung und Stütze unserer alten Mutter. Da entschloß ich mich, die Reise zu unternehmen, in der Meinung, daß überhaupt eine Frau in solchen Sachen leichter zum Ziele zu gelangen vermöge als ein Mann. Die Mutter willigte ein, weil hier keine Wahl mehr übrig war, und so machte ich mich denn, reichlich mit Allem ausgestattet, was für diese weite, gefährliche Reise nöthig schien, auf den Weg. Als meine Mutter beim Abschiede mir ihren Segen gab, da gelobte ich mir vor Gott in meinem Herzen, nicht lebendig zurückzukehren, ohne die Begnadigung meines Bruders erlangt zu haben. Furcht hatte ich nicht, denn das Leben hatte für mich keine weitere Bedeutung, wenn dieser Zweck verfehlt blieb; auch war ich ja gesund und stark, darum kam auch nicht ein Zweifel an dem Erfolge meines Planes in meine Seele. Aber, ach! was habe ich Alles erfahren müssen, und wie komme ich nun jetzt zu meiner alten, armen Mutter zurück!" — Hier brach sie in Thränen aus, lehnte sich in die Ecke des Wagens und konnte erst nach einigen Minuten ihre Erzählung fortsetzen.

Ohne irgend einen Unfall erreichte sie Riga, sammelte hier die nöthigen Belege über den Charakter und die Aufführung ihres Bruders und alle die einzelnen Umstände der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung, welche sie sich alle amtlich beglaubigen ließ. Mit diesen Papieren versehen, reiste sie nach Petersburg, wo sie in den ersten Tagen des Junius 1833 ankam. Sie fand die größten Schwierigkeiten, um von der Polizei eine officielle Anzeige in Betreff des Urtheils, der Strafe und des Aufenthaltes ihres Bruders zu erhalten. Aber endlich gelangte sie doch durch unglaubliche Ausdauer und unermüdlichen Eifer an dieses erste Ziel ihrer Wünsche. Unterstützt durch den freundlichen Rath und die Beihülfe eines deutschen Predigers, an welchen sie empfohlen war, und von welchem sie nur mit der größten Verehrung und Dankbarkeit sprach, verfaßte sie hierauf eine Bittschrift an den Kaiser. Mit dieser machte sie dem Minister des Innern ihre Aufwartung, konnte jedoch nur mit Mühe und nach vielen vergeblichen Anmeldungen zu ihm gelangen. Er behandelte sie mit großer Kälte und schlug es ihr rund ab, die Bittschrift an den Kaiser zu befördern. Sie warf sich vor ihm auf die Kniee, aber auch gegen ihre Thränen blieb er unerbittlich. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschl.)

[Literaten, Journale, Seydelmann und Moriz.]

Man spricht in Deutschland viel von unserm literarischen Treiben, die großartigen Unternehmungen unserer Buchhändler füllen den literarischen Markt, es ist ein Zusammenfluß berühmter und unberühmter, fremder und einheimischer Schriftsteller hier; aber Alles dies macht sich nur im engsten Kreise, bei nahester Berührung bemerklich. Nichts transpirirt davon in die Oeffentlichkeit; wer davon keine Notiz zu nehmen genöthigt ist, erfährt auch nichts davon. Denken Sie sich auf dem kleinen Raume Menzel, Uhland, Schwab, die beiden Pfizer, Grüneisen, Bührlen, Lenau, Sternberg (zu Zeiten), Maier, Reinbeck, dann eine Menge junger Dichter, Wilhelm Zimmermann, u. A., viele Eingewanderte, Lewald, Groß-Hoffinger, Gustav Schlesier, dann Schriftsteller wie Ernst Münch, Lindner, Gfrörer, Bauer u. s. w. und das Alles bewegt sich so still neben einander, es verträgt sich nicht, aber es gibt doch auch keine Reibung; viele kennen sich nicht einmal vom Ansehen und nur die Lyriker halten enger zusammen. Das Morgenblatt, die Europa, Journale die auswärts eines Ansehens genießen, kommen hier ziemlich unbemerkt heraus, und ihre Redacteure, die anderwärts den Mittelpunct vieler gesellschaftlicher und literarischer Beziehungen

Digitized by Google

abgeben müßten, leben hier isolirt, ungesucht und nicht suchend; ein glückliches Loos! Eben so getrennt stehen die Buchhändler; von einem collegialischen Miteinanderleben ist hier nicht die Rede; einige dieser Buchhändler sind blos Kaufleute und betrachten die Bücher wie andere Waare. Herr Hallberger hatte einen Leinwandhandel und kaufte die Frankh'sche Verlagshandlung, nun setzt er Beides nebeneinander fort und steht sich gut dabei; und so sind noch Andere dazu gekommen. Glückliche Speculationen zogen immer mehr Capitalisten an und jetzt legen unsere Banquiers ihr Geld in den Buchhandel, bis Runkelrübenpflanzungen und Eisenbahnen sie vielleicht auf eine andere Fährte locken. Dies könnte unserer Herrlichkeit mit einem Male einen bösen Stoß versetzen.

Für unser Theater erhält sich, trotz seiner bedeutenden Mängel, ein gewisser Grad von Neigung im Publicum. Es soll früher noch schlimmer damit bestellt gewesen sein und aus diesem Grunde findet man den jetzigen Zustand lobenswerth. Nur das schlechte Repertoir erregt zuweilen unsere lauten Klagen. Doch wo wäre das nicht der Fall? Gute, neue Sachen fehlen überall, die Klage über schlechtes Repertoir ist deshalb nur dahin zu berichtigen: daß zu wenig Neues überhaupt gegeben wird, und bei dem Wenigen, das man uns bietet, stets eine einseitige Auswahl hindurch scheint. Ich behalte mir vor, diese Andeutungen in spätern Briefen ausführlicher zu behandeln. Ein Vorfall, der sich vor kurzem zwischen einigen Recensenten und zwei der vorzüglichsten Bühnenmitglieder ereignete, und uns fast mit ihrem Verluste bedrohte, möge hier noch eine kurze Erwähnung finden. Ein hier sich aufhaltender Musiklehrer, der zugleich über das Theater in auswärtigen Blättern schreibt, soll bei einem andern Theaterrecensenten einen Aufsatz bestellt haben, zu dessen Abfassung es ihm — wie er vorgab — an Zeit mangelte. Er forderte derbe Ausfälle gegen Seydelmann u. s. w., wie man es denn schon seit lange von jenem saubern Herrn gewohnt war. Der Freund kommt diesem Ansinnen nach und giebt sich alle Mühe, was er von Witz und Malice besitzt, hineinzubringen. Das Ganze giebt er in die Form eines Gesprächs zwischen Herrn Seydelmann mit dem Vorstande des Hoftheaters, das sich um die Rollenvertheilung eines Stückes dreht, worin der Erstere als ein ränkevoller Regisseur, der Letztere als seine Maschine dargestellt wird. Er liefert sein Werk dem Besteller ab und hofft dessen Zufriedenheit zu erlangen; was thut aber nun dieser Besteller? Er sendet das Ganze Herrn Seydelmann und läßt ihm dabei sagen: es wäre ihm zur Absendung an Herrn Bäuerle nach Wien, dessen gewöhnlicher Correspondent er sei, überschickt worden, allein er finde es zu stark und sende es nun ihm, um ihm die Ueberzeugung zu geben, daß er es gut mit ihm meine. Zugleich nennt er den Verfasser unaufgefordert, um diese Ueberzeugung, nach seiner Meinung, zu verstärken. Der Verf. steht mit dem Vorstande des Theaters im besten Vernehmen, und dieser läßt ihn sogleich kommen, um ihn zur Rede zu stellen. Auf die erste Frage, die an ihn gerichtet wird, soll er nun bekannt haben, daß der Hofschauspieler Moritz ihm das Material zu dem Artikel geliefert. So hoffte er eine That von sich abzuschütteln, die eigentlich keine Verantwortung auf ihn laden konnte, und belastete damit einen Mann, für den sie ganz andere Folgen nach sich zieht. Welche Stirne gehört zu einem solchen Bekenntnisse? Hätte ihm Moritz die Daten zu seiner Schrift gegeben, so war es nicht recht, ihn zu verrathen; unverantwortlich aber war es, wenn er keinen Theil daran hatte. Und wie soll man die Handlung benennen, die das nach Wien bestimmte Schreiben Seydelmann in die Hände brachte? Sie sehen, daß diese Umstände für keinen der beiden Hauptbetheiligten eine günstige Voraussetzung möglich machten. Anstatt nun diese gemeine und im Ganzen unwichtige Angelegenheit in die Kategorie der Klatschgeschichten zu werfen, wie sie sich bei Theatern wohl ereignen, wird sie im Gegentheile sogleich an die große Glocke gehängt und soll auf das Aeußerste getrieben werden. Die Folge war, daß Moritz kündigte, Seydelmann kündigte, daß ein Vergleich, den ein Staatsbeamter auf höhere Veranlassung scheinbar bewirkte, den glimmenden Verdruß nicht zu dämpfen im Stande war, daß man das ohnedin auf schwachen Grundlagen ruhende Repertoir alle Augenblicke umgestoßen und das Vergnügen des Publicums beeinträchtigt sah, und daß noch jetzt Processe in dieser Angelegenheit anhängig sind, deren Entscheidung zwar keine großen Resultate ans Licht fördern, jedoch stets noch dazu beitragen können, den geheimen Groll zu nähren und zu schüren. Der Verf. des Schmähartikels hat später vor Gericht erklärt, daß Moritz ihm nichts gesagt habe, was ihn zu seiner Handlung veranlaßt hätte, und daß er sich nur entsinne, einmal vor längerer Zeit von ihm in seiner Wohnung über die Rollenvertheilung des Herrn Seydelmann sprechen gehört zu haben. Anzunehmen ist jedenfalls, daß Moritz's Veranlassung zu jenem Artikel sich auf nichts weiter reduciren lassen wird. Möchte dieser Fall den Schauspielern doch zur Warnung dienen, und sie endlich einmal von der Nichtigkeit jener Correspondenzberichte überzeugen, die nach Willen eines Jeden geformt und geschnitzelt werden, Diesen erheben, Jenem eine Schlappe anhängen, und am Ende doch nur geeignet sind, der plumpesten Eigenliebe zu schmeicheln. Statt sich von dieser gesunden Ansicht zu durchdringen, nähren sie aber stets noch mit Vorliebe die Schwarzer, die sich ihnen als Beurtheiler ihrer Kunst aufdrängen, und fördern sie besonders dadurch, daß sie die Blätter lesen, die ihre sogenannten Recensionen enthalten. Eine fortlaufende Chronik der eminentesten Darstellungen der Bühnen, mit kurzen, unparteiischen Noten, ohne besonderes Beiwerk und ohne Entstellungen, das ist genügend über diesen Gegenstand, und nach diesem Bekenntnisse wissen Sie nun auch, Herr Redacteur, was Sie von mir in dieser Beziehung zu erwarten haben.

M—r.

Notizen.

[Eine teure Tulpe.]

Die Holländer, bekanntlich die größten Blumenfreunde auf Erden, haben wieder eine neue Tulpe erfunden, und sie die Citadelle von Antwerpen getauft. Ein Liebhaber aus Amsterdam hat sie für 16,000, sage sechzehntausend Franken angekauft. — 10.

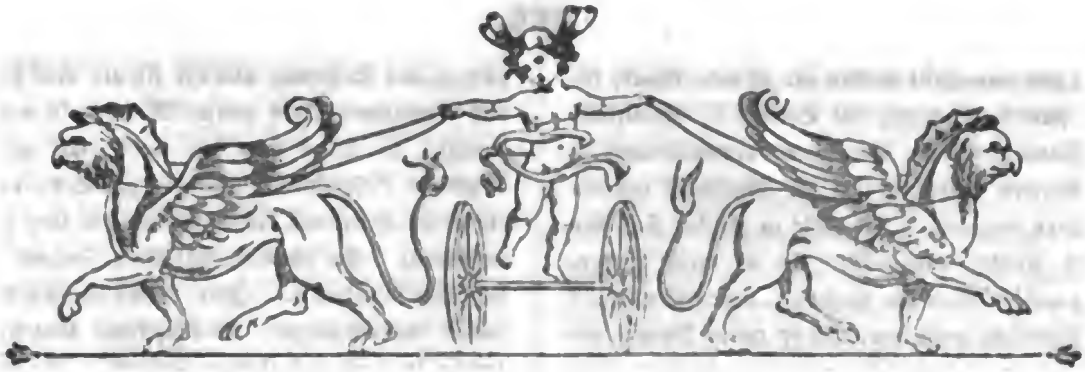
[Notabilitäten auf Reisen.]

Der berühmte Reisende Rüppell, von dem der „Phönix" vor kurzem eine Abhandlung über Abyssinien mittheilte, ist nach England gereist, um dort einige Monate lang zu verweilen.

Bekanntlich ist Friedrich v. Raumer schon seit einiger Zeit abermals dort.

Scribe ist in Venedig, um sich Behufs eines literarischen Werkes von der Localität der Wasserstadt, besonders von den Lagunen eine bestimmte Anschauung zu holen. Da bekanntlich das Wasser auf der Oberfläche der Erde bedeutend abnimmt, keineswegs aber auf der Oberfläche der literarischen Welt, so steht zu befürchten, daß die Lagunen weniger wässerig als Scribe's darauf bezügliches Drama befunden werden dürften.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 117. — den 17. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schwesterliebe.

Wahrheit ohne Dichtung.

Mitgetheilt von Mrs. Jameson.

(Fortsetzung.)

Ihr Gesuch wurde von allen Ministern, selbst von denen, die sie freundlich empfingen und mit Theilnahme hörten, zurückgewiesen, und sie beschloß, trotz aller Abmahnungen, sich unmittelbar an den Kaiser selbst zu wenden. Aber vergebens verschwendete sie Mühe, Zeit und Geld, im Schlosse oder bei der Revue, im Theater oder auf dem Wege zur Kirche dem Kaiser nahe zu kommen, bis ihr endlich, nach sechswöchentlichen vergeblichen Versuchen, neue Hoffnung wurde. Unter den vornehmen Damen, welche sich für das unglückliche Mädchen interessirt und sie zu sich eingeladen hatten, war auch eine Gräfin, deren Namen ich leider vergessen habe. Als diese eines Tages ihren Schützling in tiefen Schmerz, ja fast in Verzweiflung versunken sah, sprach sie mit inniger Rührung: „Leider darf ich es nun einmal nicht wagen, Ihre Bittschrift dem Kaiser selbst zu überreichen, wenn ich mich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen will; was ich aber thun kann, soll geschehen! Ich will Ihnen meine Equipage und meine Dienerschaft leihen. Sie nehmen und benutzen meine Garderobe, fahren am nächsten Courtage am Schlosse vor und suchen unter meinem Namen um Audienz nach. Sind Sie einmal mit dem Kaiser allein, dann müssen Sie freilich für sich selbst sorgen." — „Triumph! Triumph! rief ich aus und die hellen Thränen jubelnder Hoffnungslust stürzten mir aus den Augen. Es fehlte mir an Worten des Dankes, ich warf mich der hohen Dame zu Füßen, ich küßte den Saum ihres Kleides."

Alles Bedenken war schnell beseitigt; der Plan stand fest. Zur bestimmten Zeit fuhr meine Heldin in glänzender Equipage mit reich gallonirten Laufern, Kutscher und Lacaien beim Kaiser im Schlosse vor, und ließ sich als Gräfin Elise N., die eine Privatandienz von Sr. Majestät erbitte, melden. Die Flügelthüren flogen auf, und in wenigen Minuten stand sie vor dem Kaiser, der ihr mit feinem Anstande ein oder zwei Schritt entgegentrat, dann aber überrascht stehen blieb.

Ich konnte hier nicht umhin, das kühne Mädchen zu fragen, ob sie in diesem Augenblicke nicht den Muth verloren habe. „Nein!" sagte sie fest; „im Gegentheil, ich fühlte mein Herz rascher und höher schlagen. Ich trat vorwärts, warf mich dem erhabenen Monarchen zu Füßen und rief mit gefalteten Händen: „Gnade, kaiserliche Majestät, Gnade!" — „Wer sind Sie," sprach der Kaiser erstaunt, „und was kann ich für Sie thun?" — Er sprach das so sanft, sanfter und theilnehmender als irgend einer seiner Minister, daß ich, von meinen Gefühlen überwältigt, in eine Fluth von Thränen ausbrach und rief: „Verzeihen Ew. kaiserl. Majestät, ich bin nicht die Gräfin .....; ich bin nur die Schwester des unglücklichen Heinrich Ambos, der auf

Digitized by Google

solche Anklage hin verurtheilt worden ist. Gnade, Gnade für ihn! Hier sind die Papiere, die Beweise! Kaiserliche Majestät, Gnade, Gnade für meinen armen Bruder!" Bei diesen Worten reichte ich ihm die Bittschrift mit den übrigen Papieren entgegen. Ich faßte zu gleicher Zeit den Saum seines Kleides und drückte ihn an meine Lippen. „Stehen Sie auf!" sagte der Kaiser, „stehen Sie auf!" Aber ich wollte nicht aufstehen, bis er meine Papiere angenommen, was er auch endlich, nicht ohne sichtbare Rührung und mit den Worten that: „Stehen Sie auf, Mademoiselle; ich befehle Ihnen aufzustehen!" Da wagte ich es, seine Hand zu küssen und sprach unter Thränen: „Ich bitte Ew. Majestät, diese Schrift zu lesen!" — Der edle Monarch sagte es mir zu. Dann stand ich auf und stand in banger Erwartung, während er die Bittschrift aufmachte und las. Zwei oder drei Mal rief er dabei aus: „Ist es möglich!" — Als er die Schrift durchgelesen hatte, faltete er das Papier wieder zusammen und sprach, ohne auch nur das Geringste weiter zu bemerken: „Mademoiselle Ambos, Ihr Bruder ist begnadigt." Wie Himmelstöne klangen diese Worte in mein Ohr und ich warf mich wiederum zu seinen Füßen. Meine Seele schwamm in einem Meere voll ungewisser Freude. „Ew. kaiserliche Majestät ist Gottes Ebenbild auf Erden," sagte ich, „verzeihen Sie, begnadigen Sie meinen Bruder wirklich? Die Minister, der Rechtsgang — der Schein gegen ihn —" „Fürchten Sie nichts; Sie haben meine Zusage," waren des Monarchen Worte. Darauf hob er mich auf und führte mich selbst bis zur Thüre. Ich versuchte es, ihm zu danken, ihn zu segnen, — aber ich konnte nicht. Er reichte mir seine Hand zum Kusse, während er mich mit einer leichten Verbeugung entließ."

Ich habe diese Scene — versichert Mrs. Jameson — so viel wie möglich mit den Worten meiner jungen Freundin selbst wiedergegeben; sie aber erzählte mir nicht nur, sondern stellte das Ganze fast dramatisch dar, wechselte in Stimme und Geberden, und schilderte überhaupt so lebhaft, daß es mir vorkam, als sei ich Augenzeuge des ganzen Hergangs; ich war tiefer ergriffen als von irgend einer absichtlichen Rührscene auf dem Theater.

Bei ihrer Rückkehr aus dem Schlosse wünschten ihr die edle Gräfin, der sie Alles verdankte, und ihr treuer Freund, der Pfarrer, Glück, riethen ihr aber zu gleicher Zeit auf das Dringendste, ihre Audienz und des Kaisers Zusage ganz geheim zu halten. Sie aber konnte das um so eher versprechen, als nach den ersten gewaltigen Aufregungen der Hoffnung und der Freude eine tiefe Wehmuth und Ermattung ihres ganzen Wesens als natürliche Folge eintrat, zu denen sich, wie wohl leicht zu erklären ist, ängstliche Besorgnisse und Furcht gesellten, es möge irgend ein neues Hinderniß die Erreichung des lang gehofften Zieles stören. Sie schilderte mir ihren Zustand während dieser Tage fürchterlich. Ihre Gemüthsbewegung, die vielfachen Anstrengungen, die schreckliche Ungewißheit versetzten sie in einen fieberhaften Zustand. So erzählte sie unter ernsthaften Betheurungen, daß als sie einst des Nachts, kurz nach ihrer Audienz beim Kaiser, im Bette gelesen habe, sie nicht im Stande gewesen, einschlafen zu können; als sie aber ihre Augen von dem Buche aufgeschlagen, habe sie die Gestalt ihres Bruders ganz deutlich an der andern Seite des Zimmers gesehen. Sie habe gerufen: „Mein Gott! Heinrich, bist Du das!" — und die Gestalt sei ohne zu antworten näher und näher zum Bette getreten, habe die Augen fest auf sie gerichtet und endlich eine kalte, schwere Hand auf sie gelegt. Sicherlich war das ein Alpdrücken oder ein ähnliches Leiden; allein ich konnte ihr den Glauben an etwas Geisterhaftes dabei nicht ausreden. Zugleich versicherte sie, nie an Geistererscheinungen geglaubt zu haben. Als die Erscheinung sie einige Minuten angestarrt, während welcher Zeit sie unfähig gewesen, sich zu bewegen oder zu sprechen, sei sie zurückgetreten; sie aber habe mit größter Anstrengung die Tochter ihrer Wirthin, die im nächsten Zimmer schlief, gerufen. Diese kam. „Siehst Du nicht meinen Bruder dort stehen?" rief sie, nach dem andern Ende des Zimmers zeigend, wohin das Schreckbild ihrer aufgeregten Phantasie zurückgewichen war. Das erschrockene Mädchen antwortete: „Ja!" — „Sie sehen," setzte hier meine liebenswürdige Geistersehe-rin hinzu, „wenn mich auch meine Sinne getäuscht hätten, daß ich doch nicht dasselbe von andern fremden Menschen glauben konnte. Damals dachte ich bei mir selbst: Mein armer Heinrich ist todt, und Gott hat ihm erlaubt, mich zu besuchen. Dieser Gedanke quälte mich die ganze Nacht und den folgenden Tag; als aber am fünften Tage nach meiner Audienz beim Kaiser ein Laquai in kaiserlicher Livrée in meine stille Wohnung kam und ein Packet „mit des Kaisers Grüßen an Mademoiselle Ambos" mir übergab: da war Alles vergessen, und jede Sorge wich; denn nun hatte ich ja meines Bruders Begnadigung mit des Kaisers Siegel und Unterschrift.

Sie traf ungesäumt die nöthigen Vorkehrungen zur Reise nach Moskau, von wo aus sie nach ihrer Angabe

Digitized by Google

noch 9000 Werste bis zu der Gouvernementsstadt zu reisen hatte, nach welcher ihr Befehl und Paß lautete. Die geographische Richtigkeit dieser Angabe will ich nicht verbürgen. Sieben Tage und sieben Nächte reiste sie ununterbrochen hintereinander, nur im Wagen schlafend und dann erst gönnte sie sich wieder auf zwei Tage Ruhe, um dann in ähnlicher Weise ihren Weg fortzusetzen; allein und schutzlos, wenn nicht ihre Unschuld und ihre Geistesgegenwart, und endlich die Empfehlungsbriefe, die man ihr in Petersburg mitgegeben, sie schützten. Die Wege waren überall sehr gut, die Posthäuser in regelmäßigen Entfernungen von einander, und die Reise ging daher schnell von Statten; aber sonstige Bequemlichkeiten, selbst menschliche Wohnungen, fand sie oft in 100 Meilen kaum. Daher litt sie sogar bisweilen Hunger, da sie selbst nicht hinreichend versehen war, oder fand Kost, die sie nur mit Ekel genießen konnte. Mit großer Lebendigkeit und Beredtsamkeit schilderte sie mir diese ihre einsame, „grausame" Reise, welche selbst noch in der Rückerinnerung geheimen Schauder bei ihr erregte, und nur durch das Gefühl des unaussprechlichen Glückes, ihren Bruder wiederzusehen, erleichtert und erträglich gemacht wurde.

Endlich, im Anfange des Augusts, kam sie am Ziele ihrer Reise an und wurde höflich von dem Platzcommandanten, an welchen sie empfohlen war, empfangen. Zitternd vor Ungeduld und Freude überreichte sie ihm den Begnadigungsbefehl, kaum noch fähig, in dem gewaltigen Sturme ihrer Gefühle sich aufrecht zu erhalten. Der Officier sah ernst auf das Papier und brauchte, wie sie meinte, lange Zeit, um die Schrift, die doch nur aus sechs oder acht Zeilen bestand, zu lesen. Endlich sagte er in abgebrochenen Worten: „Es thut mir leid — aber der Heinrich Ambos, welcher in diesem Befehle erwähnt wird — ist todt!" — Besinnungslos stürzte das arme Mädchen nieder. Und als sie mir diesen Moment schilderte, brach sie in einen Strom von Thränen aus, rang ihre Hände und rief im tiefen Schmerz aus: „Ach, heiliger Gott, was für ein schreckliches Schicksal war das meine! So weit war ich also hergekommen, um — nicht meinen Bruder — nein, nur sein Grab zu finden!" Der Unglückliche war schon seit einem Jahre todt. Die Ketten, in denen er arbeitete, hatten ein Geschwür verursacht, das er nicht achtete, und welches nach wenigen Wochen furchtbarer Leiden ihn von aller Erdennoth befreite, nachdem er beinahe fünf Jahre lang an Hand und Fuß gefesselt gewesen war, Steine an der Landstraße klein geschlagen, und die noch härtere Strafe des Zusammenlebens mit den gemeinsten Verbrechern erduldet hatte.

Bei näheren Erkundigungen erfuhr sie, daß einige Papiere und Briefe, welche ihr unglücklicher Bruder verstohlen und in der Hoffnung, sie einmal seinen Freunden schicken zu können, geschrieben hatte, in den Händen eines Officiers seien, welcher sie ihr mit großer Bereitwilligkeit aushändigte; und das war das Einzige, was das unglückliche Mädchen auf die Rückreise nach Petersburg mit sich nehmen konnte. War ihre Hinreise, auf welcher doch noch die Hoffnung sie begleitete, schon so fürchterlich, was mag sie nicht auf ihrem Rückwege gelitten haben! — Darum nahm es mich auch gar nicht Wunder, zu hören, daß sie, nach Petersburg zurückgekehrt, in ein hitziges Fieber verfiel, und viele Wochen lang an das Krankenzimmer gefesselt blieb.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Niedersachsen.

[Kunstausstellung in Halberstadt.]

Ein fortdauernder Vorzug, dessen sich unser Vaterland vor dem Landnachbar Frankreich, und dem Nachbar über dem Meer, England, zu erfreuen hat, bleibt der, daß bei uns die Kunst sich als Gemeingut des ganzen Vaterlandes, nicht aber als nur zwei einzelner, anmaßender Hauptstädte darstellt, und daß sie nun in jener Allgemeinheit überall den Kunstgeist bei allen Begabten weckt, fordert und leitet, so wie nun auch die Freude an der Kunst zu einer allgemeinen wird. Willkommene Zeugen dessen sind die „wandernden Kunstgalerien", in denen wir nicht nur immer neue Kräfte sich versuchen und die schon bekannten im glücklichen Aufstreben zum Ideal erblicken, sondern zu denen wir auch eine immer größere Schaar von Beschauern wallfahrten sehen. Diesen erfreulichen Anblick gewährte dem Ref. auf einer Reise, wo er in Halberstadt verkehrte, wiederum die diesjährige, siebente Kunstausstellung, deren Verzeichniß, laut Vorwort, von dem für diese preiswürdige Anstalt unermüdlich thätigen Kunstfreunde, Dr. Lucanus, angefertigt ist. Dieses Verzeichniß enthält 493 Nummern, erschöpft aber den ganzen Reichthum der eingesandten Kunstwerke noch nicht, da mehrere nichtangemeldete, unter denen sich noch sehr werthvolle befinden, späterhin eingetroffen sind, die nun die Weiterreise nach Halle, Magdeburg, Braunschweig fortsetzen werden. Durch die Kunstvereine dieser Städte (der Halberstädtische zählt nahe an 400 Actien, zu 2 Rthlr. 12 Gr.) und durch besondern Ankauf werden viele schöne Stücke, wie schon bisher, in jenen Städten und in der Umgegend zurückbleiben und nachwirken. Schon zeichnet sich in Halberstadt die aus Werken neuerer Künstler bestehende Sammlung des kunstliebenden, liberalen, allgemein geachteten und beliebten Domherrn v. Spiegel aus, und neben derselben die Lucanische. Wie Ref. im Verzeichniß gelesen, hat Domherr v. Spiegel sich bereits wiederum in Besitz einiger der herrlichsten Meisterwerke, echter Kleinode der Sammlung, gesetzt. Es sind folgende: „Die Kinder Eduard's

Digitized by Google

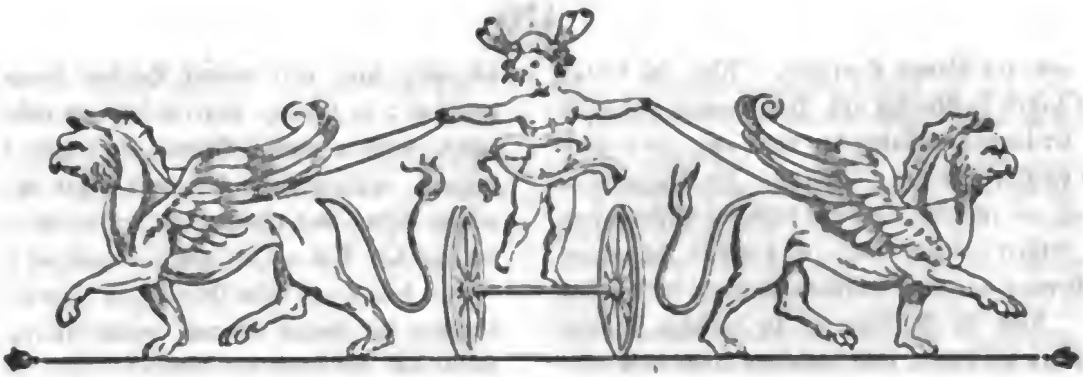
von England", von Th. Hildebrand (nach Shakspeare's Michael III. Act. 4. Scene 3), ein unübertreffliches Bild, wie das folgende: „Der Dom zu Cöln" (von Hasenpflug) wie derselbe im 15. Jahrhundert hatte vollendet werden sollen. Dann die schöne Landschaft: „Ein Eichenwald im Spätherbst" von Lessing. Ein viertes Bild, „das Urtheil des Paris" von Sohn, war zu der Zeit, wo Ref. die Ausstellung besuchte, leider noch nicht angelangt. Auch ist es zu bedauern, daß vermuthlich die Beschränktheit des Raumes es nicht verstattet, die Gemälde nach den Fächern zu ordnen. Das Buntdurcheinander zerstreut und verwirrt, schwächt den Eindruck, mattet den Beschauer ab. Ref., wie manches Andere, hat dieses empfunden, und die nachtheilige Wirkung wird sich auch in dem Ueberblicke des Ganzen, den er jetzt versuchen will, kund thun. — Biblisch- oder profan-geschichtliche Gegenstände stellten nur etwa 24 Bilder dar, unter denen das schongenannte Hildebrand'sche unvergleichliche Meisterwerk Alles überstrahlte, aber auch „Jephtha's Töchterlein" (von Ehrhardt), „Christus und der Versucher" (von Jacobs), „Judith, auf der Rückkehr" (von v. Schröter) verdienten Beifall fanden. Reicher, als je zuvor, war diesmal das Fach der Genrebilder ausgestattet: denn die Zahl der eingesandten Stücke belief sich auf hundert und einige dreißig. Abgesehen von dem Ergötzlichen dieses lebenvollen Fachs, erfreut auch die Hoffnung, hier den Weg zur eigentlichen Historienmalerei mehr und von mehreren angebahnt und betreten zu sehen, denn aus dem Kleinen erwächst das Große. Pistorius „sterbender Esel" (Pendant zum vorjährigen „kranken"); Hasenclever's „Rieser"; Greven's „Schmollistrinker"; Heine's „Taschenspieler"; C. Schulz's „Jäger und Schäfer"; Schröder's „Don Quixote, den Amadis studirend", ein vorzügliches Bild! — Rabe's „Kürassier am Brunnen"; Müller's „Hundetanz"; Kolbe's „Reiter und Melkerin"; Koeing's „Jungherr und Knappe"; Kattenmoser's „Wahrsagerin" und „Liebespaar"; Hildebrand's „Chorknaben"; Gen. Heideck's „Griechin neben einem gefallenen Krieger"; Grothe's „aus der Stadt heimkehrende Großmutter"; der Gräfin Egloffstein „Hirtenfamilie"; Simonson's „Eilwagen vor dem Posthause"; Jacquard's „Kinder, mit Seifenblasen spielend"; Kreul's „Braut, den Brief des Geliebten lesend"; das „Reh" (von Nilson) und die „Lurleinlre" (von Begas), beide nach Uhland's Gedichten, so wie eine Scene aus der Fritdiof-Sage, von Volkart; Petzl's „türkische Scenen"; Schumann's „jüdischer Antiquar" und „Musikschule"; v. d. Embde's „betrübte Schöne"; Kaest's „Wallenstein's Reiter"; Ratti's „einen Knaben fütterndes Mädchen" und „Novizi"; Stieler's „Kind, am Bache"; Marr's „Bauern, beim Pferdehandel"; v. Maar's „Abend auf dem Schlachtfelde bei Regensburg (1809)"; Meyerheim's „preußische Husaren"; Rechlin's „Uhlanencinquartierung"; Schelver's „baierscher Lohnkutscher"; Schröder's „Heirathsantrag" und „Gewürzkrämer"; Rustige's „Kosak"; „der Maß-nehmende Schuster" (der Name des Malers ist dem Ref. entfallen, da das Verzeichniß ihn noch nicht enthält). Diese einzelnen Angaben werden hinreichen, auf die reiche Mannichfaltigkeit des Ganzen zu schließen! — — Landschaften (inbegriffen An- und Einsichten von Städten, Dörfern, Burgen) zählt Ref. etwa hundert und einige achtzig, so daß hier mit aller Bequemlichkeit die angenehmste „malerische Reise im Zimmer" könnte angetreten und vollführt werden, zu Wasser und zu Lande, auf Bergen und in Wäldern, durch Städte und ländliche Ortschaften, in und außerhalb Deutschland, und zu den verschiedenen Jahreszeiten. Hundert Führer bieten uns hierzu mit freundlicher Bereitwilligkeit die Hand. Wie gern nennten wir sie alle, die uns in hundert und einigen achtzig Bildern den Reichthum der anmuthigen, wie der erhabenen, der sanften, wie der wilden Natur, im Schnee, wie unter Grün und Blumen, im Binnenland, wie an wogendbestürmten Küsten, und unter Beleuchtung aller Tagsstunden entfalten. Da erweben sich um uns dieses Verdienst Lessing, Ahlborn, Düsdar, Achenbach, Krause, Koch, Haberschaden, Hauser, Hausdorfer, Dahl, Dorner, Kießling, Heß, Dorner, Steingrübel, Elis, Brandes, Farnley, Heilmair, Heinlein, Rottmann, Kaiser, Steingrübel, Bürkel, Krause, Pose, Scheins, Reber, — doch wie weit auch die offene Welt ist für unsere Landschaftmaler, der Raum, sie alle zu nennen, ist hier in diesen Blättern eng zugemessen. — Wie eilen zu den Architekturstücken. Deren bot die Ausstellung nur etwa 26 dar. Den imposanten Cölner Dom, mit reicher, mittelalteriger Staffage auf dem Vorplatz, einen Theil der Stadt und einen Blick auf dem Rhein im Hintergrunde; ein Meisterwerk Hasenpflugs, von dem wir auch das Innere dieses herrlichen Bauwerks erwarten dürfen, haben wir schon genannt. Was Dom. Quaglio zu leisten vermag, ist hier abermals in mehreren seiner neuesten Meisterwerke zu schauen (Frauenkloster in Salzburg. Schloß Kipfenberg. Felsenschloß am Rhein. Ein Kreuzgang von Simon Quaglio). Ferner nennen wir: „Kreuzgang zu Metten" von Bernatz; „Inneres des Doms zu Chur", von Bayer; „märkisches Stadtthor", von Hennig; „Inneres einer Byzantinischen Kirche", von Jurisch; Klenze's Architekturstücke; desgl. von Klose. — Blumen- und Fruchtstücke, sog. Stillleben, hatten Buchhold, Holthausen, Mattenheimer, Lyda Elis, Spormann, Nachtmann, Prestel, Grothe, Ruprecht, Schulz, Stürmer geliefert, einen einstweiligen Ersatz für den durch den derben Ost zurückgedrückten Blumenflor. — Thierstücke waren eingesandt von Haberschaden, Altmann, Bürde, Höhn, Klein, Holm, Langelbach, Kregenbrink, Merk, Randel, Zick, Stuler, Renzell, Schütze, Schrader, Schnuzler, Grabau. — Portraits hat Ref. nur zwei bemerkt, beide von bekannten Meistern, Krüger und Schöner. — Lithographien; von Hille, Lempelei, Hellmuth, Giese. — Kupferblätter; von E. Rauch, Kellee, Mandel. — Aquarellen; von Klose. Von plastischen Werken sah Ref. nur des berühmten Rauch's anmuthige „Jungfrau von Langermünde", im Bronzeguß, und dann noch zwei Basreliefs in Gops von großer Schönheit, die, wenn er recht gehört hat, Tieck zugeschrieben wurden. — Indem Ref. nun aber jetzt noch einmal im Geist jenen Reichthum schöner, bildender Kunst überblickt, sieht er wohl ein, wie schwach, wie arm, wie mangelhaft die Schilderung jener mannichfachen Gestaltungen, jener Farbenpracht ausfallen muß, wenn mit Feder und Dinte in Worten soll nachgezeichnet werden. Darum: manum de tabula! ist der beste Rath. Es genügt, Kunst übende, Kunst liebende, Kunst fördernde, Kunst richtende Leser dieser Blätter auf jene für die neueste Kunstgeschichte so wichtige, wie interessante Ausstellung wenigstens aufmerksam gemacht zu haben. —n—

Notiz.

[Ein Universalgenie.]

Zu Paris starb unlängst ein junger Mensch, der in Zeit von vier Jahren vier Sprachen gelernt, zum Doctor der Rechte promovirt, drei Trauerspiele in Versen, zwei Lustspiele, ein Drama, ein didaktisches Gedicht für die Schuljugend, und außerdem eine Menge Aufsätze für öffentliche Blätter geschrieben hatte. Er hieß Eugen Baillet und wird allgemein betrauert, was er verdient, wenn auch nur die Hälfte von dem Gesagten wahr ist. 6.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 118. — den 18. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Hortensio.

Diesen erdichteten Namen führte der Dichter und Schriftsteller Friedrich Raßmann in den letzten Jahren seines Lebens, und nie ist wohl ein falscher Name glücklicher und treffender gewählt worden. Er rührte übrigens nicht von ihm selbst her, sondern einer seiner vielen literarischen Freunde, wenn wir nicht irren, der zu früh vergessene Isidorus (Graf von Löben), hatte ihn auf seine Bitte für ihn ausgewählt. Friedrich Raßmann war auf dem gräflichen Schlosse zu Wernigerode am Fuße des Brockens geboren, wo sein Vater eine lange Reihe von Jahren als gräflicher Bibliothekar lebte. Als zehnjähriger Knabe etwa kam er nach Halberstadt, wo damals die Liebe für Literatur und die Poesie insbesondere Alles ergriffen hatte. Die Eindrücke, welche er hier empfing, fachten in ihm eine unauslöschliche Neigung zur Dichtkunst und ein glühendes Streben nach Dichterruhm an, Richtungen des Geistes, die ihn erst mit seinem Leben verlassen haben. Leider entsprach die Kraft dem Wunsche nicht ganz; es fehlte ihm nicht an einem gemüthlichen Talente für die Lyrik insbesondere, aber seine Phantasie war für größere Schöpfungen zu wenig fruchtbar und schwungvoll, dabei mangelte es ihm von Natur an Schärfe des kritischen Urtheils, welches er erst spät und mit großer Mühe ausbildete. So blieb er denn hinter begabteren Geistern zurück. Was er aber bei seinem beschränkten Talente mit Liebe und Fleiß leisten konnte, das hat er redlich geleistet; manche seiner Gedichte hat er drei und mehrere Male, und sehr oft mit glücklichem Erfolge, umgearbeitet, und nie wurde er müde, das Urtheil seiner kritischen Freunde zu hören, oder seine Hand nach dem dichterischen Lorbeer auszustrecken; wie einst Horaz hatte er nur den einen Wunsch, in den Reihen der Dichter zu strahlen. Die fortwährend ungünstige äußere Lage, worin er lebte, konnte seinen Muth nicht beugen, sein Streben nicht ermüden. Und doch hat er das Ziel nicht erreicht, aber oft hat ihn das Streben selbst, oft ein theilweiser Erfolg sehr glücklich gemacht. Es war wohl, wenigstens zum Theil, das Bewußtsein der beschränkten Kraft, welches ihn ein großes Gewicht auf metrische Formen legen ließ. Das von Bürger wieder erweckte Sonett, die von A. W. und F. Schlegel, Tieck, Gries u. Andern seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts versuchten südlichen Formen der Canzone, der Sestinen, des Madrigals u. s. w.; auch die kleinen Spiele des Trioletts, Ringelgedichts u. a. fanden an ihm einen eifrigen Gönner und Pfleger. Er hat zwei Sammlungen deutscher Sonette, mehrere Sammlungen von Gedichten in andern eigenthümlichen südlichen Formen herausgegeben, worin er das Bedeutendste vereinigte, was auf diesem Gebiete in Deutschland versucht worden ist. Außerdem besorgte er unter verschiedenen Titeln gemischtere Sammlungen und provinzielle jährliche Musenalmanache des Münsterlandes, in welchem er seine spätern Jahre verlebte, u. s. f. Als eifriger Sammler und Pfleger von Blüthen

Digitized by Google

verdiente er ganz den Namen Hortensio. Aber fast überall trat die Zeit seinen Richtungen und Bemühungen feindselig entgegen. Er baute das Gebiet der Lyrik an, als vielfach Kälte gegen dieselbe herrschte. Er suchte die Musenalmanache aufrecht zu erhalten, als die blühende Periode derselben schon vorübergegangen war. Er bemühte sich vergebens, die Heroide auf dem deutschen Parnasse in Ansehen zu bringen. Auch die Vorliebe für die südlichen Formen der Poesie schien bei seinem 1831 erfolgten Tode schon wieder verschwunden zu sein, und was er von dieser Art gesammelt hat, wird vielleicht in der Folge nur dazu dienen, eine wieder aufgegebene Richtung in der Geschichte der deutschen Dichtung zu bezeichnen. — R. —

Schwesterliebe.

Wahrheit ohne Dichtung.

Mitgetheilt von Mrs. Jameson.

(Beschluß.)

Indessen hatte ihre Geschichte Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, so daß selbst Personen von hohem Range sie zu sich einluden und ihr reiche Geschenke machten, worunter auch die prächtigen Shawls und der Ring, welche bei meinem ersten Zusammentreffen mit ihr meine Aufmerksamkeit erregt hatten. Selbst der Kaiser verlangte sie zu sehen und sprach ihr in wenigen gnädigen Worten sein theilnehmendes Bedauern aus. „Aber, ach!" sagte sie tief bewegt, „er konnte mir ja doch meinen Bruder nicht wiedergeben!" —

Sogleich nach erwirkter Begnadigung des Bruders hatte sie nach Hause an die Ihrigen geschrieben, seit der Zeit aber nicht wieder, weil sie den Muth nicht gehabt, ihre arme Mutter durch die Todesnachricht so tief zu betrüben; und doch erfüllte sie nunmehr der Gedanke, daß sie das mündlich sagen müsse, was sie nicht habe schreiben wollen, mit Angst und Schrecken. — Doch ein erschütterndes Ereigniß bleibt noch zu erzählen übrig, und ich will versuchen, es ebenfalls in ihren eignen einfachen Worten wiederzugeben:

Sie verließ Petersburg im October und reiste nach Riga, wo die Bekannten ihres unglücklichen Bruders sie mit herzlicher Freundlichkeit aufnahmen. „Doch," sagte sie, „blieb noch etwas zu thun übrig, das ich nun einmal nicht ungethan lassen wollte. Ich wollte das Mädchen sehen, welche Ursache an allem Unglücke meines armen Bruders gewesen. Ich dachte, wenn ich ihr einmal sagen könnte: Deine Falschheit hat das gethan! — dann würde ich ruhig sein; aber meines Bruders Freunde riethen mir davon ab: sie sagten, es sei besser, ich thäte es nicht; es könnte meinem armen Heinrich doch nicht helfen; es sei unrecht, es sei unchristlich — und so gab ich denn nach und verließ Riga, mit einem Lohnkutscher meine Reise weiter fortsetzend. Als wir auf dem Zollhause an der preußischen Gränze halten und mein Gepäck untersuchen lassen mußten, bemerkte der dortige Beamte meine Adresse auf meinem Koffer und rief überrascht mir zu: „Mademoiselle Ambos, sind Sie eine Verwandte des Professor Heinrich Ambos?" — „Ich bin seine Schwester!" — „Guter Gott, ich war der intimste Freund Ihres Bruders; was ist aus ihm geworden!" — Ich erzählte ihm hierauf Alles, was ich Ihnen so eben erzählt habe, und als ich meine traurige Geschichte schloß, brach der gute Mann in Thränen aus. Wir weinten einige Zeit zusammen, und selbst der Kutscher, der Zeuge unserer Unterhaltung gewesen war, konnte sich der Rührung nicht erwehren. Der Freund meines Bruders drang in mich, einige Zeit in seiner Familie zu verweilen; allein es ließ mich nicht ruhen, selbst wenn meine Casse, die von 3000 Thalern, die ich mit nach Petersburg genommen, fast ganz erschöpft war, es gestattet hätte. Ich dankte ihm daher für sein freundliches Anerbieten und setzte meine Reise weiter fort. In dem nächsten Städtchen, wo mein Kutscher anhielt, um seine Pferde zu füttern, kam er an den Schlag meines Wagens und sagte: „Sie haben es jetzt eben versäumt, das Indenmädchen zu sehen, in welche Ihr Bruder verliebt war; in dem Wagen, der eben vorbeigefahren ist und hier Pferde wechselte, saß Mademoiselle S... mit ihrer Schwester und ihrem Schwager." — Denken Sie sich mein Erstaunen; es schien, als habe sie mir die Vorsehung selbst in meine Hand geliefert, und ich war fest entschlossen, sie nicht entgehen zu lassen. Ich wußte nämlich, daß sie am Zollhause aufgehalten werden würden; ich ließ daher meinen Kutscher umkehren und versprach ihm ein gutes Trinkgeld, wenn er jenen Wagen einholen würde. Als wir beim Zollhause ankamen, sah ich einen Wagen in kleiner Entfernung von dem meinigen stehen. Zittern bemächtigte sich meines ganzen Wesens und krampfhaft schlug mein Herz, fast hörbar, als ich auf den Wagen zuging, in welchem zwei Damen saßen. Ich redete die eine, welche die schönere war, an: „Sind Sie Mademoiselle Emilie S...?" — Ich muß wahrscheinlich sehr sonderbar, wild und entschlossen ausgesehen haben, denn sie antwortete mir ganz erschrocken: „Ja, so heiße ich; aber wer sind Sie und was wollen Sie von mir?" — Ich sagte: „Ich bin die

Digitized by Google

Schwester des Heinrich Ambos, den Sie gemordet haben!" — Da schrie sie laut auf und die Leute kamen aus dem Hause gelaufen; aber ich hielt mich fest an den Wagenschlag und sprach: „Fürchten Sie nichts; ich bin nicht gekommen, Ihnen etwas zu Leide zu thun; aber Sie sind die Mörderin meines Bruders. Er liebte Sie, und Ihre Falschheit hat ihn getödtet. Dafür strafe Sie Gott! Der Geist meines Bruders aber verfolge Sie bis ans Ende Ihres Lebens!" — Mehr weiß ich nicht von dem, was ich damals gesprochen; denn eine Art Wahnsinn überkam mich, während sie todtenbleich, mit weit aufgerissenen Augen mich anstarrte. Ich fiel in Ohnmacht; man brachte mich in das Haus des Freundes meines Bruders, und als ich wieder zu mir kam, war der Wagen fort und das Ganze schien mir ein schwerer Traum, der mir selbst so unglaublich vorkam, daß ich noch von Berlin aus an den gefälligen Zollbeamten schrieb und ihn bat, mir es doch durch ein paar Zeilen zu bezeugen, daß es wahr sei, was ich gesagt und gesehen und gehört hatte. Und schon in Leipzig erhielt ich seine Antwort, die ich Ihnen auch zeigen will." —

Und in der That zeigte sie mir, als wir in Mainz ankamen, nicht nur diesen Brief, sondern auch eine große Menge anderer Papiere und Aktenstücke: ihres Bruders Begnadigung und des Kaisers Unterschrift, einen Brief der Gräfin Elise, einen rührenden Brief ihres unglücklichen Bruders, bei dessen Durchlesung sie laut aufweinte, und eine Menge anderer Schriften, welche alle die Wahrheit ihrer Erzählung bis zu den kleinsten Einzelnheiten klar und bestimmt bewiesen.

Am andern Morgen sollten wir uns trennen. Ich reiste den Rhein abwärts, und sie wollte weiter nach Zweibrücken, das sie binnen zwei Tagen zu erreichen hoffte. Obgleich im höchsten Grade erschöpft, wollte sie es sich doch nicht nehmen lassen, mich noch vor meiner Abreise zu sehen, so sehr ich mich auch bemühte, sie dazu zu vermögen, sich doch Ruhe zu gönnen, da ich schon um 6 Uhr auf dem Dampfschiffe sein müsse. Unter den innigsten Versicherungen der Dankbarkeit für die ihr bewiesene Theilnahme küßte sie mir die Hand und versicherte mich, sie würde gewiß auf sein und mich in meinem Zimmer aufsuchen, um mir noch einmal Lebewohl zu sagen. Doch am andern Morgen kam sie nicht. Als ich aber angekleidet war, ging ich leise in ihr Zimmer, das an das meinige stieß, und fand sie in tiefem Schlafe. Schweigend sah ich das liebe Mädchen einige Minuten an und empfahl sie im stillen Gebet dem Schutze des Höchsten.

Der gewaltige Bassist.

Salomo Bendeler, der Sohn eines Cantors zu Quedlinburg, hatte von der Natur die kräftigste, durchdringendste Baßstimme erhalten. Von seinem Vater in der Singekunst unterrichtet, begab er sich an mehrere deutsche Höfe und dann nach Italien, wo er durch seine treffliche Stimme die Eifersucht der einheimischen Sänger in solchem Grade reizte, daß er seines Lebens nicht sicher war. In London, wohin er sich nun wendete, übertönte er die Orgel in der Paulskirche. Man suchte ihn zu fesseln unter jeder Bedingung, die er selbst vorschreiben wollte, doch vergebens; er verließ England und begab sich über Hamburg, Braunschweig und Leipzig, wo er überall sehr gefiel, nach Danzig. Hier besuchte er einige Tage nach seiner Ankunft die Hauptkirche, präludirte ein wenig auf der dortigen großen Orgel und erhob dann plötzlich seine gewaltige Stimme, welche die Orgel übertönte. Ueberrascht geriethen der weibliche Theil des Auditoriums in Bewegung und die Frau eines angesehenen Rathsherrn genas von einem muntern Sohne. Ihr Gemahl, den auf die erwünschte Nachricht das Podagra verließ, zeigte sich für diesen doppelten Dienst gegen Bendeler sehr erkenntlich; er lud ihn zum Tauffeste, beschenkte ihn mit 30 kremnitzer Dukaten, dankte ihm aufs verbindlichste, und Bendeler sahe sich von jetzt an in allen Cirkeln mit Achtung und Liebe empfangen.

Der Herzog von Braunschweig hatte ihn in gutem Andenken behalten und berief ihn an sein Theater. Zur unerläßlichen Bedingung seines Auftretens machte Bendeler die Erlaubniß, im nächsten Forste Hasen und Rebhühner schießen zu dürfen. Hier brachte ihn in der Brunstzeit ein wüthender Hirsch in Gefahr, vergebens erhob Bendeler diesmal seine donnernde Stimme, er mußte, um sich zu retten, den Hirsch niederschießen. Jetzt hatten die neidischen Jäger einen Vorwand, ihn bei dem Herzoge anzuschwärzen, doch es gelang ihnen nicht; er erhielt sich in der Gunst desselben bis zu seinem Tode, der ihn 1724 schon im 41sten Jahre seines Lebens ereilte. R—e.

Correspondenz.

Aus Breslau, im Mai.

[Schröder-Devrient.]

Alle breslausche Blätter, von der alten Korn'schen Zeitung an bis herab zum Local- und Hellerblatt (ihre Zahl ist stark, wenn auch an Ton und Geist schwach) verkünden, besprechen, beloben und kritisiren, besingen und definiren das herrliche Gastspiel der berühmten, genialen Schröder-Devrient, und man kann dabei nicht anders, als bravo über bravo mitrufen. Bei dieser Künstlerin kann von Lobhudeleien, von Kritikastereien, von Definitionen (wie ein gewisser Präceptor

Digitized by Google

hier bis zum Notendeuten macht) nicht die Rede sein. Sie steht da, einzig in ihrer Art, ein weiblicher, ein deutscher Arion! — — Leider hat sie ihr Gastspiel abgekürzt und auf 8 Vorstellungen (eines dummen Zwischendings wegen, das ihrem guten Willen in einem Concert in den Weg geworfen ward) beschränkt, aber desto größer war im Theater der Zulauf, der Beifall vom Höchsten bis zum Kleinsten jeder Ehrenbezeigung; mit Kränzen geschmückt, nahm sie den herzlichsten Abschied und man rief, man bat und erbob in allen Tönen, Farben und Arten die Künstlerin, bald wieder zu kommen. — — Von allem, was hier über sie geschrieben wurde, ist unstreitig der Aufsatz in der Korn'schen Zeitung über dramatischen (besonders deutschen) Gesang und Beethoven's Compositionen von unserm geistreichen akademischen Musikdirector Mosewius das Beste. Er verdiente als Abhandlung in ein bleibenderes Blatt zu kommen. Außerdem ist das Schönste, was der Künstlerin als Huldigung dargebracht ward, die Festlichkeit gewesen, welche die hier nun über 10 Jahre bestehende breslauer Liedertafel veranstaltet hatte. Besonders ausgezeichnet schöne Lieder, Toasts ꝛc. wurden aufgeführt, gedichtet, gesungen und componirt theils von dem ächt poetisch klaren Dichter Geisheim, von dem wackern A. Kahlert und Mosewius, theils von der Gesellschaft, wie sie selten vereint für Kunst nur lebt und wirkt — gedachter „Liedertafel" selbst. Es sei mir erlaubt, Folgendes aus dieser Festlichkeitshandlung als interessant herauszuheben: „Mosewius," berichtet die breslauer Zeitung, „brachte den Festspruch in folgenden Worten" (von Geisheim gedichtet).

„War einst ein Donauweibchen *)
In unsrer alten Stadt,
Das damals Aller Herzen
In ihrem Schlößlein hatt',
Doch Hulda zog von hinnen,
Daß Allen Leid geschah,
Kam aber später wieder,
Als Iphigenia.

So auf der regen Wellen
Buntfarb'gem Zauberspiel
Erhob sich Stolmars-Schröder
Zu ihrem hohen Ziel.
Sie zählt nach vielen Jahren
Der Zeit Begeisterung;
Im alten Wien jüngst wieder
Zog ein sie, „ewig jung." —

Das ist die Mutter Schröder
Einst traut in unsrer Stadt,
Die nirgends ihres Gleichen
Als in der Tochter hat.
Treu ihrer Mutter Abbild
In hoher Gaben Macht
Hat sie die Bahn zum Ruhme
Doch jünger schon vollbracht.

Der Mutter Vorbild bleibe
Getreu ihr immerdar,
Wie sie, jung ewig, glänze
Sie einst im hohen Jahr.

*) Die Mutter der Gefeierten. Sie machte im J. 1800, als Hulda bezaubernd, auf hiesiger Bühne, allgemein furore.

Die Huldigung des Dankes
Für ihrer Seele Sang
Soll lebenslang ihr folgen
In unserm Liederklang!"

Die Erinnerungen an ihre Mutter trafen der Künstlerin Herz; sie schien sich heimisch zu fühlen im zahlreichen Kreise der Verehrung. Ein herzlich gegebenes und empfangenes Abschiedslied, das „Lebewohl der Befreundeten," begleitete sie. — Wir schließen mit Bürger's Kraftwort, als Axiom der Kunst:

„Im Geistes All
Da lodern hoch, mit wunderbarem Glanze
Die Sonnen wahr und gut und schön,
Um die, so will es Gott, sich im vereinten Tanze
Des Geistes Künste dreh'n!" —
— Die nimmer untergeh'n! Kapf.

N. S. Ein nicht minder hellglänzender Stern hilft, seit einigen Wochen, unserm Theaterhimmel Klarheit zu verleihen; die Gastdarstellungen der liebenswürdigen Dem. Bauer. Das Elegante gebert in die Elegante, daher behält sich Ref. ein passendes Wort über diese Künstlerin nach Beendigung ihres Gastspiels insbesondere freundlichst vor.

Notizen.

[Theodor Mundt.]

Bei Veit in Berlin erscheint nächstens Th. Mundt's neueste Schrift: „die Kunst der Prosa", welche die Resultate vieljähriger Forschung dieses literaturbewanderten Autors darbieten wird. In noch kürzerer Zeit werden ebendaselbst Mundt's „Dioskuren" ausgegeben werden. Es ist eine Sammlung vermischter Gaben, wie sie früher die „Schriften in bunter Reihe" enthielten. Einige Sonette vom Geh. Rath Stägemann und ein merkwürdiger Aufsatz von Prof. Gans „über die Stiftung der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" gereichen der Sammlung zu ganz besonderer Zierde.

In dem von Dr. Büchner redigirten „deutschen Taschenbuch", das im Laufe des Sommers erscheint, wird man von Th. Mundt einen biographischen Artikel über den Fürsten Pückler lesen. Der Fürst und die in Berlin lebende Fürstin haben bereitwillig zu dem Gemälde die einzelnen Züge und Data mitgetheilt.

[Prinzessin Maria von Frankreich.]

Die Prinzessin Maria, Tochter des Königs der Franzosen, ist eine ausgezeichnete Bildhauerin. Eine ihrer Statuen wird von Kennern ein Meisterstück genannt. Ein Speculant soll sich erboten haben, ein Hospital zu Paris zu gründen und zu dotiren, wenn man ihm gestatten wolle, diese Statue zu seinem Vortheil öffentlich auszustellen. Er ist überzeugt, auf diese Weise die Kosten des Hospitalbaues wohl zehnfach zu erübrigen. Der König verweigerte jedoch dies Gesuch, da er, wie begreiflich, das Talent seiner Tochter nicht der öffentlichen Neugier preisgeben und noch weniger zum Gegenstand einer Speculation machen will. 10.

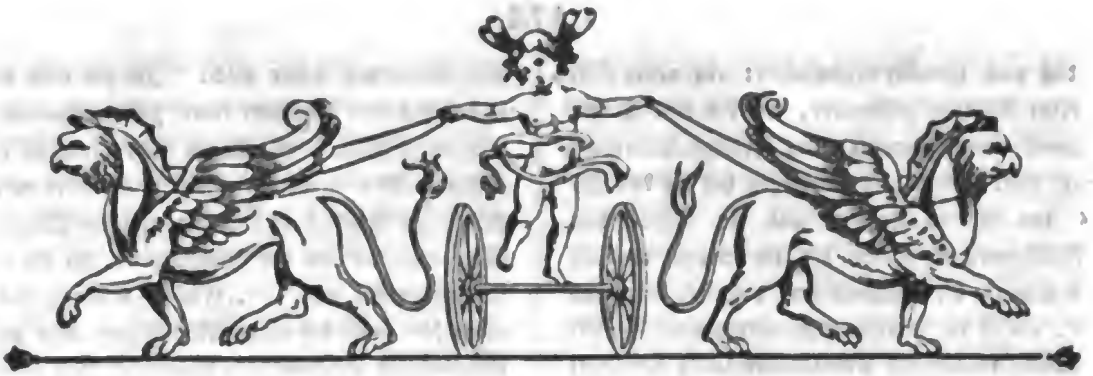
[Restaurationen.]

Die Kirche von Saint Germain l'Auxerrois, dem Louvre gegenüber, wird restaurirt, wahrscheinlich werden auch die kreuzförmigen Lilien, oder lilienförmigen Kreuze restaurirt, die in der Julirevolution unter den Fäusten des Volkes zerbrochen.

Auch die Kirche Notre Dame de Lorette wird restaurirt. Eine Restauration zieht die andere nach sich. 8.

(Hierbei eine Beilage von Otto Wigand in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 119. — den 20. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

Von F. G. Kühne.

1.

Heiligenstadt an der Leine, den 15. Mai.

— Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der viele Heilige stehen, aber wenige leben. Ich will damit nichts gegen den Ruf dieser ehrenwerthen Stadt gesagt haben, bei Leibe nicht! Auch ist diese ehrenwerthe Stadt viel zu unbedeutend, um überhaupt einen Ruf zu haben. Wenn der abgeschmackte Satz richtig wäre, daß die beste Hausfrau die sei, von der am wenigsten geredet werde, so könnte man auch diejenige Stadt, von der man wenig oder nichts zu melden hat, für die beste, denjenigen Fürsten, von dem man nichts sagen darf, und überhaupt denjenigen Menschen, dem man, wollte man von ihm reden, etwas andichten müßte, für den besten seiner Art, seiner Zeit und seines Geschlechts erklären. Ach, liebes Deutschland! wie wimmelst du von besten Hausfrauen, besten Städten, besten Menschen! Dann wäre auch das kleine ***thum ** der beste constitutionelle Staat von der Welt, weil seine Kammersitzungen geheim sind, also daß man nichts von ihnen zu sagen weiß. Ich verstehe nichts von öffentlichem Leben, ich bin ein deutscher dummer Teufel; aber schon um dem Stadtklatsch dort eine bessere Richtung und einen bessern Gehalt zu geben, wünschte ich die Ständeverhandlungen des Ländchens öffentlich. Ich rede blos aus humanem Interesse, ein politisches hab' ich nicht, ich, ein gutmüthiger deutscher Mensch, nothgedrungen auch ein gutmüthiger Schriftsteller.

Heiligenstadt, meine Freundin, ist eine Stadt, in der sich viel Heilige finden. Nur schade, daß sie alle von Stein sind. Ein Stein hat gut heilig sein, einen armen Menschen von Fleisch und Blut kommt das schwerer an. Es ist zwischen kaltem Stein und warmem Blut ein schlechter Verkehr. Ja, wenn sie reden könnten, die Steine, wie Mozart's steinernes Bild, damit den Leporello's der Schopf, den Don Juan's das Lockenhaar sich gen Himmel streckte! Aber die Steine predigen und reden nicht, und der redende Mensch darf ihrer spotten. Ein Ding, das nicht reden kann, ist fast eben so verächtlich als ein Ding, von dem man nichts reden darf. Sie sollen mich für keinen Ketzer halten, Leopoldine, es sieht in meinem Innern fast eben so oft fromm und gottselig aus, wie in Ihrem schmerzdurchzogenen katholischen Auge. Ich müßte nicht in dies Auge geblickt haben, müßte nicht in seinem milden Glanz für die Wärme des heiligen Menschenlebens erleuchtet sein, wollte ich rückwärts aus einem Paulus zu einem Saulus der Gegenwart werden. Aber wenn ich meinen ganzen Haß gegen die kalten Bilder von Stein verdeutlichen sollte, so müßte ich hingehen und alle die frazenhaften Heiligenstatuen zertrümmern, die wie Spottbilder die christliche Leidensgeschichte an den Pranger stellen. Arme Mutter Maria, so stehst du hier auf allen Wegen und Stegen. An deinen steinernen Gliedern hat der Zahn der Zeit genagt; bist du von Holz, so hat Wind

Digitized by Google

und Wetter dich noch schneller verunstaltet; ein neues Firniß ist über deine Wangen geschmiert, wie sich eine Köchin mit Bolus zum Carneval schminkt; das breterne Schutzdach hat dein Haupt nicht behütet, ein Platzregen hat dir das Jesuskind aus den Armen gerissen und ein Schuft von modernem Tischlermeister mußte dir ein neues machen. Wo hatte der Schurke die Frechheit her, daß ihm die Hand nicht erstarrte, als er die Breter zusammenleimte? Nur in der Entzückung begeisterter Empfängniß lassen sich Götterbilder machen, wie Raphael seine Madonnen schuf. Dann steigen sie hernieder, die göttlichen Gestalten, und wie hinauf im Rausche der Liebe beflügelt. Die Leiter ist da, die wie ein Regenbogen Erde und Himmel verbindet, die Religion steht im siebenfachen Rosenlichte der Kunst.

Ich war heute in der Messe und machte Betrachtungen dieser Art, meine ketzerische Kritik der Heiligenbilder ließ mich keine Andacht finden. „Ein gottvolles Gemüth soll überall seinen Gott fühlen und haben!" Das höre ich Sie sagen, wenn Sie dies lesen, Dina, und Ihr Blick verdunkelt sich. Damit wäre aber auch der Fetischdienst gerechtfertigt. Wenn ich stumpf genug bin, den Stein aufzuheben vom Boden und zu sagen: „Stein, sei mir eine gnädige Gottheit!" — dann wäre ich auch religiös. Und ich bin es auch, aber doch auf eine Art, daß Mephistopheles über den Wurm, der sich Mensch nennt, ein Gelächter aufschlägt. Ich will Alles thun, Alles denken, aber mich nicht vom Teufel auslachen lassen. Alles in der Welt! nur nicht die Schadenfreude des Bösen! Ich habe eine eigene Aversion dagegen; es ist eine Schwäche, die ich selbst schonen muß.

Sehen Sie nicht so scheu in mein Angesicht, Leopoldine! Ich bin nicht, was Sie böse nennen, Sie werden noch einen recht guten Menschen an mir finden. Damit Sie das gleich merken, hören Sie mich weiter. Ich stand heut in der Kirche und betrachtete mir die hölzernen Bilder, die einer betenden Menge genügten. Ich konnte nicht beten; ich kann nur zur Schönheit beten, auch für den Gott verlange ich ein Symbol in schöner Form. Nehmt dem Katholicismus seine schönen Hallen, seine Altardecken, sein Harfengeklirrel, sein Geigengetöne und die Stimme der Chöre: nehmt ihm, was schön ist, so nehmt ihr ihm auch die Wahrheit, denn ihr nehmt ihm alles, was Irdisches und Göttliches vermittelt. Das Schöne ist die Brücke, die hinüberführt zur Wahrheit.

Bei alle dem wäre es ein Frevel gewesen, die Andacht derer, die neben mir knieten, in Zweifel zu ziehen. Ich stand und fühlte das so durch. Ein Schnauben und Prusten hinter mir störte mich. Ich sah mich um und blickte in das lachende Angesicht eines feisten Gentleman, der mir mir im Gasthause abgestiegen und ebenfalls die Kirche besuchte. Mit gespreizten Füßen stand er wie ein steeiler Koloß zu Rhodus und guckte auf ein Marienbild, dessen Wunderthaten ihm der Lohnbediente, der ihn führte, zu erklären bemüht war. „Whim-wham, whim-wham-story!" sagte der lange Mensch ganz laut und lachte dem erschrockenen Cicerone ins Angesicht, daß die Umstehenden sich scheu abwandten. Er verließ den Ort; die Blicke der gestörten Beter verfolgten die lange schwankende Gestalt des Mannes bis zur Thür.

Mir fällt die Geschichte des kleinen Nagelschmieds zu Hussinecz ein, die ich in Böhmen hörte. Die Geschichte ist Ihnen unbekannt, und so mögen Sie meine Erzählung als ein Zeugniß hinnehmen, daß ich ein solider Anhänger des Christenthums bin, nicht geradezu des katholischen, nicht geradezu des protestantischen, sondern desjenigen Christenthums, das diese Spaltung des religiösen Lebens für die Vergangenheit als eine nothwendige Erscheinung, für unsere Gegenwart und deren drängendes Bedürfniß für eine hergebrachte Täuschung, für die Zukunft als eine Unwahrheit und ein Nichts ansieht.

Ich war — es sind fast zwei Jahre her — auf meinem Querzuge durch Böhmen in dem kleinen Neste, wo Johann Huß geboren wurde, spät Abends angekommen. Es gab in dem Dorfflecken keine Merkwürdigkeiten zu betrachten, alles Raisonnement über Böhmens Vergangenheit und Gegenwart strich ich mir, wie mein eigener Censor, aus der Seele: also ließ ich mir von alten Weibern frommgläubige Enriosa erzählen. Hören Sie die eine, an die mich der lange Ketzer aus Alt-England erinnerte. Sie ist ein Beitrag zur Geschichte der Restaurationen alter Bilder.

Der Nagelschmied der Mutter Gottes.

Am Abende vor dem Festtage von Mariä Reinigung platzte das hölzerne Muttergottesbild in der Kirche zu Hussinecz. Vom Wirbel des Hauptes bis über Hals und Brust hinunter klaffte das Antlitz der göttlichen Jungfrau zu zwei Hälften auseinander. Beide Stücke hingen rechts und links mit starren Splittern, die Entstellung des heiligen Angesichts war schrecklich anzuschauen. Der Sacristan schlug an seine Brust und lief zum Priester. Der Priester besah sich den Schaden bei Licht und schlug an seinen Kopf. Es war noch Zeit zum Restauriren, die ganze Nacht lag noch bis zum festlichen Morgen vor. Allein vor wenigen

Digitized by Google

Tagen erst hatte der Caplan die Hülle des einzigen Mannes zur Erde bestattet, der Tischler und Zimmermann des Dorfes zugleich gewesen, und dessen Hand für den kleinen Bedarf der Kirche genügte. Es gab an Ort und Stelle weiter kein großes Marienbild, die nahen Ortschaften brauchten zum Feste die ihrigen, man konnte sich keine Muttergottes in der Schnelligkeit borgen; es mußte zur Restauration des zertrümmern Werkes geschritten werden. Aber mit kleinen Mitteln war hier nicht zu helfen; die Spalte, die durch das zähe Holzwerk lief, war zu groß, Stirn und Wangen, Kinn, Hals und Brust der Figur waren weit auseinandergeklafft, nur eine geübte Hand konnte das zersplitterte Antlitz wieder zusammenfügen.

Der Nagelschmied im Orte war der einzige Handwerkskundige, der dazu tauglich schien. Czeckow war ein kleiner, verwachsener, boshaft gewitzigter, nichtsnutziger Ketzer. Man bezüchtigte ihn des Abfalls vom Schooße der Mutterkirche. Er hatte sich lange Zeit in einem protestantischen Auslande herumgetrieben, und war, um alle Heiligung unbekümmert, blos seinem Handwerke nachgezogen. Heimgekehrt, um sein Erbe zu genießen, verschmähte er alle Gemeinschaft mit der Kirche, nur in der Schenke erschien er alle Abend und streute beim Glase Czernosecker seine ausländische Weisheit unter die Leute, sprach lustig und höhnisch von dem schlechten Lebenswandel der Nonnen und Mönche, und brockte den Bauern seine Erklärung der Heiligengeschichten ein, die — sagte mein stockböhmisches altes Weib — stark nach Hussitenwein schmeckte. Sonst lebte er still für sich und krümmte Niemanden ein Haar. Hatten ihn die Bauern auf den Rath des Priesters mit Gewalt in die Kirche geschleppt, so kauerte er sich wie ein kleiner Teufel auf den Stufen des Altars zusammen und lächelte halb dumm, halb witzig dem Priester ins Angesicht. Er machte nie Miene, sich vor dem Sanctus zu beugen, bis der Faustdruck eines Nachbars ihn zwang, der Gewalt zu gehorchen, und dann lag er länger als nöthig mit dem Kopfe am Boden und blickte nur von Zeit zu Zeit verstohlen auf. Man wollte wissen, er sei der heimliche Sohn eines Priesters. Stieß man ihn in den Beichtstuhl, so flüsterte er dem Beichtiger lächelnd ins Ohr, wie sehr er glaube, sein Vater habe Recht daran gethan, ihn zu zeugen, und wie sehr ihn das sündhafte Gelüst quäle, wie ein Ketzer vom Kelche des Abendmahls zu trinken. Die Kirchenstrafen fruchteten nicht, er that Alles mit sterilem Gleichmuthe; man hätte ihn gern für blödsinnig gehalten, wäre seine Hand nicht so kunstgeübt, seine Zunge nicht so scharfschneidig gewesen. Er war sonst ein friedlich stiller Bürger, ließ Gott einen guten Mann, den Kaiser einen guten Kaiser sein, war thätig in seinem Gewerk, lebte allen Mitmenschen zu weltlichem Nutz und Frommen; nur auf die Heiligengeschichten hatte er seine specielle Malice. Als öffentlicher Verspötter des Schutzpatrons der Kirche hatte man ihn eine Zeit lang eingesperrt, bis er höherer Seits für aberwitzig, aber für unschädlich erklärt wurde. Als man ihn aus der Haft entließ, ging er wieder in die Schenke und sagte zu den Gevattern mit einem Zorne, der sonst an ihm nicht bemerkt war: „Ihr sollt es bereuen, einen stillen Menschen hart behandelt zu haben; ich wollte, alle Eure hölzernen Heiligenpuppen zerplatzten, und Ihr müßtet mich fußfällig bitten, sie Euch zusammenzunageln; ich wollte sie in Ketten schmieden, daß Ihr an den Nagelschmied denken solltet!"

Der kleine Hussitenketzer blieb excommunicirt, aber der prophetische Fluch sollte halb in Erfüllung gehen. Man mußte den von der Kirchengnade Ausgeschlossenen auffordern, das heilige Marienbild in aller Eile zu restauriren. Er saß eben an seiner Nadelbank und strickte ein Netz von Draht, — denn er wußte nicht nur den Hammer zu schwingen, er war auch in allerlei künstlichen Arbeiten feinerer Art geübt, — als der Sacristan zu ihm in die Werkstatt trat und ihm die Verzeihung seiner Sünden verhieß, wenn er schnell zu Diensten wäre. Ein paar Kirchendiener standen in der Thür, um das Gesuch mit Kraft zu unterstützen, falls er sich nicht willig zeigte. Man wußte schon, daß der kleine Bösewicht nur mit Gewalt sich zum Kirchgange bewegen ließ. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Erfindung der Buchdruckerkunst — Liedertafel.]

Ueber die Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst waren bisher die Gelehrten arg im Streite, und eben so sehr über das Datum der Erfindung. Ist dieselbe im Jahre 1436 gemacht worden, wie die Anhänger Schöpflin's und selbst unser Geschichtsforscher Schaab behauptet, nach welcher Ansicht im Jahre 1836 die Säcularisation eintreten würde? Oder ist im Jahre 1440 das Wunderkind zur Welt gekommen, wie die cölner Chronik zu berichten beliebt, nach welcher Meinung das Jahr 1840 Ansprüche auf das Säcularfest hätte, wie dasselbe wirklich auch 1540 und 1640 begangen worden ist? Oder ist endlich das Datum der Erfindung im Jahre 1450 zu suchen, wie die sprechendsten Urkunden von Zeitgenossen Gutenberg's wollen, folglich das Säcularfest erst 1850 zu begehen? Der Streit entspann sich in der letzten Zeit lebhafter, weil man überall davon las, daß wir hier in Mainz die Säcularisation in diesem Jahre, in Verbindung mit dem Feste der Enthüllung der Gutenberg-Statue zu feiern gedächten, was, wie mit Recht bemerkt wurde, so viel hieße, als die unhaltbaren Ansprüche der Stadt Straßburg auf den Ruhm der Erfindung der Buchdrucker-

Digitized by Google

kunst sanctioniren, und allen irrigen Ansichten Schöpflin's sich auf Gnade und Ungnade hingeben; denn unbestreitbar wahr ist es, daß Gutenberg im Jahre 1436 in Straßburg wohnte. In dieser Unsicherheit der Meinung über eine an sich klare Sache erschien dieser Tage eine vortreffliche Schrift von einem hiesigen Gelehrten, betitelt: „Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg in Mainz" (Verlag von Wirth), welche Schrift so sehr geeignet ist, den Streit zu schlichten, und über alle Dunkelheiten in Bezug auf die ersten Anläße zur Erfindung der Buchdruckerkunst so viel klares Licht zu verbreiten, daß diese Schrift niemals eine willkommnere Erscheinung hätte sein können, als gerade jetzt. Hr. Dr. Wetter, der Verfasser dieser Schrift, ist mit seltnem Eifer, Liebe und Ernst, von allen Vorurtheilen fern, einzig im Interesse der Wahrheit und der Geschichte, an das Werk gegangen, eine genaue Prüfung und Würdigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtnen Ansprüche der Stadt Straßburg vorzunehmen, wobei er die Dritzehn'schen Prozeßacten, dieses so wichtige Document, der schärfsten und klarsten Kritik unterwarf; er hat eben so wenig die Mühe gescheut, die Fabel der Stadt Harlem einer Beachtung zu würdigen, indem er die noch weit unhaltbarern Ansprüche dieser Stadt und die Verfechter derselben (Junius, Meermann, Köning, Dibdin, Ottley und Ebert) vollständig widerlegte; er hat endlich den wichtigen Quellen, die so klar und entschieden für die Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg in Mainz gegen 1450—1452, d. h. der wirklichen Erfindung (Zusammensetzung beweglicher Buchstaben zum Abdrucken), sprechen, die gebührende Authenticität auf unbestreitbare Weise vindicirt, namentlich den Berichten des Trithemius nach Peter Schöffer, des Arnold Bergellanus, des Johann Friedrich Faust von Aschaffenburg, der cölner Chronik nach Ulrich Zell, des Johann Schöffer, des Notars Helmasperger ꝛc. Durch diese neuen Untersuchungen, durch diese wissenschaftlichen, klaren und tiefen Forschungen hat Wetter Resultate erzielt, die für die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst von unendlichem Werthe sind, die dem Buche eine Ehrenstelle neben den vorzüglichsten Schriften über diesen Gegenstand einräumen, welche hier auseinander zu setzen mir jedoch der Raum und die Tendenz dieser Blätter verbietet. Indem ich also nur auf diese wichtige literärische Erscheinung aufmerksam machen und erwähnen wollte, daß von der Publicirung dieser Schrift an kein Mensch in Mainz mehr daran denkt, das Säcularfest im Jahre 1836 zu begeben, muß ich noch ein Wort über die dem Werke beigefügten Facsimiles (13 große Tafeln, mehr als 60 an der Zahl) sagen. Es sind diese Facsimile-Tafeln kostbare Zugaben zu der herrlichen Schrift; sie geben schon an sich ein anschauliches Bild des Ursprungs und Fortgangs der Buchdruckerkunst und sind mit einer Genauigkeit gearbeitet, die alles übertrifft, was bisher in Kupfer oder Holzstich der Art bekannt wurde. In den verschiedenen Städten Deutschlands, wo sich die Originale der Erstlinge der Buchdruckerkunst befinden, hat der Verfasser sie auf das feinste Papier mit chemischer Tinte durchzeichnen lassen, so daß von jedem auch dem kleinsten Buchstaben der Umriß auf das genaueste aufgenommen wurde. Diese Durchzeichnungen wurden unmittelbar auf den Stein übergedruckt und die Umrisse dann ausgefüllt. — Dieses vortreffliche Werk kann mit Fug und Recht allen Bibliotheken (denn für Privaten dürfte es doch sehr theuer kommen) als unentbehrlich empfohlen werden, da ein wahrer Ideenreichthum darin verborgen liegt. —

Daß das Institut unsrer „Liedertafel" die Gründung eines großartigen Locals beabsichtige, dessen Kostenaufwand sich auf 70,000 Fl. erstreckt, habe ich Ihnen, glaube ich, schon erzählt. Indessen scheint das Project sich darum nicht realisiren zu wollen, weil sich in Bezug auf diesen Gegenstand zwei Meinungen bei der Gesellschaft herausgestellt haben. Die eine Partei, besonders die activen Mitglieder, sind entschieden dem Unternehmen entgegen, nicht sowohl weil etwa der Plan nicht beachtungswerth und zweckmäßig sei, sondern vielmehr, weil sie diesen Kostenaufwand von 70,000 Fl. für eine Gesellschaft, die keine Fonds hat, für zu bedenklich hält, zumal da das Bedürfniß eines solchen Locals durchaus nicht dringend sei, weil die Gesellschaft für die gewöhnlichen Zusammenkünfte und musikalischen Uebungen bereits ein schönes Local besitze, für größere Concerte und Musikfeste aber ja dem Vereine zu jeder Zeit das Theater zur Verfügung stehe; die geselligen Zwecke aber, die man mit der Gründung des großartigen Locals zu verbinden beabsichtige, seien überhaupt der Tendenz des Vereins fremd, die nur eine künstlerische ist. Die andere Partei aber, besonders die nichtactiven Mitglieder, sind für das Unternehmen lebhaft eingenommen. Sie meinen, eine Gesellschaft von diesem Wachsthum, Gedeihen und Blüthe habe ein solches imponirendes Local nöthig, und den Kostenaufwand nicht zu scheuen, da dieselbe durch die Erträge der jährlichen Musikfeste und Concerte, durch die regelmäßigen Beiträge, und durch sonstige Einnahmen die Zinsen leicht zu honoriren und noch dazu jährlich eine Summe des Capitals abzutragen vermöge. Werde aber das Unternehmen durch Actien zu Stande gebracht, so sei sogar eine gute Dividende zu erwarten. Diese sanguinischen Hoffnungen und die Bedenklichkeiten und Einwände der ersten Partei werden nun im Augenblicke in häufigen Generalversammlungen gegenseitig abgewogen, und eine Commission aus sehr verständigen Männern, Mitgliedern des Vereins, ist niedergesetzt worden, um das Project nach allen seinen Seiten zu prüfen, und der Gesellschaft Bericht zu erstatten. Man ist der Meinung, die Commission werde sich für das neue Local aussprechen. —

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Marschner in Copenhagen.]

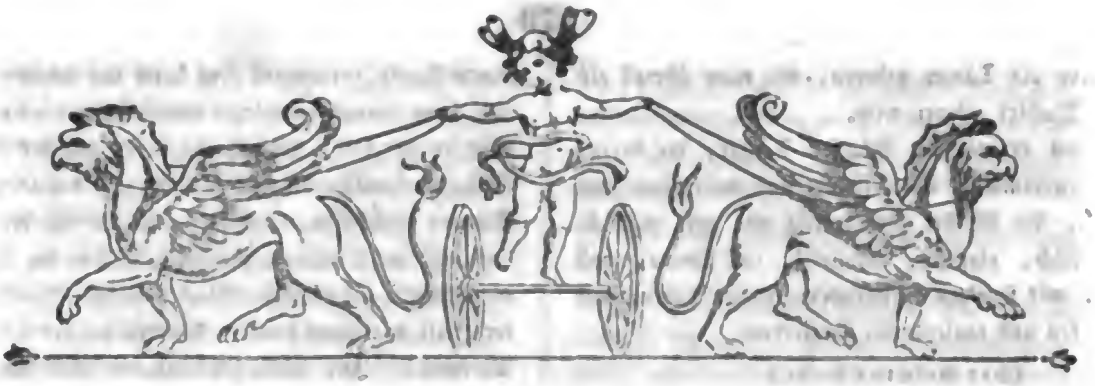
Capellmeister Marschner erfreute sich in Copenhagen einer glänzenden Aufnahme. Der Zweck seiner Reise war, die Proben zu seinem „Hans Heiling" dort zu leiten. Am 1. Mai wurde zu seinem Benefiz im Hoftheater ein Concert veranstaltet, das dem Künstler eine Einnahme von 640 Thalern verschaffte. Madame Marschner sang eine Arie von Bellini und La Danza von Rossini. Auch mehrere Arien aus des Componisten „Schloß am Aetna" wurden vorgetragen. Marschner hatte die Ehre, mehrmals zur Tafel des Königs und des Prinzen Christian gezogen zu werden. Ende Mai traf er wieder in Hannover ein.

[Musikalisches.]

Halevy ist mit einer neuen dreiactigen Oper beschäftigt. In der komischen Oper zu Paris sind die Proben zu dem neuen Werke von Mongou beendigt. Nach „Notre Dame de Paris", Text von Victor Hugo, wird „Stradella" das nächste neue Tonwerk in der großen Oper zu Paris sein. Den Componisten der „Stradella" kennt man noch nicht. — Onslow arbeitet an einer großen Oper, deren historischer Stoff den Zeiten der Fronde angehört. Der Componist glaubt vor dem Winter das Werk nicht beendigen zu können.

In Bergamo sind für die laufende Stagione Rubini und die Damen Judith und Ernestine Grisi gewonnen. Rubini hat in den Piraten gesungen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 120. — den 21. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Der Tanz in Spanien, der Tänzer El Curro, und die Tänzerin Dolores.

Von Louis-Lucine.

Der Tanz ist in Spanien zu Hause. Bei der Geburt wird getanzt, bei der Verheirathung wird getanzt, beim Begräbniß wird getanzt. Alle Feierlichkeiten, sogar die kirchlichen, sind mit Tanz verbunden. Selbst bei der Fronleichnamsprocession tanzen Gruppen von jungen Mädchen vor dem Tragbimmel einher. Von Zeit zu Zeit hält der Zug still, das Betgeplapper schweigt, eine Musik ertönt, ein Gesangchor von Männern fällt ein, und ein Rundtanz von Mädchen mit Blumen und Guirlanden beginnt. Das Johannesfest ist ein Ball. Die Kirche selbst, trotz ihrer Gravität, hat für klug erachtet, sich dabei des Tanzes zu bemächtigen. Sie bedient sich seiner als eines Werkzeuges der Herrschaft, durch Castagnetten gemildert. Sie führt ihn an, leitet ihn, und folgt ihm in allen seinen Windungen, Sprüngen und Tollheiten. So wie die Sonne am Johannistage unter ist, beginnt wie durch einen Zauberschlag ein neues Leben in der Stadt. Die Glocken ertönen und rufen diesmal nicht zum Gebete, sondern zur Lust. Alt und Jung versammelt sich auf den Straßen und Plätzen. Ueberall ist Musik. Wer über dreißig Jahre ist, setzt sich vor das Haus, sieht zu, schlägt den Takt, scherzt und lacht. Die Jüngern rennen durch die Gassen, lärmen, tollen, springen, schreien, indeln, singen, umarmen sich und tanzen. So geht es die ganze Nacht. Unaufhörlich wühlen Gesänge, Tänze, Küsse und Pfaffen durcheinander.

Die vielen spanischen Tänze zerfallen in zwei Hauptgattungen, in die häuslichen und in die öffentlichen. Jene sind ruhig, sanft, schwärmerisch und immer keusch. Diese sind heftiger, kühner, verliebter, mit einem Worte, spanischer.

Die schlechtesten Theater in den geringsten Städten und Städtchen haben Tänzer und Tänzerinnen. Alles darf fehlen, nur diese nicht. Ohne Tanz ist keine Freude, keine Sonne, keine Liebe in Spanien. Mit Tanz ist Alles schön und gut, Armuth, Bürgerkrieg, Zehnten, Ketten, Mißwachs und Mönche. Die Chocolade des Morgens, die Chocolade des Abends und die Cigarre des ganzen Tages könnten die Spanier entbehren, aber nicht den Tanz. Die langen Flechten ihrer schwarzen Haare, den Fächer, den Rosenkranz könnten die Spanierinnen opfern, aber nicht den Tanz.

Der Tanz in Spanien ist Nationalsache. Er ist eine zweite Sprache, ein schönerer, lebhafterer, wohlklingenderer Dialekt. Jede Geberde, jede Wendung, jeder Blick, jeder Sprung ist ein Buchstabe in diesem Volksalphabete. Man tanzt nicht mit den Beinen, wie bei unsern sinnlosen und herzlosen künstlichen Tänzen, man tanzt mit der verkörperten Seele. In Madrid ist kein Conservatorium, es gibt in Spanien keinen angestellten Tanzmeister. Darum ist diese Kunst nicht ausgeartet, sie ist Natur geblieben, weil sie in den Händen der Nation geblieben ist. In Spa-

Digitized by Google

nien wird man als Tänzer geboren, wie man überall als Dichter, als Musiker geboren wird.

Andalusien erzeugt die kühnsten Tänzer, die bezaubernd sten Tänzerinnen. Die Männer sind wohlgebaut und voll Anmuth, die Weiber sind kräftig und zart zugleich, schlank, niedlich, elastisch, allerliebst, voll Laune, voll Eigenheiten, mit feurigen, blitzenden, tiefen Augen, mit süßen Gedanken und tausenderlei Begierden.

(Der Beschluß folgt.)

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Sich der Gewalt zu beugen, schien der lächelnde Mann gewohnt, nahm Hammer, Nägel, allerlei Werkzeug, und folgte geduldig, ein großes Halseisen, wie für Verbrecher geschmiedet, stak in dem Sack, den er über die Schultee hing. An der Kirchthür bekreuzigte ihn der Priester, um den Fluch der Kirche schnell von ihm zu thun; der Kleine ging und lächelte still. Als er aber beim Scheine der Nachtlaterne das zerspaltete Muttergottesbild sah, konnte er seiner Zunge nicht mehr Gewalt anthun, und obwohl er die Knechte, die ihn geleitet, zu fürchten alle Ursache hatte, sagte er: „Eure Götter, Herr Pater, sind gar gebrechlich, gar hülfsbedürftig. Warum führet Ihr Hirten, wenn Ihr beten wollt, Eure Heerde nicht hinaus ins Feld und schaut hinauf in den blauen Himmel? Der zerbricht Euch nicht, und Ihr könntet unter ihm weit eher denken, Ihr guckte dem Herrgott ins große blaue Auge, als wenn Ihr die hölzernen und steinernen Puppen anziet, die von Menschenhänden gemacht sind."

Die Kirchendiener murmelten mit dumpfer Stimme ein Paternoster, der Sacristan schlug an seine Brust, der Priester sprach: „O, Du arger Mensch, Naturdienst ist Heidendienst! Weil Gott ist Mensch geworden, stellen wir ihn sammt allen Heiligen hin in menschlicher Gestalt. Für Deine Seele will ich beten; möge Dich dereinst das ewige Feuer reinigen! Hier aber thue Dein weltliches Amt. Die Mutter Gottes mag uns und ihren Getreuen nicht zürnen, daß wir ihr Bild von Deinen verfluchten Händen berühren lassen!"

So sprach der Priester salbungsvoll und ging; der Sacristan und die Diener leuchteten ihm voran durch die weite Halle der dunklen Kirche.

Der Nagelschmied sah ihm trotzig nach, aber er lächelte nicht mehr; er stierte auf die Nachtleuchte hin, bis sie vor seinen Augen verschwand; es hatte ihn etwas angewandelt, das seine Zunge lähmte, seine Gedanken überschattete. War es der Ort, der auf ihn wirkte mit der ungewohnten Stille der dunklen Nacht? Hatte ihn das Gefühl wie ein Schauer beschlichen, die Nacht des Lebens berge hier Geheimnisse der Wahrheit, die der helle Tag der Menschenwelt nicht kennt? und wie die Nacht, so das Gemüth, das weiter greift mit seiner dunklen Ahnung als der lichte tageshelle Verstand! Ja, wenn der Tag nur wäre mit seiner werkellustigen Rührigkeit, mit seinen klaren Augen, mit seiner Vergnüglichkeit am handgreiflichen Leben! Aber siehe, da kommt die Nacht und überschattet uns und alle unsere Pläne, Werke, Thaten. Was so besonnen zurechtgesetzt, so klug entworfen und vollendet, wird verschlungen in Ein Dunkel, als wäre es Schein und Trug; was uns so sicher und fertig gedünkt, zerschmilzt in Nichts, und die rothfrischen Farben unserer Wangen erbleichen, weil uns die Furcht befällt, all unser bestimmtes Thun am Tageslicht des irdischen Lebens sei eitel Hauch, der über die Welle fliegt, sie kräuselt, aber den Grund der Tiefe nicht heraufwühlt an die ewige Sonne. So überwältigt das Gemüth den Verstand, wie die Nacht den Tag, und was uns irdische Nacht schien, wird erst dereinst ein Tag werden und zu Tage kommen im ewigen Leben. Darum sei beruhigt, wenn dir nächtlich zu Muthe ist: du bist dann den zerfälligen Flüchtigkeiten der Welt am meisten enthoben, und was dir hier Nacht war in Schmerz und Angst und allem Weh der umdunkelten Seele, das wird dir vergolten werden mit ewigen Sternen einer leuchtenden Seligkeit. Was der Tag und der Verstand dir bietet, nimmt seinen Theil schon mit fort. Kannst du ihre Gaben belächeln, so genieße sie; hältst du sie für den einzigen Gehalt und Werth des ganzen großen Lebens, so wird dereinst die Nacht kommen und dich völlig überdunkeln mit sternloser Finsterniß. Und wie das Leben, so hat auch die Religion — jede Religion — hinter ihrem hellen Tage ihre dunkle Nacht. An den Thautropfen und den Veilendüften ihrer Nacht hat das Gemüth seine liebste Speise. Klärt der Verstand so viel er will am Tage und für den Tag des Erdendaseins auf; das Gemüth schleicht der verschwiegenen Nacht in die Arme und sucht sich stiller, dunkler und tiefer zu betten im Schooße des geheimnißvoll verschlossenen Lebens. Ein Mensch, der keine Nacht in sich erlebt hat, der nie den duftigen Mantel eines großen Räthsels um seine Seele trug, oder nie erzitterte und aufbebte vor etwas Unbegriffenem, das wie eine unsichtbare Hand über die Saiten seines Innern fuhr: der hat sich viel verscherzt von dem.

Digitized by Google

.s jenseits wie ein ewig heller Tag, eine ewig helle .nde begrüßen wird. Sei heiter und fröhlich, klug und gewandt am lichten eitlen Tage, spiele und tändle, schaffe und werkle so lange die fröhliche Sonne dein Auge küßt, aber wenn der Abend deine Stirn umzieht mit seinem dunkelbraunen Netz voll Traum und dunkler Sehnsucht, dann laß die versteckten Ahnungen deiner tiefsten Seele aufsteigen, damit die Nacht dich trifft als einen Eingeweihten, dem das Herz vor Lust erzittert über alle die Wunder des verborgenen heiligen Lebens, die der Tag, der Erdentag, nie enträthselte. Sei klar und verständig, wenn du an deinen Gott denkst, aber sei nicht stumpf im Gemüth, wenn ein Gefühl des ewig Unbegriffenen sich in deine Seele schleicht. Verkehre besonnen und klug mit dem Tage, aber sei vertraut mit der Nacht. Jede Religion hat ihren lichten Tag und ihre dunkle Sommernacht. Es ist noch Keinem gelungen, dem katholischen Christenthume die Reize seiner geheimnißvoll dunklen Nacht fortzudisputiren. Und der Protestantismus, der mit der hellen Tagesseite der Religion so klug und so sicher und dreist zu verkehren glaubte, scheint im Pietismus der Jetztwelt das Versäumte nachzuholen und sich den nächtlichen Schauern der Gemüthswelt bis zur Schwelgerei hinzugeben. Aber er hat gegen den Katholicismus den Nachtheil, daß er, einmal losgerissen vom eigentlichen Schooße einer mit allen seinen Sternenwundern fest beharrlichen Nachtwelt, und der Willkür der Deutelei, der Verirrung selbsteigenen Gelüstes preisgegeben, in Caricatur und fanatische Verzerrung ausartet, wie sie unsere Tage erblicken. Der Protestantismus hat in seiner Abirrung einen Fanatismus beschränkter Gesinnung *) und eine scheußliche Entartung sinnlicher Begierde **) hervorgerufen, wie sie in den frühern Schwärmereien und Ausartungen der katholischen Welt kaum in gleicher Raffinerie erlebt wurden. So sehr rächt sich die zurückgedrängte Nachtseite der Religion, deren ahnungsvolle Dämmerung der verstandeshelle Protestantismus entbehren zu können vermeinte! In eine Dämmerung freilich geräth mein Geist, wenn sich von außen durch die Sinne hee ein Heiliges mir verkündet; in diesen Sommernachtsschatten des innern Lebens wird meine Seele geschaukelt, wenn der glänzende Schimmer der Monstranz mein Auge blendet, eine Rauchwolke meine Stirn umzieht und ein sonderbar süßes Gewühl von Geigen- und Flötentönen die bestimmten Umrisse der sinnlich festen Lebensformen auflöst, damit über all die erklügelten Sicherheiten, in denen der Verstand nistet, der Geist sich wie im Rausche begeisterter Andacht erhebt zur dämmernden und immer lichteren Ahnung dessen, was der Gott sich vorbehält für seine seligen Geister.

Und mein kleiner skeptischer Nagelschmied in Hussinecz?

Der kleine böhmische Voltaire stand wie ein gekrümmter dürrer Zweig, der sich in der Frühlingsnacht vergebens bemüht, noch einmal frische Reiser zu treiben. Czeckow kannte keine Gespensterfurcht, aber er stand und sann, den Kopf zwischen die Schultern, den Rücken zum Genick hinaufgedrängt, die Figur des kleinen Nagelschmieds verkroch sich noch mehr in ihr krummes Gehäuse. Er fühlte sich in der nächtlichen Halle verlassen. Die kühlen Gewölbe hatten ihre Schauer, die verhallenden Tritte klangen dumpf, wie ein Stöhnen aus Gräbern, unter ihm die schlafenden Gebeine seliger Menschen, die der Wahn von Jahrhunderten geheiligt: — ein kleiner frommer Schauer wäre hier sehr unschuldig, schon physisch erklärbar gewesen; der Nagelschmied stand unbeweglich still. Ein dünner Lichtstreif des Mondes fuhr langsam durch das grün- und rothbemalte Fenster und fiel zitternd wie ein matter Blitz vom Kreuzgewölbe des hohen Chors herunter und über den Altar fort auf das entstellte, zersplitterte Angesicht der Mutter Gottes. Da saß das Mondlicht still und beleuchtete mit zerweintem, thränenfeuchtem Auge das zertrümmerte Heiligenbild. „Nun ja, ich will dich zusammenflicken, alte Mutter Gottes" — sagte halb schüchtern der kleine Mann und rasselte mit dem Sacke, der Nägel und Werkzeug barg. Aber erschrocken, als hätte er noch zu laut gefrevelt, drehte er sich rücklings, denn wie mit Geisterstimmen tönten seine Worte im weiten Schiff der Kirche wieder. „Das nichtsnutzige Echo in dem morschen Leichenhause!" murrte der Nagelschmied und warf Hammer und Zange zu Boden, daß ein klirrender Ton durch die lange Kirche lief, als wenn die Altarleuchter und die zinnernen Schilder der Gräber bebten. Der krumme Mann schüttelte sich, daß er wie ein Knäuel zusammenfuhr. „Verdammt kalt in dem Steingewölbe!" sagte Czeckow, „und der modrige Trödel thut auch, als müßt' er noch mitreden wie ein Lebendiger!" — Der Mond verkroch sich still mit seinem Scheine. — „Gebt mir doch Licht her, Licht!" schrie er laut, „was soll ich hier im Finstern zusammennageln?"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hengstenberg's evangelische Kirchenzeitung.
**) Die Mucker in Königsberg.

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Musikalisches.]

Von der ziemlich ansehnlichen Reihe größerer und kleinerer Concerte, die in diesem Monate hier Statt fanden, will ich das Erwähnenswertheste hier anführen. Ein Virtuose auf der Cither erregte ungewöhnliche Sensation, weil er namentlich auf der von ihm erfundenen Streichcither wirklich Meisterhaftes leistet. Der Virtuose heißt Petzmeyer, angeblich erster Citherspieler aus Wien, und ist bereits in verschiedenen deutschen Städten mit ungetheiltem Beifalle gehört worden. Die Töne, die er der Streichcither entlockt, sind so süß und zart, daß sie uns auf eine eigene Weise lieblich anregen; diejenigen aber, die Petzmeyer à la Paganini auf einer Saite hervorzaubert, erregen unsere Bewunderung im höchsten Grade, und hier, glaube ich, ist Petzmeyer so wenig erreichbar als Paganini! Der Meister trägt nur eigne, gefällige, oft hinreißende Compositionen auf diesem Instrumente vor. Was Petzmeyer dagegen auf der Schlagcither spielte, erregte bei weitem nicht in dem Grade unsere Bewunderung; solche Leistungen haben wir schon öfter gehört. Der Künstler trat zwei Mal bei uns auf und ließ die freundlichsten Erinnerungen zurück. — Ein anderes vortreffliches Concert gaben die ersten Künstler der frankfurter Bühne zum Vortheil einer hiesigen armen Künstlerfamilie. Mad. Fischer-Achten, Hr. Schmezer und Hr. Fischer machten dabei ihre herrlichen Stimmen in gutgewählten Arien, Duetten und Terzetten auf das glänzendste geltend, und sie errangen sich eben so schöne Lorbeeren am Rheine, als man ihnen am Maine zu winden gewohnt ist. Aehnlichen Beifall erwarb sich in demselben Concerte Hr. Capellmeister Guhr aus Frankfurt, der sich hier als Executant in einem Hummel'schen As-dur-Concert auf dem Pianoforte und in einem großen Violin-Concert eigener Composition sehr vortheilhaft producirte. Wir erstaunten über dieses berühmten Dirigenten große Fertigkeit und Grazie des Vortrags auf beiden Instrumenten! Die Fremden zogen ein zahlreiches Publicum herbei, um so mehr, weil man mit Theilnahme sah, wie diese Leute auf das Zuvorkommenste und Uneigennützigste ihr Talent für das Elend einer ehrbaren Familie verwendeten! Man spendete ihnen darum doppelten Dank. — Endlich noch ein Wort von dem zweiten Concerte des Orchesterpensionsfond. Die Theilnahme für den Cyclus dieser Concerte, veranstaltet zu einem so humanen Zwecke, wächst täglich, und in demselben Maße bemüht sich die Orchesterdirection, dem Publicum für diese Theilnahme durch gute Leistungen zu danken. Daher kommt es, daß uns in diesen Concerten die vorzüglichsten Musikstücke zum Genusse geboten werden, und wir sind schon gewohnt, die Namen Beethoven und Mozart auf dem Programm zu lesen, und die Schöpfungen dieser Meister mit jener Liebe und Begeisterung ausführen zu hören, die nöthig sind, eine solche Musik in ihrer ganzen Herrlichkeit zu genießen! Hr. Capellmeister Ganz nimmt sich dieser Concerte mit Wärme an: er versäumt es nie, etwaige anwesende, fremde Künstler um ihre Unterstützung bei einem dieser Concerte anzusprechen, woher es auch kommt, daß dieselben so viele Abwechselung und Mannichfaltigkeit gewähren. Welcher Künstler wird nicht gern die Hand bieten, um einem Institute nützlich zu werden, das Witwen und Waisen und unfähig gewordenen Künstlern einen Trost gewähren soll!! —

Auch die Bühne regte sich lebendig in den letzten Wochen. Die Oper fing an, eine Zeit lang die Manie für neuere französische und italienische Musik fahren zu lassen und zu Mozart, Weber und Spontini zu wenden; Euryanthe, Don Juan, die Zauberflöte, die Vestalin kamen zu wiederholten Malen an die Reihe und belebten und stärkten unsern musikalischen Sinn mit kräftigen, labenden Reizmitteln. In der Vestalin traten noch dazu vier Gäste aus Darmstadt auf, Künstler aus der theatralischen Glanzperiode dieser Residenz, die in dieser Meister-Oper von jeher Glänzendes dort geleistet. Nun hat zwar die Zeit für ihre Stimmen keine Rosen gebracht; aber ich höre diese herrlichen Gesänge immer lieber von gediegenen Sängern, wenn sie auch über die erste Jugend hinaus sind, als von jugendlichen, denen es an Schule und Methode gebricht, wenn auch nicht an Gesangsmitteln. Diese vier Künstler aus der Residenz waren: Dem. Madler (Julia), Mad. Marra (Oberpriesterin der Vesta), Hr. Delcher (Oberpriester), Hr. Wiegand (Licinius). — Auch das Schauspiel spendete einiges Gute. Lessing's „Nathan" schritt in seiner Glorie über die Bretter. Das Gedicht wird so lange ein Weisheitsspiegel bleiben, bis die Menschen begriffen haben, was wahre Religiosität und Toleranz bedeuten wollen! Haben sie das begriffen, dann wird Lessing in seiner ewigen Heimath nicht böse sein, wenn man in dem Juden „Nathan" keinen Weisen mehr sieht, sondern einen Menschen, wie die andern auch! Aber das dürfte noch ein Weilchen dauern! Vortrefflich spielte unser Meister Cornelius seinen Nathan. Das ist so eine Rolle für seine Individualität; er spielt sie mit Liebe und Wärme, denn er ist selbst ein Nathan! — Melesville's „Wahnsinnige" (Elle est folle) hat sich heimisch bei uns gemacht; wir besuchen das Stück mit dem lebendigsten Interesse, es ist keine Situation in diesem Drama, die nicht psychologisch-wahr und hinreißend wäre. So oft dieses Drama auch komme, es ist uns immer willkommen! Die Aufführung ist indessen nicht die beste. — Von den Gästen, die in diesem Monate bei uns auftraten, wird Hr. Reichel aus Karlsruhe wohl der vorzüglichste sein. Baßstimmen der Art, von dieser Kraft, diesem Umfang, dieser Lieblichkeit, wird man wohl in Deutschland nicht noch eine haben! —

Notizen.

[Balzac's Stock.]

Balzac's Stock war vor einiger Zeit in Paris ein Gegenstand lebhafter Conversation. So eben erschien von Delphine Gay, der jetzigen Frau von Girardin, ein Werk unter dem Titel: „La canne de Mr. de Balzac."

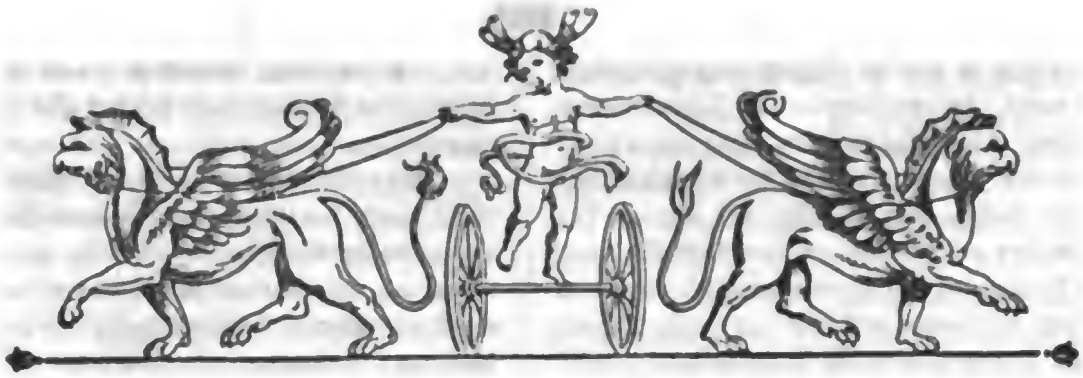
[Scribe auf der Wanderschaft.]

Scribe ist nach Italien gereist, wo er sich zu neuen Vaudevilles begeistern will. Er hat im Sinn, die Lächerlichkeiten fremder Nationen auszubeuten, da er die französischen erschöpft hat. Zu diesem Behufe wird er, dem Vernehmen nach, sehr lange zu Turin und Rom verweilen. Warum kommt er nicht nach Deutschland? Er hätte im Gefolge der französischen Prinzen reisen können. 6.

[Dr. Struve's Mineralwasser.]

Die künstlichen Mineralwasseranstalten des Hrn. Dr. Struve präpariren jetzt auch einen außereuropäischen Brunnen, den „Narzan vom Kaukasus." Zur welche Krankheit dies Wasser anwendlich, müssen die Aerzte wissen. Wissen sie es nicht, so wird man schon eine neue Modekrankheit aufzubringen verstehen, von der kein anderes Mittel befreit als Narzan vom Kaukasus. Ich bin begierig zu erfahren, wofür der Narzan vom Kaukasus gut ist.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 121. — den 23. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Der Sacristan kam mit der Laterne noch immer nicht zurück. Des Schreiens müde, setzte sich Czeckow auf seinen Sack und versank in Todtenstille.

Den Sacristan hatte wider Willen ein Geschäft irdischer Nothwendigkeit gefesselt; Angst und Schreck über das zertrümmerte Bild und über den Ketzer von Restaurator waren in sein altes Blut gefahren. Endlich kam er mit der Laterne und den beiden Dienern, die Leitern und allerlei Holzwerk trugen, um für den kleinen Schmied ein Gerüst zu fertigen, das ihn hinauf hob bis zum Angesicht der hohen Figur.

Czeckow saß auf seinem Sack und schlief. Mitten in den Schauern einer romantisch-katholischen Kirchennacht schien den kleinen böhmischen Voltaire die Langeweile mit magischer Gewalt ergriffen zu haben. Der Sacristan beleuchtete sein steifes Angesicht. Er sah blaß und verwandelt aus; die schmale Nase hing wie von Wachs gedreht über der spöttisch verzogenen Lippe, die spitze Stirn und die kecken Backenknochen warfen ihre Schatten auf die hohlen Wangen des verstockten Schläfers. „Mögen ihm die Heiligen im Traume erscheinen und sein heidnisches Herz umwandeln!" sagte der fromme Sacristan und schlug über das Haupt des Ketzers ein dreifaches Kreuz. Die Kirchendiener rüttelten den Mann an der Schulter, damit er sich ans Werk begebe. Czeckow fuhr auf aus dem betäubenden Schlafe. „Habt Ihr endlich Licht gebracht?" sagte er, „Ihr ließet mich ja in einer narkotischen Finsterniß. Pfui über Euer Grabeshaus, es riecht nach Moder und eklem Räucherdunst. Hätt' ich den Ausgang gefunden, ich wäre längst davongelaufen. Dann mochtet ihr Euch Euer Bild selbst zusammenpferchen, daß morgen am Reinigungsfeste die Bauern sich entsetzen vor dem Anblicke der zerschlagenen und geflickten Mutter Gottes. Aber ich sage Euch, was ich Euch zusammennagele, wird Euch auch nicht gefallen, Ihr Narren!"

Die Diener drohten und ergriffen ihn am Nacken. Czeckow lächelte mit seinem stieren Auge, wie er immer that, wenn er der Gewalt sich beugte, und ließ sich willig vor die Bildsäule der Mutter Gottes führen. Der Sacristan zündet die Kerzen des nächsten Kronleuchters an, während der Nagelschmied mit Hülfe der beiden Andern das Gerüst erstieg, um sein Restaurationswerk zu beginnen. Er sägte die beiden Oberhälften der Figur mit geschickter Hand ab, um sie von neuem ineinanderzufügen. Das zerspaltene Haupt rückte er wieder zusammen und legte um die Krone einen feinen Drahtring, der den Scheitel zusammenhielt. Durch den hölzernen Busen bohrte er rechts und links seine Nägel behutsam und fein, damit das alte zähe Holz nicht von neuem zersprang. Die Fetzen des alten Prachtgewandes, das bei der Spaltung des Leibes mit zer-

Digitized by Google

rissen war, streifte er von den Gliedern ab und bekleidete sie mit dem neuen, das zum Schmucke des Festes verfertigt war. Während er dies alles ausführte, sang er mit seiner heiser schnurrenden Stimme ein Lied, das wie ein heidnisches Spottlied klang. Der Sacristan rief laut sein Paternoster dazwischen und die Diener nahmen dann und wann in zorniger Frömmigkeit eine Stange zur Hand und schlugen damit auf den krummen Rücken des argen Ketzers. „Steigt nicht zu mir herauf, ihr Wetterkerle, sonst stoß' ich Euch den Hammer vors Gehirn!" sagte Czeckow, vor Schmerz aufschreiend, „seid ruhig, ich bin mit Eurer Heiligen gleich fertig."

Dann arbeitete er wieder fleißig fort, sein hämisches Lachen, das er von Zeit zu Zeit hervorstieß, hörte sich an wie das ohnmächtige Gewinsel eines verworrenen Wahnsinns.

„Jetzt bin ich zu Ende!" sagte er, „seht her! ist das Werk gelungen?" Er nahm die Kerze, die im Gefüge der Mauer saß, und beleuchtete Gesicht und Oberleib der hölzernen Figur. Die zertrümmerten Stücke waren in der That sehr geschickt wieder an einander gereiht, die Ritzen des Antlitzes mit einem feinen weißen Kitt überkleidet, über der Brust saß das neue Gewand, den Hals bedeckte eine neue saubere Spitzenkrause.

„Gelobt sei Gott!" sagte der Sacristan, „das Marienbild ist für die morgende Feier würdig zubereitet. Die Heiligen haben wider Deinen Willen Deine Hand gesegnet, Czeckow."

„So laßt uns schlafen gehen, es ist Alles in Ordnung." sprach Czeckow und verzerrte krampfhaft seine Lippen, um den Reiz, den er zu tückischem Spott und Hohn empfand, zu unterdrücken. „Brecht das Gerüst ab und laßt die Mutter Gottes bis morgen früh in Ruh!"

Er war im Begriffe, die hohe Leiter hinabzusteigen, doch hielt er auf der dritten Sprosse inne. „Noch ein paar Hammerschläge dort unten am Arme! Wart! damit uns die Figur für alle Zeit zusammenhält!" So sagte er flüchtig hingeworfen und stieg nochmals hinan. Er raschelte in seinem Eisensacke; — ein paar gellende Hammerschläge, die er zum Halt der Bildsäule, wie es schien am Halse derselben, für nöthig hielt: — und dann war sein Werk geschehen. Die Kerze, die das Antlitz der Figur beleuchtet, hatte er schon vorher gelöscht. Diese nachträgliche Bemühung des Nagelschmieds war den Andern nicht aufgefallen.

„Ich bin fertig, leuchtet mir nach Hause!" sagte Czeckow, als er unten stand und den Sack über die Schulter warf.

„Mögen die Heiligen um dieses Werkes willen Deiner Seele gnädig sein!" sprach der fromme Sacristan. Czeckow schlug ein Gelächter auf, daß die weite Halle zu beben schien. Da tönte die zwölfte Stunde der Nacht, und vor deren dumpfen Glockenschlägen, die durch die Kirche schwirrten, verstummte plötzlich der freche Gesell. „Ist das mein Echo?" sagte er zitternd, „müssen Glockenschläge der Widerhall sein, wenn man an heiliger Stätte lacht, an den Heiligen frevelt?"

Czeckow sank zu Boden, die kleine Figur des Mannes lag in sich selbst zusammengekrümmt.

Dem Sacristan lief ein Grausen durch Mark und Bein. „Will der Herr mit ihm ins Gericht gehen?" sprach er leise und stand eine Weile vom Schreck gebannt. Er rüttelte den Nagelschmied, die Diener hoben ihn auf. Ein Lichtstrahl der Nachtlaterne fiel in sein Angesicht: das alte Lächeln stand wie ein stierer Wahnsinn auf seinen verwachsenen Zügen. „Ich bin recht müde," sagte er, „führt mich nach Hause, ich nagle Euch nie wieder ein Heiligenbild zusammen."

Ganz im Dunkel darüber, was mit dem Manne vorgegangen, geleiteten die erschrockenen Männer den Nagelschmied in seine Wohnung. Er schien noch der Alte, denn es war keine Weihe über sein sündhaftes Herz gekommen; und doch schien er schrecklich verwandelt.

„Holt mich morgen ab," sagte er fast sinn- und bewußtlos, „ich muß doch mein restaurirtes Bildwerk sehen. Holt mich morgen früh zur Kirche, hört Ihr wohl? Ihr thut vielleicht ein gutes Werk an mir."

Er hatte sich erholt, und man verließ ihn an der Schwelle seines Hauses. Der Sacristan und die Seinigen gingen. „Wir führen ihn morgen in die Kirche," sagte der fromme Mann, „die Mutter Gottes, scheint es, will ihn wider seinen Willen erleuchten, denn eine andere Sprache als seine eigene tönte so eben aus seinem Munde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tanz in Spanien, der Tänzer El Curro, und die Tänzerin Dolores.

Von Luis-Lutine.

(Beschluß.)

Das Publicum betet die Tänzerinnen an, behandelt sie aber doch oft mit großer Strenge, eben weil es sie liebt.

Digitized by Google

Die Kunstrichter in den spanischen Theatern haben ihre Plätze ganz vorn, wo bei uns Orchester und Sperrsitze sind. Diese Plätze heißen Lunetas. Hier sitzen die sogenannten Majo's, die Stutzer der Stadt, die Officiere der Garnison und andere Männer von Auszeichnung. Die Lunetas geben den Ton an, und das übrige Publicum stimmt gewöhnlich mit ein. Stört Jemand die Vorstellung, hustet er, oder kehrt dem Publicum den Rücken zu, so erheben sich die Lunetas wie auf ein Commandowort, und der Strafbare muß entweder das Haus sogleich verlassen, oder sich grüßend verbeugen, was einer Abbitte gleich kommt. Wenn auf den Bretern die Lieblingstänzerin sich vergißt oder nachlässig tanzt, wenn sie sich im Bolero nicht graziös und coquett genug zeigt, im Fandango nicht wollüstig genug, im Jota nicht kühn genug, im Zorongo nicht toll genug, gleich regen sich die Lunetas, feuern sie an, zischen, weisen sie zurecht, oder jagen sie auch wohl ganz von der Bühne. Gewöhnlich kommt sie nach einer Weile wieder zurück, ihre schönen Hände über der Brust gekreuzt, den Blick mit anscheinender Demuth zu Boden geschlagen. So nähert sie sich langsam und gebückt, aber immer noch mit durchblickendem Stolz und Trotz, den Lampen, und bittet um Entschuldigung, doch nur mit den Worten: por el amor de Dios. Nichts anderes sagt sie, und scheint damit anzudeuten, daß sie die Gnade des Publicums nur um der Gnade des Himmels willen in Anspruch nimmt. Ein Hagel von Bravos, von Blumen und Küssen fliegt ihr entgegen, der Tanz beginnt aufs neue, und der Beifall donnert noch, wenn der Vorhang schon lange gefallen ist.

In moralischer Beziehung stehen die Tänzerinnen in Spanien in keinem bessern Rufe als in andern Ländern. Wie kämen sie auch dazu? Der Tanz ist Poesie, und was hat Poesie mit der sogenannten Moral zu schaffen?

Einen großen Namen hat in Spanien ein Liebespaar von Tänzern, El Curro und Dolores. Die Dolores, von den Spaniern im Diminutiv Dolorita genannt, begann ihre Laufbahn im Kloster de Huelgas, eines der reichsten und angesehensten Stifter Spaniens. Sie war jung, schön und früh reif; der himmlischen Liebe, die ihr nicht jede Liebe zu umfassen schien, wurde sie bald müde. Es verdroß sie, immer nur vor dem todten Publicum der gemalten oder steinernen Heiligen und vor den düstern Kerzen der Altäre zu tanzen. Sie floh und vertauschte das Klosterleben mit dem wirklichen, den Rosenkranz mit dem Fächer, den Schleier mit der coquetten Mantilla, die Zelle mit dem Boudoir, das Sprachgitter mit den Coulissen, und den Kirchenweihrauch mit dem weltlichen Weihrauch des Beifalls.

Die Kirche schrie Zeter über diesen Sieg des Fleisches über den heiligen Geist. Sie forderte die Rebellin zurück. Aber Dolores war schön, Dolores tanzte wie ein Engel. Der Staatscanzler von Spanien nahm sich ihrer an. Im Namen des Königs ward ihr gestattet, ewig verdammt zu sein, und auch andere in die ewige Verdammniß zu ziehen.

Sie trat bei einer Truppe wandernder Tänzer ein, und wurde für dieses Leben die liebende und geliebte Gefährtin (ob getraut, weiß man nicht) des jungen und schönen El Curro. Dieser, Edelmann von Geburt, und früher Baccalaureus von Salamanca, hatte erst kürzlich den Ruhm des Wissens gegen den Ruhm des Tanzens vertauscht. Drei Jahre später waren El Curro und Dolores die guten Engel des Theaters del Principe zu Madrid. Selbst der Hof theilte die allgemeine Begeisterung und Liebe des Publicums. Man nannte diese Lieblinge nur die Schooßkinder, oder das verhätschelte Paar. Der stolze Adel erschöpfte sich in Herablassung und Freundlichkeit gegen den Tänzer. Die Hofdamen machten ihre freundlichsten Blicke, ihr süßestes Lächeln geltend, um die Tänzerin zu feiern. Das waren herrliche Tage für diese beiden Lieblinge. Der Hof nannte ihn vertraulich: Cavallero. Der König von Spanien und Indien begrüßte sie öffentlich mit einem keuschen Kusse auf die Stirn, und flüsterte heimlich: Dolorita!

Arme Dolores! Jetzt tanzt sie nicht mehr. Sie weint, sie vergeht im Schmerz. Ein Ruhm fehlte dem Tänzer El Curro, ein Ruhm, der in Spanien allgemein beneidet wird. Der Ruhm des Stierkämpfers. Dieser Ruhm ließ den Tänzer nicht schlafen. Er warf die Castagnetten hin und ergriff die rothen Fähnlein und den Degen. Spanien nannte ihn den schönsten Tänzer. Er wollte auch der tapferste Stierkämpfer heißen. Bald ward er es. Nie sah man auf der Stechbahn zu Madrid so viel Muth, Gelenkigkeit, Kraft, Grazie und Geist. Jeder Kampf des El Curro war ein Fest. Eines Tages versah er es, und der Stier durchbohrte seine Brust.

Dolorita tanzt nicht mehr.

Correspondenz.

Aus Paris, im Junius.

[Le diable boiteux.]

Großes Aufsehen macht jetzt auf dem Theater der Académie royale de musique ein Ballet in drei Aufzügen und zehn Tableaux: Le diable boiteux, nach dem bekannten Ro-

Digitized by Google

man von Lesage. Dieses große Ballet enthält eine förmliche Handlung und ist reich an prachtvollen Decorationen, herrlichen, und was noch mehr werth ist, höchst getreuen und richtigen Costümen und an entzückenden Tänzen aus allen Ländern der Welt. Alles ist Leben, Bewegung, Glanz und Freude. Hören Sie das Detail.

Im ersten Act erscheint der Student Cleophas auf einem Maskenball im großen Theater zu Madrid. Drei maskirte Damen setzen ihm sehr zu. Er verfolgt die Intrigue, wird aber von zwei Nebenbublern so sehr gedrängt, daß er, um ihnen einen Streich zu spielen, sich selbst als Dame verkleidet, und sich so die Cour machen läßt. Diese Schelmerei ist einem wirklichen Vorfall nachgebildet, der sich unlängst zu Paris zugetragen hat und viel belacht worden ist. Eine weibliche Maske hatte nämlich einem jungen Manne ein großes Interesse eingeflößt und ließ sich von ihm des Morgens vom Ball in ein Kaffeehaus führen und bewirthen. Hier trank die schöne Maske unerhört viel Champagner, verschlang ein tüchtiges Gabelfrühstück mit Heißhunger und sprach der Rumflasche so tapfer zu, daß ihrem Anbeter die Haare zu Berg standen. Als er nun sie nach Hause begleiten wollte, nahm sie die Maske ab, und siehe die Schöne war des Verliebten bester Freund. Auch Cleophas demaskirt sich, als die beiden Courmacher zu kühn werden, und lacht ihnen ins Gesicht. Diese nehmen aber den Spaß übel, fangen Händel mit ihm an, es gibt einen gewaltigen Auflauf, und Cleophas soll festgenommen werden. Aber er entwischt durch das Fenster, flüchtet über die Dächer und stürzt endlich in das Laboratorium eines Alchimisten. Nachdem er sich von dem betäubenden Fall erholt hat, vernimmt er eine klägliche Stimme. Wir wissen aus Lesage, daß dies des bösen Geistes Asmodi Gewimmer ist, den der Alchimist in eine Bouteille gebannt hat. Cleophas schlägt sie in Scherben, und aus Dankbarkeit tritt der Teufel förmlich in seine Dienste. In einem Spiegel zeigt er ihm die drei Schönen, die ihn wie Kobolde geneckt hatten. Die erste ist ein artiges einfaches Bürgermädchen, eine Grisette der honetten Gattung, die einen Liebesbrief kaum entziffern kann. Der Student macht sich wenig aus ihr, denn er ist schon etwas hochmüthig geworden. Die zweite ist erste Tänzerin des großen Theaters. Diese scheint dem Studenten, der schon anfängt, einen großen Herrn zu spielen, schon eine würdigere Eroberung. Die dritte ist eine Witwe von hohem Rang, oder nicht viel minder. Cleophas' Herz schwankt zwischen der Tänzerin und der großen Dame. Aber der Teufel, der ein gutes Herz hat, nimmt sich im Stillen vor, ihn selbst zu etabliren, und demnach in die Grisette Paquita verliebt zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Vox populi ist nicht immer vox dei.]

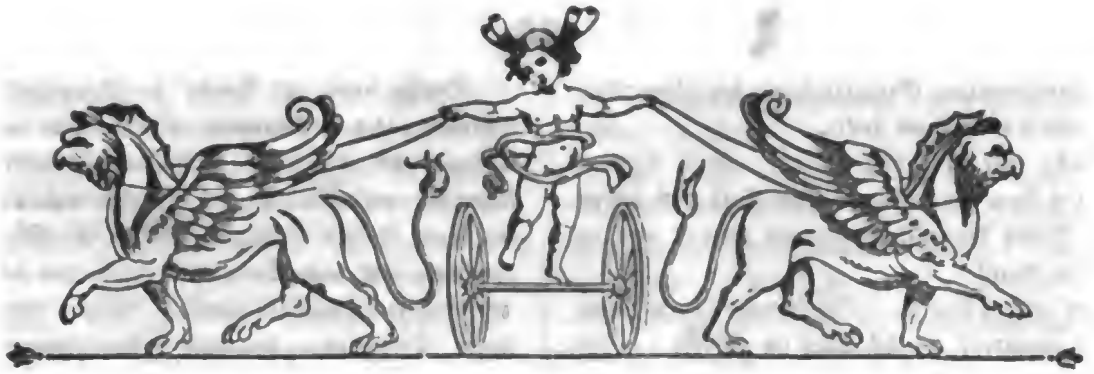
Die letzten Assisen von Neuorleans verurtheilten einen Mörder Namens Washington Whitaker, zum Tode. Seine That war mit den erschwerendsten Umständen verbunden, und überhaupt stand er schon lange in dem übelsten Ruf. Allein er war reich und gehörte einer Familie von großem Einfluß an. Im Gefängniß spielte er den Frömmler und wußte die Häupter aller Religionsparteien für sich einzunehmen. Man gab ihn für einen Heiligen, und ließ nichts unversucht, eine Milderung der Strafe zu bewirken. Doch der Oberrichter blieb unbeugsam. Er fühlte die Nothwendigkeit, ein Beispiel aufzustellen, und gab Befehl zur Hinrichtung auf den nächsten Sonnabend. Whitaker, aus der Rolle der gottergebenen Frömmigkeit fallend, stieß sich am Freitag ein Messer in die Brust, um der öffentlichen Strafe zu entgehen. Nun erfolgten Auftritte, die in den Annalen der Geschichte ohne Beispiel sind. Die Freunde des Selbstmörders erschienen vor dem Gefängniß und begehrten seine Leiche, die ihnen auch, dem Gesetz gemäß, ausgeliefert wurde. Sie trugen den Körper im feierlichen Zuge durch die Straßen der Stadt in die Pflanzung seiner Mutter. Die Miliz des ganzen Kreises rückte aus. Mit Trommelschlag, klingendem Spiel und wehenden Fahnen trug man die Leiche auf den Gottesacker, und erwies ihr alle Ehren, wie einem General, der für die Freiheit seines Vaterlandes auf dem Schlachtfelde gefallen. Salven von Gewehrfeuer wurden gegeben und Reden wurden gehalten, in denen die Ruchlosigkeit mit der Lächerlichkeit wetteiferte. Der Generalmajor entblödete sich nicht, auf den Grabhügel zu steigen, und mit lauter Stimme eine Lobrede auf den schändlichen Meuchelmörder zu halten. Er schilderte den Verbrecher als einen Engel des Himmels, er schalt die Geschwornen, die ihn schuldig gefunden hatten, eine Rotte von Kannibalen, und den Oberrichter einen Tyrannen, dessen Joch noch unerträglicher sei als das der Engländer.

Als man den Kirchhof verließ, wurde ein förmlicher meeting (Volksversammlung) ausgerufen. Ein Präsident wurde gewählt und Secretaire ernannt, um die ganze Ceremonie zu Protokoll zu nehmen und durch den Druck zur Wissenschaft der Vereinstaaten zu bringen. — Und dieser ganze Vorfall blieb ungestraft! — Dies läßt sich nur durch zwei Motive erklären, die wahrscheinlich angewendet worden: Die Anregung des fanatischen Sectirgeistes und die Bestechung durch große Summen von Seite der Familie des Verbrechers. Denn Frömmelei und Geld sind die beiden größten Hebel in Nordamerika. 6.

[Die Tellsage.]

Es leidet keinen Zweifel mehr, daß der Schuß des Tell nicht der Geschichte, sondern der poetisch-mythischen Sage anheimgehört. Kopp regte in seiner Schrift: „Urkunden zur Geschichte der eidgnössischen Bünde", welche im vorigen Jahre erschien, zuerst diesen Gegenstand auf, den Johannes v. Müller noch als einen durchaus beglaubigten hinnahm und hinstellte. Professor Aschbach sprach in den heidelberger Jahrbüchern (Märzheft dieses Jahres) nach genauer Prüfung der Urkunden bereits als unumstößliches Ergebniß aus, daß Tell's Geschichte trotz dem Vorhandensein der Tellscapelle unter die Volksmährchen zu rechnen sei, da in bewährten Quellen von einem Wilhelm Tell solcher Art gar nicht die Rede sei. Dr. J. L. Ideler kommt in seiner vor kurzem in Berlin erschienenen Schrift: „die Sage von dem Schuß des Tell" der Sache noch näher, indem er nachweist, daß dieselbe Geschichte in der Schweiz schon früher zwischen einem Tell des 12. Jahrhunderts und einem Grafen von Sendorf, in Island zwischen Erigil und König Ridung, in Nordengland zwischen Cloudesly und einem Könige gleichgültigen Namens vorgefallen sei. Schon Saxo Grammaticus (im 12. Jahrhundert) erzählt dasselbe von Toko. Jedenfalls übertrug man diese in altenglischen Balladen besungene Geschichte auf ein Ereigniß in der Schweiz, das allerdings wichtig genug gewesen sein mochte, um als Denkstein der schweizerischen Freiheit zu gelten. Dr. Carové stellte vor kurzem im „Phönix" die Resultate dieser Forschungen zusammen.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 122. — den 24. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen ganz in der Frühe stand der Sacristan vor des Nagelschmieds Wohnung und klopfte stark ans Fensterkreuz. Der Kleine erschien, gebückt und gekrümmt, mit erloschenen Augen, matt und bleich wie der Tod.

„Die heilige Jungfrau ruft! Wir feiern Mariä Reinigung!"

Czeckow zitterte und sprach: „Ich habe die ganze Nacht gebetet und gerungen, aber mein Herz ist unfruchtbar an guten Gedanken, mein Auge trocken und leer geblieben an frommen Thränen; wie darf ich Unreiner vor der Reinen erscheinen!"

„Du bist nicht ganz mehr so gottlos wie sonst," sagte der Sacristan, „schon daß Du mich nicht verhöhnst, da ich Dich rufe zur Kirche, ist ein Zeichen zur halben Umkehr. Auf, auf! wer weiß, was Dir beschieden ist, wenn Du an heiliger Stätte inbrünstig betest. Auf! die Mutter Gottes ruft!"

Czeckow folgte wie ein winselndes, gebücktes Hündchen, das halb aus Furcht, halb willenlos gehorcht. Der Sacristan, in der Würde des Bewußtseins, die Kirche triumphire wie immer so auch hier über alles sündhafte Menschenleben, schritt ihm feierlich voran. Als sie an der Kirchthür anlangten, schob er den kleinen Nagelschmied rasch hinein in das Gewühl der Menge, die sich nach dem Altare drängte. Dicht neben dem Altare stand in der Nische das große hölzerne Muttergottesbild, vor dem ein Jeder sein Knie und sein Herz zu beugen sich gedrungen fühlte.

Czeckow führte der Strom der Menge vor sein restaurirtes Bild; Alles um ihn her lag knieend im Gebete; er stand und stierte vor sich hin, als besinne er sich auf geschehene Dinge. Die Gruppen wechselten neben ihm; er stand und sann. Die Blicke der betenden Schaar, die sich in frommer Demuth nur bis zu den Füßen der heiligen Mutter zu erheben wagten, mußten gleichwohl auf Czeckow fallen. „Ich habe den Leuten ihre Himmelskönigin ausgebessert, und doch ist mir, als hätt' ich ein Verbrechen begangen!" sagte Czeckow laut und vernehmlich. Alles fuhr von ihm zurück. „Der Ketzer, der Nagelschmied!" flüsterte es in der Menge. „Heiliger Gott! ich habe sie in Eisen geschmiedet. Seht, seht, das eiserne Halsband, das die Mutter Gottes trägt!"

Er zeigte mit beiden Händen nach dem Angesichte des Bildes. Die Morgensonne gab ihren ersten Strahl durchs bunte Fenster auf das Haupt der Gebenedeiten. Noch hatte Dämmerung die Halle bedeckt, jetzt leuchtete es rings in hellem Glanze. Die betende Menge starrte hinauf. Ein fürchterlicher Schmuck hing am Halse der Figur, ein Werkzeug für Verworfene, das nur teuflischer Hohn hier angebracht haben konnte. Ein Wehe! lief durch die Kir-

Digitized by Google

che, ein hundertstimmiges Gemurre folgte der lähmenden Stille, in welcher der Athem stockte.

„Ach! ach! wie sie zornig blickt!" schrie Czeckow entsetzt. „Ihr Auge rollt, das hölzerne Bild wird lebendig, — auch Bilder können leben — und tödten! auch in Bildern lebt ein Gott!"

Er stürzte todt zu Boden. Die fromme Menge wogte bestürzt durch einander, bis sich Alles im Gebete, in der Furcht und in der gläubigen Zuversicht zu einer allwaltenden, allgegenwärtigen Gottheit wiederfand.

2.

Heiligenstadt, den 16. Mai.

Sie müssen mich einen Thoren schelten, Leopoldine, daß ich Ihnen von Thüringen aus eine böhmische Geschichte erzählte. Säß' ich in Böhmen, schrieb ich Ihnen vielleicht eine thüringische Sage auf. Es geht Manchem so, meine Freundin, ich kenne einen, der sich bei der Nachtlampe seines norddeutschen Studirzimmers immerfort nach Italien sehnte, und im Duftgebüsche der südlichen Orangen das stille Plätzchen seiner traulichen Winterabende aus voller Seele zurückwünschte. Einen Andern kenne ich, der im wunderbaren Doppelschimmer Ihrer Augen vom Glück der süßesten Gegenwart überwältigt, sich aus der Nähe Ihres Daseins gern fortraisonnirt in die weite Welt, und wenn ein Länderstreif mit Bergen und Wäldern sich zwischen ihm und Ihnen dehnt, den stillen Glanz Ihrer Stirn, den milden Hauch Ihrer Lippen bis tief in sein Herz in engster, traulichster Gegenwart empfindet. Es gibt somnambüle Menschen; man soll sie nicht wecken. Es gibt somnambüle Länder; es ist dafür gesorgt, daß sie nicht aufgeschrieen werden. Ein großes Einlullungssystem verzweigt sich durch die Welt; wir haben noch unsere kleinen lichten Momente, da lachen wir einmal auf, wenn wir unsern Zustand nicht mehr beweinen mögen; dann sinken uns wieder die Augenlieder zu und der Weltgeist streut seinen Mohn über unser schwerbeladenes Haupt. Wenn ich aufblinzle: seh' ich die französischen Prinzen an den Höfen von Berlin und Wien herumvoltigiren. Das ist auch eine Art Nachtwandelei; kein Mensch ruft den andern beim Namen, und der Friedenscalculator Louis Philipp weiß Tag und Nacht seine Mohnbüchse zu schütteln. Es thut weiter nichts; wir wissen doch hinlänglich, daß einzelne Menschen keine Weltgeschichte mehr machen, sondern Völker. — Aber wissen Sie, was meine wichtigste Entdeckung bis jetzt auf der ganzen Reise war? Das Umsichgreifen des Biertrinkens nach altbaierscher Art. — —

Bisher hatte nur Baiern die Eigenschaft des Biertrinkens; aber prädisponirte Biermenschen gab es vom Anbeginn der Schöpfung. Prometheus hatte schon viele Menschen geschaffen vermittelst Lehm und Phosphorflammen vom heiligen lichten Himmel; jede Figur, die er gemacht, war nach Verhältniß der Zuthat und Mischung Prototyp eines Völkerstammes. Schon ging er an den letzten Erdenkloß, um auch dessen schwere Masse mit Aether zu beleben: da sah es unser Herr im Himmel. Er schlug den Menschenbildner auf die Finger und der Erschrockene ließ die Phosphorlampe fallen. Der letzte Erdenkloß hatte zu wenig vom belebenden Feuer bekommen; dieser letzte Erdenkloß mußte ein Biertrinker werden. Die andern hüpften und tanzten fort, sie hatten Aether genug im Leibe; schwerwandelnd aber ging der letzte Mensch einher, trübselig, vierschrötig, finster, geistesgrob, lebensfaul: die Aetheressenz hatte bei ihm nur so eben hingereicht, seine Lehmmasse in Fleisch umzusetzen. Der Schöpfer aber blickte auf sein Werk und sahe, daß es gut war. Es ist gut, sagte der Schöpfer, daß nicht alle hüpfen und tanzen, es ist gut, daß einer solide ist und an seiner Schwere den andern ein Exempel abgibt. Er wird mir dereinst in bösen Zeiten, wo das Geschlecht mit Fittichen der Freiheit auftauscht, mein lieber Sohn sein, der an der Scholle des Herkommens haftet. Er wird das Stillsitzen lieben, wenn alle andern sich die Füße verspringen. Er wird an der Materie kleben, wenn Alles sich lächerlich in die Luft versteigt. Er wird sich in Zeiten der Aufklärung eher dem Mönchthume als liberalen Schwindeleien ergeben, und wenn die ganze Welt den Fatamorgana-Träumen einer trügerischen Freiheitsgöttin nachläuft, wenn alles die rothen Mützen schwingt, wie vom Weingeist aufgeregt, wird mein lieber Sohn ruhig sein und Bier trinken. Nicht die Bocksprünge seiner Zeit wird er lieben, nur seinen Bock; die Ideen von Freiheit und Gleichheit werden ihm nichts sein, es wird ihm Alles gleich sein, ist nur sein Bock gut. —

So sprach der Schöpfer und so ward der letzte Mensch, und der letzte Mensch war der erste prädisponirte Biertrinker. Man kannte den Namen noch nicht, aber der Sache nach war dieses Menschenelement schon am Schöpfungstage vorhanden; die Mythe personificirt, was der Wahrheit nach nur als Element sich findet. Und unter diesen Auspicien trat der erste Biermensch ins Leben, und Gott sah, daß Alles gut war.

Den Ursprung des Menschengeschlechts suchen wir in Asien. Wollt ihr der Geschichte des ersten Biermenschen und

Digitized by Google

den Schicksalen seiner ersten Kinder und Kindeskinder in Asien nachforschen, so nehmt die chinesischen Geschichtsbücher zur Hand und betrachtet die in sich versteifte und verdumpfte Pagode. In dieser massenhaft in sich gedrückten, selig versteischten Pagodenfigur seht ihr einen asiatischen Biertrinker; ihm fehlt nur der Bock. Und die würdigen Spätnachkommen jenes letztgebornen Prometheusmenschen findet ihr in den münchner Bockkellern. Steigt hinunter, ich bitte euch: seht dort jene Bierpagoden, hinter den Deckelgläsern verschanzt, jene still gewölbten, furchtbar ruhigen Menschen mit kirschbraunen Wangen und halbverwachsenen Augen. Das sind die jüngsten Kinder des prometheischen Fehltritts. Es sind die berühmten „Protzen" von München, oder auch, nach Maßgabe ihres innern Gehaltes, Zehn-, Zwölf-, Fünfundzwanzig-Mäßer genannt, wie man im Artilleriewesen von Zehn-, Zwölf- und Fünfundzwanzig-Pfündern zu sprechen pflegt. Ich mag die Genealogie durch die Reihe der Jahrhunderte nicht durchführen, aber ich sage euch, es läuft durch die Weltgeschichte ein bierdicker Faden, der nie abriß. Zu allen Zeiten hat es bierbaiersche Elemente gegeben mit und ohne Bock, es sind die bleiernen Elemente jeder Zeit. Und wenn die europäischen Generationen, schnellkräftig, rasch und lebensbeweglich, bisher der Geschichte Flügel gaben: siehe! es ist die Zeit gekommen, wo Alles wird Bier trinken nach altbaierischer Art. Der Weltgeist ist matt geworden an Thatkraft, erlahmt in seiner Productionslust, der Zeitgeist geht zu Biere. Da sitzt er sich fest und steif und verwächst mit allen seinen Ideen zu einer ruhig dämmernden Masse. Kein junger Moselwein jagt ihm sein frisches Leben in die Adern, kein Champagner schäumt durch sein Herz mit süßen Träumen, kein Rheinwein läßt ihn glühen für einen großen starken Gedanken. Und der Biergeist hat auch seine Reize. Ein Bier, das die Zwanzig-Mäßer „söffig" nennen, ist lieblich, einschmeichelnd weich, es glänzt wie dunkles Gold, es perlt mit hundert Augen, es fließt leicht und mild. Der tiefe Keller duftet mit seinem kühlen Athem dir aus dem Tranke entgegen, die Kellner eilen geschäftig Krug für Krug, immer einzeln, Stiege ab und auf; wie ein Blumentopf steht das Glas im blechernen Untersatz vor dir, die zinnernen Deckel klappern, ein Bienengesumme schwirrt durch Kopf und Herz, und du versinkst in schwülen Traum. Der Wein jagt dich über dich selbst hinweg, er beflügelt deine Gedanken mit Centrifugalkraft. Das Bier regt deine Lebensgeister nur insoweit auf, um sich ihrer desto sicherer zu bemächtigen, es drückt dich mit allen deinen Hoffnungen und Planen dumpf zusammen, die centripedale Gewalt der Schwere herrscht im Geist der Biere.

Ach, ach! daß ich das weiß und doch hier sitze und mit dem Deckel klappere. Der Kellner kommt; das Seidel schäumt. Gute Nacht, Leopoldine! gute Nacht, kecke Verwegenheit, das Leben zu erobern, das Glück zu gewinnen, ich lasse Alles über mich geschehen, ich trinke baierisch Bier.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Fortsetz.)

[Le diable boiteux. — Thalberg. Reicha.]

Der zweite Act führt uns in den Foyer der Tänzerinnen, wo wir den Proben zusehen. Es verwandelt sich, und wir sehen die Bühne selbst und zwar von rückwärts. Diese Decoration ist äußerst pikant und überraschend. Man sieht, was auf den Brettern vorgeht, eh der Vorhang aufgeht. Dieser hängt im Hintergrunde mit der Rückseite gegen das wirkliche Publicum gekehrt. Die Musik beginnt, der Vorhang geht auf, und man erblickt den prachtvollen, mit Zuschauern angefüllten Saal des madrider Operndhauses, wie es aussieht, wenn eine feierliche Vorstellung Statt findet. Zwei Publicums sitzen jetzt einander gegenüber, das wirkliche und das fingirte eben so zahlreiche madrider Publicum, beide nur von dem Podien der Bühne geschieden. Dieser Anblick übertrifft Alles, was man an theatralischen Täuschungen je gesehen hat. Der Tanz beginnt. Natürlich sind die Tänzer und Tänzerinnen alle gegen das spanische Publicum gekehrt, und weisen dem wirklichen den Rücken. Die erste Tänzerin Florinde tanzt ein pas de deux mit einer Rivalin. Asmodi hat sich in das Souffleurloch geschlichen und durch seine Höllenkunst vereitelt er alle Tanzkünste Florindens, alles mißlingt ihr, sie macht fiasco, während ihre Rivalin mit einem Beifallssturm überschüttet wird. Florinde stellt sich endlich, als habe sie sich den Fuß verrenkt, und rettet sich in die Coulissen. Der Tanz ist unterbrochen, der Regisseur tritt vor, neigt sich gegen das spanische Publicum, entschuldigt die Kranke ꝛc. Der Vorhang fällt auf der spanischen Seite, und man sieht Florinden in ihre Garderobe tragen. Die Garderobe einer Tänzerin ist ein süßer Zufluchtsort für viele Leute, weil gewöhnlich nur immer einer nach dem andern zugelassen wird. Cleopbas erscheint ebenfalls da wie ein Cavalier und wird nicht übel empfangen. Aber bald bemerkt er, hinter einer spanischen Wand versteckt, daß die Tänzerin auch für andere einige Pirouetten im Vorrath hat. Er wird bedenklich, und Asmodi bereitet schon den Sieg der artigen Paquita vor. Doch wohnt Cleopbas noch einer Orgie von gutem Geschmack bei, die die Tänzerin in ihren prachtvollen Salons gibt, und die mit einem Bolero mit Castagnetten schließt, den sie selbst tanzt. Dieser Tanz machte fureur. Natürlich, denn die Tänzerin Florinde war — Fanny Elsler.

Im dritten Act merkt die Tänzerin schon die wachsende Neigung der naiven Paquita für Cleopbas. Sie ist aber gutherzig (gutherzig sind sie alle) und legt dem Glück des artigen Mädchens keine Hindernisse in den Weg, ja, sie beweist sich ihr sogar hülfreich, wozu wahrscheinlich Asmodi's Zauberkunst das übrige beiträgt. Nun ist nur noch übrig, den Studenten über die große Dame zu enttäuschen, die weiter nichts ist als eine Ränkemacherin. Fanny Elsler wirft sich in eine Officiersuniform, kleidet sich einen Schnurrbart an, setzt den Hut schief aufs Ohr, beleidigt die Leute, fordert heraus, schlägt sich tapfer im Duell und dringt in die Woh-

Digitized by Google

nung der Donna Dorothea ein. So heißt die vornehme Dame. Dort unternimmt sie einen jener raschen Angriffe, in denen sie (nämlich Florinde) einige Erfahrungen gemacht hat. Cleophas ist Zeuge von allem. Endlich geht es ans Spiel. Cleophas verliert all sein Geld (immer durch Asmodi's dämonische Kraft), und sowie er nichts mehr hat, weist ihm Donna Dorothea die Thür. Die endliche Lösung des Ganzen geschieht auf einem ländlichen Fest, la fiesta del Santillo, an dem Ufer des Mansanares. Hier gaukelt es wie ein spanischer Jahrmarkt durcheinander. Zigeuner mit ihren Weibern und Mädchen, Trachten aus allen Provinzen Spaniens, wandernde Kaufleute, Tänze von allen Gattungen, alle mögliche Augenweide. Cleophas ist auch da, aber mit andern Gefühlen. Von seinen Gläubigern ausgeplündert, von seinen Freunden verlassen, verzweiflungsvoll will er sich in die Fluthen des Mansanares stürzen. Aber Paquita, die edelmüthige Grisette, hält ihn zurück und gesteht ihm ihre Liebe. Es versteht sich, daß er sie heirathet, und da sie sehr tugendhaft ist, so ist das Ballet das moralischste aller Ballete und Asmodi der väterlichste aller Teufel.

Die Musik von Mr. Gide ist nicht ausgezeichnet. Die Motive sind meist aus Grétry, Herold, Meyerbeer ꝛc. entlehnt. Dies genügt nicht. Das Ballet soll kein Quodlibet sein, sondern es hat Anspruch auf Originalität in der Musik, eben so, wie die Oper.

Alles zusammengenommen, kann man dieses choregraphische Werk eine grandiose Erscheinung in der Theaterwelt nennen. Schon allein das große Schauspielhaus zu Madrid ist eine Decoration, die so bewunderungswerth und sehenswürdig ist, daß es nicht zu auffällig wäre (sagt ein französisches Blatt), wenn alle Parteihäupter Spaniens nach Paris kämen, es in Augenschein zu nehmen, und, die Aehnlichkeit prüfend, den Bürgerkrieg auf einige Zeit ruhen ließen.

Eine andere Erscheinung von Wichtigkeit in der Kunstwelt ist der Pianist Thalberg, ein Deutscher von Geburt, der großes Aufsehen macht und wirklich alles übertrifft und verdunkelt, was jemals auf dem Fortepiano Ruf hatte. Sogar List und Moscheles treten gegen ihn in den Hintergrund. Was er auf dem Instrument ausführt, grenzt an das Wunderbare. Man traut seinen Ohren nicht, und nimmt die Augen zu Hülfe, um sich zu überzeugen, daß es wirklich nur Einer sei, der diese Täuschung, diesen Zauber auf einem Instrument hervorbringt, denn man kommt in Versuchung zu glauben, daß wenigstens vier Künstler auf vier Instrumenten spielen. Zuweilen meint man eine gewaltige Orgel zu hören, zuweilen einen Verein von Blas- und Streichinstrumenten. Kurz der Effect, den Thalberg hervorbringt, läßt sich mit nichts vergleichen. Rossini hat sich gegen diesen Künstler am treffendsten über sein Spiel ausgedrückt. Könnte man, sagte er zu ihm, das, was Sie so eben gespielt haben, nicht für zwei Hände arrangiren! Ein schöneres und erschöpfenderes Lob konnte der Maestro nicht aussprechen. Rossini's Aeußerung hat der Bildhauer Dantan plastisch ausgedrückt, indem er den Künstler in Gops darstellte, wie er am Piano sitzt, mit den germanischen Zügen, voll Ruhe und zugleich Begeisterung, voll Würde und innerem Feuer — sprechend ähnlich, — aber — mit zehn Fingern an jeder Hand. Ob diese Abnormität vor dem Richterstuhl der Schönheit bestehen kann, sei dahin gestellt, aber daß sie die bezeichnendste Versinnlichung von Thalberg's Tonzaubereien ist, kann nicht geleugnet werden.

Die musikalische Kunst hat abermals einen großen Verlust erlitten. Der als Professor der Composition und musikalischer Schriftsteller rühmlich bekannte Reicha ist, wie Sie wissen, am 28. Mai im 66. Jahre gestorben. Er war zu Prag geboren, studirte auf deutschen Universitäten, und widmete sich endlich ganz dem Studium der Musik. Er war erst Kammermusikus und Violoncellist im Dienst des Grafen Waldstein, und trat im Jahr 1787 als Concertmeister in die Capelle des Kurfürsten von Cöln. Sein Ruf drang nach Frankreich, und im Jahr 1800 wurde er, an die Stelle Méhul's, zum Professor der Composition im Conservatorium zu Paris ernannt. Hier widmete er sich ganz der Theorie seiner Kunst. Mit unermüdlichem Fleiß brachte er zwanzig Jahre mit Forschungen zu und gab endlich sein berühmtes Buch: Traité de Mélodie, heraus, ein merkwürdiges Werk, das große Sensation in der musikalischen Welt machte. Alle Musiker hatten geglaubt, es sei unmöglich, die Melodie feststehenden Regeln zu unterwerfen. Reicha's mathematischer Geist bewies das Gegentheil. Er zeigte, daß der Melodie, eben so wie der Poesie und Redekunst, gewisse Regeln zum Grunde liegen, daß sie ebenfalls ihre Redetheile, ihre Sätze und ihren Periodenbau habe. Seinem ersten Werke folgten bald andere. Alle wurden ins Deutsche übersetzt, und ihr Verfasser erlangte einen europäischen Ruf. Onslow, Berlioz und andere ausgezeichnete Musiker sind seine Schüler gewesen. Reicha ist Verfasser von mehr als hundert Compositionen für die Instrumentalmusik. Seine Quintette sind berühmt und werden den Compositionen eines Haydn, Mozart und Beethoven an die Seite gesetzt. Auch einige Opern hat Reicha geschrieben, die in der Académie de musique aufgeführt wurden, wiewohl mit minderem Erfolg.

Reicha's Leichenzug war sehr feierlich. Cherubini, Paer, Auber, und fast alle berühmten Namen in der pariser Musikwelt begleiteten seine Hülle zu Grabe. Auf dem Kirchhof des Père la Chaise hielt Professor Elwart vom Conservatorium eine Rede, die tiefen Eindruck auf alle Zuhörer machte, besonders auf die Schüler Reicha's, deren Wohlthäter er oft war. (D. B. f.)

Notizen.

[Frln. Potgorschek und Hr. Kloß in Dresden.]

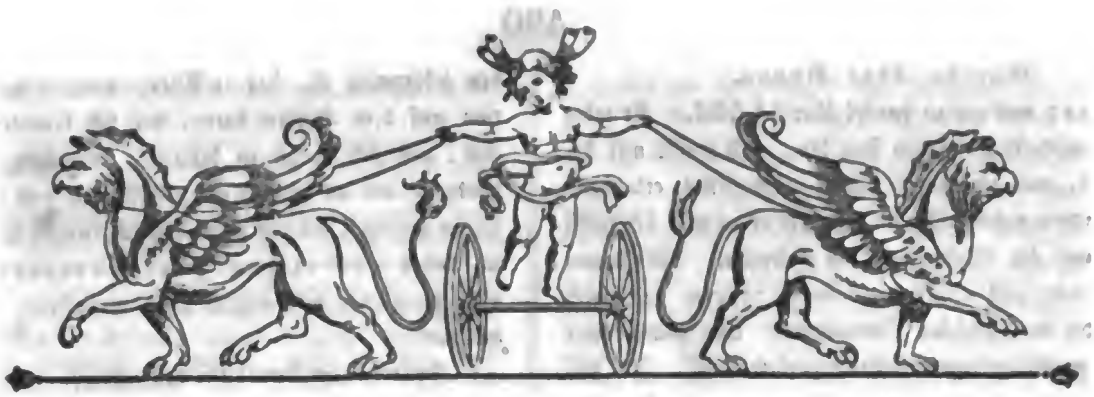
Einem schätzenswerthen Briefe aus Dresden vom 28. v. M. entnehmen wir folgende kurze Mittheilungen.

Eine junge Altistin, Frln. Potgorschek aus Wien, trat vorigen Monat in einer italienischen Vorstellung des Tancredi in der Titelrolle auf und gefiel hauptsächlich durch ihre metallreiche Stimme. Sie ist bei der Hofoper engagirt worden. — Das von Berlin aus bereits bekanntgewordene historische Concert des Musikdirectors Kloß, das er hier im Harmoniesaale unter Mitwirkung der königl. Capelle wiederholte, war eigenthümlich und von musikalischem und historischem Interesse. Hr. Kloß trug ein Pianoforteconcert von Beethoven sehr brav vor und hielt eine historische Vorlesung über die Kunst der Töne der ältesten vorchristlichen Zeit. Zum praktischen Beispiele wurden arabische Elegien in der Ursprache gesungen. Die Vorlesung war deutlich und im erzählenden Tone; die arabischen einfachen Melodien ansprechend, von Frln. Potgorschek ausgeführt. Wir sehen mit Vergnügen der Fortsetzung entgegen. — Wie es heißt, so wird im Stillen daran gearbeitet, die italienische Oper in ihrer frühern Gestalt wieder herzustellen. Sollte es aber nicht naturgemäßer sein, unsers zu früh verstorbenen Capellmeisters C. M. v. Weber's Idee zu verwirklichen: in einer deutschen Residenz, wie Dresden, die deutsche Oper auf den bestmöglichsten Standpunct zu schwingen?

[Demoiselle Bertin.]

Dem. Bertin in Paris hat wieder eine Oper geschrieben. Ihr „Faust", eine frühere, fiel durch. Auch der neue diesjährige Chant Bertin (Chambertin) soll nicht besonders gerathen sein.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 123. — den 25. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Eckermann's Gespräche mit Goethe *).

Eckermann's Unterhaltungen mit Goethe sind gegenwärtig der allverbreitete Stoff der deutschen Conversation. Die Deutschen bedürfen zur Unterhaltung meist eines Buches, und das in Rede stehende, das selbst nur aus Unterhaltungen besteht, ist ganz das dazu geeignete. Es ist in Deutschland die Zeit da, wo der Begriff der „guten Gesellschaft" bedeutend geworden ist und auch auf die Literatur reflectirt. Man will nicht mehr schwärmen, wenn man jetzt Lecture treibt, man will nur Stoff zu geistreicher Conversation ihr entnehmen. Das Theater besucht man auch nur, um zu erfahren, wie diese oder jene bedeutsame Persönlichkeit sich zur Kunst stellt. Dies gibt die Materie zur Conversation; wie es mit der Kunst selbst steht, ist nur für stille bedeutende Gemüther Gegenstand einsamen Denkens. „Man fühlt sich bei dem Buche in guter Gesellschaft, und das ist viel!" sagte eine Dame, die ich über der Lecture der Eckermann'schen Gespräche traf. Damit ist dem Buche in der That sein Recht geschehen.

Für Herrn Eckermann selbst sich zu interessiren, bleibe dem Leser überlassen, er findet des Weitern genug in der Einleitung, die Eckermann voranschickt, um sein Verhältniß zu Goethe zu vergegenwärtigen. Für die ungeschminkte Treue seiner Hingebung, für den Umstand, daß er so ganz Ohr, so ganz zungenlos dem großen Veteranen gegenüber war, verdient er jedenfalls den Dank aller Leser. Es kam hier darauf an, ein Gefäß zu sein für die Expectorationen des greisen Dichterheros, der in Hrn. Eckermann durchaus die blos receptive Natur, die willenlose Schale fand, um der Welt darzubieten, was noch als Frucht seines Denkens, Dichtens und Strebens in ihm war und der selbsteigenen Feder anzuvertrauen die Lust der Jugend fehlte.

In einem hannöverschen Dorfe geboren, erwuchs Eckermann in durchaus untergeordneten Verhältnissen. Er machte die Feldzüge von 1813 u. s. w. mit, wurde dann als bereits alter Jüngling Gymnasiast, gab Gedichte heraus, um studiren zu können, und schrieb dann „Beiträge zur Poesie mit besonderer Rücksicht auf Goethe." Diese sandte er nach Weimar und sie wurden der Anknüpfungspunct des Verhältnisses. Falk berichtet über Goethe mit der an ihm bekannten satyrischen und erfinderischen Willkür von dessen Ankunft in Weimar bis zum Jahre 1824. Eckermann, der den Meister der deutschen Rede mit aller Pietät der ergebensten Lernbegierde ausbeutet, berichtet getreulichst aus der Zeit von 1823 bis zu Goethe's Tode. Wir entheben nach der Lectüre des ersten Bandes vorläufig einige der bedeutsamsten Aeußerungen.

*) Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823—1832. Von Johann Peter Eckermann. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1836.

Digitized by Google

Goethe über Byron.

„Byron war gar zu dunkel über sich selbst. Er lebte immer leidenschaftlich in den Tag hin, und wußte und bedachte nicht, was er that. Sich selber Alles erlaubend und an Andern nichts billigend, mußte er es mit sich selbst verderben und die Welt gegen sich aufregen. Mit seinen English bards and scotch reviewers verletzte er gleich anfänglich die vorzüglichsten Literatoren. Um nachher nur zu leben, mußte er einen Schritt zurücktreten. In seinen folgenden Werken ging er in Opposition und Mißbilligung fort; Staat und Kirche blieben nicht unangetastet. Dieses rücksichtslose Hinwirken trieb ihn aus England und hätte ihn mit der Zeit auch aus Europa getrieben. Es war ihm überall zu enge, und bei der gränzenlosesten persönlichen Freiheit fühlte er sich beklommen; die Welt war ihm wie ein Gefängniß. Sein Gehen nach Griechenland war kein freiwilliger Entschluß, sein Mißverhältniß mit der Welt trieb ihn dazu. Daß er sich vom Herkömmlichen, Patriotischen lossagte, hat nicht allein einen so vorzüglichen Menschen persönlich zu Grunde gerichtet, sondern sein revolutionnairer Sinn und die damit verbundene beständige Agitation des Gemüthes hat auch sein Talent nicht zur gehörigen Entwickelung kommen lassen.

Lord Byron ist zu betrachten: als Mensch, als Engländer und als großes Talent. Seine guten Eigenschaften sind vorzüglich vom Menschen herzuleiten; seine schlimmen, daß er ein Engländer und ein Pair von England war; und sein Talent ist incommensurabel. — Er ist ein großes Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei Niemanden größer vorgekommen als bei ihm. In Auffassung des Aeußern und klarem Durchblicke vergangener Zustände ist er eben so groß als Shakspeare. Aber Shakspeare ist als reines Individuum überwiegend. Dies fühlt Byron sehr wohl, deshalb spricht er von Shakspeare nicht viel, obgleich er ganze Stellen von ihm auswendig weiß. Er hätte ihn gern verläugnet, denn Shakspeare's Heiterkeit ist ihm im Wege; er fühlt, daß er nicht dagegen aufkann. Pope verläugnet er nicht, weil er ihn nicht zu fürchten hatte. Er nennt und achtet ihn vielmehr, wo er kann, denn er weiß sehr wohl, daß Pope nur eine Wand gegen ihn ist."

„Hätte Byron," sagte Goethe ein anderes Mal, „Gelegenheit gehabt, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, durch wiederholte derbe Aeußerungen im Parlamente zu entledigen, so würde er als Poet weit reiner dastehen. So aber, da er im Parlamente kaum zum Reden gekommen ist, hat er Alles, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, bei sich behalten, und es ist ihm, um sich davon zu befreien, kein anderes Mittel geblieben, als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. Einen großen Theil der negativen Wirkungen Byron's möchte ich daher verhaltene Parlamentsreden nennen, und ich glaube sie dadurch nicht unpassend bezeichnet zu haben."

Später beim Erwähnen des „Beppo" äußert sich Goethe unwillig über das Vorherrschen einer verrachten empirischen Welt, der sich der Geist, der sie uns vor die Sinne führt, gewissermaßen associirt habe.

Goethe über Schiller.

„Daß die physische Freiheit Schiller'n in seiner Jugend so viel zu schaffen machte, lag zwar theils in der Natur seines Geistes, größern Theils aber schrieb es sich von dem Drucke her, den er in der Militairschule hatte leiden müssen. Dann aber in seinem reiferen Leben, wo er der physischen Freiheit genug hatte, ging er zur ideellen über, und ich möchte fast sagen, daß diese Idee ihn getödtet hat; denn er machte dadurch Anforderungen an seine physische Natur, die für seine Kräfte zu gewaltsam waren. — Der Großherzog bestimmte Schillern bei seiner Hierherkunft einen Gehalt von jährlich 1000 Thalern, und erbot sich, ihm das Doppelte zu geben, im Fall er durch Krankheit verhindert sein sollte, zu arbeiten. Schiller lehnte dieses letzte Anerbieten ab und machte nie Gebrauch davon. „Ich habe das Talent," sagte er, „und muß mir selber helfen können." Nun aber bei seiner vergrößerten Familie in den letzten Jahren mußte er, der Existenz wegen, jährlich zwei Stücke schreiben, und um dieses zu vollbringen, trieb er sich, auch an solchen Tagen und Wochen zu arbeiten, in denen er nicht wohl war; sein Talent sollte ihm zu jeder Stunde gehorchen und zu Gebote stehen. Schiller hat nie viel getrunken, er war sehr mäßig; aber in solchen Augenblicken körperlicher Schwäche suchte er seine Kräfte durch etwas Liqueur oder ähnliches Spirituöses zu steigern. Dies aber zehrte an seiner Gesundheit und war auch den Productionen selbst schädlich. Denn was gescheidte Köpfe an seinen Sachen aussetzen, leite ich aus dieser Quelle her. Alle solche Stellen, von denen sie sagen, daß sie nicht just sind, möchte ich pathologische Stellen nennen, indem er sie nämlich an solchen Tagen geschrieben hat, wo es ihm an Kräften fehlte, um die rechten und wahren Motive zu finden."

Digitized by Google

Geistliche und weltliche Briefe aus Deutschland.

(Fortsetzung.)

Aber ich schwärme und faselt nicht, ich sehe klar und bestimmt. Es mußte so erfüllt werden im Laufe der Zeiten. Nur ein Zeitalter, das Bier trinkt, versumpft in trägem Frieden. Mit Bierhefen füttern die Deutschen Geist und Herz. Ich habe fast überall bairisch Bier gefunden. Aus Leipzig allein geht jährlich die Summe von mindestens 60,000 Thalern für Bier nach Baireuth und Nürnberg. Am Rhein, denken Sie! am Rhein, in Ihrer Heimath auch, Leopoldine, fängt man an, Bier zu trinken. Jemand, der so eben von Paris kommt, versichert mir, es würde dort eine Brauerei nach der andern errichtet, denn das Gelüst zum baierschen Nationaltrank greife zum Erstaunen jedes Fremden in reißender Steigerung um sich. Louis Philipp thut wohl, diese Richtung des Geschmacks zu begünstigen. Ein Volk, das sich plötzlich dem Biertrinken ergibt, muß erlahmen an aller Schnellkraft des Witzes, an aller Fähigkeit, in drei Tagen aufzuerstehen von der Gruft des Todes. Was soll aus der heiteren Lust der Rheinländer werden? Was aus der graziösen Geschmeidigkeit des sächsischen Volkscharakters? Die Franzosen — und Bier! Wenn Alles zu Biere geht, wenn uns alle derselbe einschläfernde Mohngeist bedrückt, dann gute Nacht, Licht, Sonne, Sternenwelt! Euch klag' ich nicht an, ihr himmlischen Elemente, euch nicht: ihr habt ja keine Kinder! Der Menschengeist aber ist anklagenswerth, denn er soll Kinder gebären; die Zukunft ist das Kind der Gegenwart. Ich bin kein Materialist, aber ich halte es für höchst wichtig, mit welchem Stoffe sich eure Seele vermählt, wenn ihr geistig zeugen wollt. Zu Riesen werden deine Gedanken, wenn du Burgunder trinkst, zu Fröschen und Kröten, wenn du von Gräubeeger nippst. Einen Atlas zeugst du mit Ungarwein, einen Simson, der blind aber muskelstark die Säulen umklammert, wenn der Tokayer wie heißes Oel durch deine Adern strömt. Wenn du Sicilianer schlürfst, läuft ein tobender Schmerz wie eine Berthoven'sche Fuge oder ein Byron'scher Gedanke durch deine Seele und schießt mit Raketengewalt seine Feuergarben gen Himmel. Trinkst du jungen Moselwein, so springen hundert Knaben, Genien der Heiterkeit, aus deinem Gehirn; stürze Champagner, und ein schäumender Regenbogen steigt aus deiner Seele himmelan, und tausend Mädchenköpfe lachen die aus den Wolken entgegen. Aber, ach, ach! von Bierstoffen bewältigt, wird dein Geist nichts als dumme Bauerjungen von Gedanken erzeugen.

Baiern, Baiern, du wirst welthistorisch. Nicht durch deine Tempel und Säulenhallen, nicht durch deine königlichen Inschriften, nicht durch die Organisation Griechenlands — das ist alles sehr leicht, sehr heiter, — nein, durch dein Bier, dein Bier ist schwerer Ernst. Gute Nacht, Welt, arge Welt! der Knabe Baier fängt an mir fürchterlich zu werden. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Balzac's Prozeß.]

Ein Proceß, der zwischen Balzac und der Revue de Paris ausgebrochen ist, hat die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt von Paris so sehr auf sich gezogen, daß ein kurzer Abriß davon auch in Deutschland nicht uninteressant sein dürfte. Der Advocat Chaix-d'Est-Ange, der die Sache der Zeitschrift gegen Balzac führte, setzte den Grund der Klage mit solcher Klarheit auseinander, und wußte der ganzen Angelegenheit so viel Humor abzugewinnen, daß wir seine eigenen Worte im gedrängten Auszug wiedergeben wollen:

Ende Mai 1834 (sagte Chaix-d'Est-Ange) trug Hr. v. Balzac dem neuen Director der Zeitschrift: Revue de Paris, deren Mitarbeiter er bisher gewesen, ebenfalls seine thätige Mitwirkung an. Er lieferte ein Werk (so nennt er seine Artikel). Es war: „Seraphita." Das heißt, er versprach dies Werk zu liefern, und wir werden gleich sehen, daß versprechen und wirklich abliefern zwei sehr verschiedene Dinge bei Hrn. v. Balzac sind. Er forderte auf Rechnung dieses Werkes Geld, und erhielt erst 1000 Franken, dann noch 700, und lieferte die zwei ersten Abtheilungen. Seraphita war ein höchst interessanter Roman, wie alle Romane des Hrn. von Balzac. Nach dem Erscheinen dieser zwei ersten Artikel vor — beinahe hätt' ich gesagt: verschwand Hr. v. Balzac, aber nein, er verreiste nur, vielleicht in die Schweiz, jedenfalls weit von Paris, und nahm die 1700 Franken mit, von denen ihm, nach seinem eigenen Bekenntniß nur 1000 gebührten. So standen die Sachen, und die Revue de Paris hatte schon über die Fortsetzung der Seraphita das Kreuz gemacht, als Hr. v. Balzac gegen Ende von 1834 zurückkommt. Nun sagt er zur Revue de Paris, er gebe ihr sogleich — was! das Ende der Seraphita! Keineswegs. Sondern ein neues Werk, die „Mémoires d'une jeune mariée", und zwar gegen 3500 Franken. Der Titel war reizend. Hr. v. Balzac erhält 1000 Franken, und gibt dafür — Nicht doch! und verspricht dafür das Manuscript der Seraphita abzuliefern. Hierauf geht er wieder fort auf Reisen. Nach seiner Wiederkunft bringt er der Revue de Paris — das Ende der Seraphita? Nein. Die Mémoires d'une jeune mariée? Keineswegs. Ich gebe Ihnen, sagt er, „le Lys dans la vallée." Wohlan! Es sei! Man bezahlt 2000 Franken für: le Lys dans la vallée, und am 21. November erscheint der erste Artikel vom Lys dans la vallée. Am 29. desselben Monats erscheint der zweite. Alles geht vollkommen regelmäßig. Aber bald ist es aus mit der Regelmäßigkeit. Erst am 29. December erfolgt der dritte Artikel, und dieser dritte Artikel schließt — — zuvörderst mit Hrn. v. Balzac's Unterschrift, was die Hauptsache ist. Dann kommt die Ankündigung: Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer. Der Roman war nun beim interessantesten Moment abgebrochen. Die Leser konnten schlechterdings nicht errathen, wie sich der Verfasser aus dem Handel herauswickeln würde. Dieser wußte es vielleicht selbst nicht. Auch bleibt er den Schluß schuldig. Er findet es passender, mit einem andern Journal abzuschließen. Nachdem er der Revue de Paris den Anfang vom Lys dans la vallée gegeben, findet

Digitized by Google

er sehr ergötzlich, in seinem Journal anzukündigen, daß er sich aus Gründen seiner persönlichen Würde von der Revue zurückziehe. In der Chronique de Paris erscheint nun ein emphatisches Lob des Talents seines neuen Mitarbeiters, und zeigt, wie viel das neue Journal dadurch gewinnen wird, und folglich, wie viel wir (die Revue) verlieren. An dieser Ankündigung hat Hr. v. Balzac gewiß keinen Theil. Ei, Bewahre! Zwar ist es Brauch und Sitte, daß man solche Ankündigungen denen erst vorlege, die deren Gegenstand sind. Aber diesmal geschah das nicht. Hr. v. Balzac hat sie gar nicht zu Gesicht bekommen! Wer wird das denken? Er sollte sie etwa selbst geschrieben, eigenhändig corrigirt haben? Gott bewahre! Die Sache hatte übrigens ihre Richtigkeit. He. v. Balzac verließ die Revue de Paris aus Gründen seiner persönlichen Würde. Vermuthlich aus den nämlichen, die ihn schon früher bewogen, die Seraphita zu unterbrechen. Bei so gestalteten Sachen, da der Schluß vom Lys dans la vallée ausbleibt, und da Hr. v. Balzac aus Gründen seiner persönlichen Würde genöthigt ist, die Revue de Paris zu verlassen, haben wir erachtet, daß unsre persönliche Würde und unser Interesse, das auch in Anschlag kommen muß, uns hinlänglich berechtigen, Hrn. v. Balzac gerichtlich zu belangen. Wir belangen ihn hiermit und sagen zu ihm: Fürs erste sind Sie uns Geld schuldig, und es liegt gewiß in ihren Gründen der persönlichen Würde, uns nicht zu verlassen, ohne uns bezahlt zu haben. Hierzu sagt Hr. v. Balzac: Hier ist das Geld. Sehe wohl, sagen wir. Aber nun müssen wir auch die Mémoires d'une jeune mariée und den Schluß vom Lys dans la vallée haben. Es geht nicht an, uns so mitten in einer Geschichte stecken zu lassen. Das Publicum schmachtet nach dem Schluß vom Lys dans la vallée. Sie haben uns beim interessantesten Moment sitzen lassen, uns dadurch einen großen Schaden zugefügt, und darum verlangen wir 10,000 Franken, und außerdem noch 50 Franken für jeden Tag der Verspätung. Dies wird He. v. Balzac's Genie anspornen, und er findet dadurch vielleicht schneller den Schluß vom Lys dans la vallée. Diese Entscheidung erwarten wir von der Gerechtigkeit des Tribunals.

Hr. v. Boinvilliers, Balzac's Anwalt, antwortete hierauf, und gab der Revue die Vorwürfe des Wortbruchs zurück ꝛc. Es wäre zu weitläufig, die Replik und ihre Erwiederung durch Chair-d'Est-Ange wiederzugeben, besonders da dieser letztere sich vielfältig wunderlicher Wendungen und extravaganter Phrasen bediente, die er, zur großen Belustigung aller Zuhörer, wörtlich aus Balzac's Werken entlehnte, die aber in der Uebersetzung allen Reiz verlieren würden. Wir begnügen uns, mitzutheilen, daß, nach vierzehntägigem Aufschub, der Urtheilsspruch gegen die Revue de Paris ausfiel, deren Director (Buloz) sich mit der von Balzac angebotenen Entschädigung von 2000 Franken begnügen mußte und in die Kosten verurtheilt wurde. —t.

Notizen.

[Friedrich Schlegel gegen Schiller.]

In einem Briefe von Friedrich Schlegel an Rahel (Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel Bd. 1. S. 234) wird der „gereimten und ungereimten Scherze" des Erstern gegen Schiller erwähnt, die dem Briefe beiliegen sollen, aber dort nicht mitgetheilt sind. Schon früher war von diesen Scherzen öffentlich die Rede, Adam Müller hatte sie in seinen Vorlesungen hart getadelt, und Friedrich Schlegel in einer Recension derselben diesen Tadel besonders deswegen gerügt, weil Adam Müller nicht Dinge vor das Publicum hätte bringen sollen, die für dasselbe nicht bestimmt gewesen wären. Friedrich Schlegel aber hatte sie genug herumgesagt, und da sie bekannt geworden, durfte auch von ihnen gesprochen werden. (Ueberhaupt hielten die Schlegel's sich eine Art geheimer Poesie, worin sie ihre Gegner, und mitunter auch einander selbst, arg mißhandelten. So gibt es eine berühmte Glosse A. W. Schlegel's auf Ludwig Tieck.) Die Ehrenpforte gegen Kotzebue wurde gedruckt, das Sonete und Triolett gegen Merkel auch. Aber mit dem Gifte gegen Schiller scheute man sich hervorzutreten, und gewiß hatte man Recht, denn jene sogenannten „Scherze" sind die größten Armseligkeiten von der Welt, und man erschrickt, wenn man sieht, mit welcher Plumpheit und Plattheit sie den edlen Dichter abzufertigen meinten. Diese wenigen Zeilen gehören zur Charakteristik der damaligen Literatur, und da von ihnen einmal die Rede ist, und der Zufall sie uns vor Augen bringt, so nehmen wir keinen Anstand, sie unsern Lesern vorzulegen; hier sind die Späße, mit denen man einen Schiller herabzubringen meinte:

1.

Geschritten in die Welt kam Schiller,
Und da ward's still, und immer stiller.
Erstaunt frug die Natur: „Was will er?"
Und dreimal tönte laut der höchste Triller.

2.

Ach, wie gefällt die Glocke dem Volk, und die Würde der Frauen!
Weil im Takte da klingt alles was sittlich und platt.

3.

Welches Schicksal! Es heißt Piccolomini; dennoch ist keiner
Piccol uomo so sehr, als der es pickelte selbst.

4.

Wallenstein hast du, die Stuart sodann, zu Dramen geschichtet,
Mach nun den Robinson auch sauber zum tragischen Stück.

5.

Schick dein Schicksal in die Saale!
Es gereicht uns nur zur Quale!

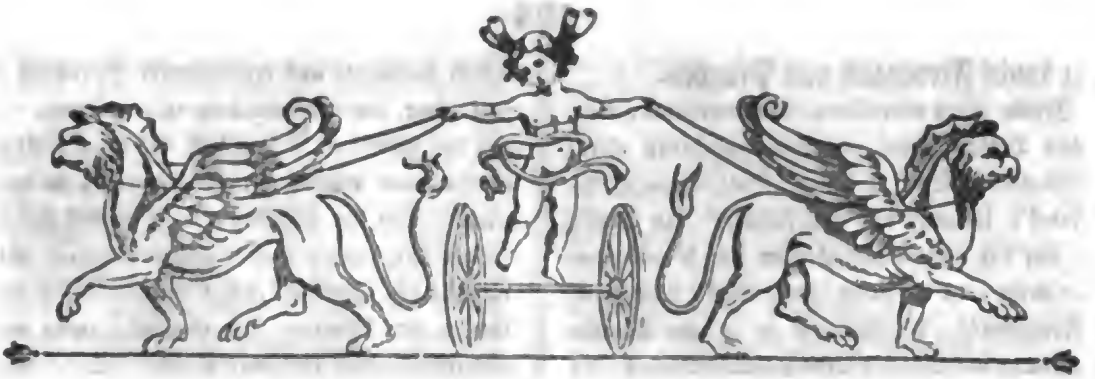
Da sind denn doch die Witze und Schnurren, mit denen A. W. Schlegel gegen Niebuhr aufgetreten ist, und einige seiner andern Späße aus der letzteren Zeit, von etwas besserer Art! 55.

[Ein Säufergenie.]

Schon vor einiger Zeit hörte man von dem unlöschbaren Durste eines jungen Bauerburschen in der Gegend von Weißenburg. Er ist der blindgeborne Sohn einer armen Familie. Er klagt über ewigen Höllenbrand im Magen und in der Kehle. Zwei bis drei Eimer Wasser vermögen als tägliche Quantität kaum seinen brennenden Durst zu stillen. Was er zu trinken bekommt, ist ihm gleichgültig; wenn es nur naß ist, sagt er. In seinem zehnten Jahre trank er eine ganze Flasche Branntwein, ein andres Mal eine Kruke voll Thran aus, ohne daß es ihm schadete. Der jetzt elfjährige Knabe ist sonst von guter Geistes- und Gemüthsbeschaffenheit. Man will eine Hinneigung zur Musik und zum Gesange in ihm wahrnehmen. Es ergibt sich daraus, wie sehr diese Ideenassociation in der Natur begründet liegt. Cantores amant humores. Eine musikalische Kehle will immer flüssig erhalten sein.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 5.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 124. — den 27. Junius 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Bei dem Tode Sr. Majestät des höchstseligen Königs von Sachsen Clemens Anton Theodor.

Dumpfe Klänge künden eine Feier,
Flatternd schwingt sich auf der Trauerschleier,
Uns umschweben düstre Harmonieen.
Was die Götter huldvoll uns verliehen,
Einen Fürst, von Tugend hocherhaben,
Sie zur Ruhe schon geleitet haben.

Der mit unverfälschter Herzensgüte
Bis zum Lebensabend sich bemühte,
Nicht zu wählen nach Geburt und Stande,
Allen Freund im liebenden Verbande.
Er empfing die königliche Weihe,
Bald erwachte neu die deutsche Treue.

Wer auch seinen Lebenshimmel trübte,
Er mit sanfter Nachsicht dennoch liebte.
Sachsen seinen warmen Dank Ihm weihet,
Daß er die Verfassung hat erneuet.
Anton's Name wird nie untergehen,
Schöner Nachhall wird ihn stets erhöhen.

Der beim Staatsruder Ihm zur Seite,
Seines grauen Alters Stolz und Freude,
Die Regierungszügel nun empfangen,
Freude strahlt auf seines Volkes Wangen.
Schon im Lenz erweckte Er Vertrauen,
Fest auf seine Worte war zu bauen.

Kummerthränen hat er früh gestillet,
Manches Herz mit heißem Dank erfüllet,
Jede Handlung rühmte Seine Milde,
Zeigte Ihn in einem Engelsbilde.
Alle Sachsen eilen voll Entzücken,
Seinen Pfad mit Rosen jetzt zu schmücken.

Herrlich prangt Ihm auf verwaistem Throne
Des Verdienstes Diamanten-Krone.
Mögen treu Ihn Genieen umschweben,
Himmels-Freude in Sein Leben weben,
Trübe Wolken halten von Ihm ferne,
Bringen Ihm des Glückes goldne Sterne!

Mit der Theuren, die Sein Herz ernannte,
Flieh' die Zeit im rosigen Gewande!
Die durch hohen Werth Ihn nun beglücket,
Täglich Freudenblüthen für Ihn pflücket,
Tiefe Weisheit Ihres Geistes Adel,
Ist uns Ideal, Sie trifft kein Tadel.

Feurig fliegt zu Gott die fromme Bitte:
Laß Sie Beide lang in unsrer Mitte,
Mächtiger Beschützer und Erhalter
Krön' mit Wohlsein noch Ihr Silberalter!
Jubellieder sollen hoch sich schwingen,
Wenn wir Lorbeerkränze um Sie schlingen.

L... Charlotte Körner.

Digitized by Google

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

Diesem Ideale eines ritterlichen Preußenthums, diesem jugendlichen Helden einer mit ihm begrabenen alten Zeit hat Varnhagen von Ense in seiner „Galerie von Bildnissen aus Rahel's Umgang und Briefwechsel" ein Denkmal gestiftet, auf das einzeln hinzudeuten um so passender oder leichter erscheint, da die ganze große Reihe bedeutsam anregender Monumente, die hier wie zu einem Mausoleum sich ungesucht um Rahel's Urne zusammenstellen, zu einer übersichtlichen Betrachtung viel zu weitgreifende Bezüge, viel zu reichhaltige Lebensgruppen umschließt.

Prinz Louis ist der letzte Erbe eines preußischen Heroenthums, dessen Spartanismus unter dem großen Friedrich in seiner Blüthe stand, und dessen Auflösung in der Herausbildung der unter dem zweiten Friedrich Wilhelm cultivirten ionischen Lebenselemente zu suchen ist, als der Stoicismus der alten Zeit in sein Gegenstück umschlug. Was spätere, der Jetztwelt noch näher liegende Tage Großes und Heldisches auf preußischem Boden hervorriefen, trug ein ganz anderes Gepräge, hat in einer ganz andern Basis seinen Halt. In dem Untergange des alten Preußenthums, das den Göttern des neuen Lebens nicht mehr Stand hielt, lag der Grund für den Umsturz des Staates. Was dann Europa aufrief gegen die Weltherrschaft eines dämonisch großen Individuums, waren nicht Individuen im Glanz heroischer Größe. Nicht Persönlichkeiten, sondern Ideen fielen jetzt in die Wagschaale des Schicksals. Mit der französischen Revolution hatte die Zeit begonnen, wo Völker den Weltlauf entschieden, und so mußte auch die europäische Gegenwirkung, die in jene Umwälzung eingriff, nicht mehr Sache der Persönlichkeiten, sondern Sache der Nationen sein.

Prinz Louis war der letzte Sprößling jenes ältern Preußenheroismus, von dem sich der jüngere in dem sogenannten Freiheitskriege schon durch den Mangel geistig großer Charaktere unterscheidet. Diesen Prinzen hatte sich das Schicksal zu einem ihrer Lieblinge erkoren. Der Spartanismus heldenmäßiger Verwegenheit, der in den Tagen Friedrichs des Großen das Preußische zu einer welthistorischen Potenz erhob, war in ihm mit jener Hinneigung zu ionischer Verweichlichung verschmolzen, welche die gleich darauf folgende Nachzeit auf der Neige des Jahrhunderts und unter den Resten des alten Lebens wesentlich bezeichnete. Der politische Faust der Preußennatur hatte die Elemente des Don Juan an sich herausgekehrt; im Gewirr von beiden Richtungen, im Gemisch von Stolz und Hinfälligkeit, von keckem Hochmuth und erschlaffender Genußlust sank die alte Zeit einer neuen ohnmächtig in die Arme. Prinz Louis war das verwöhnte Schooßkind des alten Heldenthums, das in ihm noch einmal alle Keime seines glänzenden Lebens trieb. Mit den schönsten Gaben persönlicher Größe, allen Reizen der verwegensten Liebenswürdigkeit überhäuft, ein Liebling des Schicksals, traf ihn auch das Loos solcher Lieblinge: ihre Mutter, das Geschick, treibt mit ihnen ein verhängnißvolles, tödtliches Spiel. Dieser zweikampfsüchtige Heldensinn, diese lebens- und todesbegierige Aufopferungslust, dieser Zauber des persönlichen Erscheinens und Einwirkens, diese Hingabe an den Moment, er bringe Genuß oder ewigen Ruhm, dieser Verein von heroischem Trotz und aufgelöster Herzensgüte gehörte nicht mehr in eine Zeit, wo nur Massen entschieden, und nur Ideen diese Massen aufregten. Selbst Napoleon ist weit weniger als Person, weit mehr als Vertreter jener welthistorischen Ideen zu betrachten, welche mit ihm den Versuch wagten, auf kriegerischem Wege die alte Welt zu verjüngen. Die Ideen der Revolution hatten ihn erhoben, nur als ihr Werkzeug war er groß. Sobald der Egoismus seines Ichs sich in den Vordergrund drängte, verhüllte sich die Sonne seines Lebens; was ihn erhoben, mußte ihn von einer andern ungeahneten Seite her stürzen: die Gedanken des neuen Jahrhunderts, die Ideen der Nationen. Die Begeisterung eines von welthistorischem Impuls ergriffenen Volkes hatte ihn erhoben; eine nachhaltig gegenwirkende Völkerbegeisterung mußte ihn stürzen, und was die Welt nicht im Tumult des Krieges abschütteln konnte, muß nun die geschäftige Bewegung des europäischen Friedens langsamer, aber um so sicherer beseitigen: die Gewalt des Einzelnen, er sei Talent, Genie, oder Autorität. Napoleon's Geschick löste sich heraus aus dem Zusammenhange der herrschenden Interessen, sobald seine Geschichte die Geschichte eines Individuums, Geschichte eines Fürsten und seiner Familienverzweigung zu werden drohte. Seinem Leben, als Leben eines Heroen betrachtet, fehlt sogar ein consequenter Abschluß, der nur tragisch auf Helena, oder schon inmitten seiner zertrümmerten Schöpfung Statt finden mußte, hätte es sich in der Geschichte der Zeit wesentlich um ihn gehandelt. Der Lebenslauf eines Heroen, den seine Zeit bezwingt, weil er sie nicht bewältigen konnte, ist nothwendig tragischer Art. Napoleon starb kläglich, aber nicht tragisch, die Weltgeschichte hatte ihn beseitigt, nicht zertrümmert. Nach ihm wird keine Persönlichkeit mehr in die Wagschaale des allgemeinen Geschicks fallen;

Digitized by Google

der Geist der Zeit hat seine tausend Arme, seine tausend Zungen, seine Millionen Herzen. Das ist der große Umschwung, den die Geschichte der Menschheit nahm seit der Revolution. Wir lassen uns nicht mehr von einer einzelnen Persönlichkeit illuminiren; die Gedanken der Zeit reichen über alle Einzelheit der Erscheinung hinfort.

Aber wir weiden uns gern an Helden, wie sie diese Zeit nicht sieht, an Gestalten, die um ihrer selbst willen da waren, und nichts repräsentirten als den Glanz ihres eigenen Wesens. Prinz Louis war einer der liebenswürdigsten Heroen des kriegerischen Lebens; es war der jüngste und letzte Held des alten Preußenthums, der bei Saalfeld fiel. Dieser geniale Cavalier gehörte nicht mehr ins neunzehnte Jahrhundert. Es war grausam vom Schicksale, daß es diesen Liebling aller Götter und Göttinnen in eine unrichtige Zeit stellte, aber es war eine Wohlthat, daß es diesen fürstlichen Ritter sterben ließ, noch ehe sein Vaterland, der ganze Inbegriff seines Strebens wie seiner Schmerzen, von dem Helden der Revolution ganz und gar überschattet wurde. Die spätere Erhebung seines Volkes konnte er nicht mit durchleben; er wäre auch zu dieser in eine falsche Stellung gerathen. So starb er, nicht selbstmörderisch, aber doch ein Opfer seiner verschwendeten Lebenskraft. Sein Vaterland war sein einziger Schmerz. Alles andere, was sonst in Lust und Leid das Leben bot, nahm er wie zum Spielwerk einer genialen Laune in die Hand.

Diese wenigen Worte schienen mir nöthig, um die jugendblühende Gestalt dieses fürstlichen Helden in den Zusammenhang geschichtlicher Situationen einzurücken. Der Betrachtung der Gestalt selbst können wir uns dann um so sicherer hingeben; Varnhagen von Ense's Darstellung ist wesentlich nur der Porträttirung seines Bildnisses selbst gewidmet. Es ist zu verwundern, daß kein Dichter bis jetzt diese Heldenfigur in ein völlig umrahmtes Gemälde gebracht hat. Stägemann und Fouqué haben ihn nur besungen; Varnhagen hat ihn mit der Kunst feiner und leiser Nüancirung biographisch skizzirt. Was Goethe bequemlich vornehm, Fouqué stürmisch exaltirt, Dohm und Woltmann zu anmaßend gröblich über den Prinzen geäußert, finden wir in die vorliegende Darstellung eingeflochten. Wir entheben derselben folgende Stellen. Nach der Erzählung der Feldzüge am Rhein im Laufe der Neunziger des vorigen Jahrhunderts war Prinz Louis mit seinem Regimente in sein Standquartier nach Magdeburg zurückgekehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin*).

(Fortsetz. v. Nr. 113.)

— — Ich habe seit so langer Zeit nicht geschrieben, daß ich wohl auf ein Dutzend Neuigkeiten zurückkommen könnte; weil sie aber inzwischen alt geworden sind, und Neuigkeiten, die nicht sechs Wochen überleben, eigentlich gar nicht gelebt haben, so lasse ich sie alle im Strome der Vergessenheit untergehen, und spreche nur von dem Allerneuesten und unendlich Wichtigen, was sich bei uns ereignet. Dies ist nämlich ein Congreß. „Congreß? Was Sie sagen? Ein europäischer?" — Ja, gewissermaßen; doch keiner von Fürsten und Ministern, sondern einer von Sängerinnen. — Ich nenne diesen mit Recht europäisch, weil der Gesang nicht die einseitige Sprache eines einseitigen Landes, z. B. Deutschlands ist, sondern die allverstandene Europas, der Erde, vielleicht des Weltalls, wenn es auf Sonne, Mond und Gestirnen nicht mehr Esels- als andere Ohren gibt. — Die Sache mit dem Congresse steht aber so. Als 1788 Frankreich merkte (wie Spanien es jetzt bald merken wird), daß es in den letzten Zügen liege, wenn ihm nicht eine neue Seele eingeblasen werde, kam es auf den Gedanken, die Notabeln zu berufen, und wir wissen sämmtlich, was 1789 für ein Frühling anbrach! — Unser Theater fühlte sich quoad attinet Sängerinnen nun endlich eben so schwach; die meisten liegen in den letzten Zügen; eine droht seit einem Jahre damit, daß sie heirathen wolle, und man weiß nicht, gilt die Drohung ihrem künftigen Manne oder dem Publicum. (Sie hat sie inzwischen gegen Beide erfüllt.) Eine andere wird krank, sobald eine jüngere Sängerin eine bessere Partie bekommt als sie; eine dritte ist wirklich krank, krank gesungen, vielleicht um ihr ganzes künftiges Glück gebracht, weil man die Last einer gewissen Oper auf ihre zarten Schultern legte, einer Oper, die zwar gut für Elephanten, aber nicht für junge Mädchen ist. Eine vierte kränkelt, und wird bald krank werden, wenn sie's nicht schon ist; eine fünfte hat gar den schlimmsten Fehler, nämlich den, zu fehlen, d. h. gar nicht da zu sein, und so läßt sich denn von selbst auf die sechste und die übrigen schließen. In solcher himmelerbarmungswürdigen Zeit der Noth, was war zu thun, als einen Congreß der Notabeln unter den deutschen Sängerinnen zu berufen? Drei derselben sind bereits eingetroffen, nämlich Dem. Löwe aus Wien, Fräul. v. Faßmann aus München, und Dem. Clara (nicht Sabina) Heinefetter. Die wichtigste Eigenschaft jeder Sängerin, wonach man zuerst fragt, ist die: „Ist sie hübsch?" Dann folgt das Uebrige so gradatim nach, als z. B. Stimme, Fertigkeit, Talent für Musik, Talent für Schauspielkunst. Nach diesen Principien werde ich jetzt die Eigenschaften der drei Congreßsängerinnen (dieser Tripelalliance, die uns aber schwerlich rettet, wenn sie nicht mehr für uns thut, als die Quadrupelalliance für Spanien) specificiren. Dem. Löwe: Jung, schlank, elegante Figur und Toilette, interessantes Gesicht, schöne Augen, dunkles reiches Haar, eminente Fertigkeit in Passagen, Fiorituren, graciösen Verzierungen, geistreicher Vortrag — jedoch kein Schmelz, keine Innigkeit, — Stimme mittlerer Qualität, oben und unten klar, voll, in der Mitte bedeckt, — angenehmes Spiel. — Fräul. v. Faßmann: Jung, anmuthig, voll, doch nicht stark, edle Gestalt und Toilette, Ausdruck in den Zügen, schönes, blondes Haar, frische, wohlklingende Stimme, bereits recht gute Elementarbildung, jedoch noch nicht völlige Sicherheit in der Beherrschung des Organs, aber die besten Hoffnungen für die Zukunft; dabei edle Haltung im Spiel, wenn gleich bisweilen etwas zu viel Pathos. — Clara Heinefetter (jüngere Schwester Sabina's, die freilich berühmter als sie verdient ist): Jung — hm!! — anmuthig (wird geläugnet), hübsch (des-

*) Berichte von Ludwig Rellstab.

Digitized by Google

gleichen) (es sind fast männliche Züge und ein kurzer Herkuleeleerer), wunderschönes schwarzes Haar, schöne, starke, klangvolle Stimme, die schönste unter den drei Notabeln, italienische Caricaturmanier, ziemliche Fertigkeit, Spiel, so viel sich bei den vorbergehenden Eigenschaften retten läßt. — Quid nunc? — Was glauben Sie wohl, theuerster Redacteur, wen wird man nach dieser getreuen, gewiß in Nichts wissentlich verwischten oder übertriebenen Portraitirung engagiren? „Sind's vielleicht ein oder zwei? Sind's vielleicht alle Drei?" Das Publicum entscheidet sich für die beiden ersten Sängerinnen mit gleichen Stimmen; jede in ihrer Art wird anerkannt, jede gefällt, jede möchte man behalten. Dagegen hat die dritte einen mächtigen Kunstfeind zum Beschützer, der in seiner fanatischen Leidenschaft für Musik, auch das folgende Publicandum in den allgemeinen Reichsanzeiger setzen lassen wird: „Ich suche eine Nachtigall, die mit einem tüchtigen Ambos um die Wette schmettern kann; auch muß sie Canzonetten, mit Tamtam und Kanonenschüssen accompagnirt, sauber einstudirt haben." Dieser Beschützer erklärt sich zuverlässig für No. 3., ja, wenn er könnte, er schlöße ein Pactum auf Leben und Tod mit ihr ab, was ich nach dem großen Satze des General Foy *) etwa so fassen würde: „Wer mehr singt als meine Lieblingsopern, wer sie nicht Alle singt, wer mehr oder nicht alle singen möchte — dessen Contract ist null und nichtig."

So viel vom Sängerinnencongreß zur Rettung unserer Oper. Er hat, wie Sie sehen, viel Aehnlichkeit mit der Berufung der Notabeln 1789; allein er wird niemals zu einer Revolution und dadurch zu einer Schreckensregierung führen, weil wir Beides schon haben: versteht sich nur theatralisch, nicht wirklich. Denn welches Theater in der Welt wäre ohne intriguante Reactionen, und welches ließe sich ohne Terrorismus bändigen? Ich frage hier Erfahrenere als ich bin — aber ich weiß, sie werden verstummen. —

Ein solcher Congreß muß auch eine Bewegung in die Opernwelt bringen, und uns manches Neue oder alte Gute liefern. So brachte die Anwesenheit der Dem. Löwe denn Bellini's Nachtwandlerin auf die Bühne. Diese gute Somnambüle nimmt sich vielleicht bei Tage besser aus, bei Abend und Licht aber, auf den Brettern der Bühne, sieht sie etwas trivial aus. Trotz ihrer krankhaft bleichen Farbe aber, die sie auch allen sie umgebenden Gestalten mittheilt, hat Dem. Löwe ihr ein angenehmes, lebendiges Wangenroth durch ihr Spiel und ihren überaus fertigen und zierlichen Gesang zu geben gewußt, so daß diese Mondsüchtige viele Theatersüchtige machte, die in ganzen Schaaren dahin strömten. — Außerdem waren Desdemona, die Prinzessin von Navarra, Rosine im Barbier von Sevilla, die Fee (der Teufel weiß ihren Namen auswendig) im ehernen Pferd von Auber, die Hauptrollen dieser musikalischen Löwin. — Doch der Himmel lehre mich etwas besseres als so wohlfeile und triviale Wortspiele! — Frln. v. Faßmann hat nicht nur einen adligen Namen, sondern auch eine geadelte Kunst, und ihre Kunstsphäre ist die des höchsten Adels. Das Triumfeminat Donna Anna, Fidelio, Iphigenia bewies das schon allein. In allen diesen Partien ist die junge Künstlerin zwar nur noch Anfängerin, allein mit so unverkennbaren Zeichen des vollsten Talents, daß ihr die allgemeinste Zustimmung zugleich mit der des einsichtsvollen Beurtheilers wurde. Namentlich mußte man darüber erstaunen, wie ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, die erst seit vierzehn Monaten auf der Bühne ist, eine so schwere, nur aus der tiefsten Auffassung darstellbare Rolle, wie die der Iphigenia, so in allen Hauptzügen vortrefflich zu geben vermochte, ohne jemals zuvor in derselben, so wie in einer Gluck'schen Oper überhaupt, aufgetreten zu sein. Daß Einzelnes darin noch unsicher, schwankend, verfehlt war, läßt sich gar nicht vermeiden; allein dem größten Talente, den vielgestaltendsten Kräften ist diese höchste Aufgabe dramatischer Kunst nicht beim ersten Male erreichbar, und sowohl die Schechner als die Schröder-Devrient thaten beim ersten Male Fehlgriffe in der Rolle, und mußten sich erst in die Gattung, dann in die Species hineinfinden. Wie viel schwerer mußte dies einem jungen Mädchen sein, die noch viel entfernter von der Erziehung in jener classischen Kunstperiode steht, und vielleicht nur neuere italienische und französische Opern gehört hat! Dennoch gab die junge Künstlerin ein edel plastisches, echt griechisches Bild; sie ist zwar noch etwas jung für die Rolle, und ihr schönes blondes Haar erhöht diesen Jugendreiz noch, allein warum sollten wir uns nicht einmal eine Iphigenie gefallen lassen, wie Euripides sie schildert, blondlockig, jungfräulich unschuldig? Und die Göttin, die sie durch die Luft in Wolken zu den fernen Scythen verpflanzt, um sie als ein Kleinod für den Bruder aufzubewahren, konnte ihr ja wohl auch die ewige Jugend wunderthätig erhalten. — Im Augenblicke, wo ich schreibe, weiß ich's zwar noch nicht gewiß, aber nach dem hundertstimmigen Ruf, Hierbleiben, der beim Schluß und Hervorruf nach der Iphigenia ertönte, läßt sich wohl mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß die junge Sängerin sich bei uns heimisch machen werde. — Damit schließt das vielleicht allzulange Gesangscapitel. —

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Wer mehr will als die Charte, wer sie nicht ganz will, wer etwas Anderes will — ist ein Vaterlandsverräther.

Notizen.

[Deutsche Bedientenmäßigkeit.]

In der Revue des deux mondes las man vor einiger Zeit von dem aus Frankfurt gebürtigen, in Paris lebenden Loewe-Weimars einen heftigen Artikel gegen den Minister Thiers. Gleichwohl fand Thiers Mittel, den heftigen Opponenten seiner Richtung sich geneigt zu stimmen. Was für Mittel dazu nöthig gewesen, läßt sich leicht ermitteln; Thiers müßte kein Minister und kein Franzose, Loewe-Weimars kein deutscher Auswanderer sein, wollte man Mittel gegenseitiger Annäherung in ihrer Wirksamkeit bezweifeln. Jetzt weiß man, daß Loewe-Weimars als Agent des Ministers Thiers nach Petersburg geht. Man weiß eben so gut, daß Loewe-Weimars einen anonymen Artikel für die Revue de Paris hinterläßt, in welchem Thiers als das glänzendste Phänomen am europäischen Diplomatenhimmel gefeiert wird. Nun widerspreche noch Jemand, wenn Börne von dem bedientenmäßigen Naturell der Deutschen spricht!

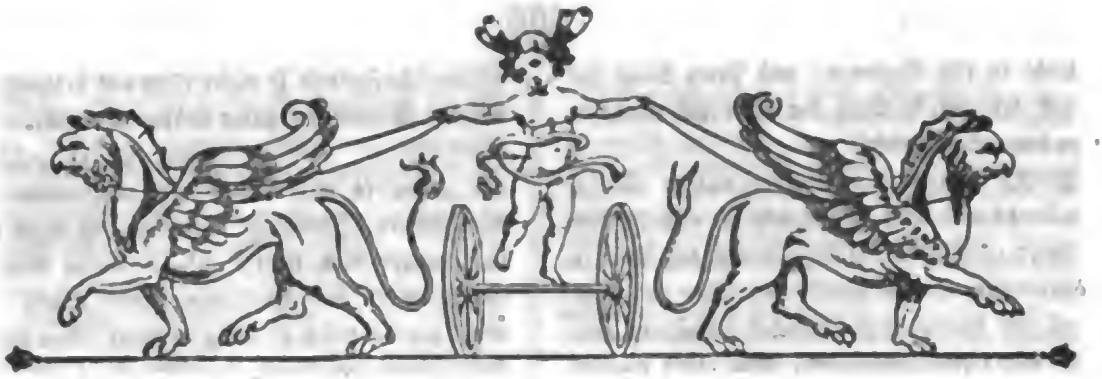
[Der Waterloo-Kohl.]

Ein französisches Blatt erzählt, in England würde gegenwärtig ein ungeheures Kohlhaupt gezogen, das der Waterloo-Kohl hieße. Dieser Kohlstrauch soll zwölf Fuß hoch sein, und zwanzig Fuß im Umkreis messen. Fünf solche Kohlhäupter würden hinreichen, hundert Schafe und zehn Kühe einen Tag lang zu füttern.

Von dem großen Topf, worin dieser Kohl gekocht werden soll, sagt das französische Blatt nichts. Wahrscheinlich wird er in der Gascogne fabricirt.

In Chichester wird jetzt ein Mikroskop gezeigt, das drei millionen Mal vergrößert. Vielleicht ist jener Kohl durch dieses Glas betrachtet worden. G.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstag — 125. — den 28. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Prinz Louis Ferdinand von Preußen.

(Beschluß.)

„Die gewöhnliche Dienst- und Waffenübung konnte hier seinen schwungvollen Geist unmöglich befriedigen; er suchte größern Lebensreiz und Zerstreuung in Berlin. Am Hofe war er eine glänzende Erscheinung, im Militair genoß er des höchsten Ansehens, ältere Generale ehrten ihn als einen Heldenjüngling, jüngere Officiere wünschten sich ihm anzuschließen. Ihn aber konnten auch diese gegebenen Verhältnisse nicht erfüllen; sein reger Geist, seine mächtigen Sinne bedurften neuer mannichfacher Gegenstände, und diese fanden sich allzu leicht, wenn gleich nicht immer würdige. Sein starker, kraftvoller Körper konnte jeder Anstrengung trotzen, und was Andern Ein durchschwelgter Tag und schlaflose Nacht, das that ihm oft kaum eine Reihe derselben. Nach diesem Maßstabe kann in ihm manche Uebertretung, die hier Andern schon die äußerste gewesen wäre, noch als eine gewöhnliche betrachtet werden. Wie sehr indeß auch hier Ernst und Genuß bei ihm ausgeglichen und verbunden waren, schildert ein Emigrirter, der General Dampmartin, welcher in dieser Zeit als belehrender Gesellschafter von ihm aufgenommen wurde. „Sein langer Vormittag," erzählt dieser, „war in mehrere Beschäftigungen vertheilt, deren keine unbedeutend war. Das Studium der höhern Mathematik begünstigte seine Arbeiten über die Kriegskunst, der er leidenschaftlich nachhing. Seine Lectüre in Bezug auf Literatur, Geschichte und Philosophie zeugte von gesundem Geschmack, von feinem Sinn und lebhafter Einbildungskraft. Der Uebergang von einem Buche zum andern pflegte der Musik Raum zu geben: er spielte das Fortepiano mit der Stärke eines ersten Meisters. Ich konnte nur bewundern und mich gerührt fühlen. Er trug alle Keime eines großen Mannes in sich. Die Gefahren des Krieges, die Fortschritte der Wissenschaften, der schönen Künste, und die großherzigen Gesinnungen, die ihm Gewohnheit waren, erglühten ihn zu heißem Eifer. Acht Stunden, gewöhnlich unter großer Geistesanstrengung hingebracht, nöthigten ihn zu der doppelten Aushülfe der Vergnügungen und der Leibesübungen. Ich vermochte diese Lebensart nicht lange mitzumachen." — In den Leidenschaften des Prinzen Louis behielt immer eine bessere Seite die Oberhand. Seine Kampflust war stets großmüthig, und der heftigen Aufwallung folgte die mildeste Versöhnlichkeit, ohne irgend einen Groll. Das Spiel, dem sich die niedrigsten Antriebe so leicht verknüpfen, reizte ihn gar nicht, er machte die Wagnisse mit, weil es Wagnisse waren; eben so wenig war er dem Trunke ergeben, er trank in Zerstreuung und im Einflusse geselliger Aufregung, nicht aus Weinliebe, überhaupt war wohl selten ein Mensch, dem man es so sehr nachgesagt, wirklich so wenig berauscht. Den Hauptanlaß zu gegründetem Tadel gegen ihn gab seine Neigung gegen die Frauen. Aber gerade diese Richtung, die zu völliger Rohheit sinken kann, erhebt

Digitized by Google

sich eben so leicht in edle Regionen, und Prinz Louis hat dargethan, daß der zarteste Sinn für Liebe bis zuletzt in seinem Herzen bewahrt geblieben."

„Der Musik," heißt es an einer andern Stelle, „wurde fortwährend mit Lust und Erfolg die eifrigste Bestrebung gewidmet. Mehrere Compositionen des Prinzen kamen zur öffentlichen Herausgabe. In Sinn und Liebe für diese Kunst, wie überhaupt in herzlicher Zuneigung, begegnete er sich mit seinem Schwager, dem edlen Fürsten Anton Radziwill. Die Capellmeister Himmel und Dussek waren unaufhörlich bei dem Prinzen zu finden, der häufig mit ihnen zusammenspielte; Dussek hatte sich ihm ganz angeschlossen. Doch die Art und Weise, wie diese Virtuosen sich gewöhnt hatten, das Leben zu genießen, konnte nicht dazu beitragen, Ordnung und Maß in einem zerrütteten Haushalte herzustellen. Schon längere Zeit hatte eine liebliche, sanfte Neigung zu einem Frauenzimmer guter Herkunft den Prinzen Louis ernstlich eingenommen. Er schien dem unsteten Wechsel gern zu entsagen, und auf ein dauerndes Verhältniß einzugehen, besonders da er sich als Vater zweier Kinder beglückt fühlte. Sein unbewachtes Herz fiel jedoch unerwartet neuen heftigen Eindrücken anheim, deren Gewalt ihn wie durch Zauber gefangen hielt. Die Fähigkeit zu einer solchen Leidenschaft ist eine große und seltene Gabe, gleich andern höchsten Auszeichnungen nur wenigen Menschen verliehen, und unter diesen den wenigsten zum Glück. Die Stellung der Umstände, frühere Verwickelungen, und gegenwärtige Unvereinbarkeiten, machten auch diese Leidenschaft zur Qual, und ließen mit scheinbar glücklichen die verzweiflungsvollsten Momente wechseln. An Ordnung und Zusammenhang der äußern Lebensverhältnisse war nun nicht mehr zu denken; die Verwirrung mußte von innen wie von außen zunehmen. Der Prinz hatte in der Friedrichsstraße nächst der Weidendammerbrücke ein Haus gekauft, wo er mit den Seinigen eingerichtet leben wollte. Mehr noch reizte ihn die Zurückgezogenheit auf seinem Gute Schricke im Magdeburgischen, wo er die ihm erwünschtesten Tage in ruhiger Einfachheit mit Jägern und Pächtern zubrachte. Allein es stand nicht mehr in seiner Macht, einer solchen Richtung zu folgen, die Forderungen des Lebens rissen ihn unwiderstehlich auf die andere Seite zurück."

Es werde dem Leser der Zusammenhang dieser Stelle mit dem ganzen von Varnhagen v. Ense entfalteten Bilde nicht vorweggenommen. Nur den einen der wenigen, für mittheilbar befundenen Briefe des geistvollen Prinzen an Rahel lassen wir noch folgen. Rahel, der Trost und die vertrauliche Zuflucht so vieler edlen und bedrückten Gemüther, war die Mitwisserin seiner liebsten Wünsche.

Leipzig, den 11. September 1806.

„Wie es mit meiner Liebe zu Paulinen eigentlich ist, wäre schwer, Ihnen zu schreiben; ich weiß nur, daß ich sie unaussprechlich liebe, und alle meine Gefühle erlangen in Einsamkeit und Entfernung mehr Kraft. Oftmals ist mir, als liebte ich sie ewig — lange schon hatte ich sie im Herzen und im Kopfe. — Ich sah sie wieder! allein da war es, als wäre eine Mauer zwischen uns, ich suchte und doch fürchtete ich sie —, alsdann lernte ich sie kennen. Pauline mißgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Excrescenzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es auflodernde, ich sie trotz der Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festkettete; rechnen Sie noch hinzu, den ans Magische gränzende Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, dasitzen, kalt und gleichgültig, wenn Andere Paulinen herabwürdigten, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben, — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Edle, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Genüsse aller Art verschönern —; überdies ist die Härte nichts weiter als die Reaction der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen — ich habe sie erröthen sehen, wenn sie etwas Gutes und Gefühlvolles sagte, als wenn ein Anderer eine Sottise sagt — blos weil sie fühlt, daß sie das Recht es zu sagen verloren hat. Einen Brief von ihr, aus Schrinke mir geschrieben, fand ich hier — er war gut und liebend und wahr. So war es, liebe Kleine, und so ist es noch, nach dem schmerzlichen Stoße, den der unglückliche Brief in mir erzeugte, und von welchem mein Herz blutet."

„Hier ward ich mit Liebe, Freude und Vertrauen aufgenommen. Einen frühern Freund, mit dem ich seit vorigem Kriege sehr aufrichtig verbunden war, — Blumenstein, einen Franzosen oder Elsasser — fand ich hier wieder, — es ist

Digitized by Google

eine Freundschaft, die eine so alte Cameradschaft, Achtung für Tapferkeit, die ersten Gewehrschüsse zusammen gehört zu haben, Verlust gemeinschaftlicher Jugendbekannten und alle mit Jugend verbundenen Ideen, erzeugt haben; die sich aber über diese Gränze nicht erheben, weil die meisten Franzosen über diese caffirten Ideen nicht erhaben sind. Heute haben wir hier ein Rendezvous der drei verschiedenen Avantgarde-Chefs gehabt, des General Blücher, des General Rüchel, und mir, der die des linken Armencorps commandirt; morgen geht jeder zu seiner Bestimmung, und am 20. bin ich am Fuße des böhmischen Gebirges, mit meiner aus Preußen und Sachsen zusammengesetzten Avantgarde. Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches männliches Wort — und gewiß soll es gehalten werden — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und hohe Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und zerrichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben! — Es soll so gewiß sein! Der Geist der Armee ist trefflich, und würde es noch mehr sein, wenn mehr Bestimmtheit und erregende Kraft in der Politik wäre, und mehr fester Wille die schwachen und schwankenden Menschen bestimmte! — Was ist dieses erbärmliche Leben, nichts, auch gar nichts! — Alles Schöne und Gute verschwindet, erhaben ist das Schlechte, und die traurige Erfahrung reißt unbarmherzig alle schönen Hoffnungen von unserm Herzen! So muß es in diesem Zeitalter sein, denn so erstarben auch alle schönen menschenbeglückenden Ideen! Nur das Erbärmliche blieb, nur dieses siegt — warum also sich beklagen, wenn im Kleinen geschieht, woran ein ganzes Zeitalter leidet!" —

„Wenn ich mich so oft ins weibliche Herz hineindachte, so glaubte ich, nichts heiliger müßte einem Weibe sein, als den Geliebten im Kriege zu wissen; ihn zu betrüben, ja vielleicht noch mehr zu thun, wäre in meinen Augen schlimmer als ein Mord! — — Louis."

Wie sehr das schöne kurze Leben dieser Jünglingsnatur die ihm gesteckte Kreisbahn in sich vollendet, geht wohl aus diesem Briefe hervor, wenn es nicht schon die Constellation der damaligen Zeit für ihn erklärte. Es liegt in dieser leisen Todeswitterung, die der Brief verräth, das ruhige Gefühl eines in sich fertig gewordenen Daseins. So sehr Allem hingegeben, was die Welt geistig und physisch aufzubieten vermag, und doch schon mit den Blüthen abgeschlossen! — weil eben am Horizonte der Zeit ganz andere Phänomene heraufstiegen, deren Uebergewicht mit Resignation walten zu lassen, wohl die fromme Einfalt, aber nicht eine Heldennatur vermochte. Wäre Prinz Louis nicht bei Saalfeld gefallen, so hätte sich doch bei erster bester Gelegenheit sein Leben auflösen müssen. Das Schicksal meint es noch gut mit seinen Lieblingen, wenn es selbst die Katastrophe herbeiführt, und die Conflicte nicht erst so steigert, daß aus den Wirren des verschlungenen Lebens am Ende nur die eigene selbstbefreiende Hand heraushilft. K.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Theater und Wetter, die beiden Glasdrücken der Unterhaltung.]

Was hat uns das Theater sonst Neues gebracht? — Seit meinem letzten Briefe, dächte ich, nicht allzuviel, wenigstens nicht, was man allzulange behielt. Das letzte war ein neues Lustspiel der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit" der Landwirth genannt. Dieselbe ist hier nicht so glücklich gewesen, wie in früheren Arbeiten; ein ähnliches Thema, wie das der Fürstenbraut und des Odelms, erscheint hier in schwächerer Variation. Die Charaktere sind weder sonderlich neu, noch anziehend gehalten; die Einleitung namentlich ist bei großer Breite zu arm an Interesse. Dies steigert sich jedoch im dritten und vierten Act, allein man läßt sich selten damit genügen, wenn der erste schon den Eindruck verdorben hat, und der zweite ihn nur theilweise aufhebt. — Im Gebiet der Tragödie hat Raupach, o Wunder, seit mehr als sechs Wochen nichts Neues geliefert. Etwas sehr Altes dagegen, der falsche Demetrius von Schiller und Hen. v. Maltitz, ist spurlos vorübergegangen. Der Verfasser hätte seine jugendlich verwegene Association mit dem dramatischen Riesengeiste seiner Jugend, wo er das Stück drucken ließ, preisgeben, es nicht jetzt wieder hervorsuchen sollen. Einzelnes Schöne und die wohlmeinende Gesinnung des Ganzen, können uns für den Mangel charakteristischer Gestalten und dramatischer Kraft nicht entschädigen. Um die Theaterangelegenheiten endlich aufs Reine zu bringen (freilich eine schwere Sache, da sie gar sehr im Unreinen und Argen liegen) will ich noch vom königstädter Theater reden. Hier wallete in den letzten Wochen ein unruhiges Gastspiel, ein Hin- und Herziehen von Sängern und Schauspielern, was im Ganzen nicht viel bedeuten wollte und ich daher auch füglich unerörtert lassen kann. Eben so sind die Novitäten nicht vom sonderlichsten Belang gewesen, mit Ausnahme einer einzigen, „das Schreckensgewebe" benannt, eine ergötzliche Parodie, welche besonders durch das Spiel des Herrn Beckmann große Belustigung gewährt hat. Indessen bin ich in dieser Sache nur Referent, und zwar nicht aus Selbstanschauung, sondern vom Hörensagen, und Sie müssen sich deshalb an diesen allgemein bekanntgewordenen Endresultaten genügen lassen. Die Ursache, weshalb ich nur referire, ist die: der Königsgraben ist für mich ein so verbotener Fluß geworden, wie der Rubicon für Cäsar. Nicht daß mir durch irgend ein fremdes Machtgebot, wie Sie etwa verstehen könnten, die Königsstadt, ihr Theater, der Ochsenkopf, oder was sie sonst Merkwürdiges hat, verschlossen wäre, aber ich selbst habe meiner Herrschsucht und Recensirwuth diese Grenze gesetzt und mir zugeschworen, sie nicht zu überschreiten, es sei denn bei überlegener Gewalt; eine Ausnahme, welche sich alle Schiffer in Beziehung auf Abfahrts- und Ankunftsbestimmungen als Klausel reserviren, warum also nicht ein Steuermann auf dem literarischen Meer, wie ich gewiß einen Recensenten nicht unpassend benenne? Somit ist mir denn dieses Theatercapitel abgeschnitten und ich kann bei demselben nicht über den schlechten Geschmack der Berliner hadern, habe aber auch ganz andere Dinge zu thun. Das allgemeine Tagesgespräch in den

Digitized by Google

letzten sechs Wochen war nämlich hier außer den französischen Prinzen nicht das Theater, sondern das Wetter, nämlich der infernalische Mai. Wenn Boccaccio und Manzoni, Thucydides und Lucrez die Pest wunderwürdig geschildert haben, so könnte ich wohl den Beruf fühlen, die Schreckensscenen unserer Maitage großartig darzustellen. Die Lust ist groß, allein die Kraft ist schwach. Indessen einzelne Züge hinzuwerfen ist Pflicht eines Schriftstellers, der sein Zeitalter abspiegeln will. Ich erzähle also nur soviel. Die Sprossen auf unserer Unglücksleiter lagen sehr dicht aneinander, d. h. wir stiegen allmälig abwärts bis in den tiefsten Grund der Hölle hinab. Als der letzte Theil des April's nämlich sehr raub war, freute man sich sogar und sagte: „Recht gut so, lieber April, wettere und stürme nur aus; von dir verlangen wir gar kein schönes Wetter, wenn nur der Mai uns ein freundliches Gesicht zeigt." Der Mai fing aber sehr griesgrämisch an, und wir sagten nun wieder: „Ei das thut gar nichts; von den ersten Maitagen muß man in unserm Klima nicht zu viel verlangen. Der Frost tödtet die Raupen, das ist sehr gut, und es ist besser, daß Alles zurückbleibe, als daß es zu frühzeitig kommt und nachher erfriert." So verging wieder eine Woche; da wurden die Gesichter schon bedeutend bedenklicher und manche weise Philister ließ sich vernehmen: „Ei! Ei! Ei! Ei! Wollen denn die gestrengen Herren noch vor ihrer Zeit regieren? Nun man muß sich damit trösten, daß strenge Herren auch nicht lange regieren." Indessen wurden die Nachtfröste doch äußerst empfindlich. Dem war der Wein erfroren, dem die Aprikosenbäume: diesem die Spargel, jenem die jungen Moorrüben in den Mistbeeten. Kunzen hatte es auf die Nase gereift, als er Morgens seine Pfeife im Freien rauchen wollte, und Hinz hatte sich bei einer Landpartie ohne Mantel dermaßen erkaltet, daß es fast unschicklich wäre, sich vor der eleganten Welt genauer über die Folgen dieser Erkältung zu expectoriren. Dergleichen Symptome gingen dem allgemeinen Schreckenszustande bedenklich voraus, aber nun wuchs das Elend auch mit Macht. Die Mitte des Mai war da und noch hatte sich kein Frühlingslüftchen spüren lassen, noch hatte man keinen einzigen Abend im Freien zubringen können; jeder, der über Feld fuhr, kam mit einer blauen Nase wieder, als sei er in Rußland gewesen, und wer eine Landpartie wagte, verassecurirte sein Leben, und nahm seinen Pelz und Jagdschnapps mit. Die Thüren der Kürschner wurden belagert, um Fußsäcke, Muff, Boön und Pariser wiederzuholen. So stieg die dumpfe Gährung von Tag zu Tag und die Stadt gewann ein immer unheilschwangeres Ansehen. Man steckte die erfrornen Nasen zusammen und stampfte mit den erfrorenen Beinen ungeduldig den erfrorenen Boden. Gelehrte und Wetterkundige schlugen die alten Chroniken nach und schleppten präadamitische Kalender zusammen, um nachzuschauen, ob ein solcher Mai ein historisch begründetes Recht habe zu existiren und falls sich nichts vorfände, worauf der Betrüger fußen könnte, denselben ernstlich zu belangen und ihn quid juris zu bedeuten. Das Kammergericht und Stadtgericht wühlten schon im Römischen- und Landrecht, um die Gesetzstellen aufzufinden wonach der Maleficant verurtheilt oder bestraft werden könnte; eine revolutionäre Partei wollte sich so wenig wie die französische Nation in den Julitagen auf Unterhandlungen einlassen, und kurzweg den kalt grausamen Tyrannen entthronen; die Officiere auf der Parole legten die Hand an den Degen und meinten ebenfalls, Gewalt sei das Zweckmäßigste gegen eine solche Unbill. Indessen der Mai fürchtete weder Processe noch Kriege, weder das Land- noch Faustrecht; dagegen zitterte alles vor ihm im buchstäblichen Sinne des Wortes, nämlich vor Frost. Einige legten sich aufs Bitten, was aber eben so wenig half, und Niemand war damit einverstanden als die Aerzte, denen er allerdings eben so in als dem Landmann aus dem Beutel wirthschaftete. Schnupfen und Husten konnte man Schockweise, ja Scheffelweise haben, und andere damit zusammenhängende Krankheiten als Rheumatismen et caetera tanzten den Kehraus.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Eine Ehrensache ganz neuer Art.]

Am 4. Juni fand wieder ein Duell im boulegner Gebölz bei Paris Statt. Die beiden Gegner waren Herr Lucian D. und Herr Theophil G. — Sie stiegen bei der porte Maillot nebst vier Secundanten aus dem Wagen und vertieften sich in den Wald. Zwei Kugeln wurden gewechselt. Hierauf erklärten die Secundanten, der Ehre sei genug geschehen, und alle begaben sich zum Frühstück in den nächsten Gasthof. Die Ursache des Streites zwischen den Herren Lucian D. und Theophil G. war (wie bei Mendizabal und Isturiz) — der Gewerbsneid. Beide sind — Stiefelputzer, auf einer und derselben Brücke stationirt. S.

[Geld mit Dampf!]

Die amerricanische Republik Bolivia hatte bisher noch keine eigne Geldsorten. Sie läßt sich jetzt in Paris mit Dampfmaschinen Münzen prägen. Der erste, bereits angestellte Versuch ist noch nicht gelungen, den Dampf dabei anzuwenden; man hofft ein besseres Gelingen des zweiten. Ein herrlicher Gedanke, sich Geld mit Dampf zu verschaffen! Es geschieht jetzt nichts mehr in der Welt ohne Dampf. Selbst die heiligsten Dinge erhalten eine Richtung mit Dampf. Die Pietisten denken sich ihren Gott mit Dampf, d. h. sie hüllen ihn in Wolken und Rauch. Die Mucker trieben die Frömmigkeit mit Dampf, d. h. sie hüllten ihre heimliche Ausschweifung in religiösen Dampf. Die Homöopathen curiren mit Dampf. Ohne Dampf ist die Homöopathie nicht gut brauchbar. Dampf muß sein! sowie die Berliner sagen: Spaß muß sein!

[Notabilitäten auf Reisen.]

Felix Mendelssohn-Bartholdy verweilt noch längere Zeit in Frankfurt a. M., wo er den Cäcilienverein leitet.

Daselbst befindet sich auch Rossini mit dem pariser Baron Rothschild. Die Familie Rothschild hielt in Frankfurt einen Congreß, um über eine Heirathsangelegenheit sich zu berathen. Der londener Lionel fehlt nicht. Man hat einen jungen Rothschild vermählt, und wie bei Prinzen von Geblüt ist eine Angelegenheit dieser Art auch bei den Prinzen des Geldes keine bloße Hazard-, sondern eine Staatsangelegenheit. Die Rothschild's haben allerdings keinen unmittelbaren Staat, keine souveraine Herrschaft, aber viele Staaten und viele souveraine Herrschaften sind ihnen tributär.

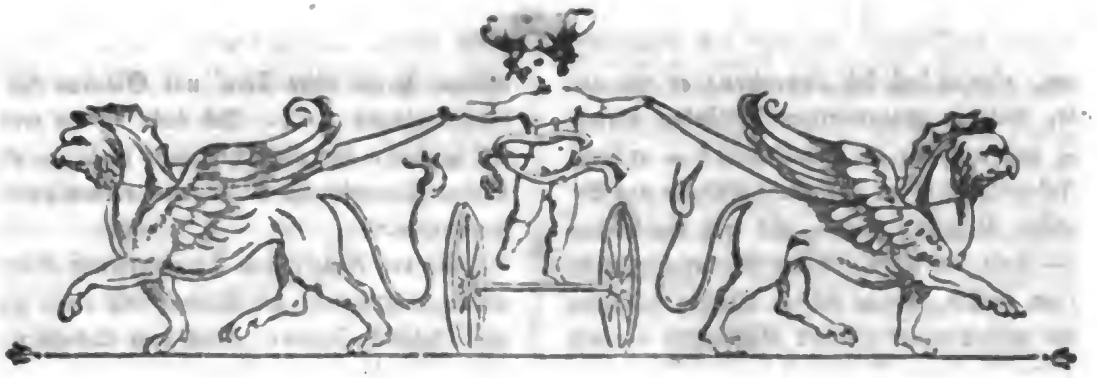
Eduard Duller macht eine große Reise nach Oesterreich, Salzburg und Tirol. Wir freuen uns auf die Anschauungen, die er von seiner Heimath zurückbringt. Vor seiner Abreise hatte er in Frankfurt seinen „Ignaz Loyola" vollendet.

Seydelmann geht nach Zürich, um zu gastiren.

Abbé Lacordaire, Canonicus der Notre-Dame, über dessen Predigten wir unsern Lesern mittheilten, was Mrs. Trollope erzählte, hat seinen Zuhörern von der Kanzel herab verkündigt, er gehe auf einige Jahren nach Rom, um „an den Gräbern der Apostel sich stillen Betrachtungen zu überlassen."

Ludwig Tieck geht im nächsten Monat nach dem Rhein.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 126. — den 30. Junius 1836.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Johannes von Müller.

Eine Ehrenrettung.

Von Hermann Marggraff.

Unsere jüngste Zeit kann den berühmten Geschichtsschreiber der Schweiz sich kaum anders vorstellen, als unter der dünngeschmeidigen aalhäutigen Gestalt eines Abtrünnigen, der um Lohn und Brot die Hauptparagraphen seines politischen Glaubens verleugnet, eine ministeriell perfide Witterung um sich her verbreitet, seine Charakterzüge in Winkelzüge verwandelt, in alle glänzende Löcher und Gänge des Hoflebens sich einschmeidigt, und unter dem kalten Stern auf der Brust die hell funkelnden Sterne seines innern Menschen einen nach dem andern geflissentlich auslöscht. So steht er da, öde und leer gebrannt, ein Hohl- und Scheinwesen, ein Leib- und Augendiener, eine schmarotzirende Schlingpflanze, die auf ausländischem Sumpfboden wuchert — so amphibisch zweideutig steht Müller vor uns, wenn wir unsern modernen Cato's glauben wollen, die über die Sitte und Unsitte vergangener Zeiten das Censoramt und vollständige Register führen. So hat ihn noch jüngst Laube im Vorbeigehen aufgefaßt, so Woltmann, so Menzel: dieser, der wie ein Grabthier nach Leichen sucht, um sie zu verunreinigen; dieser, der blasphemirend in dem Blitzstrahl, welcher den straßburger Münster traf, den Zorn Gottes vermuthete, des eifrigen Gottes, der über den dort eingegrabenen Namen Goethe's — ein kleinliches Ding für ihn — erbost war; der von Joh. Müller spricht, wie von dem Verworfensten unter den Verworfenen, einem von Gott selbst Gebrandmarkten; ja! er, dieser Menzel, der die Historie in lauter Detailschildereien zerstückelt haben will, nennt diesen größten unserer Geschichtschreiber einen heuchlerischen, warmbrüderlich gesinnten Menschen, den er immer gehaßt habe. Und was thut uns der todte Johannes? kränkt er uns? beleidigt er uns? verführt er uns? Ist sein Abfall von der deutschen Sache vollkommen erwiesen, mit untrüglichen Actenstücken belegt, durch ein unparteiisches Geschwornengericht bis zur Evidenz beglaubigt? — Wir aber, sollen wir des Horaz Lebensregeln verwerfen deshalb, weil er selbst sie nicht befolgt zu haben in Verdacht steht? sollen unsere Nachkommen Menzel's Privatcharakter, Handel und Wandel sich zum Muster nehmen, oder was? und abermals wir, sollen wir von Joh. Müller's Werken sagen, sie taugen nichts, weil uns Menzel und Woltmann einreden, der Mann selbst habe nichts getaugt? — Oder war Woltmann's Charakter ein so unbescholtener, daß er, vereint mit Menzel, der so lange mit seiner stachligen Zunge leckt, bis er Blut sieht, und je mehr er Blut sieht, desto mehr leckt — in der heiligen Vehme der Kritik den Kläger abgeben könnte?

Nein! — drei Mal Nein! — Aber laßt uns die Grundsätze des Mannes, den man so schmälig anklagt, betrachten; sie blieben immer dieselben, wie oft sich auch Müller verpuppte und äußerlich andere Gestalt annahm. Er war klein von Gestalt, behäbig und beweglich; er mochte persönlich

Digitized by Google

nicht imponiren, aber er ließ sich imponiren; er war nomadisch unstät, mit den gegenwärtigen Zuständen überall unzufrieden — und wer war es damals nicht? — er band endlich sein Lebenskähnlein an das große Kriegs- und Linienschiff, welches Napoleon hieß — und wer that es damals nicht? — Laßt doch sehen, ob die schiedsrichterlichen Größen, die an diesem Manne sich zu Rittern schlagen, anders handeln werden unter gleichen Umständen — laßt doch sehen, wenn ein neuer Napoleon kommt, durch den das Weltgericht spricht! Für seine Studien glühte Joh. Müller, für was er sonst noch warm war, soll uns das kümmern? sollen wir uns darüber graue Haare wachsen lassen, während wir uns an seinen Werken grün und jung lesen? Aber seine Grundsätze kümmern uns. Laßt sehen!

„Es scheint mir unmöglich," schreibt Müller im J. 1792, „dem seit einem halben Jahrhundert in Europa verbreiteten Geist nun mit Bayonnetten zu vertilgen. Es wäre vielleicht das größte Unglück für die Menschheit." Da haben wir den freien, frei geborenen und frei blickenden Schweizer!

Und am 17. Januar 1806 schrieb er: „Die letzten Begebenheiten hatten mich so ergriffen, daß ich in der That einen Ruf nach Irkutzk angenommen hätte, um von Europa nur recht weit zu sein. Das Unglück ist begreiflich. Ist nicht Alles mechanisch, über- und abgespannt, unbrauchbar, unhaltbar geworden? Es hat fallen müssen."

Müller beabsichtigte eine Geschichte Friedrichs des Großen zu schreiben. Man war bedenklich; man wollte ihm die Archive nicht vollkommen aufschließen; man hielt ihn halb unter Censur. Da schrieb er in seiner freimüthigen Schweizer-Weise an den Staatsminister von Voß: „Es läßt sich in Ansehung der Censur bemerken, daß der Geschichtschreiber Vieles zu sagen hat und sagen soll, was nicht eben so schicklich unter Autorisation einer hohen Staatsbehörde in die Welt ausgehen kann." Müller, der sein eigener Censor sein wollte, schrieb in derselben Angelegenheit: „Für Staat und Krieg mag ein preußischer Prinz aus den Geschichten Kaiser Trajan's oder Königs Cyrus, wenn sie nur gut sind, leicht mehr lernen, als aus der des größten von seinem Geschlecht, wenn man ihr die Lücken und den Zwang ansähe."

„Warum springen alle Federn?" schreibt er ein andermal, „weil man sie hat einrosten lassen. Wenn in einem Heere eine Seele ist und es streitet wider ein anderes aus zwei Menschenclassen (den Prügelgebenden und Prügelempfangenden), ist die Wage da gleich? — Das maschinenmäßige Wesen ohne Treu' und Glauben hat nicht lange dauern können ..... Ich habe an den großen Höfen zu viel gesehen, um nicht überzeugt zu sein: alle diese statistischen Kartenhäuser mit ihren Tabellen werden umgeworfen werden."

An den französischen Staatssecretair Maret richtete er, als er gehört hatte, die Schweiz solle einen Heerr empfangen, folgende Zeilen: „Nach dem Schauder eines solchen Gedankens kann mein Geist keinen andern politischen Betrachtungen mehr folgen; mein Gefühl ist erschöpft, erstarrt und keines Wortes mehr mächtig, als: thut es nicht!" (mon sentiment epuisé et glacé ne trouve plus de mot, si non: ne le faites pas!) „Mehr als einen Teil würde die Schweiz haben," schreibt er. — Spricht so Einer, der mit den Gewalthabern buhlt?

Und als er die preußischen Staatsdienste verließ, übermannte ihn die Rührung und das Andenken alter glorreicher Zeiten und die Anhänglichkeit an einen Staat, in und mit dem er so lange gestanden. Da schrieb er: „Es ist leicht, einer Ungnade zu widerstehen, — aber gute Worte, Worte eines gebeugten Hauses, des Hauses Friedrich's, edler Menschen, die ich liebe — es ist so leicht nicht, denen zu widerstehen."

Aber er widerstand. Er wurde westphälischer Staatsdiener, Satrap eines fremdländischen Königs — daher datiren sich die Verfolgungen, die Anklagen und Verleumdungen. Einmal aber wußte Müller, daß eine Partei in Preußen gegen ihn thätig sei; sodann wollte er wirken und schaffen, aber nicht unter Trümmern und Umsturz; er wandte sich dahin, wo neben der Macht auch die Haltbarkeit, Ordnung und geregelter Geschäftsgang lockten. Napoleon selbst, das eherne Schicksal der damaligen Zeit, schleuderte ihn seinem Bruder Hieronymus in die Arme; die Flucht, auf welcher Müller sich vor den Zeitwirrnissen befand, indem er in Tübingen ruhige Studien zu suchen ging, gelang ihm nicht. Hierzu kam die überwältigende Persönlichkeit des Kaisers, der durch ein Gespräch in Berlin den Geschichtschreiber eben so schnell geschlagen und erobert hatte, als er die Preußen bei Jena schlug und die Festungen zwischen der Elbe und Oder eroberte — im Sturmfluge. Für jene Zeit, die Alles aus seinen Fugen rückte, haben wir durch lange Ruhe bedächtig Gewordenen kein Urtheil mehr. Und Müller fühlte, daß Napoleon das Weltgericht sei, und er unterwarf sich ihm; er verließ mit klingendem Spiele die genommene Veste Preußen, mit ihren Breschen und Lücken, und wurde westphälisch, um schweizerisch deutsch zu bleiben;

Digitized by Google

er wurde in Feindes-Hand ein heilsames Werkzeug für das kranke Freundes-Land. Was hätte aus Deutschland werden sollen, wenn die Edelsten und Besten des deutschen Volks aus mißverstandenem Patriotismus, Verzweiflung und Aerger sich vom Schauplatze zurückgezogen und mit ihren Kräften gefeiert hätten? — „Die Waffe nicht aus der Hand geben!" lautet in solchen bedrängten Zeiten der Wahlspruch, den auch Joh. Müller auf seine Fahne schrieb. Wahrlich! der freie Schweizer im Ministerrock hatte wenig freie und heitere Augenblicke. Den Schmerz um das Vaterland, den er in sich trug, mußte er verbeißen und verheimlichen, um als Zielscheibe des Spottes und der Verleumdung zu dienen, während er mit kaum verhohlener Freude die Opposition gegen die Fremdherrschaft im großen Geiste sich bilden sah. Ueberall fand er sich veranlaßt, den französischen Staatsdienern die Spitze zu bieten. Seine Arbeiten waren übermäßig gehäuft, und er unterzog sich ihnen mit einem solchen ausschließlichen Eifer, daß er mehrmals mitten in der Unterhaltung Sprache und Bewußtsein verlor. „In dem Augenblicke," schrieb er damals, „wo man mich meiner Würde entkleidet, werd' ich mehr Leben und Freude fühlen, als jetzt." Sein Wirken war segensreich. Es verdankte ihm die Universität zu Marburg ihr Fortbestehen, Göttingen und Halle theilweise die Sicherung ihrer Dotationen, die von ihren Posten entfernten Professoren neue Anstellungen oder ihre Gehalte als Pension. Wohlan! verleumdet ihn, fahrt fort in Eurer hämischen Consequenz, werft Eure kritischen Ballen und Brotkügelchen gegen den Todten, Ihr, die Ihr nach deutscher Weise Alles schändet, was Muth und Kraft hat, nicht durch das Vorrecht der Geburt, sondern durch angeborenes Talent und weise Benutzung seiner Kräfte aus der Masse als selbstständige Größe sich herauszuarbeiten.

Wir aber bewundern an Joh. Müller jene geregelte Lebensordnung, jene unverwüstliche Thätigkeit, jene Consequenz des Studieneifers, der in den Kern geht und in dem weitesten Umfange zugleich sich ausbreitet, jene Beharrlichkeit in der Arbeit, wie sie bisher nur Wenigen möglich war und jetzt immer seltener wird. Müller war ein Zögling der Alten und classisch in seinem Schreiben, Denken und Thun. Die stille Arbeitsruhe zog ihn vor Allem an; und nur eine Ueberwindung seiner selbst und einer Aufopferung seiner persönlichen Neigungen für das Allgemeine können wir es zuschreiben, wenn er unter den Bergeslasten der Ministerarbeiten sich einsargte. Nicht um sich zu bereichern. Müller hinterließ nur Schulden. Und der Geschichtschreiber sargte sich im Minister ein, um nie wieder aufzuerstehen. Er erlag seinen Beschwerden. Und als er den Tod wie einen heimlich schleichenden Wurm an seinen matten Gliedern sich heraufringeln fühlte, raffte er noch einmal seinen innern Menschen zusammen und legte seine ganze groß angelegte Persönlichkeit in dem Testamente nieder, das uns als wahrster Abdruck seiner Seele verblieben ist. Aber gegen die Angreifer ummauern ihn seine Werke, schwarzklüftig, schroff, oft kalt, abgerissen, jäh, aber gediegen, graniten, wurzelnd im Centrum der Erde und ins Blau massenhaft emporstrebend, wo die Lüfte und die Sonnenstrahlen freien Spielraum haben und die königlichen Adler und andere Krummschnäbler der Freiheit mit starken Krallen und ungebeugtem Nacken horsten.

Zum Schlusse aber nennen wir das Buch, worauf wir unsere Leser hauptsächlich verweisen wollen, nicht worauf wir unsere Ueberzeugung gestützt haben; denn Joh. Müller war schon längst des Berichterstatters ernstliches Studium. Wir meinen das bei Weber in Zeitz erschienene „Leben Joh. v. Müller's." Döring that wohl, mehr den Beschriebenen als sich selbst sprechen zu lassen.

Literatur.

Cristoforo Colombo. Romantisches Gedicht von Ludwig August Frankl. Stuttgart, Brodhag 1836.

Viel Geschrei und wenig Wolle! Das ist das Motto für das Capitel der heutigen Literaturgeschichte. Eine Sandwüste von Reflexionen — selten eine Oase poetischer Vegetation. Kritik und nichts als Kritik. Selbstschöpfungen und neue Erzeugnisse, sind wie die Festtage im Kalender — alle Jahre ein Mal. Unsere jungen Schriftmänner in der Blüthe ihrer Jahre und Phantasie, statt in den Armen der jungfräulichen Poesie ihre Zeugungskraft zu bewähren, ziehen es vor, als ohnmächtige Eunuchen den literarischen Harem zu bewachen, jeden Eintretenden argwöhnisch zu mustern, und über die geringste Bewegung im Innern mit breitmäuliger Geschwätzigkeit dem Großsultan Publicum Bericht zu erstatten. Um so mehr Achtung und Beachtung verdiene derjenige, der in seiner Brust

— — — — die Kraft fühlt regen
„Was er gedacht ins Leben zu bewegen"

und der gleich dem jungen Helden der Vorzeit umgürtet mit dem blitzenden Schwerte das edle Roß besteigt und hinausjagt in die Welt voll blauer Wunder, mit Riesen zu kämpfen, Drachen zu tödten, schöne Jungfrauen zu erretten, und die goldenen Schlösser seiner Träume zu ersteigen. Solch ein ritterlicher Kämpe ist unser Dichter. Ueber seine glänzende Rüstung flattert die goldene Schärpe der Phantasie, die Federn seines Helmes und das Fähnlein seiner Lanze tragen die Farben der Göttin. Ein eigener Zauber weht in seiner Dichtung. Aus blühenden Strophenwäldern wehen gewürzreiche Düfte, und aus blätterreichen Zeilengruppen treten häufig kleine Elfen hervor und schauen mit ihren lichtklaren Augen uns lächelnd an.

Aber je größer ein solcher Zauber ist, desto mehr muß der Kritiker auf der Hut sein, die Besinnung nicht zu verlieren. Strophen und Zeilen sind nur Glieder eines Körpers, nicht der ganze; ein blitzendes Auge, ein schlanker Wuchs, eine schöne Hand, machen noch immer keinen schönen Mann, und die Kritik ist kein 17jähriges Mädchen, die über die glänzenden Einzelnheiten ihres Geliebten alles Uebrige vergißt. Der

Digitized by Google

Colombo des Herrn Frankl hat einige Schwächen, die desto strengere Rüge auf sich ziehen, je größer das Talent des Dichters sich offenbart. Ich schweige von der äußeren Form. Herr Frankl hat sich auf dieser Seite mit dem Schilde „romantisches Gedicht" gedeckt, und so vag auch diese Ausdruck ist, so ist er doch bestimmt genug, um den Colombo vor dem Maßstabe des gewöhnlichen Epos zu retten. Vielleicht heißt diesmal der Ausdruck „romantisches Gedicht" soviel als ein Gedicht in Romanzen. Ich sage vielleicht, denn dieses „romantisch" ist eine Larve, hinter der man sich nach Belieben jedes Gesicht denken kann. Aber was soll diese Apotheose, auf der Colombo wie ein Riese mit thönernen Füßen erscheint, und worin der Entdecker Americas wie ein pensionirter Schiffslieutenant unter gebührlichen Kanonenschüssen und Glockenläuten in Beisein einer erklecklichen Menge neugieriger Zuschauer begraben wird? Sollte das vielleicht die Sühne sein, dafür, daß der große Held sein thaten- und folgenreiches Leben auf dem kümmerlichen Bette des Undankes endete?

Wie viel schöner und poetischer ist diese nicht schon in dem Nachspiele enthalten.

„Du wähntest zu begrüßen Asiens Porte
Das höchste Ziel erschien es deinem Blicke
Werth dich zu schmücken mit des Ruhmes Kränzen
Zu größerer That erkohren vom Geschicke
Rißt unbewußt du auf die goldene Pforte
Von einem Erdtheil, den du ohne Gränzen
Ins Ferne siehst erglänzen.
— — — — — — — —
Und glänzender von allen Erdenmauern
Ist einst dies Land zu schauen
Und große Geister werden einst hier walten
Und herrschen wird das Recht, es herrscht der Weise
Das Menschenrecht wird steigen doch im Preise!"

Setzt hier nicht der Dichter den ewig grünen Lorbeerkranz auf das Haupt seines Helden? Wozu noch die Papierkrone jener Apotheose? Ist nicht das ganze Gedicht eine Apotheose Colombo's? — Die Scene in dem Alhambra, mit so zauberischen Farben sie auch gemalt ist, tritt doch für den engen Raum des Ganzen zu sehr in den Vordergrund. Die Staffage eines Gemäldes darf nicht auf Kosten des Ganzen sich bemerkbar machen; die ganze Episode ist in so großen Umrissen gezeichnet, daß sie die Aufmerksamkeit des Lesers von dem Hauptheldn allzusehr abwendet; um so mehr, da sie der Dichter mit allen Reizen seiner Phantasie ausgestattet hat.

„Und von den Fenstern im goldenen Saale
Rollt Seide rauschend auf, die sie umfing
O, seht hinaus, da liegt im Sonnenstrahle
Der Vega schönes Land, Granadas Ring,
Die Spuren kömmt ihr leuchtend sehen im Thale
Daß Gottes Engel hier still lächelnd ging!
Seht dort die helle Fluth des Xacco wallen,
Sein goldener Gürtel ist's, der ihm entfallen.

Dort der Nevada schneebedeckte Zinken
Ein Fels mit hellem Silberdiadem;
Auf Fluren blickt er, die ihm lächelnd winken,
Von Moschus Duft des Frühlings angenehm;
Wie blühende Sklavinnen zu Füßen sinken
Dem alternder Gebieter im Harem.
Ein wallend Zelt, des Himmels blaue Seide
Die Sonne darin als glänzendes Geschmeide."

Der Focus der ganzen Dichtung ist unstreitig der erste und zweite Gesang, und ich würde gern die schönsten Strophen daraus mittheilen, wenn nicht dann eine jede einzelne Strophe dieser beiden Gesänge mich fragen könnte, warum ich sie nicht gewählt habe. Ignaz Kuranda.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.

[Wie die Berliner den Mai begingen.]

Herr Heinzelmann im Elysium suchte dem feindseligen Mai mit List und Schmeicheleien beizukommen, indem er Sonntag für Sonntag Morgen-Concerte ankündigte und dabei Annoncen etwa folgenden Styls schrieb: „Der Mai, der beldeste Monat des Jahres, ist gekommen, der Lenz schlägt seine blauen Augen auf, laue Lüfte wehen, Nachtigallen locken, ein süßes Aroma schwängert die Atmosphäre, alles jauchzt entrückt dem Wonnemond entgegen. Dieses Alles genießt man bei mir für 5 sgr. Entrée, außerdem ein Morgenconcert von Militairmusiken, Sängerchören, Kaffee, Weißbier, Cigarren u. s. w. u. s. w." — Aber selbst solchen Lockungen aut captationibus benevolentiae widerstand der Mai und wer sich durch Heinzelmann's Sirenengesang locken ließ, der genoß ein Morgenconcert unter Heulen und Zähneklappern, wohin er durch bereiftes Gras wandern mußte. Und war er nicht mit Gummi- oder Pelzschuhen versehen, so erfror er sich vielleicht die großen Zehe auf dem Blumenteppich der Wiesen. Genug, auch die Morgenconcerte erstarrten in diesem fabelhaften Lenz. Und hätte ich alle Eigenschaften, die Homer sich erfleht, um den Kampf der Heroen und Götter vor Troja zu schildern, das Jammergeschrei der Berliner deucht ich doch nicht aus, denn selbst des Aeas zehntausendmännerstimmiges Gebrüll müßte zwirnsfadendünn klingen gegen das zweimalhundertfunfzigtausendstimmige Weh- und Wuthgeschrei meiner Landsleute. Als Beispiel citire ich nur einen Monolog, den ich einen gebildeten Berliner halten hörte: „Ist das ein Sch-...-Schw.....ths-Wetter in diesem Mai! A.e Mittwoche und Sonnabende, die Gott werden ließ, und die Sonntage vollends, wollte ich eine Landpartie machen, und es ist nicht dazu gekommen vor ingrimmiger Kälte. Bei dem letzten Feuerwerk in Treptow sind die Leuchtkugeln eingefroren, und die Raketen nicht als Feuerregen, sondern als Schneegestöber herabgefallen. Fahre ich aber im Mai nach Strahlow, um Kirsche zu essen und wie die Finger dabei zu erfrieren! Wie gern wäre ich in Pankow gewesen, — jetzt dauert's vielleicht bis zum Fliegenfest, ehe ich hinaus komme. God damn! — Mein Herz schlägt nach Nickelsdorf und grünen Aalen, nach Grunewald und Eierkuchen, nach Treptow und jungen Hühnern — aber hilft sie mir wohl etwas diese vermaledeite Sehnsucht? Mai! Mors! Muff! Hätte ich Dich nur beim Schopf und Zopf, ich wollt Dich kuranzen, Du Blütenschuder, Du Duftschwindler, Du Luftschauder!

Aber jetzt setze ich mich hin und male Dein Bild und hänge es an den Galgen, damit Du in aller Welt bekannt wirst! Mit Fußsack und Schafspelz, mit Schnupfen und Husten, mit Miserere und Pestilenz will ich Dich ausstaffiren Du" — Hier erstickte dem Berliner vor Wuth das Wort im Halse! Der Mai lächelte, — aber kalt, sardonisch — winkte dem Juni, und empfahl sich. — So empfiehlt sich jetzt der Berichterstatter dem Publicum durch den Schluß dieses Briefes, wohl fühlend, daß er es durch den Brief selbst nicht konnte.

Mit Hochachtung, der eleganten Welt gehorsamster Diener
L. Rellstab.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 25. Juni 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 25 — 30 (der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr.)

Ueber die Darstellung von Rubinglas durch Goldauflösung und Zinnoxyd, nach Fuss; nebst Bericht von Metzger. — Ueber das Auslaugen des Nutzholzes durch Wasserdampf, von M. Meyer. — Maschine zum Richten der Näh- und Stricknadelschachte, von Pastor in Burtscheid. — Dorn's wasserdichter Holzkitt für Gefässe. — Zinkbedachungsmethoden in Paris, von Hesse. — Behandlung der Oelsamen mit Säuren, von H. Walker-Wood. — Bereitung des Glaubersalzes von Phillips. — Zink als Schutzmittel gegen das Rosten des Eisens, von H. Davy. — Velinpapier aus ungeröstetem Hanf, Lein u. s. w. von Laforest. — Leistungen und Kosten beim Verkehr mit Dampfwagen auf Eisenbahnen. — Vorrichtung zum Zählen der Nähnadeln, von Pastor in Burtscheid. — Ueber Zusammensetzung und Deckkraft der verschiedenen Bleiweissorten, von G. Bischoff. — Weiss's Krapppigment. — Brian und Saint Leger's hydraulischer Mörtel. — Ackermann's Flüssigkeit zur Dauerhaftmachung von Hanf und Leinen. — Leder auf Metall zu befestigen, nach Fuchs. — Anwendung der heissen Luft bei Schmiedefeuer. — Ueber die Verfälschungen des Orlean und die Prüfung der Güte desselben, von Girardin. — Beleuchtung durch Gas und Oel. — Iodigsurrogat. — Preisaufgaben. — Field's Tabellen über die Pigmente. — Alexander Beattie's Thürfeder für Thüren, die nach beiden Seiten geöffnet werden. — Die nottinghamer hydraulische Gasklappe. — Ueber Bereitung des Schweinfurter Grüns im Grossen. — Nürnberg-Fürther Eisenbahn. — Eisenbahn von Brüssel nach Mecheln. — Englische Eisenbahnen. — Kinds' Verbesserung des Gestängbohrens. — Gibus' mechanische Hüte. — Fenton's Verbesserung in der Seifenfabrication. — Ergänzungen zur Geschichte der Runkelrübenzucker-Fabrication. — Grandval's Filter für Zuckerraffinerien. — Darstellung verzinnter Zinkplatten von Williams und Hay. — Grémion's Maschine zum Pressen des Leders. — Pignet's tragbare Gasapparate. — Vorrichtung zum Anlassen, Geraderichten und Abplatten der Sägeblätter, von Pougeot und Salin. — Gewerbvereine. — Würtemberg. Patent. — Ueber Unfälle in Bergwerken und Humphry Davy's Sicherheitslampe. — Dumont's Verbesserung in der Zuckerfabrication. — Louis Schertz in Strassburg neues Communicationssystem. — Kirwan's Messerschärfer. — Paul's mechanische Stiefelhölzer (Leisten). — Robert's Rolle für Tisch- und Stuhlbeine. — Goldworthy Gurney's Vorschlag zur Erleuchtung der Gruben. — Byerley's patentirtes Verfahren zu Ersparung an Oel und Seife in der Wollenmanufactur. — Saunder's Verbesserung im Klären des Zuckersaftes. — Luftheizung.

Bei J. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Deutsches Volksthum im Mittelalter.

Erstes Bändchen.

Taschenformat, elegant geheftet, 24 Kr. rhein. — 6 Gr.

Inhalt:

I. Die Ritterzeit, dargestellt in den Fehden des Ritters Franz von Sickingen.

II. Die merkwürdigsten Sitten und Gebräuche des Ritterthums.

III. Allgemeine Chronik der Sitten und Gebräuche im Mittelalter.

1) Ritterliche Gerechtigkeit. 2) Die Teufel und Teufeleien bei öffentlichen Schauspielen. 3) Trinker und Trinkgeschirre. 4) Aberglauben. 5) Kinderfest. 6) Das Oeffnen geistlicher Rumpelkammern. 7) Fastnachtspiele. 8) Vergnü-

Digitized by Google

gungen im 17. Jahrhundert. 9) Die Falknerei des Mittelalters. 10) Die deutschen Reichskleinodien. 11) Romantisches Tournier zu Burgund. 12) Die Entstehung des Spießruthenlaufens. 13) Vermischte Raritäten. 14) Die Troubadours. 15) Die Minnesänger. 16) Die Meistersänger. 17) Die Liebeshöfe. 18) Gesetze der Minne.

Anzeige. Im Verlage der Unterzeichneten erschien so eben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Galerie von Bildnissen

aus

Rahel's Umgang und Briefwechsel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Ense.

2 Theile. gr. 8. brosch. 2 Thr. 16 Gr.

Ueber Rahel's Religiosität.

Von einem ihrer älteren Freunde.

8. brosch. 8 Gr.

Früher erschien:

K. L. von Knebel's literarischer Nachlaß und Briefwechsel.

Herausgegeben von

K. A. Varnhagen von Ense und Th. Mundt.

Mit königl. Würtembergischem Privilegium.

3 Bände. gr. 8. brosch. — Mit einem Stahlstiche und einer Lithographie. —

Ladenpreis (seit der Ostermesse 1836) 6 Thlr.

Leipzig, im Juni 1836.

Gebrüder Reichenbach.

So eben erschien:

Calvidii Leti i. e. *Claudii Quilleti* Callipaedia seu de pulchrae prolis habendae ratione poëma didacticon. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit Ludovicus Choulant, praxeos medicae in academia medica Dresdensi professor. Lipsiae, apud Leopold. Voss, 1836. 8. min. (sauber cartonnirt 18 Gr.)

Als Gegenstück zu der im Jahr 1830 in demselben Verlage erschienenen, von demselben Herausgeber besorgten und zu Druck, Format und Papier ganz gleich gehaltenen Ausgabe von Fracastorii Syphilis erscheint hier ein nicht weniger hochgeachtetes Gedicht medizinischen Inhaltes, welches zugleich durch seine eigenthümlichen Verhältnisse zu Cardinal Mazarin und zur damaligen Zeitgeschichte anderweit merkwürdig geworden ist. Alle jetzt bekannten Hülfsmittel sind kritisch benutzt worden, selbst die sonst kaum gesehene Leidener Ausgabe, deren vollständige Textabweichung hier zum ersten Male mitgetheilt wird.

Für Leihbibliotheken.

Die Eroberung von Granada,

von Washington Irwing.

A. d. Engl. von Gustav Sellen. 8. 3 Theile. Wohlfeile Ausgabe. Leipzig, bei A. Wiedbrack und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu bekommen.

Preis 2½ Thlr.

So eben erschien bei Leopold Voß in Leipzig:

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft bearbeitet. Erster Band, mit Beiträgen von K. E. von Baer und Heinr. Rathke. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von E. Meyer, H. Rathke und G. Valentin. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 Gr.

Bei F. H. Köhler in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Anekdoten von Gelehrten und Curiositäten der Literatur.

Erstes Bändchen. Taschenformat, elegant geheftet 24 Kr. — 6 Gr.

Diese sorgfältig bearbeitete Sammlung enthält 259 Anekdoten, Charakterzüge berühmter Gelehrter und dergl., die jeden Lehrer ansprechen werden.

In den Curiositäten aus der Literaturgeschichte ist ein Auszug aus Flögel Geschichte der komischen Literatur enthalten.

Bei E. Kummer in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz. Nebst e. Anhange von Briefen Platen's an G. Schwab u. e. Facsimile Platen's. 8. broch. 22 Gr.

Digitized by Google

In dieser Schrift erscheint Platen, der größte Dichter der neuern Zeit und Deutschlands größter Lyriker, zum ersten Male durch einen Geistesverwandten gerechtfertigt gegen die Verläumdungen, welche die Heine'sche Schule und alle Feinde der ächten Poesie seit Jahren gegen ihn ausgestreut hatten.

So eben erschien bei Leopold Voß in Leipzig:

Hartmann, Ph. K., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst, das Leben zu benutzen und dabei Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistesstärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 Gr.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Graf von Gleichen, romantische Volkssage von Dr. Heinr. Döring. Nebst einem historisch-kritischen Anhange und einer anatomischen Beschreibung der neuerlich aufgegrabenen Gebeine des Graf von Gleichen und seiner Frauen, vom Medicinalrath Dr. Thilow in Erfurt. Mit einem Kupfer, welches die beiden Frauen und den Graf nach Originalgemälden darstellt. — 12 Gr.

Alle Lesebibliotheken und Liebhaber der schönen Literatur kann man mit Recht auf vorstehendes Werkchen aufmerksam machen, da es eine alte Volkssage betrifft, die durch die Ausgrabung der Gebeine nun hinlänglich feststeht, die seit Jahrhunderten bezweifelt wurde und durch die Bearbeitung des Herrn Dr. Döring gewiß nichts zu wünschen übrig läßt.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

Ueberschwänglichen.

Komischer Roman

von

L. Bauer.

2 Bände. 8. br. 5 Fl. 15 Kr. oder 3 Thlr.

Die Widersprüche und Kämpfe der Zeit haben uns schon so vielen Verdruß gemacht, daß es wohl kein unbilliger Wunsch ist, wenn wir auch einmal darüber lachen möchten. Zu diesem Genusse ladet der Verfasser obgenannten Romans männiglich ein, vorausgesetzt, daß man sich entschließen will, zu thun, wie er gethan hat. Als ihm nämlich eines Tages ganz unheimlich zu Muthe war, legte er aus Aeger und Bangigkeit Philosophenmantel und Amtsrock, Brille und Buch auf die Seite, stellte sich im leichten Habit, wie ein zufällig ins neunzehnte Jahrhundert gerathener Wandersmann, frischweg unters Thor und blickte neugierig mitten in das Getümmel. So hatte er's nicht lange getrieben, als ihm eine Grille um die andere vorging, und unvermerkt war er, was er anfänglich blos hatte scheinen wollen, in der That geworden, ein ruhiger, heiterer Zuschauer. Sein Groll war geschwunden; denn warum doch sollte er denjenigen zürnen, deren Thorheiten ihn so herzlich ergötzt? Seine Eigenliebe war gemindert, denn nirgends fiel ihm ein so bunter Rock auf, wovon er nicht ein Schnipschen Tuch wenigstens auch an dem seinigen entdeckt hätte. Zur Arbeit aber fühlte er sich rüstig und aufgelegt, weil er der Grillen los war, die ihm bisher keine Ruhe gelassen. In seiner Wohnung über das Geschehene nachdenkend gelangte er alsbald zu der Ueberzeugung, daß dermalen so ziemlich alle Sonderlinge in demselben Spitale krank liegen und an demselben leiden, was Göthe den Krebskrabs nennt. Die Hauptrichtung der Zeit, schien es ihm, gehe auf Natur und Natürlichkeit; wer also vornehm auf die Natur heruntersehe, oder vermessen sie zu überflügeln gedenke, mache sich der größten Sünde wider den Zeitgeist schuldig. Um nun diesen Satz auf unterhaltende Weise durchzuführen, schrieb er nicht geradezu das Erlebte und Beobachtete nieder, sondern dichtete eine Reihe von Begebenheiten, worin der volle Verlauf jener Thorheiten sich abspiegeln sollte, und wies mehreren seiner Helden gefliflentlich eine hohe Stellung an, damit sie Spielraum hätten, ihre Ueberschwänglichkeit bis auf den Gipfel zu treiben. Da erblicken wir denn also nicht blos einen Pfarrer, der das Bibellesen verbietet, einen Ideenkrämer, der die Welt construiren, einen Dichter, der sie besingen will, sowie einen Dampf- und Eisen-Speculanten, der Frau und Vermögen in die Luft oder über Berg und Thal experimentirt, sondern auch einen Minister, der sich dann erst gesichert glaubt, wie er sämmtliches Geld der Unterthanen in seiner Kasse hat, einen Quasi-Fürsten, der als Wiederhersteller des Mittelalters beinahe ausgehungert und durch seine Kaiserträume wirklich ruinirt wird. Doch hiermit genug! denn wenn wir fortführen, den Inhalt des Buches vor dem Leser auszukramen, so könnte er am Ende gar glauben, es sey unnöthig, dasselbe zu kaufen, und dabei kämen wir beide zu kurz: denn auf unser Wort, er wird es lesen, sich ergötzen, und, wenn er es aus der Hand legt, uns Dank wissen, daß wir es ihm geboten haben.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In Appun's Buchhandlung in Bunzlau ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Gehe, Eduard, die Malteser, Drama in 5 Acten, oder dessen vermischte Schriften 1ter Theil (der bereits unter der Presse befindliche 2te Theil enthält:

Digitized by Google

Jessonda, große Oper; die Romantischen, Lustspiel; Ausflug nach Salzburg; Gedichte.) à 18 Sgr.

Nikolaus, Herzog von Oppeln, historischer Roman von C. Keller. 2 Theile. à 22 Sgr.

Bei J. C. Schaub in Düsseldorf ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern.

Herausgegeben von Karl Immermann.

3 Bände. 80 Bogen in 8. auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmackvollem Umschlage. Geh. Preis 6 Thlr.

Auch unter dem Titel:

Immermann's Schriften. 5. bis 7. Band.

In diesem Werke haben sich die Conflicte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in Werther und Wilhelm Meister die einseitigen Richtungen der Zeit sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eignes Heilmittel und Correctiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch scharfen Auffassung und praktischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

Von folgenden Aufsehen erregenden Werken sind eben Fortsetzungen erschienen:

Marbach, G. O.,

über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. 2te Sendung:

(14. bis 25. Brief.) Börne. Heine.

8. Velinpap. geh. 1836. ⅔ Thlr.

1ste Sendung: Einleitung. Menzel. Kostet ⅔ Thlr.

Martin, R. Montgomery,

die Britischen Colonien,

nach ihren geschichtlichen, physischen, statistischen, administrativen, finanziellen, merkantilen und übrigen socialen Beziehungen. A. d. Engl. von Dr. P. Frisch. Dritte Lieferung: Nordamerika. gr. 8. 1836. 1⅓ Thlr. —

Alle 3 Lief. bilden u. d. Titel: Martin, die brit. Colonien in Asien, Westindien und Nordamerika einen Band mit Vorrede, Inhalt ꝛc. zu 3⅓ Thlr.

Venturini, Dr. Carl,

Pragmatische Geschichte unserer Zeit.

Das Jahr 1834.

(Der Chronik. Neue Folge. 9r Band. gr. 8. 39 B. 1836. 2⅔ Thlr.

Dies Werk ist an Vollständigkeit, Freimüthigkeit und Pragmatik der Darstellung noch von keinem andern übertroffen worden. Nach dem nunmehrigen Aufhören auch des Menzel'schen Taschenbuchs dürfte es jedem Geschichtsfreunde fast unentbehrlich seyn.

J. C. Hinrichs'sche Buchh. in Leipzig.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Buch der Mystik.

Seraphita

und

die Verbannten.

Von

Balzac.

Aus dem Französischen von J. v. N.

8. br. 1 Thlr. 8 Gr. oder 2 Fl. 24 Kr.

Es gehört, wie der Herr Herausgeber in der Vorrede sagt, nicht zu den unbedeutendsten Zeichen der Zeit, die anmuthige und gewandte, bis jetzt aber auf ganz andere Weise gebrauchte Feder eines Balzac mit würdigem Ernst ein Thema behandeln zu sehen, wie es hier geschehen ist, indem er die tiefe Mystik Emanuel Swedenborg's im Gewande einer geistreichen Novelle vor Augen stellt. Darum wurde auch diese Bearbeitung unternommen, nicht sowohl um des blühenden Stils und der Neuheit der Erzählung wegen, sondern vielmehr um die deutsche größere Leseweit auf Swedenborg, den reichen und hochbegabten Mann, hinzulenken, dessen nähere Bekanntschaft sicher von dem höchsten geistigen Nutzen für Viele seyn dürfte.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

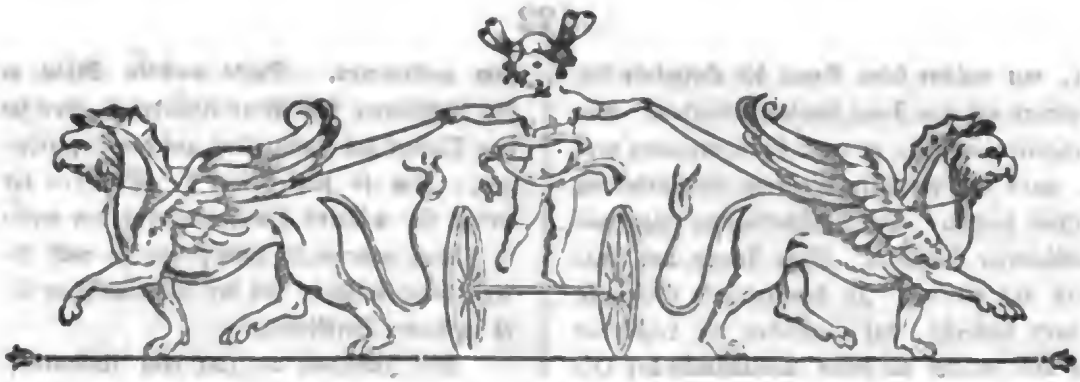
So eben ist erschienen:

Die Weltgeschichte für die Jugend

bis auf die neuesten Zeiten dargestellt von Ernst Hold. Zweite verm. Aufl. Mit 70 Abbild. auf 24 Kupfertafeln. gr. 8. (23 Bog. Leipzig, Hinrichs). kolor. elegant geb. 1836. 2 Thlr. 21 Gr. schwarz cartonnirt 2 Thlr. —

Größere Bündigkeit im Vortrage, ausführlichere Bearbeitung der neuesten Geschichte, eine gefällige äußere Ausstattung und eine neue Wahl passender Kupfer werden dem schönen Buche neuen Beifall erwerben.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 106. — den 2. Junius 1836.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Tudor.

Novelle.

Die ersten Salons der Residenz hallten seit einigen Abenden wieder von den beiden Namen Marie Tudor und Victor Hugo. Tieck's neueste Novelle brach den Stab über den Dichter des lange erwarteten Stückes, welches zum Benefiz einer hochgefeierten Schauspielerin endlich gegeben werden sollte. Die Meinungen theilten sich zwischen Dichter und Kritiker. Um so einstimmiger aber verlangte Alles nach der Vorstellung Mariens. Denn wie groß auch beide Autoritäten sein mochten, so wurden sie doch an Größe von der Eitelkeit der meisten noch überboten. Jeder glaubte Urtheilskraft genug zu besitzen, um es nach Aufführung des Stückes sogleich zu einer rechtsgültigen Entscheidung bringen zu können. Am Aufführungsabende glänzte das Schauspielhaus von allen Notabilitäten der Stadt. Jede Loge bildete eine kleine Anstalt für wechselseitigen Unterricht in Beziehung auf das zu erwartende Stück. Das Lehrreichste dabei war vielleicht, daß die tiefste Unwissenheit gewöhnlich am lautesten hervortrat. Dazwischen gab es natürlich auch in den Logen wie im Parterre eine Menge schweigsamer Personen, deren Gesichter immer verschmitzter wurden, je näher die Zeit des Vorhangaufziehens herantrückte. In vielen andern sah man eigentlich nichts als das Wohlbehagen, mitten unter der wie in einander geknetet dastehenden, vor Unmuth von Zeit zu Zeit laut aufgährenden Männermasse sich eines Sitzes zu erfreuen, der, so himmelschreiend knapp ihn auch das beim Bau des Schauspielhauses tyrannisch vorherrschende ökonomische Princip beschnitten hatte, an einem solchen Abende seinen Werth genugsam gelten zu machen wußte. Bei der allgemeinen Ueberfüllung der Logen bot eine der ersten diesmal die besondere Merkwürdigkeit dar, zwei Vorderplätze noch fünf Minuten vor Anfang der Musik leer zu haben. Kaum aber hatten ein Paar der im dichtesten Gedränge nahe an dieser Loge Leidenden eine Speculation hierauf gegründet, als schon der eine dieser Plätze durch den dort gewöhnlich sitzenden Justizrath Wahnsdorf eingenommen wurde. Hiermit schwand ziemlich alle Hoffnung auf den zweiten Platz. Denn die Eifersucht seiner Braut, des Fräuleins von Niederau, war so bekannt, daß Niemand glaubte, sie werde sich der Gefahr aussetzen, ihren Verlobten allein ins Theater gehen zu lassen. Zwar saß bereits eine Dame auf ihrem sonst gewöhnlichen Sitze neben dem Justizrathe; dem mußte jedoch ohne allen Zweifel ein Irrthum zum Grunde liegen und vermuthlich der noch unbesetzte Platz am andern Ende der Loge der rechte für diese Dame sein. Denn daß das Fräulein den eigenen Sitz der ausgezeichnet schönen Frau des Professors Berthold abgetreten haben sollte, war, eben ihrer ungemessenen Eifersucht wegen, kaum anzunehmen. Der Zufall leitete auf der Stelle ein Gespräch zwischen ihm und der Professorin ein. Er war dieser bei einem Balle vor acht Tagen,

Digitized by Google

wegen der Eil, mit welcher seine Braut die Heimkehr betrieb, die Antwort auf eine Frage schuldig geblieben. Die allgemeine Artigkeit würde ihn zu einer Entschuldigung vermocht haben, wenn auch die Reize der Frau die Forderung weniger unterstützt hätten. Der Entschuldigung folgte natürlich die rückständige Antwort. Neue Fragen und Antworten keimten aus diesen. In dem belebten Gespräche entging es ihnen vielleicht, daß inzwischen die Logenthür sich aufgethan und zugleich die ersten Violinstriche des Orchesters begonnen hatten. Die zunehmende Macht der Musiktöne verbarg ihnen hierauf eine immer lauter werdende Verhandlung zwischen dem Logenschließer und einer vor kurzem eingetretenen Dame. Es war das Fräulein von Niederau. Vergebens entschuldigte er gegen die ihn zur Rede Stellende den begangenen Fehler, eine andere Person an ihren Platz gelassen zu haben. Der Zudrang der Menschen sei eben sehr groß gewesen, und so der Professorin von ihm aus Versehen eine unrechte Loge geöffnet worden. Der eigentliche Platz der Fremden in der benachbarten Loge war seitdem natürlich ebenfalls besetzt. Um nun, da der Vorhang sogleich aufgehen werde, keinen Aufstand in der Loge zur unrechten Zeit zu machen, bat er das Fräulein, sich bis zum Schlusse des ersten Actes mit dem noch leeren Platze zu begnügen, dessen gewöhnlicher Inhaber, wie er eben erfahren habe, verreist sei. Aber durch das Gespräch ihres Bräutigams mit der Professorin bereits zu einer ganz unnatürlichen Hitze gelangt, brach das Fräulein in die heftigsten Worte darüber aus, daß er ihr zumuthen wolle, einen fremden Platz einzunehmen von dem sie wohl noch gar vertrieben werden könne. Darauf wendete sie sich mit den ungerechtesten Vorwürfen an die unberufene, ihr in diesem Augenblicke äußerst verhaßte, Stellvertreterin selbst so laut, daß die Harmonien des Orchesters nicht mehr im Stande waren, die Mißtöne des Zornes zu decken, und Parterre und Logen bereits aufmerksam wurden, wie sie auf Erledigung ihres Platzes bestand. Mitten in dem hierdurch veranlaßten Geräusche wurde der Vorhang aufgezogen. Das damit zugleich entstehende Zischen machte, daß aller Augen auf die eben im lauten Aufbruche erscheinende Loge sich richteten. Aber die Professorin, außer sich durch das von ihrer Person ausgehende unangenehme Aufsehen, konnte kein Zureden bewegen, den leeren Platz am entgegengesetzten Ende der Loge einzunehmen. Sie verließ das Schauspielhaus. Hatte die Unterhaltung des Justizraths mit der Professorin dem Fräulein kein gutes Blut gemacht, so konnte dergleichen wohl eben so wenig bei dem Bräutigam aufkommen. Beide mochten Mühe genug haben, das Mißfallen, das sie an einander so eben fanden, unter dem Mantel des Aufmerkens auf das Trauerspiel zu verbergen. Um so stärker war die Explosion der Wortfülle, welche sich während des Schweigens von mehrern Stunden in beiden gesammelt hatte, als sie nach Hause gingen. Auch beim Abschiede vor der Niederau'schen Wohnung kam es zu keiner Versöhnung.

Der Justizrath unterlag dem Unmuthe, worein ihn auf seinem einsamen Zimmer die Betrachtung der nächstverflossenen Stunden immer tiefer versenkte. Sich nicht des mindesten Unrechts gegen seine Braut bewußt, erschien ihm ihr offenbares Unrecht um so schreiender, da es sich auf eine, wo möglich noch schuldlosere Person erstreckt hatte. Sein Gespräch mit der Professorin hatte dem auch von dieser sehnlichst erwarteten Stücke gegolten. Als eine besondere Verehrerin der Urtheile Tieck's war sie zeither oft in Streit mit ihrem Gemahle gerathen. Professor der Geschichtsmalerei, redete er dem französischen Schauspieldichter das Wort. Was von Victor Hugo's Schauspielen gedruckt war, hatte er gelesen; auch Marie Tudor. Wenn er auch mancher Verletzung des Zartgefühls nicht beistimmen konnte, so gewann doch der durch den Dichter dargebotene Reichthum neuer Bilder die Phantasie des Malers. Eben jene Verletzung war Ursache, daß er zeither Hugo's Dramen seiner Gattin nicht mitgetheilt hatte. Nach Tieck's Kritik aber über den Dramatiker und den Eindruck, den sie auf seine inniggeliebte Freundin hervorgebracht, kam ihm nichts erwünschter als der Entschluß der Theaterintendanz, die zeitherigen Bedenken gegen die Darstellung dieser Schauspiele einmal aufzugeben und die Hauptrolle von Marie Tudor, dem im Tageblatte ausgesprochenen Wunsche gemäß, einer Actrice von seltenem Talente zu übertragen. Professor Bertheld war selbst im Parterre und hoffte, nach beendigtem Stücke zu Hause das Bekenntniß des vollständigsten Sieges des französischen Dichters über den deutschen Beurtheiler in der Vorstellung seiner Gemahlin von dieser zu vernehmen. Die Professorin gestand dem Justizrathe ihre Zweifel an der Richtigkeit der Hoffnung ihres Gemahls, daß sie aber eben darum wie auf die Aufführung, so auch auf die Discussion nachher äußerst begierig sei. Das Alles war durch die in wahrhafte Ungezogenheit ausgeartete blinde Leidenschaft seiner Braut vereitelt worden. Der Justizrath erinnerte sich dabei ähnlicher Scenen, ebenfalls von dem Argwohne des Fräuleins von Niederau herbeigeführt. Alle zeitherigen Vorstellungen da-

Digitized by Google

gegen waren fruchtlos gewesen. Die durch die nichtigsten Umstände in Zornflammen auflodernde Reizbarkeit seiner Verlobten, ohne Zweifel in Folge einer vernachlässigten Erziehung allein zu diesem Grade gelangt, drohte nicht nur seiner Zukunft mit unzähligen geheimen Aergernissen, sondern sogar mit öffentlicher Bloßstellung. Zum ersten Male vielleicht sanken seine Gefühle für die Verlobte bis zu der kühlen Temperatur, um der Frage Raum zu geben, ob sein mit ihr beabsichtigtes Band auf das ganze Leben ein Glück oder ein Unglück zu nennen sei. Mitten in dieser Krise überraschte ihn ein mit der Stadtpost so eben angelangter Brief. Die Handschrift der Adresse erinnerte er sich nicht, jemals gesehen zu haben. Wie erschrak er aber vor dem vier überaus unleserlich geschriebenen Seiten voll Inhalt. Schwerlich würde er sich zu der Lectüre sogleich entschlossen haben, wäre die Unterzeichnung anders als Professor Berthold gewesen. Aber gerade so undeutlich wie die Buchstaben war, wenn man sie einmal herausgebracht hatte, der Sinn, den sie aussprechen sollten, klar und unumwunden. Der Professor war Zeuge des Aergernisses in der Loge gewesen. Was zu Hause seine Frau ihm darüber berichtete, hatte ihn außer sich gesetzt. Und kaum war sie durch einen heftigen Kopfschmerz ins Bette getrieben worden, so entschloß er sich, seinen ganzen Zorn auf das Papier zu werfen und dieses an den Justizrath zu adressiren. Ein Zorn, wie der seinige, ist zu unglücklich in der Wahl der Ausdrücke, als daß diese dem Leser vorgelegt werden könnten. Die Ungerechtigkeit jedoch läßt sich nicht verschweigen, daß der Professor den Justizrath für alles Dasjenige verantwortlich machte, was er die Albernheit und den Unverstand seiner Verlobten zu nennen beliebte. Nothwendig, meinte der unhöfliche Kritiker, hätte der Justizrath sich bei der Scene in der Loge ganz anders als Mann zeigen und die Ruhestörerin ohne Barmherzigkeit hinausweisen müssen.

Der Gedanke, was auf einen solchen Brief zu thun sei, kostete dem Justizrathe den Schlaf der ganzen Nacht. Seinen Inhalt völlig zu ignoriren, das ließen die gegen ihn und das Fräulein von Niederau ausgestoßenen heftigen Beleidigungen nicht zu. Denn wie sehr diese auch wider den Anstand gefehlt hatte, so hielt er sich doch als Bräutigam für verpflichtet, Schmähungen, wie in diesem Briefe gegen sie vorkamen, nicht zu dulden. Auf der andern Seite war aber freilich der letzte in solch einer Aufregung geschrieben, bei der die Ueberlegung offenbar nicht zum Worte hatte kommen können. Seine Reisepistolen, die ein Freund, dem er sie geborgt, am Morgen zurückschickte, gaben ihm endlich einen Einfall an die Hand. Noch ehe er recht mit sich darüber einig war, ob er gut oder schlecht sei, hatte er schon die Pistolen unter dem Arme und den Mantel umgenommen, um so nach der Wohnung des Professors Berthold zu eilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

9. Jucunde. Dramatisches Taschenbuch für 1836, von Carl Blum. Mit dem Bildnisse des Frln. v. Hagn. Berlin, Enslin.

Was Wieland von Horaz in Bezug auf dessen griechische Vorbilder behauptete, kann man von Carl Blum in Bezug auf das italienische Lustspiel sagen; Carl Blum ist ein Uebersetzer, wie Uebersetzer sonst nicht zu sein pflegen. Es ist nicht zu läugnen, daß der deutsche Genius arm an Ideen zum Lustspiel, unsere nationalen Situationen arm an komischer Scenerie sind. So viel Witz im berliner Volkstypus liegt, so hat es derselbe bei seinem anecdotenhaften Sarcasmus doch zu keiner komischen Literatur gebracht, und die wiener Localposse ermangelt in ihrer gutmüthigen Behäbigkeit, die fast Faulheit zu nennen ist, aller Ahnung an literarische Haltung; es hat sich noch kein productives Dichtergenie jener vielen ächt humoristischen wiener Volkscharaktere bemächtigt, um ein Lustspiel mit ihnen zu bevölkern, das mehr als der Bühne, das auch der Literatur angehörig wäre. Die allgemein deprimirenden Verhältnisse deutscher Zustände lassen kein Talent aufkommen, das sich zu einem deutschen Aristophanes entwickeln könnte. Blum ist als Uebersetzer ein trefflicher Lustspieldichter. Er nimmt, was die heimischen Zustände nicht bieten oder ihnen zu entnehmen nicht erlaubt ist, von fremdem Boden eine Grundidee; Dialog, Scenarium und Charakteristik sind durchaus sein Eigenthum. Durch die Behandlung eignet er unsern volksthümlichen Vorstellungen, Leidenschaften und Eigenheiten das Fremde zu. Dies ist selbst der Fall, wo das Italienische zu sehr noch durchschimmert, um es uns ganz homogen zu gestalten. Ich meine den in vorliegendem Taschenbuche enthaltenen „Pietro Metastasio" von Federici. Pietro nährt sich kümmerlich als Schreiber bei einem launisch hartherzigen Advocaten, während seine poetischen Arbeiten fern und nah viele Tausende entzücken. Die Gondoliere singen seine Lieder, die Theater bringen seine Stücke, am Hofe hört man seine Oden declamiren; Italien preist ihn, während es ihn hungern läßt. Eine Engländerin ist von ihm eben so entzückt, wie sie der Gegenstand seiner Neigung wird. Sie ist seine Stütze, als der Advocat ihn aus seinem Dienst jagt; das Glück lächelt ihm endlich auch noch von andern Seiten und er wird nach Wien berufen als Hofpoet. Wie leicht ließen sich diese Situationen ganz aus dem italienischen Boden herausheben und ganz deutsch machen! Hätte Blum einen deutschen Poeten in gleicher Lage geschildert, er hätte ein vortreffliches Stück geliefert. So wie es ist, wird der Antheil des Publicums nur künstlich erweckt. „Capricciosa", ebenfalls nach Federici, ist bei weitem mehr unsern Zuständen incarnirt, obwohl man dieser liebenswürdigen Kaiserin, die noch nicht vierundzwanzig Jahre zu sein sich capricionirt, das italienische Blut, das in ihren Adern pulsirt, anmerkt. Ein sehr einfach artiges Stück ist „der Hirsch". Das Spiel der Guglielmo kann es bedeutsam machen. Sie ist einer jener weiblichen Lieblingscharaktere des Verfassers, deren verschiedentlich nüancirte Fäden auf den Grundton unbewußter Witzhaftigkeit der ländlichen Unschuld zusammenlaufen. Die harmlose Kindlichkeit als Witz, darin haben diese Charaktere Blum's

Digitized by Google

ihre Hauptstärke und Eigenthümlichkeit; sie sind durchaus Erzeugniß seiner eigenen Productivität. In dem vierten der vorliegenden Dramen: „Lisette", oder „Borgen macht glücklich", feiert diese weibliche Liebenswürdigkeit in der Hauptfigur ihren Triumph. Das kleine Lustspiel gehört zu den besten, die man kennt. Der gesunde, frische Sprudelquell des Dialogs ist fast überall bei Blum gleich erfreulich, hier vereinigt sich der Reiz einer glücklichen Intrigue mit seinen sonstigen Vorzügen. Das liebe Dorfkind ist, als arm und verwaist, von Jedermann unbeachtet. Sie liebt den Peter, aber Peter will nicht blos ein reiches Mädchen, er will auch eines, das Aufsehen macht und um dessenwillen man ihn beneiden würde. Auf der andern Seite liebt Rudolph von Stein die junge Gutsherrin. Beide quälen sich durch die Launen der Convenienz und der überbildeten Mißstimmung der haute volée. Eine Schar Anbeter flattert um Henrietten; sie soll sich vermählen und sie mag nicht. Lisette will gern heirathen, aber sie bleibt verlassen und verschmäht. Diese Gegensätze in höherer und niederer Sphäre sind sehr anmuthig parallelisirt. Henriette will Lisetten wohl, und als diese ihr in aller Naivetät einer rührenden Unschuld den dringenden Herzenswunsch mittheilt, einen Bräutigam zu haben, so giebt jene dem armen Kinde die Erlaubniß, sich von den vielen Bewerbern, die sie umschwärmen, einen zu borgen. Lisette wählt Rudolph, und Henriette weidet sich an dessen Verlegenheit, dem Dorfmädchen auf drei Stunden den Hof zu machen. Rudolph gehorcht mit Widerstreben. Alsbald gefällt ihm aber das liebe Mädchen, und er beginnt nun seinerseits, die Geliebte durch Eifersucht zu quälen. Rudolph und Lisette finden sich sehr gut in die aufgenöthigte Rolle, und die letztere benutzt nun ebenfalls die Gelegenheit, sich ihrem Peter in bedeutenderm Lichte zu zeigen, dadurch thaut Peter's schlafmützliches Herz auf, und Henriette's requirirt unterdrückte Neigung zu Rudolph schlägt in helle Flammen aus. Rudolph macht Lisetten reich und begehrenswerth, während er selbst in Henriettens Augen begehrenswerth erscheint. Alles läuft gewandt und graciös zu Ende. Wir lernen Blum's anmuthiges Talent von neuem lieben. — Der zweite Band der Jucunde wird, wie wir hören, einige seiner Spiele bringen, die er nach Albrito Nota bearbeitete.

Correspondenz.

Aus Paris, im Mai.

[Alexander Dumas' Don Juan de Marana.]

Alexander Dumas ist entweder in Italien geistig verarmt, oder er hat die Pariser mit seiner neuesten Poesie zum Besten gehabt, um zu sehen, wie viel scenischen Unsinn ein von der Presse, der Claque und der haut monde unterstützter Schriftsteller dem unvernünftigen Haufen, Publicum des Boulevards und der Journale genannt, ohne Gefahr bieten könne.

Don Juan de Marana ist ein Drama, das uns seit Neujahr, und früher schon, als der Dichter noch in Sicilien Legenden, Belladonna und Dolchspitzen destillirte, die Kritik der Seine mit Jerichos Posaunen verkündete; die halbe Residenz war darum in Athem gesetzt, alle Decorateurs, Maschinisten und Theaterkünstler requirirt worden. Endlich ist die Maus des Berges zum Vorschein gekommen und alles Mirakel wurde — auf eine ziemlich gestreifte Wasserdose des Mozart-Molière'schen Helden und auf den rothen philosophischen Kapuzmantel des Göthe'schen Mephistopheles reducirt.

Wahrhaftig, die Schneider der hiesigen Theater fangen an unendlich mehr Genie zu zeigen als ihre Poeten. Sie studiren auch mehr, sie gehen in die Bibliothek Richelieu's und ins Zeughaus und in die Garde meuble und das Museum der Rüstungen, sie lesen die alten Kroniken vom Bischof von Toues und von Dreux du Radier und die neuen Kaffee- und Theejournale, in denen Kreuzritter, Drachen, Schnabelschuhe und Nabelstäschchen abgebildet sind.

Doch ich habe Unrecht, mit diesem Don Juan zu zürnen. Er besitzt alle Eigenschaften, die ihn für die wißbegierige Welt interessant machen, vielleicht erinnern Sie sich, einmal in einem alten Kalender ein Roßmodell gesehen zu haben, das alle Pferdegebrechen und Krankheiten auf dem Leibe hatte, z. B. Milzbrand, Nasenlaufen, Augengeschwulst, Hufspalten — — diese Rosinante war der Pegasus, den der Dichter des Tour de Nesle vor einigen Tagen hier bestieg. Das Stück hat grade alle die Fehler, die ein Schriftsteller vermeiden sollte. Es ist ohne Intrigue, es ist ohne Persie, es ist unnatürlich, es ist — albern. Das Letztere sage ich blos, damit es desto sicherer ins Deutsche übersetzt wird.

Warum haben wir denn nicht genug Don Juan's auf den Brettern mit den fünfen oder sechsen, die bereits da sind? Die Fauste, Almavivas und andere Sausewinds und Epicureer bilden ja schon einen Appendix, der in den ersten Jahrhunderten noch im Thierkreis wird zu sehen sein! Der Grund dieser Erscheinung ist der, daß die Franzosen in ihrer literärischen Weisheit erst jetzt die Nationalcharaktere des Volks und der Bühne in Deutschland, Spanien und England kennen lernen und sich deswegen heißhungrig zu Tisch setzen.

Nach Don Juan von Mozart ist es ein verrücktes Unternehmen, noch einen Don Juan zu componiren, nach Göthe's Faust ein eben so verrücktes, noch einen Faust zu dichten. Alexander Dumas hat gethan, was bei uns Klingemann, nur mit dem Unterschied, daß Klingemann ein Stück und der pariser Poet einen Fetzen schrieb. Ich ärgerte mich über die sechs Stunden, die ich darüber hinbrachte, und ich gestehe ehrlich, daß ich sie nicht zu Ende geführt hätte, wenn mich nicht eben gerade die außerordentlich schlechte Mache interessirt und in mir den Wunsch erhalten hätte, sie ganz zu besitzen.

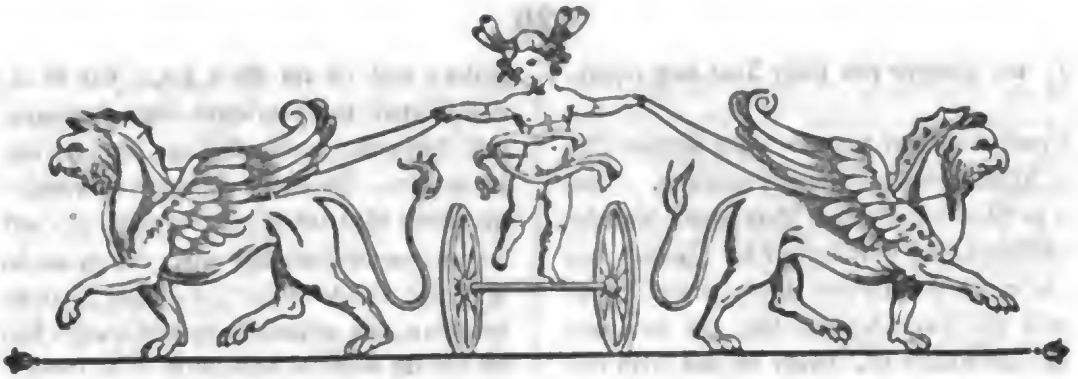
Das Wichtigste, was ich Ihnen von der Geschichte zu sagen habe, ist: Es ist keine Geschichte. Der alte Don Juan trinkt, liebt, würfelt und bringt die Leute um. Er würde das aber hübsch bleiben lassen, wenn nicht der Engel Michael und der Teufel unter seinen Füßen, die im ersten Act plastisch lebendig in einem Altar dargestellt sind und einen erbaulichen Dialog mitinander halten, des armen Menschen Schicksal dirigiren, und Göthe in seinem Faust dem bösen Gesellen Macht gegeben hätte, den Sterblichen seine Straße zu führen. Alexander Dumas hat eine Uebersetzung des Ministers von Weimar gelesen und sich daraus den Prolog im Himmel auf seine Weise ausgebeten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie hübsch der Engel aus seiner Nische flog, als die Hölle triumphirte, aber ich weiß, was ich weiß, da ich in der Loge des Proceniums war, und ich glaube fortan an die tricolorirten Flügel der Mondmenschen und an die runden Beine — der Demoiselle Ida. (D. B. f.)

Notiz.

[Der vorsichtige Bettler.]

Ein Mensch mit Namen Dionys wurde, der Bettelei beschuldigt, kürzlich vor das Correctionstribunal von Nantes geführt. Als man ihn verhaftete, fand man bei ihm eine goldene Repetiruhr, eine Summe von 340 Franken in Gold und einige Fünf-Frankenstücke. Dionys erklärte, daß, weil er blos ein Capital von 800 Franken besitze, welches er für seine künftigen Bedürfnisse aufbewahre, so hätte er betteln müssen, um seine gegenwärtigen Bedürfnisse zu befriedigen. Er wurde zu dreimonatlichem Gefängniß verurtheilt. 33.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 107. — den 3. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Bild.

Häuptlings über meinem Bette
Hängt ein kleines Bild —
Manch ein Neubegier'ger hätte
Gern oft seinen Sinn enthüllt.

Ein gemaltes Räthsel ist es,
Und geheimnißvoll
Einen stillen Wunsch umschließt es
Den kein Fremder wissen soll.

Vorn am Bach, wo Rosen blitzen
Aus der Büsche Grün,
Seht ihr liebeträumend sitzen
Eine schöne Fischerin.

Wie der Rosen licht Gefunkel
Durch den Vorgrund hin,
Strebt in ungewissem Dunkel.
Rückwärts Myrt' und Rosmarin.

Stünde Rosmarin und Myrte
Lieber vorne her:
Sicher mit den Rosen zierte
Sich der Hintergrund noch mehr!

Manfred.

Marie Tudor.
Novelle.

(Fortsetzung.)

So früh es auch war, fand der Justizrath den Professor Berthold doch bereits in seinem Atelier beschäftigt. „Herr Professor," begann der Gemeldete, nachdem er mit Berthold allein war, und zog den Brief aus seiner Brusttasche, „schrieben Sie diesen Brief?" „Allerdings!" antwortete der Professor, nach flüchtigem Ueberblicken des vor ihm ausgebreiteten Papiers. —

„So bleibt nichts übrig, Herr Professor, als daß Sie einen kurzen Widerruf des Inhalts darunter bemerken, oder — —"

„Oder?" — versetzte der Professor, — „denn zu Ersterem werde ich mich nie verstehen!"

„Oder" — hier zog der Justizrath die Pistolen hervor — „wir machen auf der Stelle die Probe, wer von uns Beiden bestimmt ist, den Andern zu überleben."

Der Schritt, welchen der Professor zurückthat und sein Erblassen legten deutlich dar, daß er hierauf nicht gefaßt gewesen war. Allein bald hatte er sich wieder gesammelt und sprach: „Das Ungewohnte des Vorschlags und — — häusliche Rücksichten konnten meinen Beschluß nur einen Augenblick verzögern. Feigheit ist mein Fehler noch nie gewesen. So bin ich denn auch bereit zur Annahme ihrer Proposition.

Im nämlichen Momente aber trat aus der sich öffnenden Tapetenthür die Professorin, die hinter der dünnen Wand Alles mit angehört hatte. „Ich protestire hiermit feierlich gegen das Erbieten meines Mannes. Er kennt seine Pflichten zu gut, um nicht einzusehen, daß er die ihm obliegende Versorgung des Hauses keinem Vorurtheile

Digitized by Google

aufopfern darf, wie glänzend eine solche That auch erscheinen möchte."

Der Justizrath antwortete hierauf: „Sie scheinen Ohrenzeugin von Allem gewesen, Frau Professorin. Ich darf daher nur zu Ihrer beiderseitigen Beruhigung hinzufügen, daß die Erklärung der Zurücknahme des Inhalts dieses Briefes, so wenig wie letzterer selbst, irgend einem Menschen jemals vor Augen kommen soll, daß die ganze Sache blos eine Formalität ist, welche ich mir selbst und meiner Verlobten schuldig bin."

„Herr Justizrath," versetzte die Professorin, „Sie haben mich völlig mißverstanden. Nicht eingefallen ist mir, meinem guten Manne den vorgeschlagenen Widerruf anzusinnen. Die Schande, sich einen solchen aufzwingen zu lassen, wird dadurch um nicht das Mindeste geringer, daß man sie verheimlicht. Nein, mein Herr, aber außer dem, daß mein Mann von seiner Pflicht zurückgehalten wird, auf Ihre Aufforderung einzugehen, ist auch meine Person, nicht die seinige, die erste Veranlassung zu dem entstandenen Zwiespalte und zudem mein möglicher Untergang von weit geringerem Belange für das Haus. Ich nehme die Aufforderung an seiner Stelle an."

Der wahrhafte Heroismus, welcher dabei aus ihren Augen und jeder ihrer Geberden leuchtete, ließ keinen Zweifel an dem heiligsten Ernste dieser Rede. An eine solche Wendung der Sache mochte wohl der Ausforderer am wenigsten gedacht haben, und eben so wenig nunmehr auf den Vorschlag einzugehen geneigt sein.

„Entschuldigen Sie, Frau Professorin," sprach er mit bemerkbarer Verlegenheit, aus Ton und Miene leicht zu erkennen, „wenn mein Ansinnen auf Ihre Person durchaus nicht passen kann."

„Und warum nicht?" entgegnete rasch die Aufgeregte. „Weil ich eine Frau, nur eine Frau bin? Daß Sie den Vorschlag thun konnten, beweist mir Ihr Anerkenntniß eines Verfahrens auch im Civilstande, welches die sogenannten Gesetze der Ehre dem Militair aufnöthigen. Ich habe selbst zu viel Vertrauen in Ihre Besonnenheit, um glauben zu können, daß Sie bei einem Schritte auf Tod und Leben nicht Ihre ganze Ueberlegung sollten gefragt haben. Die meinige hätte ihm die Billigung versagt, aber ich bescheide mich dessen gern, daß die minder starke weibliche Natur vielleicht hieran Schuld sein kann. Daß mein Mann an Annahme des Vorschlags verhindert wird, das muß Ihnen aus meiner Erklärung hierüber einleuchten. Befremdlich aber und beleidigend wäre es, mich zurückzuweisen, weil ich ein Weib bin. Ein Weib, welches die Ehre jederzeit zur Richtschnur ihrer Handlungen genommen hat, darf auch von den Gesetzen der Ehre nicht ausgeschlossen werden. In diesem Falle kommt dazu, daß mein guter Mann schwerlich je geglaubt hat, sich auf militairische Entscheidungen dieser Art vorbereiten zu müssen, ich hingegen, die Officierstochter, als Kind, meinem Vater auf dem Gute kein größeres Vergnügen machen konnte, als wenn ich ihm im Schießen nach einem Ziele Gesellschaft leistete."

Während der letzten Worte hatte sie bereits eins der daliegenden Pistolen zur Hand genommen und geprüft. „Nicht einmal geladen?" rief sie mit der Geberde des Unwillens aus.

„Sie sehen daraus," — stammelte der Justizrath hocherröthend.

Mit Stolz erwiederte sie, die Pistolen ergreifend: „Ich will zu Ihrem Besten nichts sehen daraus, als daß sie geladen werden müssen!" Somit eilte sie mit den Gewehren hinweg.

Der Hausherr stand sichtbar in den tiefsten Unmuth versunken. „Herr Professor," redete der Ausforderer ihn an, „das können Sie sich einbilden, daß ich auf den Vorschlag Ihrer Frau Gemahlin nicht eingehen darf."

„Wenigstens," versetzte der Professor, „muß ich Ihnen die Maßregel, der Sache auszuweichen, allein überlassen. Ich kenne meine Frau zu gut, um in diesem Falle auf eine Aenderung der von ihr ausgesprochenen Gesinnung zu hoffen."

„Für jetzt erlauben Sie, daß ich mich entferne, um ihr die Nothwendigkeit davon schriftlich auseinanderzusetzen."

„Wie es Ihnen beliebt. Das aber sage ich Ihnen voraus, Sie werden sich hierdurch gewiß eine so demüthigende Antwort zuziehen, daß Ihnen nichts übrig bleiben wird, als sich ihr doch mit dem Schießgewehre gegenüberzustellen. Alles zusammengenommen, begreife ich in der That schwer, wie Sie zu dem Schritte gegen mich sich entschließen konnten, da es Ihnen damit offenbar kein Ernst gewesen scheint."

„Der Schritt," antwortete der Justizrath, „beruhte, ehrlich gestanden, auf der festen Hoffnung, daß Sie zur Zurücknahme eines mich ohne alle Ursache beleidigenden Briefes sich gewiß verstehen würden. Und aufrichtig gesprochen, glaube ich das noch. Daß es nicht schon geschehen ist, das kommt allein auf Rechnung meines in der bei Ihrem Anblicke in mir neuaufloderndn Hitze ganz falsch eingeleiteten Verfahrens. Nothwendig mußte ich vor Allem

Digitized by Google

auf der Bitte bestehen, daß Sie Ihren gestrigen Brief noch einmal lesen möchten. Und diese Bitte bringe ich denn hiermit auf das dringendste nach. Wie ich mir Sie denke, können Sie seinen Inhalt in dem jetzigen Zustande der Besonnenheit durchaus nicht anerkennen. Und darin bestand ja im Grunde meine ganze Forderung!"

Der Justizrath mußte seine Bitte, den Brief zu lesen, den er ihm vorhielt, einige Male wiederholen, ehe der Professor sich dazu entschloß. Er ergriff auch das Blatt mit sichtbarem Unwillen. Aber das Gesicht des Lesers gestaltete sich schon auf der ersten Seite gewaltig um. Zur zweiten kaum gelangt, faßte er des Justizraths Hand mit großer Freundlichkeit, und auf der dritten warf er den Brief auf den Tisch, schloß den Gegner in die Arme und sprach: „Verzeihung! Nicht sowohl Ihnen als mir selbst bin ich schuldig, mich von diesem Geschreibe loszusagen."

Hastige Schritte von außen kündigten die Rückkehr der Professorin an. Zu sehr entflammt von der eben getroffenen ersten Einleitung des Ausführens jenes blutigen Vorsatzes, dem Laden der Pistolen, übersah sie die zwischen den beiden Gegnern vorgefallene Veränderung, welche außerdem die sehr beruhigten Physiognomien Beider ihrer Scharfsicht schwerlich hätten verläugnen können.

„Entschuldigen Sie," begann die Professorin, „wenn die allerdings so ungewohnte als ungewöhnliche Situation die schlichte Hausfrau Manches übersehen ließ, was ihr im jetzigen Augenblicke eben erst als unerläßliche Nothwendigkeit erscheint. Als diese Gewehre von mir geladen waren, eilte ich damit hierher, um sogleich das Werk zu beginnen. Allein Sie bedürfen nicht nur in jedem Falle dazu eines Zeugen, sondern Sie so gut als ich haben gewiß zuvor noch Veranstaltungen zu treffen, besonders auch wegen der persönlichen Sicherheit nach beendigter Sache. Diese könnte daher zudem, des eben erwähnten Punctes halber, weit besser als hier, in dem an den fürstlichen Park stoßenden, durch die rauhe Jahreszeit vereinsamten und jetzt zufällig eben so wenig von der Jagd gestörten, Wäldchen abgethan werden. Wenn mein guter Mann Zeit hat, mich in zwei Stunden zu begleiten und Sie bis dahin ebenfalls das Nöthige abgethan hätten, so würden wir Sie und Ihren Beistand dort erwarten."

Hier war es das erste Mal, daß ihre hastige Rede ein Zwischenwort gestattete. „Vor Allem, liebste Seele," sprach der Professor, seinen wieder ergriffenen Brief ihr vorhaltend, darfst Du nicht ohne Kenntniß von diesen Zeilen bleiben. Je weniger sie gemacht sind, meinem Verstande eine Ehrensäule zu errichten, desto zweckmäßiger werden sie, denke ich, nunmehr auf unser Thun und Lassen einwirken können."

Die Professorin war plötzlich wie in einer neuen, ihr unbekannten Welt, als sie, von diesem fast in lachendem Tone geschehenen Vortrage ihres Gemahls aufgefordert, mit vollem Bewußtsein sein Gesicht und dann das Gesicht des Justizraths betrachtete. Beim hierauf begierig von ihr vorgenommenen Lesen des Briefes konnte sie erst ein paar Mal ein mit Tönen des Unwillens verbundenes Kopfschütteln nicht unterdrücken. Endlich ging es ihr aber gerade so wie dem Schreiber der Beleidigungen selbst. Sie legte den Brief vor Beendigung desselben aus der Hand und gestand lachend ein, daß, wenn ihr Gemahl sich nicht zu der Schrift bekannt hätte, sie solche doch, trotz der Aehnlichkeit der Hand mit der seinigen, wegen des Inhalts schwerlich für diese würde haben halten können. Sie war die Erste, welche nun erklärte, daß dieser Brief allerdings den Gesichtspunct zu Betrachtung der Angelegenheit völlig verändere, gab auch dem Justizrathe in seiner früheren Behauptung vollkommen Recht, daß er nicht gewußt habe, was auf einen solchen Brief anzufangen sei, so lange man den Schreiber desselben noch nicht des richtigen Gebrauchs seiner fünf Sinne für verlustig erklären könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dramatische Literatur.

10. Schauspiele von Franz v. Elsholz. 2., vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Leipzig, Brockhaus. 1835.

Den Umstand, daß von diesen Schauspielen eine zweite Auflage nöthig geworden, nehmen wir für einen erfreulichen Beweis dafür, daß der Geschmack an guten dramatischen Productionen noch nicht ganz untergegangen ist im Genusse der schaalen oder übermäßig gewürzten Gerichte, die uns der Tag bietet. Elsholz ist zwar kein großes Licht am dramatischen Horizonte und dürfte in einer besseren Epoche nur wenig bemerkt werden; aber ein klares Bewußtsein des Zweckes und der Mittel, ein höherer Begriff vom Lustspiel und ein redliches Wollen zeigt sich in seinen Arbeiten; er sucht das Komische nicht in dem Gemeinen, das Tragische nicht im Gräßlichen und hält sich frei von den Ausartungen der Poesie, die jetzt nur zu sehr an der Tagesordnung sind. — Der erste Band dieser Ausgabe umfaßt die Lustspiele: „Die Hofdame", „Komm her!" und „Geh hin!" Alle drei sind in ganz Deutschland bekannt und eine besondere Kritik derselben dürfte überflüssig sein. Das erste gehört zu den bessern unserer Bühnen-Literatur und ist schon durch Göthe's Urtheil — dessen Briefe über dieses Lustspiel demselben vorangedruckt sind — als tüchtig anerkannt; die beiden letztern können nicht für dramatische Productionen gelten, da sie nur dramatische Hülfsmittel sind, vermöge welcher eine Künstlerin ihre Gewandtheit und Virtuosität beweisen kann. Daß sie als solche ihrem Zwecke entsprechen, beweisen die Triumphe, welche die vorzüglichsten Schauspielerinnen darin gefeiert haben. — Der zweite Band enthält: „Die Cordova" ein Trauerspiel in 5

Digitized by Google

Acten, in welchem die Vorzüge der spanischen Dichtung, aber auch ihre Fehler, eingewebt und nachgeahmt sind; Gluth der Leidenschaft und tiefes Gefühl finden wir darin gepaart mit Mangel an dramatischem Leben und überflüssigem rednerischem Gepränge; einzelne Momente und die Katastrophe sind von wahrhaft erschütternder Wirkung. — Dann: „Der sprechende Hund" ein dreiactiges Lustspiel, welches recht unterhaltend und pikant, aber für die Bühne nicht geeignet ist: — und zum Schlusse: „Les Anglais en France, folie-comédie en 1 acte, der das Verdienst einer glücklichen Nachahmung und einer geläufigen Sprache nicht abzusprechen ist. — Im Allgemeinen ist die Diction fließend und rein, mitunter blühend-poetisch, zuweilen aber auch ängstlich-sorgfältig, so daß oft einer zu strengen Beobachtung der Form der klare Ausdruck des Gedankens zum Opfer gebracht wurde. — R. B.

Correspondenz.

Aus Paris. (Beschluß.)

[Alexander Dumas' Don Juan de Marana.]

Im ersten Acte befindet sich ein Quentchen Unschuld und Naivetät, die der Dichter Göthe's Gretchen abgesehen hatte. Er copirte die Scene bis auf Alles, was daran schön ist, den Schmuck, den Teufel, die Jungfer Marthe, das Gewissen und den langen Ritter Hans, der — ein gewaltiger Stockfisch geworden. Warum er den verlorenen Faust nicht gleich mit copirt hat, möchte ich wissen, er taugte doch besser in den Kram als der französischer Schneider und Salonmensch, mit dem wir bekannt wurden. Gretchen liebt Don Juan's Bruder, den Karl Moor des Franz Moor, der von dem Ungethüm entehrt und entwatert wird. Und dieser Umstand ist das Thema der Fuge. Ich kann mit Variationen aufwarten bis ins Unendliche.

Fünf Weiber bringt der neue Don Juan um: eine in jedem Acte, das ist nicht zu viel. Außerdem begeht er noch einige Morde an seinem Vater, seinen Freunden und seinem Bruder, der den castilianischen Edelmann in seinem Blute fühlt und mit dem Teufel einen Seitenpakt eingeht, um wieder zu Ehren zu kommen und den Bastard zu rächen. Der Teufel dient auf zwei Seiten. Das ist blos dem Teufel möglich.

Nachdem wir Don José durch Gold- und Silber- und Diamantengruben in das Grab seines Vaters geleitet und daselbst von dem Verstorbenen auf Befehl Satans ein Adelsdiplom gehelt haben, begeben wir uns mit ihm auf die Oberwelt, um den Schändern der Frauen und Jungfrauen zu verfolgen.

Ein neues Mirakel. Don Juan hat sich plötzlich bekehrt und ist ein Karthäuser geworden, ein wahrer Abelard, der sich von einer Heloise, der Schwester Marthe, platonisch lieben läßt. Aber erstaunen Sie nicht zu früh. Der Himmel hält die Fäden der Begebenheiten, und die Nonne ist, beim Lichte besehen, nichts geringeres denn der Schutzengel des Don Juan, der die im ersten Acte tricoloren Flügel hatte, äußerst hübsch flog und schöne runde Beine sehen ließ. In einem Zwischenacte band derselbe seine Sandalen wieder um, bestieg einen luftigen Phantom und verlangte Audienz bei Seiner Majestät dem Herrn der Heerschaaren, welcher im Zenith der Tuilerien wohnt.

„Laß mich ein Mensch werden," betete er, „o Gott, so will ich versuchen, diesen im Verderben wandelnden Caballero die wieder zu gewinnen. Dort sehe ich eben eine Seele von der Erde zu dir aufsteigen, vergönne mir, ihre Gestalt anzunehmen und mein Heil als Ursulinerin zu versuchen."

Alexander Dumas will die Pythagoräische Philosophie und die Seelenwanderung einführen. Ich habe die Ehre zu bemerken, daß es mir in seinem Himmel besser gefiel als auf der Erde. Das ganze Theater war voll Weihrauch, selbst als wir später in die Hölle kamen, wo der Teufel eine Gasillumination effectvoll veranstaltete und einen Bal paré zum Besten gab. Der Gas ist demnach eine Erfindung des Teufels.

Die Nonne ist so glücklich, den Sieg davon zu tragen, aber es wird ihr doch schwer; denn sie muß wahnsinnig werden und Mephistopheles sogar auf dem Sterbebett 1000 Jahre ihrer Ewigkeit für eine Stunde „Rendezvous" verschreiben. Dies Rendezvous bildet den letzten Act, einen Carneval der Geister. Sobald alle Masken über Larven abgezogen und sich dem Heere des Hauses als seine Schlachtopfer enthüllt haben, meldet sich die alte dramatische Nachtglocke, und der Ritter mit Kralle und Pferdefüßen kommt, seine Beute in Beschlag zu nehmen. Wahrscheinlich wußte derselbe nicht, daß seit der Erfindung des Christenthums der Himmel Gnade für Recht ergehen läßt, denn er geberdete sich sehr aufrührerisch, als ihm die Engel Miserieordia und Justitia mit ihren Schwertern und Palmzweigen den Weg versperrten und ihre Namen in Brillantfeuer brennen ließen. „Ich bitte tausend Mal um Entschuldigung", hätte er wenigstens sagen können.

Ob die Schwester Marthe im Finale wieder ein Engel geworden ist, kann ich bestimmt nicht sagen. Geflogen aber ist sie nicht mehr, so sehr ich auch darauf wartete.

Wollen Sie das Recept zu einem künftigen Don Juan, wie er gut ist zur Vertilgung der Wanzen und des guten Geschmacks, nehmen Sie ad Exemplum Dumas wie folgt: Vier Drachmen platonischer Liebe von Heloise und Abelard, eine Unze Don Juan von Molière und Byron, ein Viertelpfund dito von Mozart, einige Centner Faust, Marthe, Gretchen und Mephistopheles von Göthe und ein Paar Maß Spiritus von Schiller's Franz und Karl Moor. Rühren Sie das Alles tüchtig untereinander, illuminiren, decoriren und costumiren Sie's: — probatum est.

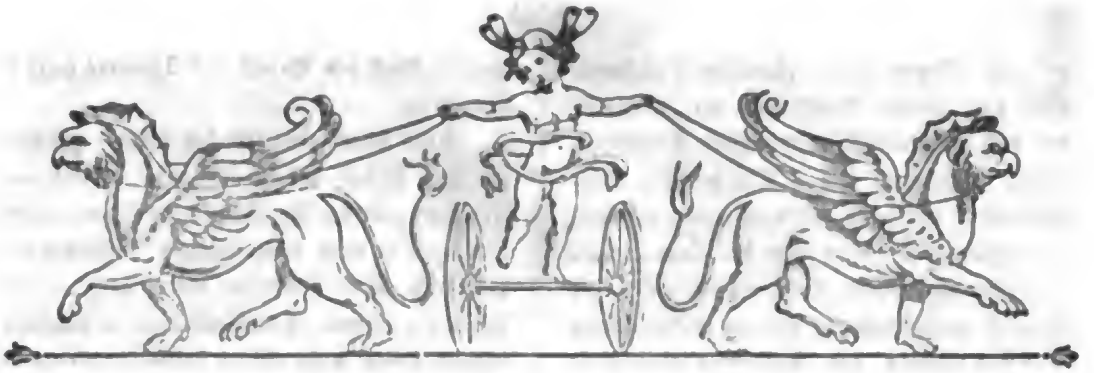
Die pariser Journale haben den Don Juan de Marana gelobt und das Claqueurs-Publicum hat ihn beklatscht. Vorgestern wurde er geboren, morgen wahrscheinlich wird er begraben. Jan Hagel will nur die neuen Coulissen, Tapeten und Kleider sehen, die er gekostet hat. B. L.

Notiz.

[Menzel über die Frauen in Livorno.]

Die Frauenzimmer in Livorno, sagt Menzel in seiner italienischen Reise, sind recht artig und von einer, wie es mir schien, größern Freundlichkeit in den Mienen, als man sie anderwärts in Italien findet, wo die Freundlichkeit allemal erst nach der Anrede eintritt. Sie tragen hier ungemein hohe Schleier, woran die abscheulich hohen Kämme schuld sind, die sich wahrscheinlich von Frankreich herüber eingebürgert haben. Eben so geschmacklos sind die ungeheuren goldenen Ohrgehänge, die zu beiden Seiten des Kopfes, ungefähr wie die Schnüre und Quasten an einem Cardinalshute, breit und immer breiter bis auf die Brust herunterfallen, und mehr von dieser als vom Ohr getragen werden. Wahrscheinlich sind sie die Erfindung eines Cardinals, der das erste Paar Ohrringe von diesem Caliber einer Dame verehrte, die er nicht zur Frau Cardinälin machen konnte. Das sind die Vortheile der Damen in Italien. Vielleicht würde sie manche unserer Oberconsistorialräthinnen darum beneiden.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 108. — den 4. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Marie Tudor.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Allerdings hatte der Zorn wegen des Vorfalls im Schauspielhause den sanguinischen Professor Abends bei Tische schon übermannt gehabt. Noch weit heftiger war er darüber geworden, daß seine Frau, ohne Zweifel in Folge des im Theater erlebten ärgerlichen Auftritts, der Kopfschmerz vom Tische weg und zu Bette trieb. Zu dem Uebermaße dieses Zorns mochte aber freilich ein anderer Umstand ebenfalls bedeutend mitgewirkt haben. Das Tischtuch zurückschiebend, schrieb der Professor sogleich dort den Brief an den Justizrath und bemerkte erst später beim Schlafengehen, daß er während des Schreibens zu Löschung seines starken Durstes nicht der Wasserflasche, sondern der daneben stehenden vollen Flasche Weins sich bedient hatte. „Und," sagte er, als das Alles zur Sprache und man vor Lachen bald hierüber, bald über die noch daliegenden geladenen Pistolen, wieder etwas zu sich gekommen war, „ein Theil meiner Hitze rührte vermuthlich auch mit daher, daß mir nach dem Schauspiele der Sieg verloren gehen mußte über die vorgefaßte Meinung meiner Frau gegen Marie Tudor. Denn allen Respect vor Ihrem Dichter. Das werden Sie mir doch zugeben, lieber Justizrath!" Dieser entschuldigte sich jedoch mit seiner durch den unangenehmen Vorfall herbeigeführten Verstimmung. Sie habe ihm die Empfänglichkeit für geistige Genüsse völlig geraubt. Dabei trug er darauf an, daß bei der nächsten Vorstellung des Trauerspiels sie solches aus Einer Loge mit ansehen möchten.

„Wenn wir Sie nun wirklich beim Wort nähmen, Herr Justizrath?" sagte mit schlauem Lächeln die Professorin. „Doch nein, nein!" fügte sie sogleich gutmüthig hinzu. Aber obschon diese Frage ihn auf die Schwierigkeit der Sache in seinem Verhältnisse offenbar erst aufmerksam machte, so wollte er sich doch zu keinem Widerrufe entschließen. Wirklich hatte er auch noch nie so ernstlich als am Abende zuvor an die Nothwendigkeit eines Bruches mit seiner Verlobten gedacht.

Aus der Hausthür tretend, wäre er beinahe an das eben vorüberkommende Fräulein von Niederau angetroffen. Der Schrecken über die Vorstellung der Combinationen der Eifersucht übermannte ihn. Ganz unbeholfen stand er einen Augenblick und starrte sie an. Als er endlich den Hut zur Anrede zog, war sie bereits vorüber, einen mit Stolz und Wuth zugleich erfüllten Blick über die Schulter ihm zurücksendend. Trotz diesem Blicke würde er doch seinen Vorsatz, ihr nachzueilen und Aufschluß zu geben, verfolgt haben, hätte er nicht einen Ausbruch ihrer ihm bekannten, ins Unanständige gehenden Hitze auf öffentlicher Straße, ihretwegen sowohl als um seiner selbst willen, um jeden Preis vermeiden zu müssen geglaubt. Zwei Stunden später fand sich dieser Glaube vollkommen gerechtfertigt durch einen Brief von der Verlobten. Seine Heftigkeit

Digitized by Google

war der abschreckendste Beweis ihrer schlechten Erziehung. Gleichwohl glaubte nach einigem Nachdenken der Justizrath sich und der auf das pöbelhafteste geschimpften Professorin eine Rechtfertigung schuldig zu sein. Die schlichte Darstellung der Umstände, wie seine Antwort solche enthielt, war hierzu völlig ausreichend. Nur nicht bei seiner Braut. Ein wo möglich noch unwürdigerer Brief als ihr erster war die Folge. Zugleich wiederholte sie den im ersten bereits ausgesprochenen festen Willen des Aufhörens aller Verhältnisse zwischen ihr und ihm, mit dem Zusatze, daß jede von ihm neuversuchte schriftliche Anregung uneröffnet zurückgehen werde.

So wünschenswerth aber auch der Justizrath diesen von ihm in keiner Hinsicht veranlaßten Bruch für seine Zukunft hielt, so fühlte sich doch sein weiches Herz zu tief von der Vorstellung ihrer Trostlosigkeit über die Lösung des Verhältnisses ergriffen. Seiner Ansicht nach gewährte gerade solch ein Unsinn von Eifersucht die Bürgschaft für eine ganz ungewöhnliche Neigung zu seiner Person. Die Vorstellung, daß sie vielleicht für ihr ganzes Leben unglücklich würde in Folge dieser Trennung, verbitterte ihm sogar den durch letztere eben herbeigeführten Genuß der Aussicht auf die eigene bessere Zukunft. Da sie indessen für seine fernern Briefe sich ganz unzugänglich erklärt hatte, und bei ihrem Starrsinne ohne allen Zweifel dieser Erklärung gemäß handelte, er auch anstand, eine fremde Mittelsperson in das Geheimniß zu ziehen, so wußte er lange gar nicht, wie er den Versuch einer Verständigung mit ihr anzugreifen habe.

Eines Morgens traf der Professor Berthold mit ihm an einer Straßenecke vor dem Theateranschlagzettel zusammen. „Marie Tudor!" rief der Professor aus. „Lassen Sie uns, lieber Justizrath, den Abend nachher in meiner Behausung zubringen. Je größer unser Verdruß am Abende nach der ersten Vorstellung dieses Stückes gewesen ist, um so froher wollen wir den heutigen verleben." Des Justizraths Geschäftsvorwand konnte gegen die Bonhomie, mit welcher der Professor ihm diesen Wunsch wiederholt an das Herz legte, nicht aufkommen. „Und," fügte der über die Annahme der Einladung Hocherfreute beim Fortgehen hinzu, „noch einen beinahe eben so großen Gefallen würden Sie mir erzeigen, wenn Sie zuvor das Theater ebenfalls besuchen wollten. Und leisten wir auch auf Ihre Gesellschaft im Schauspielhause Verzicht, so wollen wir uns nachher ihrer desto mehr erfreuen und einander unsere Meinung über das Trauerspiel ganz unumwunden mittheilen." Auch den Besuch des Theaters sagte der Justizrath hierauf zu.

Alles jedoch gestaltete sich anders, als der gute Professor sich solches vorgestellt hatte. Nicht nur, daß sein Triumph über die Vorstellung des Trauerspiels, von dessen Vorzügen er nach dieser zweiten Aufführung noch mehr als das erste Mal überzeugt war, ganz an den Umständen scheiterte, konnte er auch mit dem versprochenen Abende in seinem Hause nicht Wort halten. Kaum nämlich hatte er dem dort angelangten Justizrathe in den drei anwesenden Gästen seine von ihrem Gute zum Besuche gekommenen Schwiegerältern und Schwägerin vorgestellt, als auch schon eine plötzliche Ohnmacht der Schwiegermutter den heitern Aussichten eine dunkle Wolkenwand vorzog. Dem folgenden Souper fehlte jede freundliche Farbe. Abwechselnd waren die Hauswirthin und ihre Schwester, oft auch Beide zugleich, am Bette ihrer erkrankten Mutter. Der wegen der anscheinenden Wichtigkeit des Krankheitsfalles fortdauernd anwesende Arzt vermehrte zwar auf die Bitten des Hausherrn die kleine Tischgesellschaft um eine Person. Aber die bedenkliche Miene, welche die Stelle seiner bekannten, diesmal ihm ganz abgehenden humoristischen Unterhaltungsgabe schlecht vertrat, und die weit größere Aufmerksamkeit des theilnehmenden Mannes auf die Botschaften vom Krankenbette her als auf Tafel und Gesellschaft konnten das Unheil nur vermehren.

„Marie Tudor" — begann endlich der Professor leise gegen seinen Nachbar, den Justizrath; aber dessen Nachbarin auf der andern Seite, die Schwester der Hausfrau, richtete zu derselben Zeit eine Frage an den Gast, welcher recht froh war, über das Trauerspiel nicht Rede stehen zu dürfen. Denn obschon er im Theater gewesen, so war doch kaum der Vorhang aufgegangen, als damit auch die so unerfreulich gewordene erste Aufführung desselben ihm ins Andenken zurückkehrte und ihn während der ganzen Dauer des Stückes von diesem abzog. Unmittelbar nach der bemerkten, einzigen kurzen Erwähnung des Hugo'schen Trauerspiels für den ganzen Abend beraubte eine schlimme Nachricht vom Krankenbette her den Tisch aller Gäste. Der Justizrath hielt es endlich für das Rathsamste, ein Haus zu verlassen, in dem er als der einzige Fremde unter den eingetretenen Umständen sich am wenigsten an seinem Platze fand. Er fühlte sich recht froh, als er die Straße wieder gewonnen hatte. Und die durch den Krankheitsfall herbeigeführte Unbehaglichkeit war weit weniger der Grund zu diesem Gefühle, als — ein besonderes Wohl-

Digitized by Google

gefallen an seiner Tischnachbarin, die er zuvor niemals gesehen hatte. Ueberzeugt, daß, vermöge des tiefen Eindrucks dieses höchst interessanten Wesens auf ihn, sein Vorsatz des Wiederanknüpfens der Verhältnisse zwischen ihm und seiner Braut, bei fortgesetztem Umgange mit der neuen Bekanntschaft, gefährdet werden könne, glaubte er letztern um so mehr vermeiden zu müssen, da sein innerer Friede von der Ausführung dieses Vorsatzes bedingt wurde. Das Wie des Wiederanknüpfens hatte ihn daher vielleicht noch nie zuvor so viel Unruhe gemacht als nach seiner diesmaligen Heimkehr. Desto erfreulicher war es ihm auch am folgenden Morgen, wo er dieses Wie gefunden zu haben meinte. Eine ihm gegenüber wohnende Tante, die Stifterin seines Verhältnisses mit der Verlobten, schien nach halbjähriger Abwesenheit zurückgekehrt zu sein. Oder galt das Aufziehen der bis dahin herabgelassen gewesenen Rouleaux an ihren Fenstern vielleicht nur dem Aufräumen ihrer Wohnung? Nein, Frau von Drontheim war wirklich in der Nacht ganz unvermuthet eingetroffen. Sein hinübergeschickter Bedienter brachte ihm diese Nachricht. Eine bessere Vermittlerin wäre nicht zu finden gewesen, wegen ihres ausgezeichneten Verstandes, ihrer großen Vorliebe für den Neffen und ihres ungemeinen Ansehens bei seiner Braut.

Nicht lange, so stand der Justizrath in ihrem Zimmer. An die erste wechselseitige Freude schloß er sogleich seine Mittheilung der Umstände und sein Anliegen. Seltsam genug erschien gegenwärtig die Auflösung des Verhältnisses der Dame weit angemessener als die Wiederherstellung desselben. Sie gestand, es sei Mehreres über das Fräulein ihr neuerlich zu Ohren gekommen, wenn auch keinesweges geeignet, geradezu ein nachtheiliges Urtheil über sie zu veranlassen, doch gewiß sie in Verdacht großer Gefallsucht und Veränderlichkeit zu setzen. Ihre ungemessene, bis zur Verletzung des Anstandes gehende Eifersucht ließ sie keinesweges als ein Zeugniß besonderer Liebe gelten. Diese Eifersucht, meinte sie, könne wohl auch blos von übermäßigen Ansprüchen herrühren. Auf ihres Neffen Versicherung seiner entgegengesetzten Ueberzeugung, und daß seine ganze künftige Ruhe von dem Versuche des Wiedervereins abhange, erbot sie sich übrigens, seinen Wunsch der Vermittlung zu erfüllen.

Erst als er die Tante verlassen hatte, äußerte ihre Ansicht von dem Fräulein von Niederau die volle Wirkung auf den Justizrath. Wie wenn er durch die der ihm so ergebenen Frau gleichsam abgenöthigte Vermittlung sich in ein lebenslanges Unglück geschmiedet hätte? Die Tante hatte diese Verbindung wirklich nicht viel anders betrachtet und schon zu frohlocken angefangen, als sie von ihrer Auflösung vernommen. Auf seine dringende Bitte sollte aber nunmehr das Bestreben, sie neu zu befestigen, ihr erstes Werk dieses Vormittags sein! „Jetzt wäre es noch Zeit!" sagte er sich, als er ihren Wagen vorfahren sah. Schon im Begriff, hinüberzueilen und seine Bitte, wo nicht geradezu zu widerrufen, doch auf ein ihr zu eröffnendes Anerkenntniß einiger ihrer Bedenken gegen die Braut die zweite Bitte um eine vorherige Prüfung der Umstände zu gründen. Aber nein! die Zeit verstrich. Die Tante stieg in den Wagen und bis zu ihrer Rückkehr nach zwei Stunden hatte er die Qualen einer ganzen Ewigkeit durchlebt. Um so weniger hätte ihn auch nun noch irgend etwas von der Erkundigung nach dem Zustande der Dinge abhalten können.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Enthusiasmus für Mad. Haizinger. Historische Vocal- und Instrumental-Akademie.]

Der April, welcher allenthalben Trennung und Abschied in seinem Gefolge mit sich führt, dieser Monat, eben so verhängnißvoll für die Theaterfreunde, als wohlthätig zugleich für die zu oft schwindsüchtige Casse der meist fröhlichen Kinder Thaliens, hat uns dieses Jahr ganz insbesondere seiner Gunst gewürdigt, und wir erkennen es dankbar an, daß er uns durch die freundliche Zusendung Herrn Haizinger's und dessen Gattin zu Hülfe gekommen ist, um die Zähren zu trocknen und den Thränenstrom endlich zu hemmen, der sich über die blassen Wangen unserer empfindsamen Damen unaufhaltsam ergoß, als sie, voll Verzweiflung, Hamlet auf der Eilpost einen Platz nehmen sahen. Was konnte ich von Mad. Haizinger hier erwähnen, das nicht schon tausend Mal erwähnt und besprochen worden wäre? Hier wie anderwärts hat man ihr, so wie auch ihrem Gatten das schmeichelhafteste Lob zu Theil werden lassen. Namentlich bei Gelegenheit der beiden letzten Vorstellungen erreichte der Enthusiasmus den Gipfel; niemals sind wohl die Glacéhandschuhe heftiger in Bewegung gesetzt worden als diesmal; kaum vermochte der stiefmütterliche Frühling mit seinen kargen Gaben den Blumenregen zu bestreiten, unter welchem Mad. Haizinger beinahe erstickte; sie ward zu wiederholten Malen stürmisch gerufen; zierliche und wohlgesetzte Redensarten, auf den graciösesten Verbeugungen gleichsam gewiegt, auf der einen Seite, auf der andern ein donnerndes Beifallklatschen, Ständchen, Sonnette, Kränze — kurz nichts fehlte, um den Triumph des reisenden Künstlerpaares zu vollenden — ja wie von Fieberhitze schien das ganze Publicum ergriffen zu sein. — Aber was wird mit diesem unbeständigen und flatterhaften Publicum werden, wenn Dem. Bauer und Herr Devrient in die Mauern Dresdens zurückkehren? Nachdem es mit seinen Lobeserhebungen so verschwenderisch umgegangen ist, wird es für seine Günstlinge nichts mehr übrig haben. — Ich bin in der That sehr neugierig, zu sehen, wie man sich aus der Sache ziehen wird; möchte wenigstens diese Verlegenheit dem treulosen Publicum zur Warnung dienen und es für die Zukunft etwas vorsichtiger und sparsamer im Ertheilen seiner Gunstbezeigungen machen! Ich, dem der Enthusiasmus keinesweges das Gedächtniß ge-

Digitized by Google

raubt hat, erinnere mich, einer ausgezeichneten Aufführung des Don Juan mit dem Finale des letzten Acts beigewohnt zu haben, dem Finale nämlich, welches Mozart geschrieben hat, statt dessen man aber stets und zwar thöricht genug, — bewegliches Feuer, wahrscheinlich auf Bitten der Ammen und Kinderwärterinnen, zum Besten gegeben hat. Seither hat man hier den Don Juan mitten unter Flammen und Teufeln sterben sehen, nun aber ergreift ihn der steinerne Gast bei der Hand und verschwindet mit ihm; Leporello, der sich unter dem Tische versteckt gehalten, kommt hervor und erzählt das Ereigniß — darauf erfolgt das herrliche, so passende Finale. — Herr Zezi, Don Juan, begnügte sich diesmal nicht blos damit, gut zu singen, sondern spielte auch wirklich. Dem. Wüst, Elvira, übertraf die Erwartungen; es sind die Fortschritte derselben im Gesange nicht zu verkennen — durch Anstrengung und Fleiß bringt man es zur Vollkommenheit — darum nur Muth! — Noch ist einer großen Vocal- und Instrumental-Akademie in historischer Beziehung vom Herrn Musikdirector Karl Kloß gegeben, zu gedenken — gewährte dieselbe auch nicht besonderen Genuß, so brachte sie doch wenigstens Abwechselung in die Vergnügungen dieses Monats. Die leitende Grundidee bei dieser Art von Concert verdient allerdings Aufmerksamkeit. Sehr oft aber ist es der Fall, daß eine mit Feuer aufgegriffene Idee durch denjenigen ganz verfehlt wird, welcher sie selbst ins Dasein gerufen hat — so war es bei Herrn Kloß, welcher wohl hätte bedenken sollen, daß es unmöglich war, in einem Zeitraume von zwei Stunden dem Publicum eine bestimmte und genügende Einsicht in das Wesen der deutschen classischen Schule zu geben, ferner eine historische Vorlesung über die Musik der ältesten Völker der vorchristlichen Zeit, insbesondere über die Musik der alten Aegyptier zu halten, und endlich die drei Schulen der neuesten Zeit kennen zu lehren. — Die Ouvertüren, sowie die Gesangspartien wurden unter der Direction des Herrn Capellmeisters Reissiger und der Mitwirkung der königl. Capelle meisterhaft ausgeführt. Was aber die historische Vorlesung des Herrn Kloß betrifft, so fand ich in ihr eigentlich nur eine rhapsodische Zusammenstellung von hin- und herschwankenden Vermuthungen ohne richtige Aufeinanderfolge und inneren Zusammenhang; die Bemerkungen des Herrn Kloß waren ein reines Rococo, wohl eher geeignet, einige Columnen des Pfennigmagazins auszufüllen. Ich hätte übrigens weniger Parteilichkeit in der Wahl der Musikstücke wahrzunehmen gewünscht. Die französische Schule hätte durch etwas Gelungneres als durch die Ouvertüre zu Aubee's Schnee repräsentirt werden können. Niemand konnte weniger passend sein, um die deutsche Schule darzustellen als Fr. Schubert — wußte denn der Herr Musikdirector Kloß nicht, daß das Spiel und die Composition dieses ausgezeichneten Künstlers dem Charakter nach ganz französisch sind? Herr Schubert kam den Zuhörern bei dem Vortrage seiner Variationen gerade wie ein Schauspieler vor, der in einer Rolle sich bewegt, die nicht die seinige ist. — Hoffentlich wird die Idee des Herrn Musikdirector Kloß, die an sich gut und löblich ist, einmal mehr ihr Glück machen. —

A. d. l. R.

Notiz.

[Napoleon Bonaparte hat nie existirt.]

Dupuis, in seinem Buche: l'origine des cultes, hat dargethan, oder darzuthun geglaubt, daß alle Religionen sich ähnlich sehen und nichts weiter sind als das personificirte Sonnensystem mit den großen astronomischen Erscheinungen. Zum Beweis, daß man auf diesem Wege Alles leugnen kann, hat ein Witzkopf in einer Brochüre, die kürzlich zu Agen erschien, dargethan, daß Napoleon gar nicht gelebt hat, sondern nur eine allegorische Person ist. Er ist die personificirte Sonne, und alles, was man von ihm gefabelt hat, bezieht sich einzig auf dieses Gestirn. Wir geben einen kurzen Abriß dieses Witzspieles.

1) Er hieß Napoleon Bonaparte. Napoleon ist das corrumpirte Wort von Apollon, die Sonne. (Folgt der etymologische Beweis in aller Form.) Bonaparte heißt: der gute Theil. Durch den Lauf der Sonne wird es Tag und Nacht. Die Nacht ist der böse Theil, der Tag der gute, folglich das Licht, die Sonne, Apollon, Napoleon Bonaparte.

2) Er ist auf einer Insel des Mittelmeeres geboren. Apollon zu Delos, Napoleon zu Corsika. Die Fabler haben seinen Geburtsort näher an Frankreich gerückt, weil das in ihren Kram taugte.

3) Seine Mutter heißt Lätitia. Lätitia heißt Freude. Ganz natürlich, denn es ist die Morgenröthe, die vor der Sonne kommt, und bei deren Erscheinen alles zur Freude erwacht. Lätitia kommt von lätor. Apollon's Mutter hieß Leto, woraus die Römer Latona gemacht haben. Von Leto kommt Lätitia, die Mutter Napoleon's oder Apollon's. Klar wie der Tag.

4) Er hatte drei Schwestern und vier Brüder, von denen drei Könige waren. Die drei Schwestern sind die drei Grazien. Die vier Brüder sind die vier Jahreszeiten. Drei sind Könige, nämlich: der Frühling, denn er herrscht über die Blumen, der Sommer, denn er herrscht über die Ernten, der Herbst, denn er herrscht über die Früchte. Nur der Winter herrscht über nichts, da die Natur todt ist. Er hat wohl die traurige Prinzenschaft von Canino. Aber Canino kommt eben von cani, das heißt, die weißen Haare des kalten Alters, also der Schnee des Winters. „Cum gelidus crescit canis in montibus humor." Die Sonne (Apollon, Napoleon) hat sich von ihm gewendet. Auf diese Allegorie stützt sich auch die Fabel von der Invasion nordischer Völker in Frankreich. Sie sollen nach Entfernung Napoleon's (der Sonne) die bunten Fahnen (die Blumen und Früchte) verdrängt und die weiße Fahne (den Schnee) über das ganze Land gebreitet haben. Lauter Mythologie!

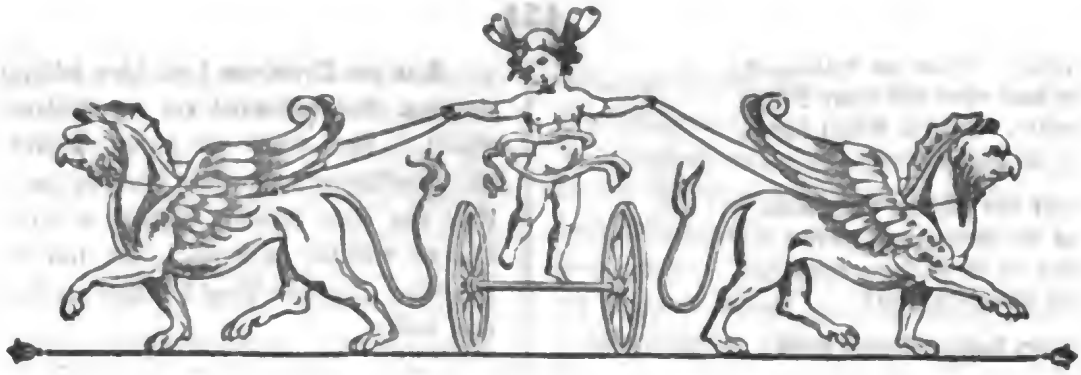
5) Er hatte zwei Frauen. Natürlich, den Mond (Luna) und die Erde (terra). Von der ersten hatte er keine Kinder, von der zweiten hatte er einen Sohn. Dies ist eine ägyptische Allegorie. Horus ist der Sohn von Isis und Osiris, das heißt von der Erde und der Sonne. Er ist am 20. März geboren, natürlich, dies ist die Frühlingsnachtgleiche, weil im Frühling die Erde von der Sonne befruchtet wird.

6) Er machte einen großen Revolution ein Ende. Die Revolution ist die Hydra. Das ist nichts weiter als der Drache Python. Revolution kommt von revolvo und bedeutet die Schlangenkrümmungen des Drachen. Eine andere Revolution gab es nie in Frankreich. Napoleon (Apollon, die Sonne) hat diese Schlange getödtet, natürlich, denn seine Strahlen trockneten die Sümpfe aus, wo sie lebte. Lauter griechische Mythologie.

7) Er siegte im Süden und wurde besiegt im Norden. Braucht das wohl noch erklärt zu werden? Steht die Sonne nicht in höchster Kraft im Süden, und verliert sie diese Kraft nicht im Norden? ꝛc. ꝛc. Das läßt sich noch weiter ausführen, denn die Mythologie liefert Stoff genug. Ergo hat es nie einen Napoleon Bonaparte gegeben, quod erat demonstrandum.

10.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 109. — den 6. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810 *).

Die Berge.

Wer bist du, Geist, der ungeseh'n
Doch wohl von mir gefühlt,
Dort hausend hoch auf Bergeshöh'n
Mit meinem Herzen spielt?

Im Strome, der sich niederreißt,
Sprichst Du mich brausend an,
Und führst im Sturm den trunkenen Geist
Hoch aufwärts himmelan.

Im stolzen Fluge strebt er fort,
Und wie der Felsen steht,
Wähnt er zu steh'n an hohem Ort
In stolzer Majestät.

Dann weht mich an ein andrer Ton,
Der schnell den Stolzen beugt,
Daß wie ein Knecht vor Königsthron
Er sich zum Staube neigt.

Ihr Riesen hebt in Himmels Reich
Das stolze Angesicht,
Die Wogen bricht sich wider euch,
Und bricht euch ewig nicht.

Ihr seht Geschlechter aufersteh'n
Und spielen neben euch,
Ihr seht sie drauf hinuntergeh'n,
Und steht euch ewig gleich.

Das Lüftchen naht, das Lüftchen zieht,
Rührt mit dem Odem mich;
Die Blume sinkt, die fröhlich blüht,
Und mit der Blum' auch ich.

*) Zu dem poetischen Jugendvorrath gehörig, mit welchem Rückert den dritten Band seiner gesammelten Gedichte eröffnen wird. Derselbe wird zu Ostern nächsten Jahres erscheinen; der zweite Band ist bereits im Druck. — Den Freunden des hochverehrten Dichters wird in den hier mitgetheilten Liedern eine Einfachheit, Weichheit und stille Melancholie der Stimmung entgegentönen, welche gegen die spätere Fülle eines reicher und tiefer erschlossenen Gemüthes und gegen die spätere übermächtige Virtuosität seines Versbaues fast auf eine rührende Weise absticht. Wir stehen hier bei diesen Jugendklängen an der stillen Quelle, aus welcher der rauschende Liederstrom, in dessen Fluthen wir uns nun schon gebadet, erst langsam, und beinahe noch scheu und schüchtern hervorbricht. K.

Herbstlied.

Schön im goldnen Aehrenkranz
Hat der Sommer uns geblüht;
Flüchtig kreist des Jahres Tanz,
Und der Sommer flieht.

Hascht den letzten Sonnenstrahl,
Der aus düstrer Wolke dringt,
Bis sie euch zum letzten Mal
Neidisch ihn verschlingt.

Digitized by Google

Brecht die Blum' am Wiesenquell,
Die noch trinkt das matte Licht,
Brüder, brecht die Blume schnell,
Eh' ein Frost sie bricht.

Traut dem nächsten Lenze nicht,
Der die Blumen neu erweckt;
Wißt ihr ob im Lenze nicht
Erde schon euch deckt?

In den dunklen Schoeß hinab
Dringt kein Gruß der Frühlingsluft,
Und die Blum' auf eurem Grab
Ist euch ohne Duft.

Bild der Erinnerung.

Lerchen-Abendsang
Schwebet in den Lüften,
Hirtenflöten-Klang
Kommt aus fernen Triften;
Und des Waldes Grün
Zittert im Karmin,
Den die Abendstrahlen
Auf die Wipfel malen.

Wie auf dem Gefild'
Still der Abend feiert,
Wird ein Glanzgebild
Meinem Aug' entschleiert;
Halb verhüllt in Duft
Steigt es aus der Luft,
Lächelt sanft hernieder,
Sanft zum Himmel wieder.

Wißt du, holdes Bild,
Trocknen meine Thränen?
Ach, im Herzen schwillt
Höher nur das Sehnen.
Was ich hochbeglückt
An die Brust gedrückt,
Zeigst du nur mir immer,
Gibst zurück es nimmer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Marie Tudor.

Novelle.

(Beschluß.)

„Ja, lieber Neven," so empfing Frau von Drontheim den in ihr Zimmer Eintretenden mit Achselzucken, „ich bin nicht glücklich gewesen bei dem Fräulein von Niederau." „Auch Deiner klaren Darstellung der Umstände also hat sie ihren Glauben versagen können?"

Frau von Drontheim hatte schon während ihrer Anrede die ganze Aufmerksamkeit auf den Eindruck derselben gewendet. Nach dem, wie ihr es vorgekommen, glaubte die Scharfsichtige durch ihre Nachricht im ersten Augenblicke eher einen geheimen Wunsch in dem Neffen befriedigt als getäuscht zu sehen. Die feste Stimme in seiner darauf folgenden Frage bestätigte ihr diese Vermuthung noch mehr.

„Kaum," fuhr sie fort, „daß ich Deinen Namen ausgesprochen hatte, entwarf mir auch Deine Verlobte eine Schilderung von Dir und Deiner tiefen, unheilbaren Treulosigkeit, so furchtbar, so abschreckend, daß mich bereits aller Muth verließ, ihr eine andere Meinung beizubringen. Dann fügte sie noch unter anhaltendem Schluchzen solche Betheurungen und Schwüre, nimmer die Deinige werden zu können, hinzu, daß mein Gewissen schon allein nicht gestattet haben würde, sie für Deine Wünsche zu gewinnen, weil das sie ja geradezu zum Meineide verleitet hätte."

Der Ton der Frau von Drontheim und ein sarkastischer Zug um den Mund legten wenig oder gar keine Theilnahme dar an dem Zustande des Fräuleins durch die angebliche Treulosigkeit ihres Neffen. Zwar fing sie jetzt selbst an, die Betrübniß dieses Zustandes zu erwähnen, doch, wie es schien, einzig, um hinzuzufügen, daß Zerstreuung am wohlthätigsten auf ihr krankes Gemüth einwirken werde. Und das Mittel, welches sie hierzu gewählt, sei auch ganz geeignet zu Erreichung dieses Zweckes. Der Justizrath sollte rathen, wie das Mittel heiße. Daß es kein tragisches sein könne, erhellte aus der ganzen, immer munterer werdenden Art der Tante, gleichwohl wäre er schwerlich gerade auf das von seiner Braut gewählte Mittel verfallen. Sogar mehrere Anspielungen halfen ihm nicht zum Worte des Räthsels, welches kein anderes war, als daß das Fräulein sich bereits am Abende zuvor mit einem gewissen Baron von Rinden verlobt hatte.

Nach dem Lachen, worein die Mittheilerin dieses für den Justizrath anfangs ganz unglaublichen Umstandes ausbrach, erzählte sie ihm und zwar mit der Miene eines nicht zu bezweifelnden Ernstes, daß eben des Fräuleins heimliche Verbindung mit diesem Rinden ihr bereits bekannt gewesen. Und gerade von letzterm hatte die ihren vormaligen Verlobten der entsetzlichsten Treulosigkeit Beschuldigende diesem nicht aufhören können, zu sagen, wie unausstehlich ihr der Mensch vorkomme!

Digitized by Google

Wer, eben einem brennenden Hause entflohen, unmittelbar nachher dessen Dach herabstürzen sieht, kann nicht froher sein als der Justizrath.

In seiner Wohnung wartete der Professor Berthold auf ihn. Der gestrige Abend in seinem Hause, meinte dieser, sei zu unleidlich gewesen, als daß er ihn für den heutigen Mittag losgeben könne. Seine todtkrank erschienene Schwiegermutter sei wunderbarer Weise so gut als wieder hergestellt, und er dürfe sich der Genesungsfeier nicht entziehen. Bei der frohen Stimmung des Justizraths kam ihm ein Fest dieser Art gar nicht ungelegen. Aber der Professor verrechnete sich doch dabei in einer Hauptsache. Zwar brachte er das am Abende gar nicht gangbare Gespräch über Marie Tudor diesmal glücklich auf die Bahn. Desto weniger aber gelang es ihm mit seinem darauf gegründeten Triumphe. Es ging wie gewöhnlich in allen solchen Fällen, wo eine Entscheidung erhofft wird, gleich der im Anfange dieser Geschichte mitgetheilten. Die Anhänger des Dichters bringen ihre Meinung gewöhnlich schon so fertig mit ins Schauspielhaus, als die Anhänger des diesen vernichtenden Kritikers. Das Schauspiel und dessen gute oder schlechte Aufführung pflegt in der Regel gar keine Aenderung in ihrer Meinungsdifferenz hervorzubringen. Der Professor fing an, sich desperat zu ärgern. Denn wenn auch sein Schwiegervater, der von jeher bei seinen Cameraden für einen guten Officier gegolten hatte, ihn in Vertheidigung des Victor Hugo mächtig unterstützte und die drei anwesenden Damen Tieck's erwähnte Novelle noch erst zu lesen dachten, so wollte ihrer Weiblichkeit die höchst unzarte Natur der Heldin des Dramas doch durchaus nicht zusagen. Während daher die Gläser des Hausherrn und des Schwiegervaters auf des Dichters Ruhm mächtig zusammentrafen, erklangen die der drei Frauen weit annehmlicher auf den des Kritikers. Der Justizrath hielt es mit ihnen, und der Arzt, welcher jetzt dazu kam und gewissermaßen den Gesundheitspolizeicommissarius seiner gestrigen Kranken während der, allerdings etwas zu verführerischen, Mittagstafel abzugeben hatte, konnte schon nicht anders, als ihrer Meinung beitreten, weil er doch am wenigsten wagen durfte, ihren im besten Gange sich befindenden Genesungsproceß durch Widersprüche zu stören.

Gleichwohl wurde aber der Professor reichlich schadlos gehalten für die Aergerniß durch ein neues Familienfest, welches diesen Mittag aufkeimte. Es war die acht Tage später erfolgende Verlobung des Justizraths mit Maria, der Schwester der Professorin, welche auf dem Gute ihres Vaters gefeiert wurde.

Als viele Monate später die längst das Directorium in des Justizraths Hause freundlich führende Maria beim raschen Eintritte ihres Vaters mit dem Schwager darüber hoch erröthete, daß es ihr nicht gelingen wollte, die vor ihr liegenden kleinen Strümpfchen und übrigen Anzugsstücke präsumtiver Nachkommenschaft den profanen Blicken dieser schalkhaften Männer zu entziehen, und die Professorin im nämlichen Momente noch mit dem Hausherrn nachkam, da sagte der lustige Schwiegervater: „Marie Tudor! dasmal bitte ich mir aus, daß Jedermann mir helfe, diese Dame hoch leben zu lassen. Denn sie ist einzig die Ursache, daß meine Marie so eben in diesem Hause Musterung hielt über einen recht niedlichen Wäschvorrath künftiger Weltbürger oder Weltbürgerinnen. Ohne Marie Tudor wäre ja doch meiner Professorin nicht eingefallen, damals das Schauspielhaus zu besuchen und hiermit jene merkwürdige Aufforderung und so vieles Andere unterblieben, woraus so eben schon eine muthmaßliche Kindtaufe recht anmuthig heraufdämmert."

Für das im höchsten Purpur aufflammende Gesicht und die sorgfältig verschlossenen Augen der reizenden Justizräthin gab es bei diesen Worten keine Zuflucht weiter, als die liebende Brust ihres Gemahls, welcher ihr auch bereits mit ausgebreiteten Armen entgegeneilte.

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M., den 18. Mai.

[Winterbelustigungen — Blumen- und Pflanzenausstellung.]

Um mit dem Winter abzuschließen, muß er erst zu Ende sein. Leider mußte aber noch gestern so Morgens wie Abends eingefeuert werden. Daß auch zu Bordeaux die Reben und in Marseille die Oelbäume frieren und verfrieren, kann mich nicht trösten; einen dahingefrorenen Frühling bringt keine Ewigkeit zurück. Schon seit bald zwei Monaten weht hier ein so trockener, herber Nord- oder Nord-Nord-Ostwind, daß man überall von Schlagflüssen, Grippen, rheumatischen Fiebern und sonstigen Erzeugnissen unzeitiger Kälte hört. Erst heute will es in allem Ernste lenzen und maien. Da mag denn mein Schlußbericht über den nun wohl abgeschiedenen Winter erstattet werden, — volle vierzehn Tage später als in dem vergangenen Jahre. — Daß Strauß, der musikalische, — nicht der theologische — auf seinem Triumphzug auch Frankfurt berührt hat, werden Sie schon durch die Posaune des Journalismus vernommen haben. Zuerst gab er ein Concert, zu welchem ein größerer Zulauf war, als wenn der erste Virtuose Europas aufgetreten wäre. Aber man tadelte mit Recht, daß er begeisternde Tänze zum Besten gab, ohne Raum zu lassen zu begeistertem Tanze. Dann spielte er auf einem Ball der hiesigen nobility und gentry, später auf der Harmonie, wo er die Söhne und Töchter Israels in Bewegung setzte; zuletzt tanzte auch wohllöbliche Bürgerschaft bei des großen Meisters hinreißendem Spiele. Ehre, dem Ehre ge-

Digitized by Google

[illegible] Sarasate ist ein Meister in seiner Sphäre. Er beherrscht den Stoff, er ist der interessante Mann seiner Tonwelt. Seine Compositionen sind geistreich, geistvoll und [illegible], anziehend und [illegible], und wie seine Leistungen, so ist sein Spiel: es ist mit ganzem Ernste dabei und wo sein schwunghafter Geist in hervorstechender originaler Bewegung ist, da determinirt sein [illegible] Bogenstrich und sein Griffbrett und die [illegible] und nicht [illegible] Hörer. Er ist ein Virtuose, dem man eine gewisse Originalität nicht absprechen kann, und unter den hiesigen Instrumentisten ist keiner, der ihn in dieser Hinsicht an die Seite stellen möchte. Lassalmacher Gabe spielt mit großer Fertigkeit Clarinettenarie und [illegible] und [illegible] Variationen à la Paganini: aber mit der reinen Geschmack und Gediegenheit des Vortrags, so weit in der Nachahmung des großen Italiners gerade Alles vermöge, was dieser zu einem einzigen Instrumente macht, die unbedingte Herrschaft des Tons und Sicherheit des Spiels bei so gewaltiger, [illegible] Phantasie der Composition. Ferner ist hier noch ein Herr Rosenbain, der als Violoncellist Vieles in Stein gebracht ist, der sich selbst für einen Virtuosen auf dem Violoncelle hält, und mehrere musikalische Arrangements vorzutragen hat, um, wie er versteht, „durch Aufführung gediegener Werke dem kunstverständigen Publikum einige genußreiche Stunde zu verschaffen:" auch war die Gesellschaft der Zuhörer gut gewählt. Aber Hr. Rosenbain mag gut gewollt und wenn er ihm auch gelingt, mechanische Schwierigkeiten zu überwinden, so fehlt ihm doch die Weihe der Kunst, die dem Spieler sich selbst vergessen läßt, um einzig auf [illegible] Darstellung Bedacht zu nehmen. Es, um nur Eines anzuführen, überhaudelt Hr. R. das kleine [illegible], [illegible] Trio von Mozart in G dur so, daß die Mitspielenden ihm kaum folgen konnten, und eben so auffallend war der [illegible], schwunghafte Vortrag, die Bewegung und Lebhaftigkeit, mit welcher er das herrliche Quartett aus Ha dur von Mozart [illegible].

Von den Sängern des Museums ist nur von der musikalischen Partie nur in Erinnerung geblieben, daß Frau Fischer-Adam, Frln. Kaufe und Hr. Schweizer gesungen. Leider wird die erstere das hiesige Theater verlassen, da sie ein Engagement nach Braunschweig angenommen *). Wir verlieren an ihr eine eben so anmuthige als gebildete Stimme. Unter den deutschen und französischen Vorträgen haben die [illegible], französischen Impromptus des Prof. Durand alle übrigen tief in Schatten gestellt. Das Instrumentalen, welches Hr. D. als Nebenmann des Journal de Francfort durchzuführen suchte, kann mir nicht gefallen, da es nur das Bemühen zu erkennen gibt, es mit keiner der zwei großen Partien, die sich jetzt in Europa theilen, zu verderben. Aber den Improvisationen des Hrn. D. gebe ich aufrichtige Bewunderung, und sein eminentes Talent verdient in vollem Maße die allgemeine Anerkennung, die ihm hier geworden. Möchten nur auch in unserem Vaterlande die Gelegenheiten und Veranlassungen zu freien öffentlichen Reden sich so vermehren, daß wir nicht mehr mit gerechtem Neid der schönen Redegaben und Redefertigkeiten der Ausländer zu gedenken haben.

Den Uebergang von den Winterbelustigungen zu den frischeren Freuden des Frühlings bildete eine Blumen- und Pflanzenausstellung, welche von der hiesigen Gesellschaft zur Beförderung der nützlichen Kunste in der Mitte des v. M. veranstaltet wurde. Ein geräumiges Local war zu diesem Zwecke aufgeboten und von Hrn. Sester, dem Gärtner des Hrn. v. Bethmann, auf die sinnigste Weise eingerichtet worden. Nach dem die blühenden Pflanzen und Bäume und die sonstigen Blumen-Gemächse in vor Kenner geschmackvoll geordnet, wurden die von der Gesellschaft ausgesetzten Preise vertheilt. Der erste Preis für die schönste und seltenste unter [illegible] Pflanze erhielt der Stadtgärtner Rau, für Lange [illegible]: Scilliam wurden erhielt für Dracyum glyceme foliis, Dryandra pennatifolia und [illegible]. Der zweite Preis für die Pflanze, die sich durch [illegible] Blüthen und Cultur-Pflanzen auszeichnet, mit Berücksichtigung der Schwierigkeit, welche diese Pflanze dabei gehabt haben sollte, wurde Herr Gogel für Erythrina Crista galli zuerkannt. Die [illegible] erhielten andere für Magnolia grandiflora [illegible], für Dahlien, Dryandra armata und Limodorum Tankervilliae. Den dritten Preis für die Pflanze, die sich durch [illegible] Blüthenreichthum und Schönheit auszeichnet, erhielt Hr. [illegible], als Pflanze für eine Camelia japonica alba [illegible]; der vierte für das beste und am [illegible] blühende Exemplar erhielt Gomm. [illegible] Oncidium [illegible]; der [illegible] für das geschmackvollste Bouquet erhielt Hr. Rau, der letztere für die geschmackvollste Blumenarbeit Hr. J. R. Gogel. — Der Tag verbrachte beisammen die Freunde und Freundinnen der Blumen sich zu der regsamsten Unterhaltung. —

In dieser Blumenfest reihte sich das Jahresfest, welches die Senckenberg'sche naturforschende Gesellschaft am 1. d. M. feierte.

Der Mitsecretair, Dr. Engelhardt, eröffnete die Feier mit einem interessanten Vortrag über die — Ehe der Thiere. Er beschränkte sich zwar in der Ausführung dieses Themas auf die sog. Ehe bei den Säugethieren und Vögeln, und nahm auch hier wieder vorzugsweise Bezug auf die Insecten; dennoch sind auch die in Betreff derselben gegebenen Andeutungen wichtig genug, um hier der Hauptsache nach mitgetheilt zu werden. (D. B. L.)

Notizen.

[Dr. Schlegel über Schleiermacher's [illegible] Briefe.]

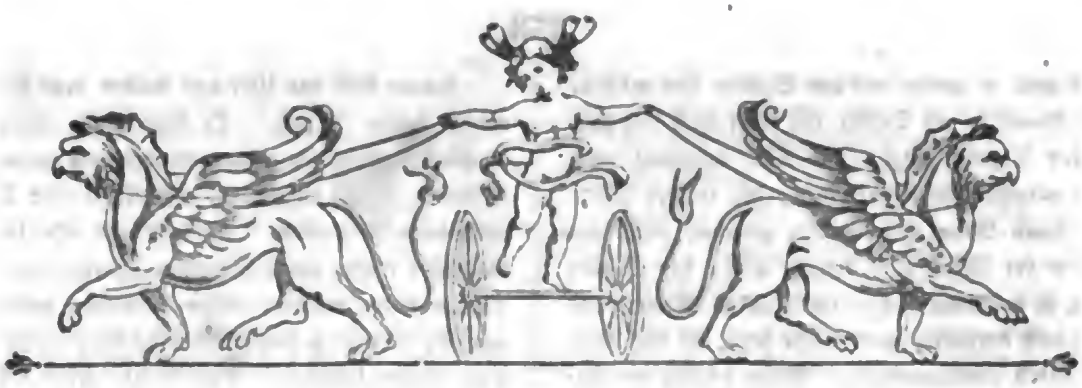
Es scheint nicht ganz rasch, an Fr. Schlegel's Urtheil über die jüngst neuder abgedruckten Schleiermacher'schen Briefe über seine Lucinde, die jetzt [illegible] neu erscheint, zu erinnern. „In den polemischen Schriften in dialektischer Form wurde ich ein [illegible] Wort reden, wenn ich anders darüber reden darf, da es sich vorzüglich auf mich bezieht. Es sind die Briefe über die Lucinde. (1800, bei F. Dabn.) Mir scheint es jedoch, die Vertheidigung jenes Romans ist nur die äußere Veranlassung des Buches, der eigentliche Zweck desselben aber reine Polemik gegen mehrere allgemeingeltende moralische Grundsätze; und in dieser Rücksicht ist es gewiß sehr interessant. In Stil und Einkleidung wird man einen gebildeten Schriftsteller gewahr." Europa. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Band. S. 53 f. 50.

[Die schöne Fornarina.]

Das gefeierte Modell, die berühmte Schönheit Roms, ist gegenwärtig eine gewisse Fortunata, deren Züge in allen Gemälden der römischen Künstler wiederkehren. Das lebendige Original wohnt am Piazza Barberini. Mengel logirte bei seiner Anwesenheit in Rom im Frühjahr 1835 ihr gegenüber und hatte Gelegenheit, die Schöne zu sehen, aber sie hat ihm nicht gefallen. „Der unveränderliche Charakter ihres Gesichts," — sagt er in seiner italienischen Reise, — „ist kalt, viel zu ernst und unedel, mehr männlich als weiblich, und überdies hat sie eine Nase, die ganz so aussieht, als müsse sie Jedes schnupfen." Er verbittet auch hier einmal wieder die Musen.

*) Auch Hr. Schweizer ist in Braunschweig engagirt.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 110. — den 7. Junius 1836.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tamango, der Sklavenhäuptling.

Der Schiffscapitain Ledoux war ein vortrefflicher Seemann, der sich durch Thätigkeit und gutes Betragen vom Schiffsjungen bis zum Unterstenermann emporgearbeitet, und in der Schlacht bei Trafalgar die linke Hand verloren hatte. Er ward amputirt und erhielt darauf einen ehrenvollen Abschied. Allein das ruhige, zurückgezogene Leben sprach ihn nicht an, und deshalb ergriff er die erste beste Gelegenheit, die sich darbot, und ging als Unterlieutenant an Bord eines Korsaren. Einen Theil seiner Prisengelder verwandte er auf den Ankauf guter nautischer Werke, und begann nun die Theorie der Schiffahrtskunde, deren Praxis er seit langer Zeit schon vollkommen inne hatte, mit großem Eifer zu studiren. Mit der Zeit brachte er's bis zur Würde eines Capitains, und befehligte ein plumpes Korsarenschiff, das drei Kanonen und sechszig Köpfe Bemannung führte. Wie er's damals trieb, das lebt noch jetzt im Angedenken der Küstenfahrer von Jersey. Da folgte auf den langen Krieg, während dessen er sich ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen erworben hatte, endlich der von allen Völkern so heiß ersehnte Friede, und setzte unsern Capitain außer Thätigkeit. Nun mußte er seine Dienste friedfertigen Kaufleuten anbieten, und bekam bald das Commando über ein hübsches Fahrzeug; denn er war an der ganzen Nordküste Frankreichs als ein entschlossener und erfahrener Seemann hinlänglich bekannt. Und als der Negerhandel verboten wurde, es folglich darauf ankam, nicht nur die Wachsamkeit der französischen Zollbeamten, was eben keine Hexerei war, sondern auch die der englischen Kreuzer zu täuschen, war Hauptmann Ledoux gerade der rechte Mann für die Menschenfleischhändler.

Seemänner, die lange Jahre hindurch untergeordnete Stellen bekleidet haben, pflegen insgemein eine wahre Antipathie gegen alle Neuerungen zu haben, und pedantisch an dem einmal Ueberkommenen festzukleben. Nicht so Ledoux, der vielmehr seinem Rheder eine bessere Methode Wasser aufzubewahren anempfahl, die Ketten und Handschellen, die jedes Sklavenschiff führt, nach einem bessern Systeme hatte anfertigen und, damit sie nicht rostig würden, mit Firniß bestreichen lassen. Seinen großen Ruf, den er unter den Sklavenhändlern hatte, begründete er durch die eigenthümliche Art und Weise, in welcher er eine neue für den Menschenfleischhandel bestimmte Brigg nach eigenem Plane erbauen ließ. Das Fahrzeug war ein vortrefflicher Segler, schlank gebaut, schmal wie ein Kriegsschiff, und doch im Stande, eine bedeutende Anzahl Neger zu fassen. Er nannte es die Hoffnung. Ihre Zwischendecke hatte nur drei Fuß vier Zoll Höhe, eine Dimension, welche, wie er meinte, jedem Schwarzen, der keine übermäßige Länge hätte, recht bequem zu sitzen erlaubte. — Wozu braucht ein Neger auch aufzustehen? — meinte er; — kommt er erst nach Martinique oder Guade-

Digitized by Google

loupe, dann wird er genug auf den Beinen sein müssen. Ich packe die Waare so ins Schiff, daß jeder Kerl mit dem Rücken an den Planken liegt, und bilde dergestalt zwei mit einander parallel laufende Reihen, die in der Mitte durch einen freien Raum von einander getrennt sind, der von Andern in der Regel nicht benutzt wird, den ich aber auch vollpacke, so daß mein Schiff ein Dutzend Kerle, und im Nothfalle noch darüber, mehr fassen kann als alle übrigen von demselben Tonnengehalte. Allein ich bin ein humaner Mann, und lasse jeden Neger gute fünf Fuß Länge und zwei Fuß Breite, damit er sich nach Herzenslust recken und strecken kann, weil die Ueberfahrt doch wohl sechs Wochen dauert; und wenn wir's zuletzt recht bei Lichte bedenken, so sind die Schwarzen doch auch so eine Art von Menschen.

Die „Hoffnung" lichtete in Nantes ihre Anker, und zwar, wie späterhin abergläubige Leute bemerkten, an einem Freitage. Die Hafeninspectoren gaben sich das Ansehen, als untersuchten sie sorgfältig das Schiff, bemerkten aber keine einzige von den sechs großen mit Ketten und Handschellen angefüllten Kisten. Auch der ungeheure Wasservorrath, den das Schiff am Bord hatte, war ihnen nicht auffallend, obgleich die Papiere besagten, das Schiff segele direct nach dem Senegal, um dort Holz und Elfenbein zu laden. Die Fahrt dorthin dauert allerdings nur ein paar Wochen, und man hätte zu derselben an einem Viertel des Wasservorraths hinlänglich genug gehabt; allein Vorsicht kann niemals schaden, und was sollte aus der Bemannung werden, wenn zufällig Windstille an der afrikanischen Küste eintrat?

Wie gesagt, an einem Freitage lichtete die „Hoffnung," vortrefflich bemannt und gut aufgetakelt, ihre Anker. Ledoux hatte ihr freilich etwas stärkere Masten gewünscht, allein sie waren doch besser als die der meisten übrigen Fahrzeuge, welche er bis jetzt befehligt hatte. Die Ueberfahrt nach der africanischen Küste war glücklich, und es gelang ihm in einem Momente, wo eben keine englischen Fahrzeuge vor den Küsten kreuzten, die Mündung eines Stromes an der Guineaküste hinaufzufahren. Am folgenden Tage kamen schon Mäkler an Bord und priesen ihre Waare an, Waare von der vortrefflichsten Qualität, denn Tamango, einer der berühmtesten Krieger und Menschenfleischhändler, hatte ein große Menge Sklaven an die Küste geführt und wollte wohlfeil losschlagen, weil er ein mächtiger und gefürchteter Mann immer Mittel und Wege bei der Hand hatte, den Platz von neuem mit frischer Waare zu versehen.

Ledoux fuhr ans Ufer und machte dem Häuptlinge Tamango seinen Besuch. Er fand ihn in einer Strohhütte, umgeben von zweien seiner Weiber und mehrern Sklaventreibern, festlich aufgeputzt, um den weißen Mann würdig empfangen zu können. Er trug eine alte blaue Uniform, die früher irgend einem schmucken Unteroffiziere recht gut gestanden haben mochte; beide Schultern waren mit goldenen Epauletten geziert; die eine hing vorne, die andere nach hinten hinüber. Ein Hemde trägt bekanntlich kein Neger, und der Leibrock war dem herkulischen Manne etwas zu kurz; daher gewahrte man zwischen den weißen Aufschlägen und seinen weiten baumwollenen Pumphosen einen breiten Streifen seiner rabenschwarzen Haut. An seiner linken Seite hatte er vermittelst eines dünnen Strickes einen schweren Kavalleriesäbel befestigt, und in der rechten Hand hielt er eine treffliche englische Doppelflinte. Seiner Meinung nach gab es gewiß in ganz Africa keinen Mann, der sich eines ähnlichen Anzuges rühmen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810.

(Fortsetzung.)

Gute und schlechte Zeit.

Es war einmal gar andre Zeit,
Ich wollt', sie käme wieder;
Da hatt' ich noch kein Herzeleid,
Und hatte keine Lieder.

So lang mein Mädchen mich geküßt,
Ist mir kein Lied gelungen;
Seitdem das Glück verloren ist,
Hab' ich davon gesungen.

Gestillte Sehnsucht.

In goldnen Abendschein getauchet,
Wie feierlich die Wälder steh'n!
In leise Stimmen der Vöglein hauchet
Des Abendwindes leises Weh'n.
Was lispeln die Winde, die Vögelein!
Sie lispeln die Welt in Schlummer ein.

Ihr Wünsche, die ihr stets euch reget
Im Herzen sonder Rast und Ruh;
Du Sehnen, das die Brust beweget,
Wann ruhest du, wann schlummerst du?
Beim Lispeln der Winde, der Vögelein,
Ihr sehnenden Wünsche, wann schlaft ihr ein!

Digitized by Google

Was kommt gezogen auf Traumesflügeln?
Was weht mich an so bang, so hold?
Es kommt gezogen von fernen Hügeln,
Es kommt auf bebendem Sonnengeld.
Wohl lispeln die Winde, die Vögelein;
Das Sehnen, das Sehnen, es schläft nicht ein.

Ach, wenn nicht mehr in goldne Fernen
Mein Geist auf Traumgefieder eilt,
Nicht mehr an ewig fernen Sternen
Mit sehnendem Blick mein Auge weilt;
Dann lispeln die Winde, die Vögelein,
Mit meinem Sehnen mein Leben ein.

Wunsch.

Nicht an allen Orten
Sprossen alle Freuden,
Nicht an allen Orten
Alle Blumen auf.

Glücklich, wenn du immer
Pflücktest jede Blume,
Pflücktest jede Freude,
Wie der Ort sie bot.

Blüthe und Frucht.

Freund' von deinen reichen Aesten glühet
Rings dir des Genusses Frucht entgegen;
Und ein andrer Baum im Gärtchen ziehet
Der noch schönern Hoffnung Blüthensegen.

Wolle nicht, daß reif mit einem Male
Alle Füll' in deinen Schooß sich leeret;
Von des Tages überfüllter Schale
Wird des Jahres Vorrath aufgezehret.

Vollgenuß und Hoffnung kann sich gatten
Nur im Hesperidenreich der Dichtung;
Neue Blüthe dringet ohn' Ermatten
Aus der Frucht, und nirgends keimt Vernichtung.

Aber hat auf deinen Lebensbäumen
Alle Blüthen erst der Herbst gereifet,
Wird der Winter auch nicht lange säumen,
Der das Laub vom dürren Zweige streifet.

Die Schmetterlinge.

Wie die bunten Schmetterlinge
Gaukelt dir auf allen Wegen
Mit der goldbemalten Schwinge
Leichter Freuden Schaar entgegen.

Hasche, hasche, was nur immer
Dir davon zu haschen glücket,
Und von ihrem Farbenschimmer
Sei dein Auge sanft erquicket.

Aber laß sie weiter streichen,
Eh' die Schwingen sich entfärben,
Und die matten, todesbleichen,
Traurig dir in Händen sterben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Frankfurt a. M. (Beschluß.)

[Sitzung der Senckenberg'schen naturf. Gesellschaft.]

Hrn. Dr. C's. Ansicht zufolge beginnt bei den Thieren der beiden höhern Classen, welche „in der That in geschlossener Ehe leben, dieselbe mit einem physischen Act," den er Paarung nennt im Unterschiede von der eigentlichen Begattung. Durch diesen Act „werden die getrennten Geschlechter zu einem Wesen vereinigt, und die Verschiedenheit der Charakterzüge ausgeglichen." Bei den Polygamen geht die Paarung nur kürzere Zeit, bei den Monogamen mitunter sehr lange der Begattung voraus. Je vollkommener dieselbe Statt gefunden, desto fester, desto dauernder ist auch die Ehe gebunden. Wie aber die Paarung, so ist auch „Begattung, Tracht, Geburt und Erziehung der Kinder" (sic) als physische Act anzusehen und durch die Art der Paarung bedingt. „Je vollkommner, je fester diese, desto mehr werden die Gatten sich mit der Erziehung der Kinder beschäftigen," um so mehr übernimmt auch der Mann die Verrichtungen, die dem Weibe zukommen, brütet auf den Eiern, wärmt die Jungen u. s. w. Die Frage, ob „derselbe Mann und dasselbe Weib, welche schon einmal die Ehe bis zur vollendeten Erziehung der Kinder durchlebt haben," sich abermals vereinigen, oder vielmehr vereinigt bleiben, ist erst durch Spallanzani in Betreff der Hausschwalben bejahend entschieden worden. Demnächst ist auch, hinsichtlich des europäischen Kuckucks, beobachtet worden, daß nur die ungepaarten in Schwärmen, die bereits „veredelichten" hingegen nur in einzelnen Paaren auswandern, und daß „die Gatten sich und immer überall mit gleicher Eifersucht bewachen." Ebenso die läßt Lebensweise der Füchse und Dachse „auf eine lebenslängliche Ehe schließen." Bei einigen Vögeln, wie bei den Schwalben und Störchen, wird es durch vorliegende Thatsachen sogar wahrscheinlich, daß, wenn die einmal eingegangene Ehe gewaltsam oder zufällig getrennt worden, der übrig gebliebene Gatte keine neue Ehe eingehe. — Zum Schlusse bemerkte Hr. Dr. C., daß „nur dann in der That die Ehe unter den Thieren Statt finde, wenn der Mann sich eben so wie das Weib mit der Erziehung der Kinder beschäftigt." Wäre nun diese Schlußbemerkung an die Spitze des Vortrags gestellt worden, so würde dieser hierdurch allerdings eine ganz andere Fassung haben erhalten müssen; wir haben hier aber nur zu berichten, nicht zu richten, und so wollen wir sofort zur Angabe der übrigen Vorträge übergehen. —

Dr. Neeff von hier theilte einige Bemerkungen „über die praktische Anwendung der Naturwissenschaften, namentlich über die auf Telegraphie und Maschinenkraft" mit, und auch die elegante Welt wird mit Interesse vernehmen, daß schon 1809 Samuel Thom. v. Sömmering einen Telegraphen erfunden, der auf der galvanischen Wasserzersetzung beruhe, indem von einem Orte zum anderen so viel Metalldrähte geleitet würden, als es Buchstaben und einfache Zahlzeichen gebe; würde dann ein Ende des Drahtes mit der Volta'schen Batterie verbunden, so sähe der Beobachter am anderen Ende an den, im Wasser, in das der Draht getaucht, aufsteigenden Luftbläschen, welches Zeichen ihm gegeben. Seit aber Oersted (1820) die Magnetismus erregende Eigenschaft der Elektricität entdeckt, habe man es in der Gewalt, durch elektrische Leitungsdrähte Magnetnadeln rechts oder links abzulenken, in jeder beliebigen Entfernung; man brauche daher nur 7

Digitized by Google

Drähte, um durch beliebige gleichzeitige Ablenkung von 6 Nadeln eine halbe Million verschiedener Signale zu geben. Ferner bemerkte Hr. Dr. R., daß durch Oersted's Entdeckung man in Erfahrung gebracht, daß man die durch Elektricität erregte magnet. Kraft „in beliebiger Stärke und in jeder verlangten Richtung der Polarität augenblicklich hervorbringen," und nach Gutdünken erhalten und aufheben könne; angestellte Untersuchungen hatten es sehr wahrscheinlich gemacht, daß ein solcher elektromagnetischer Apparat, verglichen mit einer Dampfmaschine von gleicher Kraft, im Gewicht viel geringer, im Umfang viel kleiner, in den Kosten der Anschaffung und Unterhaltung viel wohlfeiler werde, in seiner Anwendung aber die vollkommenste Sicherheit vor jeder Gefahr darbiete. — Ein von Hrn. J. P. Wagner, Mitglied des hies. physikal. Vereins, gefertigtes Modell zu einer solchen Kraftmaschine wurde dann vorgezeigt und dessen Einrichtung erklärt. —

Nach Dr. Reeff sollte der berühmte Reisende Dr. Rüppell einen Vortrag über Abyssinien halten. Sie können sich daher das Erstaunen der Versammlung vorstellen, als Dr. R. mit einem Blatt der hiesigen Jahrbücher auf die Rednerbühne trat und erklärte, daß er durch Bemerkungen über ihn, die in dem eben zur Ansicht erhaltenen Blatte enthalten, sich bewogen finde, aus der Gesellschaft auszutreten; dadurch sei er in zu schmerzliche Stimmung versetzt, als daß er den angekündigten Vortrag abzuhalten vermöge. Eine solche Erklärung an einem Jahresfeste der Gesellschaft konnte nur höchst befremden. Wie sich demnächst ergab, war sie dadurch veranlaßt, daß Dr. Kapp, der Redacteur jener Jahrbücher, einige unschickliche Aeußerungen in Beziehung auf Dr. Rüppell in seinen Bericht über die Verhandlungen des hiesigen gelehrten Körpers auf eine Weise eingerechnet, welche glauben lassen konnte, daß dieselben von jenem Körper ausgegangen seien. Als demnächst Hr. Rüppell über das ärgerliche Mißverständniß aufgeklärt worden, bedauerte er natürlicherweise, jene Erklärung abgegeben zu haben, und wenn auch durchgängig seine Uebereilung gemißbilligt wurde, so freute man sich doch eben so allgemein, daß er, dessen rühmlichen Anforderungen die Gesellschaft so vieles verdankt, auch für die Zukunft ihr von neuem seine thätige Mitwirkung zugesagt. Da indeß diese erfreuliche Lösung des Mißverständnisses erst am folgenden Tage Statt fand, so war die Versammlung nun ihrerseits zu verstimmt, um einem Vortrage des Hofr. Kopp von Hanau über Vergiftung durch — Bratwürste geneigte Aufmerksamkeit zu schenken. Erst Hrn. Dr. Mappes gelang es, durch seine eben so schön vorgetragene als gut ausgearbeitete Gedächtnißrede auf den am 1. Jan. d. J. verstorbenen Hofr. Dr. Bernh. Meyer, der sich viele Verdienste um die hies. naturf. Gesellschaft erworben, — die Aufmerksamkeit der Versammlung zu fesseln. Es würde mich aber zu weit führen, wollte ich hier eine Skizze des Lebenslaufes jenes Naturforschers entwerfen; es genügt zu bemerken, daß derselbe, 1767 zu Hanau geboren, 1799—1802 mit Gärtner und Kopp die wetterauer Flora, später ein treffliches Werk über deutsche Vögelkunde und eine werthvolle Beschreibung der Vögel Livlands und Esthlands herausgegeben. Zu Ende des v. J. erkrankt, hatte er noch das Bedauern geäußert, bei der diesjährigen Jahresfeier der naturf. Gesell. vom Schwanengesang zu reden. Leider wurde diese Zusage selbst sein Schwanengesang; er starb am 1. Tage d. J. —

Ueber einen in diesen Tagen ausgestellten Carton des Prof. Veit und über die jetzt eröffnete Kunstausstellung zu berichten, muß ich mir für eine spätere Mittheilung vorbehalten. Für heute schließe ich mit der Anzeige, daß der um die rheinische Geschichte sehr verdiente Senator Mitlas Vogt heute in seinem 79. Jahre verschieden. Merkwürdig ist, daß dieser so bedeutende Mann testamentlich verordnet hat, sein Gehirn und Herz sollten in einem Zelten am Mauserthurm bei Bingen, der übrige Körper auf dem Johannisberg beigesetzt werden. Er hinterläßt den bereits seit vielen Jahren gedruckten 4. Band seiner rheinischen Sagen und andere nicht minder interessante Ausarbeitungen.

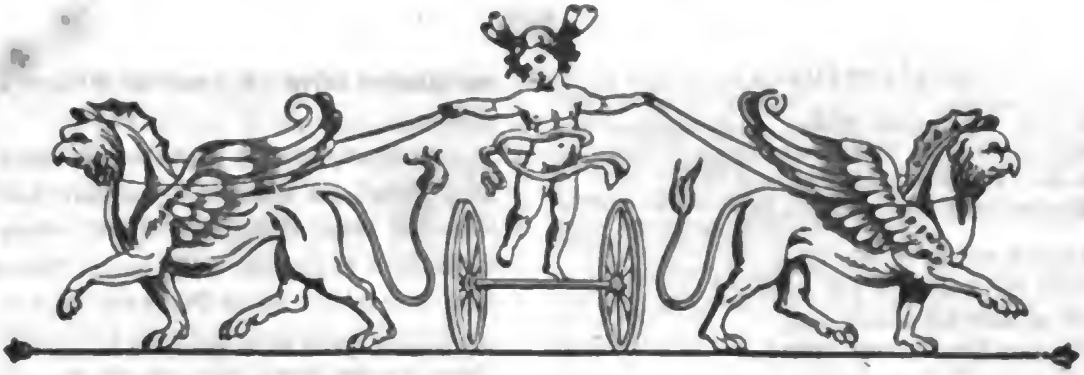
Nachträglich zu meinem gestern an Sie erstatteten Berichte muß ich Ihnen eine mir eben zur Kenntniß gekommene Conversion mittheilen, welche, nach dem nun einmal — über den Vorredner zu Schleiermacher's Lucindischen Briefen und Verfasser des Wolf'schen Glaubensbekenntnisses — erhobenen Gerede, für manche Leser Ihres Blattes nicht ohne Interesse sein dürfte. Die Sache verhält sich, dem Stadtgespräche nach, folgender Gestalt: Hr. Pfarrer Friedrich, der, wie ich Ihnen früher gemeldet, in seinem sog. Lichtfreund als ein auserwähltes Rüstzeug der Aufklärung gegen die sog. Dunkelmänner, d. h. gegen sog. Mystiker und Pietisten in die Schranken getreten, — wurde in diesen Tagen zu einem hiesigen Literaten gerufen, um dessen erstes Söhnlein zu taufen. In seiner nicht geringen Verwunderung trat ihm der eben erwähnte Vorredner als erwählter Pate entgegen. Der Gescheitelte, der bei mehreren früheren Gelegenheiten, wo gräfliche und andere hohe Personen sich durch ihn in seine Kirche einführen ließen, sich hinsichtlich der Glaubensformel ungemein nachsichtig erwiesen, glaubte jedoch im vorkommenden Falle gegen den Verspotter seiner Kaste mit aller priesterlichen Strenge verfahren zu müssen. Er recitirte deshalb das Athanasische Glaubensbekenntniß, welches bekanntlich mit den Worten anfängt: „Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben; wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel auf ewig zu Grunde gehen!" Sofort fragte er den Paten, ob er sich auch zu diesem Glauben bekenne, und da dieser die Frage bejahte, wurde die Taufhandlung in optima forma vollzogen. — Da der Gescheitelte selbst diesen eclatanten Triumph des Glaubens über den Unglauben zu verkündigen sich angelegen sein läßt, so trage ich kein Bedenken, Ihnen diese Siegeskunde mitzutheilen, damit, falls, gegen Erwarten, die Betheiligten sie unrichtig befinden sollten, ihnen Veranlassung geboten sei, dieselbe baldmöglichst zu berichtigen. —

Notiz.

[Der ungarische Zampa.]

In Nieder-Ungarn treibt sich gegenwärtig eine zahlreiche Räuberbande herum, die man sogar auf 120 Köpfe angibt, und die Aufsehen erregt. An ihrer Spitze soll ein abgedankter Officier stehen. Man erzählt einen Vorfall, der an Zampa erinnert. Eine vornehme Dame, Eigenthümerin eines großen Rittergutes, erhielt eines Tages ein Billet ohne Unterschrift, mit dem Befehle, ein glänzendes Gastmahl von achtzig Gedecken zu besorgen, widrigenfalls ihr Schloß im Feuer aufgehen sollte. Durch die Drohung geängstigt, empfing sie die angesagten ungeladenen Gäste auf das freundlichste und bewirthete sie reichlich. Nachdem diese Raubritter sich weidlich gütlich gethan hatten, zogen sie ab, ohne sich den geringsten Raub, oder die geringste Beschädigung zu erlauben. Umsonst streifen Truppen in allen Richtungen gegen diese Bande. Die Räubereien dauern fort, und die unermeßlichen Wälder begünstigen diese Freibeuter nur allzusehr. S.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 111. — den 9. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810.

(Fortsetzung.)

Abendlied.

Die ihr mit dem Odem linde
Jedes Blümchen küßt und grüßt,
Sagt mir, laue Abendwinde,
Wo ihr jetzt mein Mädchen küßt?

Ob im Spiegel eines Quelles
Sich ihr klares Bildniß malt,
Oder ob das Antlitz helles
Abendroth ihr überstrahlt?

Ob sie Nachtigallen grüßen,
Wo sie froh durch Büsche eilt,
Oder neue Blumen sprießen,
Wo ihr sanfter Fußtritt weilt?

Flattert zu ihr, laue Winde,
Sagt ihr, daß ich harre schon;
Ihr zum Führer tragt geschwinde
Mit euch meines Liedes Ton.

Durch die blauen Lüfte webet
Abenddämmrung ruhig mild,
Und vom Stern der Liebe bebet
Sanfter Schimmer aufs Gefild.

Nur wo mich ihr Arm umfasset,
Lächelt mir der schöne Stern,
Und sein hellster Glanz erblasset,
O, Geliebte, bist du fern.

Der fromme Waidmann.

Die Sonne deckt mit Gold die Hügel,
Der Abend senkt sich aufs Gefild,
Und zu des Waldbachs klarem Spiegel
Kommt aus dem Busch hervor das Wild.

Es rauscht hervor aus dichtem Haine,
Und blickt nach mir mit keckem Muth,
Wo neben mir am grünen Raine
Mein Feuerrohr und Hündchen ruht.

Wer hat, o Reh, dir das geheißen,
Daß heut der Schütze dich nicht schreckt?
Sei unverzagt! hier ruht das Eisen,
Das mörderisch euch niederstreckt.

Heut soll durch mich kein Leben sterben,
Das noch wie ich sich freuen kann,
Heut soll kein Blut die Hände färben,
Die bald mein Mädchen hier umsah'n.

Was blickst du scheu nach jenen Büschen,
Und reckst den schlanken Hals empor?
Sie ist's! sie ist's! aus jenen Büschen
Schwebt meiner Liebe Bild hervor.

Nun geh', den Freund dir aufzufinden,
Mit ihm des Spieles dich zu freu'n;
Spielt ihr in Waldes düstern Gründen,
Wir spielen hier im Abendschein.

Digitized by Google

Abendgemälde.

Wie der Abend stiller wird,
Und von fern die Mühlen wogen,
Kommt an seinem Stab der Hirt
Singend durch das Thal gezogen.

Lächelnd tritt er zu dem Bach,
Neigt sich drüber hin und winket;
Ist es wohl der Sonne nach,
Die dort hinter Wolken sinket?

Ja und nein! Noch eh' sie ganz
Wird hinunter sein gesunken,
Hat er neuen Sonnenglanz
In sein Auge dort getrunken.

Siehst du? wie ein Zephyrhauch
Tanzt es her vor seinen Blicken;
Aber ruhend in dem Strauch
Wird sie erst ihn ganz erquicken.

Komm, der Liebe stille Rast
Soll kein fremder Blick beschleichen;
Und wenn du ein Schätzchen hast,
Magst du geh'n und thun desgleichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tamango, der Sklavenhäuptling.

(Fortsetzung).

Ledoux betrachtete den Häuptling eine Zeit lang aufmerksam, ohne ein Wort zu reden, während Tamango schnurgerade stand, sich in die Brust warf, wie ein Grenadier, der von einem fremden Generale gemustert wird, und sich des Eindrucks zu freuen schien, den er auf den Weißen zu machen glaubte. Ledoux musterte ihn allerdings mit einer wahren Kennermiene, und sprach endlich halblaut zu seinem Lieutenant: „Wenn ich diesen Kerl gesund und unbeschädigt auf Martinique hätte, bei Gott, er wäre tausend Thaler unter Brüdern werth."

Darauf nahm er Platz, und ein Matrose, der etwas von der woloffischen Sprache verstand, machte den Dolmetscher. Als die ersten Höflichkeitsbezeigungen vorüber waren, kam ein Schiffsjunge mit einem großen Korbe, der etwa ein Dutzend Branntweinflaschen enthielt; es ward tapfer getrunken, und der Capitain schenkte dem Tamango, um ihn in recht gute Laune zu versetzen, ein mit der Figur Napoleon's gziertes Pulverhorn. Diese Gabe ward mit dem innigsten Danke aufgenommen, die Unterhandelnden traten aus der Hütte hervor, lagerten sich in dem Schatten eines hohen, dichtbelaubten Baumes, stellten eine Reihe von Flaschen neben sich, und die Sklaven wurden herbeigebracht.

Diese unglücklichen Opfer der Habsucht bildeten eine lange Reihe; der Hals jedes Einzelnen war zwischen eine sechs Fuß lange Gabel eingeklemmt, deren Enden mit Holzpflöcken an einander gefügt waren. Wenn der Zug (die sogenannte Coffle) sich in Bewegung setzen soll, so nimmt ein Sklaventreiber vorne das Ende der ersten Gabel auf seine Schulter; der erste Sklav in der Reihe nimmt die Gabel des zweiten, dieser jene des dritten und so fort. Soll Halt gemacht werden, so rennt der Erste die Spitze seines gabelförmigen Holzes in die Erde, und der ganze Zug kann sich nicht weiter bewegen, und an Entrinnen ist natürlich nicht zu denken, da der sechs Fuß lange Balken alle freie Bewegung unmöglich macht.

Bei jedem Sklaven, männlichen oder weiblichen Geschlechts, der vor dem Capitain vorübergeführt wurde, zuckte dieser die Achseln, fand die Männer alle zu schwächlich, die Weiber zu alt oder zu jung, und beklagte bitter, daß die schwarze Race jetzt so sehr ausarte. „Das war in früheren Zeiten ein ganz anderes Werk; da hatten die Weiber ihre guten fünf Fuß sechs Zoll Höhe, und vier Kerle hatten Kraft genug, den Haspel in Bewegung zu setzen, und damit den Hauptanker in die Luft zu winden."

Inzwischen traf Ledoux dennoch, ungeachtet des Tadels und Mäkelns, eine Auswahl und ließ eine Anzahl hübscher Leute beiderlei Geschlechts abseits führen. Er bot, aus Freundschaft gegen Tamango, wie er ausdrücklich bemerkte, den gewöhnlichen Preis, für die Uebrigen aber wollte er nicht so viel geben. Der Häuptling dagegen pries seine Waare an und brachte in Anschlag, daß die Menschen überhaupt jetzt sehr rar würden und der Handel mit gar zu viel Gefahr verknüpft sei. Als darauf der Dolmetscher die Worte des Häuptlings ins Französische übersetzt und den Preis, welchen jener gefordert, angegeben hatte, sprang Ledoux auf, spielte den Ueberraschten und Unwilligen, stieß die gräßlichsten Flüche aus und machte scheinbar Miene, allen weitern Handel mit einem so unvernünftigen Manne abzubrechen. Allein Tamango hielt ihn zurück und besänftigte ihn so weit, daß er wieder Platz nahm; eine neue Flasche ward angebrochen und das Handeln ging wieder von vorne an. Jetzt erklärte der Schwarze das Gebot des Weißen für unbillig; sie schrieen, fluchten, stritten und disputirten mit einander und tranken scharf. Der Branntwein aber machte auf Beide eine ganze verschiedene Wirkung, denn je mehr der Franzose trank, um so niedriger

Digitized by Google

stellte er sein Gebot, während der Neger bei jedem Glase etwas abließ. Als endlich alle Flaschen ausgeleert waren, ward man des Handels eins. Für hundert und sechzig Sklaven gab Ledour einige Packen ordinairer Baumwollenzeuge, Pulver, Feuersteine, drei Faß Branntwein, und funfzig schlechte Gewehre. Dieser Handel ward, wie beim Pferdekaufe üblich ist, durch mehrmaliges Ineinanderschlagen der Hände abgeschlossen, die Sklaven wurden den französischen Matrosen übergeben, und statt der hölzernen Gabeln wurden Ketten, Hand- und Fußschellen angelegt. Was konnte ein deutlicheres Zeugniß von dem Uebergewichte der europäischen Civilisation über die africanische ablegen?

Etwa dreißig Neger waren noch unverkauft; Kinder, Greise und kränkliche Weiber. Das Schiff aber hatte bereits seine volle Ladung.

Was sollte Tamango mit den Uebriggebliebenen anfangen? Er bot sie daher dem Hauptmann noch einmal an; Stück für Stück eine Flasche Branntwein. Der Antrag war lockend, denn Ledour erinnerte sich in diesem Augenblicke, daß als einstmals in Nantes die „sicilianische Vesper" im Theater aufgeführt worden war, dennoch eine große Anzahl großer, fetter Leute in das bereits mit Menschen mehr als zu sehr überfüllte Parterre sich eingedrängt, und wegen der Elasticität des menschlichen Körpers auch wirklich Platz gefunden hatten. Er zahlte daher zwanzig Flaschen Branntwein für zwanzig Menschen. Blieben noch zehn übrig. Tamango wollte diese pro Kopf gegen ein Glas Branntwein austauschen. Ledour bedachte, daß Kinder im Theater und in Miethkutschen nur einen halben Platz einnehmen und die Hälfte bezahlen, und nahm noch drei Knaben. Mit den übrigen sieben aber wollte er platterdings nichts zu schaffen haben. Da griff Tamango nach seiner Flinte und legte auf ein Weib an, die Mutter von drei Kindern. — „Kauf sie mir ab," rief er dem Weißen zu, „für ein kleines Glas Branntwein, oder ich brenne los." — „Was Teufel soll ich mit der Waare denn anfangen?" fragte Ledour. Tamango drückte ab, und die Sklavin sank leblos zu Boden. — „Sieh, da steht ein Zweiter," rief er wieder, auf einen gebückt dastehenden Greis zeigend; „ein Glas Branntwein, oder —" Eine seiner Weiber fiel ihm in den Arm, und die Kugel flog in die Luft. Das Weib nämlich hatte in dem Alten einen Guiriot oder Zauberer erkannt, der ihr geweissagt hatte, sie werde einst Königin werden.

Tamango, über die Maßen betrunken, gerieth in furchtbare Wuth, als sein Weib ihm Widerstand zu leisten wagte, schlug die Arme mit dem Flintenkolben und rief dem Capitain zu: „Weißer Mann, ich schenke Dir dieses Weib!" Ledour betrachtete die Schwarze mit einem lächelnden Blicke und sprach: „Für die ließe sich allenfalls auch noch ein Platz finden."

Der Dolmetscher war ein menschlicher Mann. Er gab dem Häuptlinge eine Schnupftabaksdose von Papiermaché, kaufte damit die sechs übrigen Sklaven los, und ließ sie frei. Ob sie aber in ihre, zwei hundert Stunden entfernte Heimath zurückgekehrt sind, das steht dahin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, den 29. Mai *).

[Die französischen Prinzen.]

Leider bin ich es mir schon so bewußt, daß ich, wenn auch Ihr getreuester, doch nicht Ihr fleißigster Correspondent in Berlin mehr bin, allein schwiege ich unter den jetzigen Umständen, so würden Sie wohl thun, mir das Epitheton Ihres schlechtesten und nachlässigsten zu geben und mir ein förmliches Patent über diese Eigenschaften auszufertigen. Denn ist jemals unsere Residenz in Bewegung gewesen, haben jemals die Füße unserer Berliner zu laufen, die Ohren zu hören, die Augen zu sehen, die Zungen zu schwatzen gehabt, so war es jetzt, wo die Herzöge von Orleans und Nemours unsere ganze politische, höfische, schöne und elegante, ja auch die ganze Masse der Volkswelt in Bewegung setzten. Wie freut sich ein Correspondent einmal, wenn er nicht ausschließlich von Oper, Schauspiel, Sängerinnen und Tänzerinnen zu berichten hat, und seiner Feder einen höhern Schwung geben und von Königen, Prinzen und Herzögen reden darf. Nebenbei ist es freilich ein wenig geäulich und abscheulich, wenn eine ganze Zeit so von einem einzigen Worte dominirt wird. So war im vergangenen Herbste Kalisch dieses grausame Wort, welches uns von Tag zu Tag vom Bureau der Zeitung ins Theater, vom Theater in Gesellschaft, von der Gesellschaft auf die Straße verfolgte; ja man durfte sich wundern, daß die Nachtwächter nicht Kalisch riefen statt: „Höret Ihr Herrn und laßt Euch sagen." Jetzt hieß dieses Verfolgungswort, dieses Feldgeschrei des allgemeinen Gesprächs: „die Prinzen." Man konnte hundert Louisd'or gegen eine Haselnuß wetten, daß die erste Frage, die man in einer Gesellschaft hören würde, mit den Worten: „die Prinzen haben," oder: „die Prinzen sind" u. s. w. anfangen würde. In der That, man hörte nichts als: „die Prinzen sind gestern im Ballet gewesen, die Prinzen sind heut auf einem Déjeüner dansant beim französischen Gesandten, die Prinzen haben eine Euridice bei Rauch bestellt, die Prinzen haben das Museum besehen" u. s. w. — Doch halt, ich bin wie selbst feindselig! Denn nur ein thörichter Correspondent wird alle seine Munition en masse so in ganzen Lagen verschießen und seinen ganzen Pulvervorrath in eine Flackermine auflodern lassen. Historisch, chronologisch, geordnet sei der Bericht eines Mannes von Geist, der seine Zeit versteht und der seine Zeit verstehen soll. Ich lasse daher aus meiner Correspondenz alles antediluvianische, nämlich was der Ankunft der Prinzen voranging, weg, und gehe aus der mythischen Vorzeit gleich zur ersten Periode der wirklichen Geschichte über, der Ankunft. Sie war Nachmittags 4 Uhr angesagt. Alles strömte nach dem Potsdamerthor auf die Chaussee hinaus; die Volksgruppen zogen

*) Bericht von Ludwig Rellstab.

Digitized by Google

sich bis Schöneberg, sie flutheten rückwärts in die Straßen der Stadt hinein. Es gab Augen, die das sehr ungern sahen; doch die meisten sahen es gern. Freilich galt die Theilnahme weniger der Species oder gar den Individuen der Prinzen; aber sie galt der Gattung. Sie verstehen mich, Redacteur, und die elegante Welt auch. — Endlich rollten die erwarteten Wagen heran, und obgleich die darin Sitzenden mit keiner Acclamation begrüßt wurden, konnte ihnen doch die versammelte Zahl von Menschen zeigen, daß man sie, wenn auch vorläufig nicht gern sah, doch gern sah. Die Distinction ist superfein; aber sie ist doch da. — Zwei Weltweise begleiteten den Wagen der Prinzen; sechs königliche Pferde waren vorgespannt, — einige Wagen folgten. Darin saßen etliche Generale, unter andern der General Colbert. Er sah mit seinem von Narben bedeckten alt kriegerischen Gesicht aus, als denke er vergangener Zeiten, wo er die preußische Hauptstadt auf andere Art besuchte; — indessen uns ist die Gegenwart lieber. — Eine französische Zeitung, ich glaube es ist der Temps, hat einen Correspondenten wie einer besonderen Brille gehabt; dieser hat gesehen, daß das Volk die Pferde ausgespannt und die Prinzen hereingezogen habe. Ich meinestheils sah nichts der Art, und kann das Factum nur dadurch erklären, daß der Correspondent nicht sehr stark in der Naturgeschichte ist und etwa die Pferde für Esel angesehen. Wir waren aber keine solchen, sondern ließen den Pferden ihr Zugs- oder Vorzugsrecht, und so kamen die Gäste schneller und besser aufs Schloß. — Hier wurden sie von den königlichen Prinzen des preußischen Hauses begrüßt; alsdann fuhren sie sogleich zu unserm verehrten Könige. Doch dies alles haben die Zeitungen gemeldet, und ich will oder soll melden, was diese unterlassen haben. Sie erzählten nichts von dem Betragen der Berliner. Die Geschichte ist aber die. Herr Generalmusikdirector Spontini, hatte es für den willkommensten Empfang der hohen Reisenden erachtet, sie mit seinem Alcidor zu begrüßen. Nun, jeder hat seinen Geschmack; den der Prinzen von Orleans kenne ich nicht, aber falls er sich für den Alcidor entschiede, wäre er eben nicht der meinige. So dachten auch meine Landsleute! Hm! Alcidor! Eine fatale Zugabe zum Glück, dem ersten Besuch der Prinzen im Theater beizuwohnen! Indeß was hilft's, man muß ein Auge zudrücken, wollt' ich sagen beide Ohren zustopfen, und die Augen weit aufmachen nicht nach der Bühne zu, sondern nach der königlichen Loge. Gute Berliner! Ihr hattet noch nicht richtig calculirt! Wenns beim Augenaufmachen sein Bewenden gehabt hätte! Aber Ihr mußtet den Beutel noch viel weiter aufmachen, denn das Billet galt (wie bei Meyerbeer's Hugenotten, wo man's auch nachher schwer bereute) doppelten, dreifachen, vier- und fünffachen Preis. Ich kenne eine Dame, die sechs Thaler für einen Sperrsitz zahlte! O hätte ich doch für diesen Abend das ganze Opernhaus in Pacht genommen! Ich hätte mehr damit erworben als mit Correspondenzen in allen deutschen Blättern. Genug man drängte sich nach Billets, schlug sich darum wie an der Beresina, intriguirte, kabalirte, spionirte, kurz setzte alle Armeecorps der Gewalt und der List in Bewegung. Ich gehörte zu den Glücklichen, die drei Billets hatten, konnte also wie jener Ungar in Wien, der die Ahnfrau von Grillparzer drei Mal kaufte, weil er das treffliche Buch drei Mal lesen wollte, die Prinzen drei Mal sehen. Ich war indessen mit einem Mal zufrieden, und gab meine Nachbarplätze einigen Freunden. Aber das hieß verrathene Freundschaft! Denn wie erging es! Alles hatte sich versammelt; man harrte des Glockenschlags der sechsten Stunde mit gespannter Erwartung. Die Ouvertüre begann — die königliche Loge war noch leer. Lange Gesichter; indessen weiß man, daß es nicht leicht ist, um vier Uhr von der Reise gekommen, Besuche bei allen hohen und höchsten Herrschaften zu machen, und um sechs Uhr im Theater zu sein. Jetzt fangen die Amboße, mit denen die Introduction angefüllt ist, an, auf unser Trommelfell zu summen. Das meinige, gestehe ich, ist zu zart, um dergleichen auszuhalten; ich rettete mich hinaus. Auf dem Gang, vor der Thür, überall eine dichte Schaar von Harrenden; tausende im Opernhause, tausende draußen. Ein dumpfes Murmeln der Erwartung läuft durch die Menge bei jedem Wagen, der vom Schloß herverrollt. Um halb sieben Uhr, hieß es, kommen sie; nein, um sieben Uhr! nein, nach dem ersten Act, denn müßten sie den aushalten, wäre ihnen sonst das Wiederkommen für ewig verleidet. Anfangs war man ganz muthig; man hatte das Glück, die Oper weit hinter sich im Rücken zu haben, und der Abend ließ sich recht schön zum Spazierenstehen vor dem Hause an. Halt! Da kommt ein Polizeioffiziant vom Schlosse her, der muß unterrichtet sein. „Herr Commissarius! Wann kommen sie!" Der wichtige Mann macht eine noch wichtigere Miene, die alles sagen kann, aber nichts sagt — und schreitet lautlos durch die Menge. Ein tiefer Athemzug wird hörbar; einige Herzen klopfen bewegt. Jetzt, jetzt! Da kommt ein Mann in voller Hast herangestürzt; es ist der allwissende Athenienser Hopuporudamu, — er muß eine Nachricht bringen. „Theuerster," ruft das Volk ihn an; „Wann, Wo, Wie, Was!" „Eben machen sie Visite beim Herzog Karl von Mecklenburg!" ruft er wichtig und drängt sich ins Opernhaus. — Die Nachricht läuft wie ein Pelotonfeuer durch die Reihen. „Visite! Mecklenburg! Hm! Hm!" — „Alle Teufel!" — „Was gibt's!" — „Es wird ein Conditorkorb getragen!" — „Schnack! Als ob das etwas Wichtiges wäre!" — „O ja, Herr Verwitz! Dieser Conditorkorb enthält die Süßigkeiten, das Eis und die Baisers (herrliche Hofgerichte), die heut in der königlichen Loge circuliren sollten. Er wird zurückgetragen, ergo circulirt nichts, es wird also auch Niemand da sein, der davon hätte essen können." Richtig, so war es; ein zweiter Bote brachte die Nachricht, daß die Angekommenen zum Souper beim Kronprinzen blieben — und wo wir? im Alcidor! O wie glücklich ist das Loos der Prinzen! — (D. Z. f.)

Notiz.

[Emerentius Scävola.]

Dieser fruchtbare Schriftsteller, dessen Pseudonymität eben so oft behauptet ist, als er sie geläugnet hat, und dem man sogar wie einem zweiten Mucius Scävola den einen seiner Arme hat streitig machen wollen, ist, wie wir leider hören, an alten Wunden so leidend, daß ihm auf den Rath der Aerzte eine Veränderung des Klimas noth thut. Er wird seinen Aufenthalt in Preußen verlassen und gedenkt sich im östreichischen Italien niederzulassen.

Druckfehler.

In der Abhandlung von St. Schütze über den Reim lies: Poggel statt Poppel, als Verf. der dort bezüglichen Schrift.

In Nr. 104 kommen in dem Artikel: „dramatische Literatur" zwei falsche Büchertitel vor. Das Drama von H. Koenig heißt: die Bußfahrt, nicht die Lustfahrt; statt Wieska lies Wlaska

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 112. — den 10. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tamango, der Sklavenhäuptling.

(Fortsetzung.)

Inzwischen nahm der Capitain Abschied von Tamango, und beeilte sich, seine Ladung so schnell als möglich an Bord zu schaffen, weil ein längeres Verweilen auf dem Strome leicht Gefahr bringen konnte, denn jede Stunde mußte man auf das Erscheinen englischer Kreuzer gefaßt sein. Die Abfahrt ward deshalb auf den folgenden Tag festgesetzt.

Tamango, der sich unter einem Baume niedergeworfen hatte, um seinen Rausch auszuschlafen, erwachte erst am folgenden Tage, als bereits die „Hoffnung" unter Segel gegangen war und den Strom hinabfuhr. Seine erste Frage war nach seinem Weibe Aysche. Als er zur Antwort erhielt, diese habe gestern unglücklicherweise sein Mißfallen erregt und sei von ihm dem weißen Manne zum Geschenke gemacht worden, schlug er sich wüthend mit der Faust vor den Kopf, griff nach der Doppelflinte und rannte dem Ufer entlang, um das Schiff, bevor es die Mündung erreichte, noch einzuholen. Da der Strom mehrere Krümmungen machte, die er als ein des Weges durchaus kundiger Mann abschnitt, so gelangte er bald an eine kleine Rhede, wo er eine Barke fand, mit der er an das Sklavenschiff anfuhr.

Ledeur erstaunte nicht wenig, als Tamango sein Weib von ihm zurückforderte. „Geschenkt ist geschenkt," sprach er trocken und wandte den Rücken. Allein der Schwarze wurde dringender und erbot sich endlich, einen Theil der für seine Sklaven erhaltenen Waaren wieder zurückzugeben. Doch der Capitain lachte ihn aus und sagte, Aysche sei eine ganz vortreffliche Frau, er wolle sie jedenfalls behalten, und an Herausgeben sei nicht zu denken. Da vergoß der arme Tamango eine Fluth von Thränen und schrie fürchterlich; bald wälzte er sich auf dem Verdecke umher und rief laut schreiend den Namen seiner Aysche; bald rannte er in Wuth und Verzweiflung seinen Kopf gegen die Schiffsplanken. Allein den Capitain rührte das Alles nicht, vielmehr zeigte er mit dem Finger nach dem Ufer, das immer mehr dem Blicke entschwand, und gab ihm ein Zeichen, jetzt endlich zurückzufahren. Tamango aber blieb, und bot endlich sogar, außer allen Waaren, die er gestern erhalten hatte, auch noch seine goldenen Epauletten, seinen Säbel und die Doppelflinte; alles vergebens.

Während diese Scene vorging, sprach der Lieutenant zum Capitain: „Diese Nacht sind uns drei Sklaven gestorben; wir haben Platz; lassen Sie uns diesen muskulösen Kerl aufgreifen, er ist allein mehr werth als jene Drei." — Ledeur erwog, daß Tamango gut und leicht für tausend Thaler verkauft werden würde, daß die gegenwärtige Reise, die er unter so guten Auspicien angetreten hatte, wahrscheinlich seine letzte war, und er fortan sich nicht mehr mit dem Sklavenhandel abgeben könne, daß es endlich ziemlich auf eins hinauskäme, ob ein Neger auf der africanischen Küste mehr oder weniger lebe. Außerdem war das ohnehin öde

Digitized by Google

Ufer entfernt und der Häuptling ganz in seiner Gewalt; er brauchte ihm nur die Waffen abzunehmen, denn so lange die in seiner Gewalt waren, durfte man ohne Lebensgefahr ihm nicht zu nahe treten. Daher forderte ihm Ledour, unter dem Vorwande, ihre Güte prüfen zu wollen, die Flinte ab, spannte den Hahn auf und schüttete das Kraut von der Zündpfanne, während der Lieutenant den Säbel zu untersuchen schien. Also ward der Neger entwaffnet; zwei kräftige Matrosen fielen über ihn her, warfen ihn auf den Rücken und versuchten ihn zu knebeln. Allein Tamango, leistete von Anfang an den heldenmüthigsten Widerstand, richtete sich bald wieder auf, streckte den einen Matrosen, der ihn am Halse gepackt hatte, mit einem furchtbaren Faustschlage zu Boden, riß sich von dem zweiten, der ein Stück seiner Uniform in der Hand behielt, los, und stürzte auf den Lieutenant zu, um diesem den Säbel zu entreißen. Der jedoch, auf der Hut, brachte ihm eine, freilich nicht tiefe, Wunde am Kopfe bei. Tamango sank abermals nieder und ward nun, ohne erfolgreichen Widerstand zu leisten, unter furchtbarem Geschrei an Händen und Füßen geknebelt. Endlich schloß er, ganz ermattet von der äußersten Anstrengung, seine Augen; nur sein starkes, schnaubendes Athmen bewies, daß er noch lebendig war.

„Alle Wetter," rief Ledour, „wie werden die übrigen Neger lachen, wenn sie auch ihn als Sklaven begrüßen." — Inzwischen verlor der unglückliche Tamango viel Blut. Da trat der menschenfreundliche Dolmetscher, der am vorigen Abende die sechs Sklaven für eine Schnupftabaksdose losgekauft hatte, zu ihm hin und richtete einige Worte des Trostes an ihn, doch der Neger blieb unbeweglich liegen, wie ein Leichnam, und zwei Matrosen schleppten ihn wie einen Sack hinunter ins Zwischendeck, wo er zwei Tage lag, ohne Speise und Trank anzunehmen. Seine ehemaligen Gefangenen, jetzt seine Mitsklaven, betrachteten ihn auch jetzt nicht ohne Furcht und Beben, und so groß war ihre Furcht vor ihm, daß auch nicht ein Einziger über sein Unglück zu spotten wagte.

Das Schiff verlor die africanische Küste bald aus dem Gesichte, denn ein frischer Landwind schwellte die Segel. Englische Kreuzer waren nun nicht mehr zu fürchten, und der Capitain dachte nur an den ungeheuren Gewinn, den seine Waare in den Colonien abwerfen würde, denn das Ebenholz — so lautet der Kunstausdruck für eine Negerladung — hielt sich gut, und es herrschte keine ansteckende Krankheit am Bord der „Hoffnung." Nur zwölf der schwächsten Africaner waren vor Hitze gestorben; eine Kleinigkeit also. Damit seine Ladung Menschenfleisch so wenig als möglich von den Anstrengungen der Seefahrt leiden möchte, ließ er alltäglich ein Drittheil der Sklaven auf das Verdeck schaffen, daß sie sich in der freien Luft Bewegung machen konnten. Indessen ließ er ihnen niemals alle ihre Ketten abnehmen und sie sorgfältig bewachen. Zuweilen spielte auch ein Matrose die Geige, nach welcher die Neger tanzten, so gut es eben ihre Fesseln erlauben wollten. Eine solche Bewegung ist der Gesundheit sehr zuträglich, und Ledour, ein erfahrener Mann, trug Sorge, daß seine Sklaven die Glieder gehörig ausstrecken konnten. Müssen das nicht auch die auf Transportschiffen befindlichen Pferde thun? — „Tanzt lustig, Kinder, tanzt munter!" rief er mit einer Donnerstimme, und klatschte dazu mit einer langen Peitsche. Die Neger natürlich hüpften und tanzten.

Erst nach Verlauf einer Woche erlaubte die Kopfwunde dem Häuptlinge, auf das Verdeck hinaufzusteigen. Als er oben war, blickte er erst stolz um sich, warf dann aber einen traurigen Blick auf den ungeheuren, unabsehbaren Ocean, und legte sich auf die Planken nieder, ohne seine Ketten so zu ordnen, daß sie ihn weniger drückten. Ledour saß auf dem Hintercastelle und rauchte ganz ruhig seine Pfeife. Neben ihm stand Aysche, ohne Fesseln, prächtig angethan mit einem blauen Kleide und hübschen Marocquinpantoffeln; in der Hand hielt sie eine Flasche Liqueur, und war jeden Augenblick bereit, das Glas des Capitains zu füllen. Augenscheinlich stand sie bei Ledour in hoher Gunst. Ein Neger machte Tamango darauf aufmerksam; dieser drehte seinen Kopf zur Seite, stieß einen lauten Schrei aus und stürzte nach dem Hintercastelle zu, ehe die wachthabenden Matrosen eine so unerhörte Verletzung der Schiffsdisciplin verhindern konnten. „Aysche!" rief er mit einer Donnerstimme, und sein Weib ward fast ohnmächtig, „glaubst Du, es gebe im Lande der Weißen keinen Mama-Dschumbo?" Schon standen die Matrosen mit aufgehobenen Knütteln da, allein Tamango schlug beide Arme über einander und ging ruhig nach seinem Platze zurück, während Aysche in Thränen zerfloß und durch die geheimnißvollen Worte, welche er ihr zugerufen hatte, wie erstarrt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810.

(Fortsetzung.)

Der Hoffnungslose.

Von des Morgenrothes Pfaden
Bis zu Abendrothes Schein
Ziehet sich ein langer Faden,
Meiner Schwerzen, meiner Pein.
Wann die Nacht den Müden labet,
Reißt der Faden doch nicht ab,
Weil ihr, Träume, nie mir gabet,
Was das Wachen nie mir gab.

Denn so hart ist deren Härte,
Die mir wachend lächelt kaum,
Das ihr Antlitz, das verklärte,
Sie mir auch nicht zeigt im Traum.
Hofft' ich dich im Grab zu finden,
In der Nacht dein Angesicht,
Wollt' ich gern in Tod erblinden,
Aber ach, ich hoff' es nicht.

Droben in des Lichtes Reichen
Werd' ich dich als einen Stern
Strahlend sehen ohne gleichen;
Will ich nah'n, so ziehst du fern.
Ja, nur schöner wirst du werden,
Schöner nur zu meinem Leid,
Daß du mich, wie jetzt auf Erden,
Quälest fort in Ewigkeit.

An den Sturmwind.

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugst,
Brausend von Krone zu Krone entsteigst,
Wandle du stürmender, wandle nur fort.
Reiß mir den stürmenden Busen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brausenden Schwinge sich wiegt,
Führe den Geist aus dem irdischen Haus
In die Unendlichkeit stürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüstung und Trümmer zerschellt!
Ueber den Trümmern mit grausender Lust
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.

An die Sterne.

Sterne!
In des Himmels Ferne!
Die mit Strahlen deff'rer Welt
Ihr die Erdendämm'rung hellt.
Schau'n nicht Geisteraugen
Von euch erdenwärts,
Daß sie Frieden hauchen
Ins umwölkte Herz?

Sterne!
In des Himmels Ferne!
Träumt sich auch in jenem Raum
Eines Lebens flücht'ger Traum?
Hebt Entzücken, Wonne,
Trauer, Wehmuth, Schmerz,
Jenseit unsrer Sonne
Auch ein fühlend Herz?

Sterne!
In des Himmels Ferne!
Winkt ihr nicht schon Himmelsruh
Mir aus euren Fernen zu?
Wird nicht einst dem Müden
Auf den goldnen Au'n
Ungetrübter Frieden
In die Seele thau'n?

Sterne!
In des Himmels Ferne!
Bis mein Geist den Fittig hebt,
Und zu eurem Frieden schwebt.
Hang' an euch mein Sehnen
Hoffend, glaubevoll!
O, ihr holden, schönen,
Könnt ihr täuschen wohl?

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die französischen Prinzen.]

Voll Verzweiflung schlich auch ich in die Oper zurück. Gewissensbisse nagten an meinem Herzen so gut wie an vielen tausend anderen, die ihre Billets zum dreifachen Preise hätten los werden können, und statt des herrlichen Klanges blanker Thaler die Alcidorklänge hören mußten; denn ein Schimmer von Hoffnung hielt uns noch fest, und half uns den zweiten Act ertragen. Da aber endlich der dritte begann, und die königl. Loge immer noch leer blieb, da riß auch den Ausdauerndsten der Faden der Geduld, und als käme plötzlich der Beruf der Kritik wie ein wahrhaft heiliger Geist über das ganze Publicum, fingen erster Rang, Parquet, Parterre und Amphitheater gleichzeitig an, die Oper praktisch zu recensiren, durch wahrhaftes Davonlaufen. Obwohl es einem ächten Preußen ganz wider die Natur ist, bei einem Rückzuge der erste zu sein, so will ich es doch eingestehen, daß ich in den vordersten Reihen der Flüchtenden war, und sogar eidvergessenermaßen den mir anvertrauten Recensentenposten schimpflich verließ. — Das war der erste Tag, den die hohen Gäste bei uns zubrachten.

Ich will Sie nicht damit ermüden, Ihnen zu erzählen (wie auch unsere Zeitungen bereits gethan), wo jeden Tag zu Mittag und zu Abend gespeist oder getanzt wurde, nur so viel will ich berichten, daß am folgenden Abende Rossini's „Barbier von Sevilla" sich der Gegenwart unserer überrheinischen Gäste erfreute. Es läßt sich davon nichts weiter sagen,

Digitized by Google

als daß durch den Vorantritt unseres verehrten Königs, welcher seine erhabene Schwester, die Königin der Niederlande, führte, worauf die französischen Prinzen unmittelbar folgten, der Empfangsbeifall ein allseitiger wurde, und mit einem Male die Besorgniß von einem einseitigen entfernt war. Denn allerdings gibt es bei uns, so gut wie überall, Parteien, von denen es die eine schwerlich ohne Zeichen des Widerspruchs zugelassen haben würde, wenn die andere in den französischen Prinzen ein politisches Princip mit Beifall begrüßt hätte; und eben so umgekehrt, falls durch einseitige Acclamationen für unsern Hof ein indirecter Einspruch gegen die hohen Gäste gethan worden wäre. Jeder freute sich mithin wahrhaft, daß schickliche Anordnung und ein schicklicher Sinn des Publicums auch so, um mit Schiller zu reden, „die feste Mittelbahn des Schicklichen" getroffen hatten.

Doch auf den Barbier von Sevilla zurück. Wenn ich nicht jetzt von Prinzen zu reden hätte, so sollte es mir Gelegenheit geben, von einer vortrefflichen Sängerin zu reden, auf die ich aber nachher zurückkommen will. Wie gesagt, die Prinzen waren dort; alle Welt hatte die Augen mehr nach der königlichen Loge als nach dem Theater gerichtet. Der Anblick der Gäste war einnehmend; der Herzog von Orleans ist ein schlanker, nicht kleiner Mann; er hat schwarzes Haar, ein geistreiches, ächt französisches Gesicht, und eine große körperliche Gewandtheit. Der Herzog von Nemours könnte sich dreist für einen deutschen Prinzen ausgeben, denn er hat blondes Haar, treten wir nicht, auch blaue Augen (doch mag hier die Entfernung täuschen) und ganz die deutsche Gesichtsbildung. Die ein wenig gekrümmte Nase allein gibt ihm ein französisches Ansehen. In der geselligen Welt ist der Franzose dem Deutschen immer voran; deshalb fand man es mehr natürlich als auffallend, daß die beiden Gäste in ihrem Benehmen eine sehr feine Courtoisie entwickelten, und sowohl in äußerer Haltung und Wendung, als in der Weise, das Gespräch anzuknüpfen und zu führen, eine sehr chevaleresque Gewandtheit zeigten. Mit Vergnügen bemerkte man es, mit welcher Bescheidenheit, ja Ehrfurcht, sie sich unserm Könige näherten, und wie besonders höflich sie gegen J. M. die Königin der Niederlande und deren erlauchte Tochter, die Prinzessin Albrecht, waren, weil die politischen Verhältnisse hier allerdings den größten Widerstand darbeten, und mit dem meisten Geschick überwunden werden mußten.

Sie sehen, Verehrtester, ein Recensent, der mit Auge und Ohr bei der Oper sein will und soll, und doch das Wichtigste auf der entgegengesetzten Seite des Theaters nicht verabsäumen will, hat viel zu thun! — Ein lustiges Intermezzo, worüber das ganze Publicum — Hof und Stadt, möchte ich mit Bürger schreiben — jubilirten und lachten, erheiterte auch mich. Doctor Bartholo sieht seinen Feind Figaro mit Barbiersack und Messer anrücken, und fragt: „Was will Er?" — „Je nun, barbieren!" — „Ei wir sind ja gestern erst barbiert worden!" Dieser kleine Ausfall auf die großen getäuschten Hoffnungen des Publicums mochte freilich nicht ganz schicklich sein, allein er war gut, fand Beifall und wurde unendlich belacht. Daher wird er auch wohl höheren Orts vergeben sein, da man es mit einem Scherz nicht so genau nehmen muß, wenn nicht alle Lust und Heiterkeit verschwinden soll. Mußten also die Theatergesetze dem Vergehen eine Strafe zudictiren, so hoffen wir, daß das öffentliche Urtheil und der Beifall den Delinquenten dafür schadlos gehalten haben werden, wenn nicht gar eine höhere Instanz hat Gnade für Recht ergehen lassen.

Ich könnte gleich noch einige andere berliner Bonmots hier anführen, z. B. daß das kalte Frühjahr uns bewogen habe, uns Pariser kommen zu lassen; aber leider sein sie nicht brauchbar, weil der eine gelb, der andere schwarz sei u. dgl. m., allein ich denke, es ist mit einem auch genug.

Nachdem die erste Haupt- und Staatsaction des öffentlichen Erscheinens der hohen Gäste vorüber war, fiel natürlich die Spannung über das „Wie" des Empfanges weg, und man wollte nur wissen, wo sie jeden Abend und den Tag über zu finden, d. h. zu sehen sein würden. Waren sie im Museum, so wimmelte der Lustgarten ganz schwarz von drängenden Köpfen; fuhren sie in die Messe, so mußten sie zur Hinterthür der katholischen Kirche wieder hinaus, weil der Andrang der Neugierigen so groß war, daß sie nicht zu ihrem Wagen gelangen konnten. Ueberall, wo sie gewesen, rühmte man ihre Höflichkeit, ihre gebildete Unterhaltung, ihre wirkliche Kenntnißschaft in Gegenständen der schönen Kunst, und vor allen ihr bescheidenes Auftreten. Wenn Goethe spricht:

„Junge Herren lieb ich mir,
Die so gar bescheiden sind
Bei gefülltem Beutel,"

so traf dies hier ein, denn auch die Freigebigkeit der Gäste erregte Erstaunen. Sie hatten nicht volle anderthalb Stunden im Museum zugebracht, so erfolgte ein Billet an den Chef desselben, begleitet von 80 Friedrichsd'or, pour Messieurs les employés du Musée; außerdem erhielt der Intendant desselben, Graf Brühl, eine schwere goldene Medaille, mit den Bildnissen der ganzen Orleans'schen Familie, deren Geldwerth auch weit über hundert Friedrichsd'or geschätzt wird. Dieselbe Medaille haben auch der Graf Redern und Hr. v. Humboldt erhalten. Den Leuten des Marstalls wurden 10,000 Franks, der Dienerschaft 20,000 Franks zum Geschenk gemacht; Dosen von 15,000 Franks an Werth erhielten einige höhere Personen am Hofe, u. s. w. Kurz die Geschenke fielen überall so glänzend aus, wie sie noch durch keinen fürstlichen Besuch bei uns gemacht worden sein sollen. — (D. Z. f.)

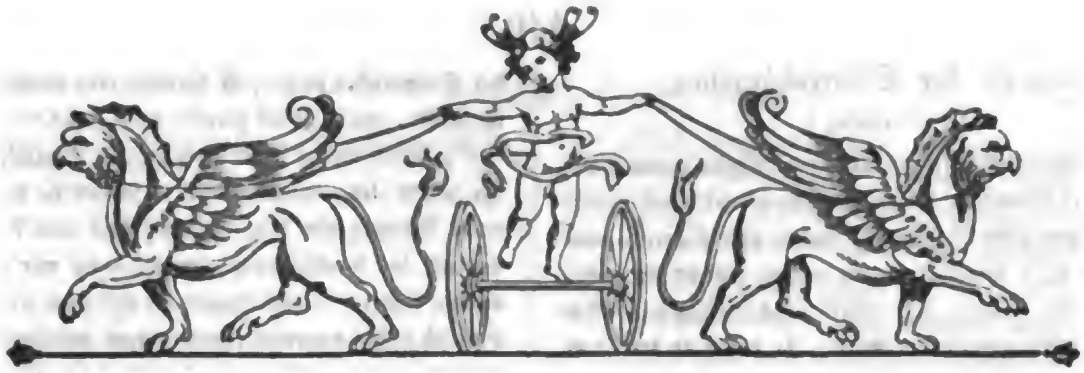
Notiz.

[Deutsches Stammbuch von E. Duller.]

Duller redigirt ein deutsches Stammbuch, das wir als ein Nationalunternehmen begrüßen können. Es erscheint im Laufe des Sommers in Karlsruhe in der Müller'schen Hofbuchhandlung. Das Publicum erhält damit 20 Stammbuchblätter als Autographa von Rahel, Varnhagen v. Ense, dem Fürsten Pückler-Muskau, Gans u. A.; außerdem Portraits von Rückert, dem Fürsten Pückler, Lenau, Schefer, Spindler und Duller; Lieder von Spohr, Lachner und, dem Versprechen des Componisten nach, auch von Meyerbeer; endlich, um die Kunst des deutschen Pinsels und Crayons in diesem Buche universeller Tendenz nicht zu vermissen, die Skizze von Bendemann's neuestem Bilde, dem Jeremias, ferner von Schnorr, Kaulbach und Director Veit in Frankfurt Compositionen und Entwürfe. Als literarischen Inhalt empfangen wir nicht weniger als 52 Gedichte von Rückert's unerschöpflicher Muse, von Freiligrath einen Lieder-Cyclus: „die Schiffe", vom Fürsten Pückler: „Jugendwanderungen", von Duller ein Gedicht: „der Fürst der Liebe", von Spindler eine Erzählung, von Schefer: „Winckelmann", eine Novelle, ferner von Lenau, Henriette Ottenheimer kleinere Gedichte, von Emerentius Scävola eine Novelle u. s. w.

In der That wird hiermit ein seltener Reichthum an literarischem und artistischem Gehalt geboten. Wir erfreuen uns um so mehr eines solchen Unternehmens, da der so eintönig gewordenen, dem Absterben nahen Taschenbuchliteratur auf diese Weise ein neuer Aufschwung gegeben werden kann.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 113. — den 11. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Aus Friedrich Rückert's frühesten Jugendliedern. 1807—1810.

(Beschluß.)

Zeisig.

Zeislein, Zeislein,
Wo ist, wo ist dein Häuslein?
Hoch, hoch im Baum,
Aus Moos und Flaum,
Aus zarten Blüthenreislein,
Da ist, da ist mein Häuslein.

Zeislein, Zeislein,
Wer wohnt, wer wohnt im Häuslein?
Mein Schätzlein hold,
Treu, treu wie Gold,
Das allerliebste Zeislein,
Das wohnt, das wohnt im Häuslein.

Der Ungeliebte.

Fänd' ich doch auf ird'scher Flur,
Fänd' ich doch die Liebe nur,
Die ich liebend denke,
Daß in sie der irre Geist,
Der sich wild durch Welten reißt,
Liebevoll versänke.

Oder nur ein theures Bild,
Das aus Himmelshöhen mild
Mir sich nieder neigte,
Auf den Pfad, von ihm erhellt,
Aufwärts aus der dunklen Welt
Meinen Flug mir zeigte!

An Mutter Natur.

Ist des Herbstes Abend nah?
Still und freundlich stehst du da,
Und indem vom Haupte dir
Sinkt des welken Kranzes Zier,
Lächelst du mit Weinen
Mütterlich den Kleinen,

Lächle mich noch einmal an,
Mutter, und entschlummre dann,
Bette dich in süßer Ruh,
Schleuß die müden Augen zu,
Unter Schnee's Hüllen
Schlumm're sanft im Stillen.

Wenn du dann mit neuer Kraft
Dich vom Schlummer aufgerafft,
Wenn du aus der Winternacht
Bist zum jungen Tag erwacht,
Grüßen meine Lieder
Die erstandne wieder.

Oder wenn das neue Licht
Dringt zu meinem Auge nicht —
Sanfte Mutter, wie du willt!
Du mir auch im Tode mild,
Dir, du wandellose,
Ruh' ich still im Schooße.

Digitized by Google

Tamango, der Sklavenhäuptling.

(Fortsetzung.)

Der Dolmetscher setzte endlich dem Capitain auseinander, was der schreckliche Mama-Dschumbo sei, dessen bloßer Name schon allen Negerinnen Furcht und Schrecken einjagt. „Er ist," sprach er, „ein wahrer Knecht Ruprecht. Befürchtet ein Mann, sein Weib möchte fähig sein, sich zu einer Untreue verleiten zu lassen, so droht er mit dem Mama-Dschumbo. Ich habe ihn mehrmals mit meinen eigenen Augen gesehen und weiß, was dahinter steckt, allein die Neger kommen natürlich nicht hinter den Grund der Sache. Ich war einstmals gegen Abend bei einem sogenannten Folgar oder Tanze, den die Neger immer aufführten; da hörte ich plötzlich aus dem nahegelegenen düstern Walde eine fremdartige Musik zu mir herüberschallen, ohne daß ich wußte, von wem dieselbe herrührte. Es waren aus Rohr gefertigte Blasinstrumente, hölzerne Tamburins, Balafos und Guitarren, d. h. ausgehöhlte Kürbisse, welche mit sechs Saiten bespannt werden. Kurz, es war eine infernalische Musik. Kaum vernahmen die Weiber die ersten Töne, als sie zu zittern anfingen und entfliehen wollten, allein sie wurden von den Männern, die wohl wußten, was die Sache bedeuten sollte, zurückgehalten. Da trat plötzlich aus dem Walde eine hohe weiße Gestalt hervor, mit einem Kopfe, so dick wie ein Faß, und feurigen Augen, so groß wie unsere Klüslöcher *). Ganz langsam schritt er vor und blieb, als er noch etwa eine Kabellänge (120 Klafter) von uns entfernt war, stehen. Die Weiber riefen: „Das ist Mama-Dschumbo!" und kreischten dabei lauter als französische Austernweiber. Die Männer aber sprachen: „Sehet, Ihr Nichtswürdigen, da ist Mama-Dschumbo; der frißt Euch auf der Stelle bei lebendigem Leibe, wenn Ihr lügt. Nun gesteht: „Habt Ihr eine Untreue begangen? Einige waren einfältig genug, zu gestehen, und bekamen für ihre Aufrichtigkeit von den Männern furchtbare Prügel."

„Und wer war denn dieser Mama-Dschumbo?" fragte der Capitain.

„Ein Possenreißer war's, der sich in ein großes weißes Tuch gehüllt hatte, der statt des Kopfes auf einer Stange einen großen ausgehöhlten Kürbis trug, in dem zwei Lichter angebracht waren. „Der Mama-Dschumbo," bemerkte der Dolmetscher noch, „ist fürwahr eine capitale Erfindung; ich wollte, mein Weib glaubte auch daran."

„Wenn meine Frau," sprach der Capitain, „sich nicht vor jenem Ungethüm fürchtet, so hat sie doch alle gebührende Achtung vor dem Stocke, und eine Ahnung davon, wie ich den handhaben würde, wenn sie mir einmal untreu werden sollte. Denn obwohl ich nur noch eine Faust habe, weiß ich dessen ungeachtet immer noch mit einem Stricke vortrefflich zugehen. Was aber den Kerl da, welcher eben vom Mama-Dschumbo das Maul so voll nahm, anbelangt, so sagen Sie ihm, er solle sich von nun an vernünftig und ordentlich betragen, oder ich würde ihm seinen rabenschwarzen Rücken dermaßen färben lassen, daß er einem Stücke Rostbeef ähnlich sehen soll."

Mit diesen Worten stieg Ledour in seine Kajüte hinab, und suchte Aysche zu trösten, allein weder Liebkosungen noch Schläge, denn ein Seemann verliert bald seine Geduld, vermochten sie zu beruhigen. In der übelsten Laune von der Welt stieg daher der Capitain wieder aufs Verdeck und zankte mit dem wachthabenden Officier wegen eines Befehls, den dieser eben den Matrosen gab.

Während der Nacht, als der größte Theil des Schiffsvolks in tiefen Schlaf versenkt war, hörten die auf Wache befindlichen Matrosen von dem Zwischendecke herauf einen ernsten, feierlichen Gesang, darauf eine kreischende, gellende Weiberstimme und endlich die des Capitain Ledour, der furchtbar fluchte, schwor und mit seiner Peitsche Schläge austheilte. Bald aber ward Alles ruhig. Am folgenden Tage erschien Tamango wieder auf dem Verdecke. Rücken und Seiten waren furchtbar zerfleischt, seine Miene und Haltung jedoch nicht weniger stolz und ungebeugt als am Tage zuvor.

Kaum hatte Aysche seine Anwesenheit bemerkt, als sie vom Hintercastell, wo sie neben dem Capitain saß, auf Tamango zulief, sich vor ihm niederwarf und verzweiflungsvoll ausrief: „Vergib mir! Tamango, vergib mir!" Der Neger betrachtete sie eine Zeit lang schweigend und sprach endlich, als er den Dolmetscher in weiter Entfernung stehen sah: „eine Feile!" Darauf drehte er seinem Weibe den Rücken zu. Der Capitain schalt sie derb aus, fügte, des Nachdrucks wegen, seinen Ermahnungen sogar einige Ohrfeigen hinzu, und verbot ihr, ferner mit ihrem vormaligen Manne zu sprechen; allein er ahnete den Sinn und die Bedeutung der Worte nicht, welche jener ihr zugeflüstert, und richtete deshalb auch nicht einmal eine Frage an Aysche.

*) Klüslöcher heißen die runden Löcher, welche zu beiden Seiten vorn am Schiffe angebracht sind, und durch welche die Ankertaue gehen.

Digitized by Google

Inzwischen ließ Tamango nicht ab, die übrigen Sklaven Tag und Nacht zu bereden, sie möchten einen Versuch wagen, ihre Freiheit wieder zu erlangen. Die Zahl der Weißen sei sehr gering, die Wächter hätten viel von ihrer frühern Aufmerksamkeit nachgelassen; er übernehme es, sie nach der Heimath zurückzuführen, denn er sei in alle geheimen Künste der Zauberei eingeweiht, und wer seinem Anschlage sich widersetze, falle unrettbar in die Hand des Teufels. — Bei allen diesen Reden bediente er sich aus Vorsicht der Pauls-Sprache, die dem Dolmetscher unbekannt war, keineswegs jedoch der Mehrzahl der Sklaven. Seine Beredsamkeit ward durch seine Persönlichkeit und die Furcht, welche alle seine Gefährten auch jetzt noch immer vor ihm hegten, mächtig unterstützt, und Alle drangen in ihn, einen Tag festzusetzen, an dem man losbrechen könne. Er aber entgegnete den Verschwornen, die Zeit sei noch nicht gekommen; der Teufel, der ihm jede Nacht im Traume erscheine, habe ihm noch nichts Näheres anbefohlen, sie möchten sich aber jeden Augenblick bereit halten. — Er erprobte unterdessen den Grad der Wachsamkeit seiner Hüter. Eines Tages hatte ein Matrose seine Flinte an die Wand gestellt und betrachtete aufmerksam die fliegenden Fische, welche „die Hoffnung" umschwärmten. Da griff Tamango nach dem Gewehre und machte die Exercitien, welche er den Matrosen abgesehen hatte, auf eine groteske Art nach. Die Flinte ward ihm freilich bald abgenommen, allein er hatte doch nun die Ueberzeugung gewonnen, daß er eine Waffe berühren konnte, ohne irgend einen Verdacht zu erregen.

Einige Tage später warf ihm Aysche einen großen Schiffszwieback zu, und machte dabei ein Zeichen, das nur er allein verstand. In dem Brote steckte eine kleine Feile, und von dieser hing das Gelingen des Complotts ab. Tamango verbarg das Instrument vor seinen Mitsklaven; und als es Nacht geworden war, murmelte er unverständliche Worte, die er mit bizarren Bewegungen begleitete, endlich stieß er mehrmals hintereinander einen lauten Schrei aus, um seine Gefährten glauben zu machen, er habe mit einem unsichtbaren Wesen eine Unterredung. Alle zitterten, denn Niemand zweifelte an der Nähe des Teufels. Zuletzt rief Tamango freudig: „Endlich hat der Geist, den ich beschworen habe, mir zugestanden, was er längst versprochen hat; hier in meinen Händen habe ich das Werkzeug, mittelst dessen wir uns frei machen werden. Habt nur Muth, und Alles gelingt uns." Darauf zeigte er die Feile vor, die er vom unsichtbaren Geiste erhalten haben wollte, und Niemand hielt, so plump und handgreiflich die Erdichtung auch war, die Sache für unmöglich.

Endlich kam der Tag der Rache und Freiheit. Die Verschworenen hatten sich unter einander mit furchtbaren Eiden zu unverbrüchlichem Schweigen verpflichtet und ihren gefaßten Plan reiflich überlegt. Es war verabredet worden, daß die Entschlossensten, und Tamango voran, sobald die Reihe, aufs Verdeck zu steigen, an ihnen sein würde, sich der Waffen ihrer Wächter bemächtigen sollten; zu gleicher Zeit sollte eine Abtheilung in die Kajüte des Capitains eindringen und aller in derselben befindlichen Waffen habhaft zu werden suchen. Die, welche ihre Ketten bereits durchgefeilt hatten, sollten den Angriff beginnen; drei von ihnen gleich anfangs über den Weißen herfallen, welcher die Schlüssel zu den Ketten in der Tasche trug, und sobald sie sich derselben bemächtigt hätten, ihre Mitbender der Fesseln entledigen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Fortsetz.)

[Die französischen Prinzen.]

Doch mehr als alles dieses hat, wie gesagt, das Benehmen der jungen Prinzen angesprochen. Ueberall erzählte man sich Züge von ihrer Bescheidenheit, ihrer Zuvorkommenheit, ihres ehrfurchtsvollen Benehmens gegen unsern König. So z. B. waren sie zu einem déjeûner dansant in Charlottenburg eingeladen, dem ersten Feste, bei welchem während ihrer Anwesenheit getanzt wurde. Hier fragten sie S. M. zuvörderst um Erlaubniß, ob sie die Prinzessinnen des Königlichen Hauses zum Tanz auffordern dürften. Andererseits muß man es rühmen, daß auch von Seiten der Empfangenden alles geschah, um den Gästen die größte Hochachtung zu bezeigen, und daß man Ihnen auf alle ersinnliche Weise ihren Aufenthalt mit Vergnügungen und Ehrenbezeigungen angenehm zu machen suchte. Das einzige, was wir glauben, ist, daß man des Guten etwas zu viel gethan hat, denn von Déjeûners, Diners, Soupers, Bällen, Revuen, Manoeuvres, Theater, u. s. w. wurden die Prinzen oft ganz erschöpft, da sie aus einer Festlichkeit in die andere fast gedrängt wurden. So blieb ihnen denn auch sehr wenig Zeit, irgend etwas zu sehen. Zwar haben sie Besuche im Museum gemacht, aber nur ganz kurze; außerdem sahen sie das Atelier Rauch's, einige Kasernen, und die Lustschlösser bei Potsdam. Aber was sie sehr zu sehen wünschten, und was in Paris auch fehlt, das Gewerbe-Institut, die Eisengießerei, mehrere Fabriken, ferner die Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten Gelehrten und Künstlern, — dazu blieb keine Zeit übrig. Wäre ich der Anordner des Programms gewesen, so hätte ich gesagt: Heute Diner, Souper, Ball u. s. w. Morgen Ruhetag, nach Willkür zu verwenden; übermorgen Vergnügungstag, überübermorgen Ruhetag u. s. w. Ich glaube, alle Theile hätten sich dabei besser gestanden.

Nicht nur S. M. der König, sondern alle Prinzen des Hauses haben sich durch glänzende Feste ausgezeichnet; doch war keines derselben ein öffentliches, d. h. wo andere als Hofgesellschaft gewesen wäre; dasjenige daher, wovon man im Publicum am meisten sprach, war das Déjeûner, welches der franz. Gesandte Graf v. Bresson gegeben hat, und welches die französischen Journale nach Analogie des Festes bei Hrn. Thiers fête monstre genannt haben. Allein diese fête

Digitized by Google

monstre hatte einen sehr heiteren und sehr liberalen Anstrich. Denn abgerechnet, daß ein eigner Salon dazu erbaut, und mit Mousselin und Seide sehr schön drapirt, mit Blumenfestons behangen und einer über Gasflammen sprudelnden Fontaine geschmückt war (der Salon war am Tage vorher dem Publicum zur Ansicht geöffnet), so hatte der Gesandte, wie dies in Frankreich Sitte ist, auch einige künstlerische Notabilitäten, als Rauch, Schinkel, Prof. Kruger u. s. w. eingeladen, was von manchen bejahrten Rasen mit Rümpfen bemerkt worden sein soll. Ich sage soll; denn kaum ist es glaublich, daß dieses verwitterte Vorurtheil, wenn es auch noch im Innern einiger Seelen stecken sollte, wie der Schwamm in Gebäuden, sich noch ans Licht wagen durfte; wenigstens darf ich Sie versichern, daß von unsern höchsten Personen dergleichen Gesinnungen nicht nur nicht ausgehen, sondern auch gar nicht tolerirt werden, da die genannten Künstler unter andern sehr häufige Gäste S. K. H. des Kronprinzen sind.

Außer den Tanz- und Speisefesten waren es vorzüglich militairische, mit denen die Reisenden bewirthet wurden; wir hatten Paraden, Corpsmanoeuvres (d. h. solche, wo der Feind nur supponirt wird, und die Truppen Evolutionen machen,) und ein kleines wirkliches Manoeuvre. Indessen ist der Frühling nicht die Zeit, wo Preußen bei der Organisation seiner Recrutirung militairisch imponiren kann, auch fehlt es, da man die Saaten schonen muß, an hinlänglichem Manoeuvrir-Terrain. Dies hat man denn den hohen Gästen auch gesagt; allein leider kamen noch einige andere Unsterne dazu, so daß selbst die Exercitien zum Theil mißriethen. Da inzwischen im Gefolge der Prinzen sich sehr erfahrne Generale befanden, wie Colbert, Bautrand, Marbot, so werden diese wohl trotz alle dem ein richtiges Urtheil zu fällen wissen. Männer, die von Marengo an die Schlachten Napoleon's mitgemacht haben, ließen sich überhaupt auf dem Exercirplatz schwerlich imponiren, denn sie wissen zu gut, welch ein Unterschied zwischen diesem und dem Schlachtfelde, zwischen dem Parademarsch und dem der Campagne ist, und daß gewöhnlich die Truppen, die auf dem ersten Schauplatz glänzen, auf dem andern nicht die beste Rolle zu spielen pflegen. Schon unser großer Friedrich sagte so, als ihm ein neues Regiment noch im frischen Ornate und in der Exercirhaltung zugeführt wurde, „Eure Leute sehen schmuck aus; hier meine haben ein Ansehen wie die Grastenfel, aber sie beißen." —

Die 14 Tage des Gastbesuches gingen rasch und fröhlich vorüber; am 24. Morgens reisten die Prinzen in Gegenwart einer unübersehbaren Volksmenge ab. Viele haben sich gewundert, daß der Besuch zweier fremden Prinzen ein so großes Aufsehen in einer Stadt erregte, wo es an Erscheinungen der Art selten mangle; allein sie bedenken nicht, daß sich an diesen Besuch politische Ideen knüpfen, die sich, wenngleich verschleiert, doch deutlich genug in der Theilnahme manifestiren, die man den jungen Reisenden gewidmet hat. Allein die Zeitung für die elegante Welt ist nicht der Turnierplatz für politische Lanzenbrecher, wir wollen daher auch nicht in die Schranken reiten, aus Furcht, unsere eigene Wehr und Waffen könnten uns gefährlich werden. — Nun zu andern Dingen. (D. Z. f.)

Notizen.

[Die Fahrten und Abenteuer des Capitain John Roß.]

Unter diesem Titel hat die vielgewandte Feder des Hrn. Dr John Roß' Entdeckungsreisen zu einem bildenden Unterhaltungsbuche für die Jugend benutzt. Es ist ein sehr glücklicher Gedanke, der hörlustigen jungen Welt in den langen Winterabenden die Schicksale der Nordpolexpeditionsreisenden zu erzählen. Die Traulichkeit, die der Winterabend im warmen Zimmer verbreitet, steht im spannenden Contrast mit den schauerlichen Eisregionen, in welche die Erzählung versetzt; des Lehrreichen ist dabei eine so große Menge vorhanden, als nur irgend eine Robinsonade gewähren kann. Das Buch ist durch Weglassung aller wissenschaftlichen Untersuchungen und mit Einschaltung des minder Bekannten sehr gut arrangirt, der Erzählungston ist munter und lebendig. Die ersten elf Abschnitte sind den früheren Nordpolexpeditionen gewidmet, die folgenden 21 speciell der letzten Fahrt des heldenmüthigen Roß. Eine Karte, sechs Ansichten und das Portrait des Heldenfahrers vereinen Nutzen und Vergnügen. Das Buch ist bei dem Mangel an unterhaltenden Bildungsschriften für die Jugend eine sehr willkommene Erscheinung.

[Eine neue Religionssecte.]

In London hat sich abermals eine neue Religionssecte gebildet, deren erstes Grunddogma behauptet, daß alle christlichen Kirchen Ställe sein müßten, weil der Heiland in einem Stalle geboren wurde. — Der Mysticismus fängt an witzig zu werden und uns zu amüsiren. Vielleicht behauptet jedoch bald irgend eine pietistische Secte, daß alle Anhänger der christlichen Lehre Ochsen und Vierfüßer aller Art sein müßten, weil, außer der Mutter Gottes, Joseph und einigen Hirten, Niemand anders die Krippe umstanden habe. In geistiger Hinsicht möchte der Mysticismus uns allerdings auf Vierfüßer reduciren.

[Lewald über Börne.]

In der rue Lafitte bewohnt der jüngere Baron von Rothschild den ehemaligen Palast der Königin Hortense; in der rue Lafitte wohnt auch Börne. Lewald war vor wenigen Monaten in Paris und machte beiden seinen Besuch. In der „Europa" finden wir unter den „pariser Tableaux" eine Erzählung dieser beiden Besuche. Ueber Börne lesen wir Folgendes: Er hat sich für einen Schriftsteller, und — was noch mehr sagen will — für einen deutschen Schriftsteller in Paris mit einem ziemlich aristokratischen Luxus umgeben. Ein meldender Bedienter, ein großer Salon mit eleganten Möbeln, und daneben, in einem nicht sehr aufgeschmückten Cabinet, Börne im seidnen Schlafrock. Ich fand ihn bedeutend gealtert und kränklich aussehend. Er lebt zurückgezogen und geht wenig aus; bei schlechtem Wetter verläßt er nie das Haus. Er wunderte sich, daß seine Balance in Deutschland nicht stärker ziehen wolle, in Frankreich wird sie ohnehin nur wenig gelesen, und so ist er Willens, sie mit dem dritten Hefte wieder eingehen zu lassen. Ueber die neueren Literaturzustände in Deutschland äußerte er sich ziemlich bitter, wenn gleich lächelnd, wie es seine Art ist. Er ist so ziemlich von Allem unterrichtet und führt eine ausgebreitete Correspondenz. Die neuen Erscheinungen fehlen ihm auch nicht, da er viel zugesendet erhält. Das Neueste war der Lenau'sche Faust, den er jedoch nicht in seiner Balance besprechen mochte. Er habe bei dieser Gelegenheit auch viel gegen Göthe auf dem Herzen, das er herausjagen will, es streite aber gegen sein Gefühl, in französischer Sprache etwas gegen Göthe zu sagen, und dadurch die Hochachtung, welche die Franzosen von ihm haben, zu stören. Auch sei er im Französischen in seinem Ideengange zu sehr gehemmt; hundert Dinge müsse er ganz übergehen. Dies sagte er mir und fügte hinzu, er wolle über Lenau's neuestes Werk in einer deutschen Zeitschrift sein Urtheil niederlegen.

In der Hälfte Aprils hat Börne Paris verlassen und seinen gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Auteuil bezogen.

(Hierbei eine Beilage von Better u. Roßoska in Leipzig.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 114. — den 13. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Tamango, der Sklavenhäuptling.

(Fortsetzung).

An jenem verhängnißvollen Tage war Capitain Ledour in der rosenfarbensten Laune, und erließ sogar, gegen seine sonstige Gewohnheit, einem Schiffsjungen, der eines Vergehens wegen die Peitsche verdient hatte, diese Strafe, machte dem wachthabenden Officier ein Compliment über seine gut angeordneten Manöuvres, erklärte dem Schiffsvolke, er sei mit Allem außerordentlich zufrieden, und versprach, daß auf Martinique, wo er in weniger als acht Tagen landen würde, jeder Mann eine außerordentliche Gratification erhalten sollte. Die Matrosen überdachten schon, wozu sie diese Summe anwenden wollten, der eine hatte Weiber im Sinne, der zweite ein gutes Glas Wein, der dritte Rum, der vierte ein hübsches farbiges Mädchen. Alle waren lustig und guter Dinge, da ward Tamango mit den übrigen Gefährten aufs Verdeck gebracht.

Alle hatten die Vorsicht gebraucht, ihre Fesseln so zu durchfeilen, daß Niemand es bemerken konnte, daß aber eine geringe Anstrengung hinreichend war, sie auseinander zu sprengen. Als sie ihre Ketten tüchtig geschüttelt und eine Zeit lang frische Luft geschöpft hatten, faßten sie sich alle bei der Hand, fingen an zu tanzen, und Tamango stimmte den Kriegsgesang an, mit dem er früher seine Schlachten zu beginnen pflegte. Als der Tanz eine Zeit lang gedauert hatte, warf sich Tamango, als sei er von der Anstrengung ermattet, so lang er war, zu den Füßen eines Matrosen nieder, der arglos auf dem Verdecke stand. Die übrigen Neger thaten dasselbe, so daß jeder Matrose von mehrern Schwarzen gleichsam umzingelt war.

Da stieß plötzlich der Häuptling, welcher sich unbemerkt seiner Fesseln entledigt hatte, einen furchtbaren Schrei aus, der zum Signal diente, packte mit beiden Händen die Beine des neben ihm stehenden Matrosen, warf ihn um, entriß ihm das Gewehr und schoß den wachthabenden Officier nieder. In demselben Augenblicke warfen sich die übrigen Neger auf die andern Matrosen, entwaffneten und tödteten sie. Von allen Seiten ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei. Der Oberbootsmann, der die Schlüssel zu den Eisen trug, ward erwürgt; die übrigen Neger wurden ihrer Fesseln entledigt und drangen aufs Verdeck, und wer keiner Waffen habhaft werden konnte, griff nach einem zur Schaluppe gehörenden Ruder. Die europäische Bemannung war von diesem Augenblicke an unrettbar verloren. Nichts desto weniger faßten einige Matrosen auf dem Hinterdeck Posto, allein es fehlte ihnen an Waffen und an Entschlossenheit. Nur Ledour hatte seine Kaltblütigkeit und Besonnenheit nicht verloren. Er ahnete, daß Tamango die Seele der Verschwörung war; deshalb hoffte er, wenn er ihn aus dem Wege schaffen könnte, mit den Uebrigen leichtes Spiel zu haben. Ohne weiteres warf er sich, mit dem Säbel in der Faust, dem Häuptlinge entgegen, der ihn mit hochemporgehobenem Flintenkolben empfing. Beide

Digitized by Google

trafen auf dem Vorderdecke mit einander zusammen. Tamango schlug zuerst aus; allein der Weiße wich zur Seite, der Streich fiel auf den Boden, der Kolben sprang vom Laufe ab, und dieser selbst fiel, der furchtbaren Heftigkeit des Streichs wegen, dem Schwarzen aus den Händen. Tamango war dergestalt entwaffnet, und Ledoux hob unter einem teuflischen Lachen den Arm auf, bereit, seinen Feind niederzuhauen. Allein dieser war gewandt, wie ein Panther seines Landes, fiel seinem Gegner in den Arm, und nun zerrten sich Beide so lange hin und her, bis sie niederstürzten. Der Afrikaner lag unten, aber er drückte seinen Feind mit aller Gewalt an sich, und biß ihm so tiefe Wunden in den Hals, daß Blut in Strömen daraus hervorquoll; der Säbel entfiel der Hand des Capitains, Tamango bemächtigte sich der Waffe, sprang auf, stieß ein furchtbares Triumphgeschrei aus, und durchbohrte noch mehrmals seinen schon halbtodten Gegner.

Der Sieg war nicht länger mehr zweifelhaft. Die wenigen noch übrigen Matrosen flehten das Mitleid der Empörten an, allein alle, bis auf den Dolmetscher, der niemals irgend Einem etwas Leides zugefügt hatte, jedoch am folgenden Tage schon an einer im Getümmel erhaltenen Wunde starb, wurden ohne Gnade und Barmherzigkeit hingemördet. Der Lieutenant starb glorreich. Er hatte sich aufs Hinterdeck zurückgezogen und an eine kleine Drehbasse postirt, die mit Kartätschen geladen war. Mit der linken Hand richtete er das Stück, und mit der rechten, in der er seinen Säbel schwang, streckte er mehrere Neger zu Boden. Ein dichter Haufen drang endlich auf ihn ein, da gab er Feuer; ein ganzer Haufen von Todten und Verwundeten lag am Boden; er selbst aber ward noch in demselben Augenblicke in Stücke gehauen.

Als alle Weißen ins Meer geworfen worden waren, und kein Gegenstand der Rache mehr übrig blieb, hoben die Neger ihren Blick zu den Segeln empor, die ein frischer Wind lustig schwellte, und welche noch jetzt den Bedrückern zu gehorchen und die Neger ungeachtet ihres eben erfochtenen Sieges ins Land der Knechtschaft treiben zu wollen schienen. „Wird dieser große Fetisch der Weißen uns, die wir das Blut seiner Gebieter vergossen haben, an unsere Küsten zurückführen?“ Einige meinten, Tamango werde ihn schon zu zwingen wissen; also ward Tamango herbeigerufen; er beeilte sich aber nicht, hinauf zu kommen. Man suchte ihn überall. Endlich fanden ihn einige in einer Hinterkajüte, wo er am Boden saß; mit der einen Hand hatte er sein Weib Ayscha umschlungen, die ihn küßte, in der andern hielt er den noch blutigen Säbel des Capitains. Seine Freude, einen vollständigen Sieg errungen zu haben, ward augenscheinlich durch eine gewaltige Unruhe, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte, getrübt; denn er, bei weitem nicht so unwissend und dumm als seine Gefährten, sah wohl ein, wie schwierig die Lage war, in der er sich befand.

Endlich kam er auf das Verdeck, scheinbar ganz ruhig. Hundert Stimmen forderten ihn auf, das Schiff zu lenken. Langsamen Schrittes ging er auf das Steuerruder zu.

Auf der „Hoffnung“ war kein einziger Neger, dem es entgangen wäre, daß ein Rad am Hintertheile des Schiffes und eine daneben stehende Büchse (der Compas) großen Einfluß auf die Bewegungen des Fahrzeuges ausübten. Allein in diesem Mechanismus, den sie nicht begreifen konnten, lag für alle ein tiefes Geheimniß, Tamango betrachtete den Compas einige Minuten und bewegte seine Lippen, als lese er die auf demselben verzeichneten Worte, griff mit der Hand an die Stirn und schien Mancherlei zu überdenken. Die Schwarzen umstanden ihn in dichten Reihen, mit aufgesperrtem Munde, weit aufgerissenen Augen, und beobachteten ängstlich jede seiner Bewegungen. Endlich nach langem Hin- und Hersinnen drückte er heftig auf das Rad, welches das Steuerruder in Bewegung setzt.

Wie ein gut zugerittenes Roß sich unter einem ungeübten Reiter bäumt, wenn dieser ihm zur Unzeit die Sporen eindrückt, so schwankte bei diesem ungeschickten Manöuvre die „Hoffnung,“ sonst ein so vortrefflicher Segler, hin und her, und legte sich nach einigen Augenblicken, da die nöthige Uebereinstimmung und Wechselwirkung zwischen der Richtung der Segel und jener des Steuerruders so urplötzlich aufgehoben war, ganz auf die Seite, und drohte zu sinken, denn die Raaen tauchten sich in den Ocean, mehrere Menschen fielen über Bord; jedoch nach einiger Zeit hob sich das Schiff wieder empor, und unter furchtbarem Krachen brachen die beiden Masten einige Fuß oberhalb des Verdecks ab, und übersäeten dasselbe mit Tau- und Segelwerk.

Die erschreckten Neger flüchteten sich schreiend und wehklagend zwischen die Luken, wo sie einen Zufluchtsort suchten. Da jetzt der Wind den Widerstand der Segel nicht mehr erfuhr, so strich er über das Schiff hin; die „Hoffnung“ richtete sich noch einmal wieder empor und ließ sich sanft von den Wellen schaukeln; die kühnsten Neger wagten sich wieder auf das Verdeck und räumten Segel, Taue und Holztrümmer aus dem Wege. Tamango stand unbeweglich, mit dem rechten Ellnbogen auf das Compaßhäuschen gestützt, und bedeckte mit der linken Hand sein Gesicht. Ayscha stand neben ihm, wagte aber nicht ein Wort an ihn

Digitized by Google

zu richten. Allmälig versammelten sich immer mehr und mehr Neger um ihn, und das anfangs dumpfe Gemurmel derselben ward zu einem lauten Toben. Sie überhäuften ihn mit Vorwürfen und Schmähungen. „Treuloser! Betrüger!" erscholl ihm von allen Seiten entgegen, „Du bist an allem unsern Unglücke Schuld, Du hast uns an die Weißen verkauft, und uns endlich gegen sie aufgewiegelt. Du rühmtest Dich, mit dem bösen Geiste im Bunde zu stehen und versprachst, uns in die Heimath zurückzufahren. Allein Du bringst uns Alle ins Verderben, denn Du hast den Fetisch der Weißen beleidigt."

Tamango erhob stolz sein Haupt, und die Wüthenden traten einen Schritt zurück. Er ergriff zwei Flinten, gab seinem Weibe einen Wink, ihm zu folgen, schritt ungehindert durch die Menge, und begab sich auf das Vordertheil des Schiffs, wo er sich mit Planken und leeren Fässern verschanzte und, in jeder Hand eine Flinte, still niedersetzte. Niemand beunruhigte ihn, Einige weinten, und Andere hoben die Hände zum Himmel, um von ihren Fetischen Rettung und Beistand zu erflehen, noch Andere lagen vor der Bussole auf den Knieen und baten diese um Rückkehr ins Vaterland, wieder Andere lagen unbeweglich auf dem Verdecke umher, Weiber und Kinder rannten heulend und wehklagend hierhin und dorthin; um die hülfeflehenden Verwundeten bekümmerte sich Niemand.

Da stürzt mit freudestrahlendem Antlitze ein junger Kerl aufs Verdeck und ruft frohlockend: er habe den Ort entdeckt, wo die Weißen ihren Branntwein verwahrt hätten. Seine Freude und seine Haltung bewiesen hinlänglich, daß er bereits den Fund erprobt hatte. Alle stürzen in den untern Raum hinab, berauschen sich, springen und toben dann auf dem Verdecke umher, und überlassen sich allen Ausbrüchen viehischer Trunkenheit. Aber oftmals ward das Singen und Schreien von dem Aechzen der Verwundeten übertönt. So verflossen die noch übrigen Stunden des Tages und der Nacht.

Am andern Morgen, als die meisten ihren Rausch ausgeschlafen hatten, folgte neue Verzweiflung, während der Nacht waren mehrere Verwundete gestorben, und ihre ins Meer geworfenen Leichname schwammen um das Schiff herum. Die See ging hoch, der Himmel war bewölkt. Als Berathung gehalten ward über das, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sei, traten nacheinander Einige hervor, die sich viel auf ihre Zauberei zu Gute thaten, jedoch so lange Tamango noch unter ihnen war, nicht hervorzutreten gewagt hatten. Es wurden die stärksten Beschwörungsformeln ohne Erfolg angewandt, und die Muthlosigkeit nahm stündlich überhand. Zuletzt wandten einige sich abermals an Tamango, der hinter seiner Verschanzung sich ganz ruhig verhalten hatte. Er war, und das gaben jetzt Alle wieder zu, doch der Klügste unter ihnen, und deshalb machte ihm ein schon ziemlich bejahrter Neger Friedensvorschläge; allein Tamango blieb für alles Bitten und Flehen taub, um so mehr, da er während der vorigen Nacht sich mit einem hinlänglichen Vorrathe Zwieback, Fleisch und Wasser versorgt hatte. Er war fest entschlossen, sich um nichts mehr zu bekümmern.

In Verzweiflung griffen die Neger abermals zum Branntwein, und vergaßen Meer, Sklaverei und den gewissen Tod; sie schliefen ein, träumten von Africa und sahen ihre Gummiwälder, Strohhütten und die Baobabbäume, deren Schatten ihre Dörfer kühlt. So verflossen abermals einige Tage; sie schrieen, weinten, raften einander die Haare aus, tranken, betranken sich und schliefen. Mehrere soffen sich zu Tode, Andere fielen im Taumel über Bord, noch Andere stießen sich im Wahnsinne die blanke Waffe ins Herz. (D. B. f.)

Leipziger Chronik.

[Stegmayer's Aufführung der Vokalmesse von Fr. Schneider.]

Als etwas Außergewöhnliches ist die am ersten Pfingsttage in hiesiger katholischer Kirche während des Hochamtes zu Gehör gebrachte Vokalmesse von Friedrich Schneider zu nennen. Sie wurde unter der Leitung des Capellmeisters unsers Theaters, Herrn Stegmayer, aufgeführt, und sämmtliche Mitglieder der Oper, nebst einem Theile des Chorpersonals, unterzogen sich bereitwillig der Ausführung derselben. Es war ein seltener, hoher Genuß. Da die hiesige katholische Kirche keine Fonds besitzt, um zur Erhöhung der Feier des Gottesdienstes Ausstattungen der Art zu bestreiten, so ist um so mehr der Fleiß und die Bereitwilligkeit der Sänger und Sängerinnen zu erwähnen, zumal der größte Theil derselben lutherischen Glaubens ist. Das Werk selbst wurde auf eine Weise executirt, die sowohl von dem Talente des Dirigenten als von den Kräften des hiesigen Opernpersonals den schönsten Beweis lieferte; die Namen Franchetti-Walzel, Löw, Pögner bürgen dafür. Dabei muß noch der schönen Altstimme der Mad. Düringer, Gattin unsers Regisseurs, und des Herrn Haizinger gedacht werden, die beide die Gefälligkeit hatten, sich zur Ausführung der Solopartieen den drei Genannten anzuschließen. Die Delicatesse des Vortrags sowohl der Solo als der Chöre, die feine Nüancirung des forte und piano, des crescendo und decrescendo kann nicht genug gerühmt werden, und zeigte von großem Fleiße des Einstudirens und des Eindringens in den Charakter des Werkes. Es ist sehr schwierig für jetzige Theatersänger, im Kirchengesange sich auszuzeichnen, da ihre Beschäftigung mit der neuern modernen Musik, die, meistentheils dem Auslande entnommen, von Italienern oder Franzosen abstammt, den gehaltenen Vortrag, das messa di voce, beinahe ganz ausschließt. Es bekundet den geschulten Sänger, wenn er auch diese Art des Gesanges beherrscht; und ist dies besonders bei dieser Aufführung hervorzuheben und auf

Digitized by Google

das rühmlichste der Soloisten zu erwähnen. — Die Missa von Schneider ist so großartig, geistiger Natur, katholisch fromm, daß diese Composition ihm einen der ersten Plätze unter den Kirchencomponisten anweist; sie kann unstreitig eines der gelungensten Werke dieses Meisters genannt werden. Es ist ein Schwung tiefer Religiosität vom Anfange bis Ende, und ein musikalisches Ganzes, wo eine Nummer die andere bedingt, obgleich man jede einzelne als die gelungenste bezeichnen konnte und mochte. Gediegen und dabei dem neuern Geschmacke huldigend ist das Kyrie, wo die vier Solostimmen im figurierten Gesang mit dem Chor abwechseln, kräftig das Gloria und Credo, heilig und gottergeben das Benedictus, jedenfalls die Krone des Werks, von dem man kaum glauben sollte, daß es einen Protestanten zum Schöpfer hat; demüthig gläubig das Agnus dei und dona nobis. — Unter der großen Anzahl von Vokalmessen, die hin und wieder in der Thomaskirche während der Sonnabendsvesper von dem berühmten Thomanerchor gesungen werden, zeichnen sich außer dieser vorzugsweise die von Schicht und Spohr aus. Beide Meister aber sind zu subjectiv verfahren, so daß der erste zu streng mathematischer Componist wurde, der andere Anforderungen an Sänger machte, die höchstens Blasinstrumenten zugemuthet werden können. Schneider hingegen ist mit einer Genialität zu Werke gegangen, die bei aller Strenge des Kirchenstyls eine Begeisterung verräth, wie sie außer seinem Weltgerichte in keinem seiner Werke sich wieder vorfindet. Daß man diese Missa als die geeignetste wählte, gibt von neuem von Stegmayer's richtigem und sicherm Blicke den Beweis. Offertorium und Graduale, welches gewöhnlich von protestantischen Musikern nicht componirt wird, da es ihre Kirche nicht bedingt, hatte der Dirigent dazu eigens geschrieben. Er bekundete in beiden Sätzen seine contrapunctischen Kenntnisse, wie überhaupt seinen Beruf für Kirchenmusik. Möchte er sich zum weitern Fortcomponiren der Missa veranlaßt fühlen: sie würde, nach diesen Sätzen zu schließen, den besten Musiken der Art beizuzählen sein. — Der Mangel an Raum verhindert in dieser Kirche, die eigentlich mehr Capelle zu nennen ist, Aufführungen mit ganzem Orchester, denn er läßt höchstens ein Personal von 24 Sängern notdürftig Platz finden, und man ist deshalb auf reinen Vokalgesang hingewiesen. Ich gestehe, daß mir dies um so erwünschter war, da mir bei Anhörung dieser Missa erst recht der Reiz und die Macht des Gesanges klar wurde und die Andacht, unterstützt durch das Rituale, unendlich erhöhte. Wäre es leicht zu bewerkstelligen, große Singchöre sowohl zu bilden als zu erhalten, die Weihe kirchlicher Gebräuche, die Ahnungen des Göttlichen würden gewiß um so tiefer die Herzen durchdringen und begeistern, während Instrumente, so sehr sie in großen Kirchen und Domen bedingt sind, vermöge ihrer verschiedenartigen Charaktere, verschiedenartig wirken, und des Gläubigen Sinne mehr ab- als hinwenden zu dem Hocherhabenen. — Es ist gewiß ein Verlust für den Protestantismus, daß bei sonst nothwendiger Purificirung des Gottesdienstes der ernste, aber stürmische Eifer Luther's die Missa aus der Kirche verdrängte. Die Musik ist Vermittlerin zwischen Gott und Welt; sie entstammt höhern Regionen, sie ist die Sprache der Cherubim und Seraphim. Die Musik, wie sie heut zu Tage in protestantischen Ländern ausgeübt wird, ist bei der Ausschließung des Ministrirens so untergeordnet, daß sie eben so gut ausbleiben könnte, ohne der Gottesverehrung einen Schmuck oder eine Weihe zu nehmen. Wie tiefergreifend hingegen ist's, wenn der Diakon beim Sanctus das Allerheiligste der knieend versammelten Gemeinde vorhält; die heiligen Töne, die vom Chor herab die gewölbten Räume füllen, lassen die gläubigen Gemüther auf den Flügeln der Andacht den Erlöser ahnend schauen, der da war und der da kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten, während mit dem Benedictus die Hoffnung einstiger Vergeltung, die Hoffnung der Unsterblichkeit mit den Tönen der Gnade das erschütterte und gebeugte Gemüth durchdringt. Hier ist die Musik integrirender Theil des Gottesdienstes; was am Altar geschieht, und was vom Chor herniedertönt, eröffnet dem Auge und dem Ohr die Pforten des geheimnißvollen Lebens, das doch keineswegs der flügelnde Verstand sich tiefer erforscht als das Gemüth in der Kraft der Ahnung, die die wunderbare Gewalt der Töne in ihm erschließt.

Wem ein künstlerischen Standpunkte betrachtet, sind wir überzeugt, dem Bedürfniß Vieler nachzukommen, wenn wir eine baldige Wiederholung dieser Missa als höchst wünschenswerth bezeichnen.

—r—.

Notizen.

[Fortschritte der Civilisation.]

Der pariser Rothschild hat der Kirche zu Ferrières (wo er eine schöne Besitzung hat) bei Gelegenheit einer allgemeinen Confirmation durch den Bischof von Meaux, ein Kreuz, sechs große Leuchter und drei prächtige Meßgewänder geschenkt.

Der Herzog von Orleans hat der großen Moschee zu Algier einen sehr schönen Teppich geschenkt, der hundert Fuß lang und, vierzehn breit ist.

Kann man die Galanterie in der Religion weiter treiben? O ja. Zu Frankfurt am Main lebt ein reicher jüdischer Handelsherr, der seine Töchter in allen Religionen hat erziehen lassen, so daß die Verschiedenheit des Glaubens nie ein Ehehinderniß sein kann, es möge der Freier ein Jude, ein Katholik, ein Lutheraner, ein Reformirter oder ein Grieche sein. Nur muß er dabei die große Hauptreligion besitzen, die des Geldes. — Wenn das nicht Aufklärung ist! — —

S.

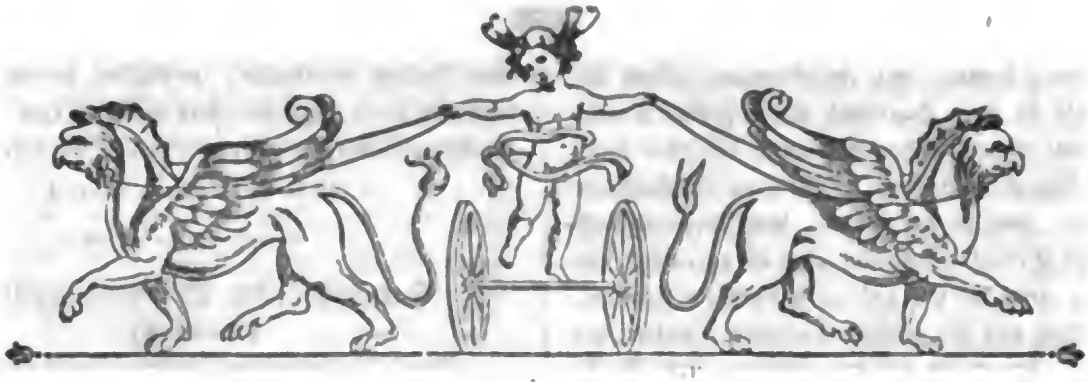
[Mystische Dramen.]

Alexander Dumas' Don Juan de Marana, zum ersten Male am 30. April auf der Porte St. Martin aufgeführt, worüber neulich unser pariser Correspondent berichtete, ist bereits im Druck erschienen. Der zweite Titel des Werkes, zu dem Piccini die Musik schrieb, ist „der Fall eines Engels." Der Dichter nennt das Stück nicht Drama, sondern Mystère en cinq actes, allerdings eine neue Kategorie, unter die wir Deutschen jedoch auch mancherlei mystische Schicksalswüstereien von Müllner, Zacharias Werner u. A. bringen könnten.

[Jean Paul in Frankreich.]

Wir theilten unsern Lesern das geistreichen Bucet Raisonnement über Jean Paul aus Boene's balance vor kurzem mit. Daß auch das größere Publicum in Frankreich Jean Paul einigermaßen zu goutiren beginnt, beweist die nöthig gewordene zweite Auflage eines Auszuges aus seinen Schriften, die so eben in Paris erschienen ist. (Pensées de Jean Paul, extraites de tous ses ouvrages; traduites de l'allemand par le marquis de Lagrange.) Jean Paul würde freilich mit dieser aphoristischen Manier, ihn zu genießen, nicht zufrieden sein, wenigstens nannte er den deutschen Auszug seiner besten Gedanken, der einen Extract seiner Werke in drei Bänden edirte, kurzweg einen Schafskopf. In einer seiner Vorreden, glaube ich, äußerte er sich über dieses gutgemeinte Unternehmen. „Der Schafskopf, der mich und mein Bestes schied" — beginnt ungefähr die harte Rüge Jean Paul's.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 115. — den 14. Junius 1836.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Schwesterliebe.

Wahrheit ohne Dichtung.

Mitgetheilt von Mrs. Jameson.

Auf meiner Reise von Weimar nach Frankfurt im Jahre 1834 hatte ich in einer kleinen Stadt, ein oder zwei Stationen jenseit Fulda, Halt gemacht und stand am Fenster des Gasthauses, der Post gegenüber, neugierig dem Gewühle zusehend, welches die Ankunft eines großen Eilwagens dort veranlaßte. Unter den Passagieren befand sich auch ein junges weibliches Wesen, welches sehr bald und unwiderstehlich meine Aufmerksamkeit fesselte. Obgleich ganz vom Kopfe bis zum Fuße in einen Winteranzug gehüllt, zeigte doch ihre Gestalt, die ruhige Bestimmtheit, mit welcher sie sich bewegte, daß sie schön gebaut sei; und da der Wind gerade ihren schwarzen Schleier aufhob, gewahrte ich eine so edle Schönheit der Gesichtsbildung, daß meine Neugier nur noch gesteigert wurde. Glücklicherweise hatte ich vollkommen Zeit, sie genau zu betrachten, da sie ausstieg, ohne Begleitung herüber in den Gasthof kam und in den Saal trat, in welchem auch ich mich befand. Kaum eingetreten, rief sie den Kellner und bestellte ein Frühstück; doch nicht etwa eine Tasse Chocolade oder Kaffee mit Milch, sondern einen recht soliden deutschen Imbiß: Suppe, eine Cotelett und eine halbe Flasche guten Wein, und das war ungefähr 10 Uhr Vormittags. Während dies besorgt wurde, legte sie ihre Reisekleider ab: erstens einen dunklen Mantel, stark mit Pelz besetzt, ein oder zwei Shawls, eine Art kurzen Pelz, der bis ans Knie reichte, mit langen fliegenden Aermeln, wie man sie bei Tataren und Russen sieht; dies Kleid war aus einem schönen indischen Shawl verfertigt, mit blauer Seide gefüttert und mit Zobel ausgeschlagen; unter dieser glänzenden und bunten Hülle aber trug sie ein Trauerkleid. Ihr Wuchs erregte meine höchste Bewunderung; er war vollkommen schön; Füße, Kopf und Hände waren im Verhältniß klein; ihr Gesicht war nicht blendend schön, aber sehr hübsch und niedlich. Ihr kleiner Mund blieb gewöhnlich fest geschlossen und gab ihr einen gewissen Ausdruck von Bestimmtheit und Entschlossenheit, während auf der andern Seite große Gutmüthigkeit sich zeigte. Ihre Augen waren braun, lebendig und mit langen blonden Augenwimpern versehen. Ihr starkes, in mehrere Flechten abgetheiltes Haar war nach Art der deutschen Bauermädchen oben auf dem Scheitel aufgesteckt. Ihre Stimme tönte etwas laut, doch nicht ohne Wohlklang für feinere Ohren, auch fehlte es ihr nicht an Melodie, und obgleich ihr Ausdruck ernst, ja bei unserer ersten Zusammenkunft fast traurig war, entdeckte ich doch bald in ihr jene Heiterkeit, welche, nach der ganzen Erscheinung zu urtheilen, der natürliche Charakter ihres Wesens zu sein schien.

Wenn irgend etwas Widersinniges geschah, so brach sie gewöhnlich in ein lautes Gelächter aus, das doch zugleich so heiter und musikalisch wohlklingend war, daß

Digitized by Google

man nicht umhin konnte, mit einzustimmen. Auch bemerkte ich, als sie ihren Handschuh ablegte, eine Anzahl Ringe von ganz eigner Mode, und unter denselben einen sehr schönen blitzenden Brillant. Während ihr Frühstück bereitet wurde, ging sie auf und ab, dem Anscheine nach in schmerzhafte Gedanken verloren; aber als es endlich gebracht wurde, setzte sie sich und aß mit großem Appetite. Der Conducteur und die übrigen Passagiere, welche ab- und zugingen, begegneten ihr mit Achtung und Theilnahme, und aus ihren Gesprächen entnahm ich zu meinem großen Staunen, daß das junge Wesen — sie schien höchstens 22 oder 23 Jahr alt — allein und ohne männlichen Schutz auf der Heimreise aus den Wildnissen Sibiriens begriffen sei. Doch konnte ich damals nichts Genaueres erfahren; glücklicherweise aber traf ich sie in Frankfurt wieder, wo sie in demselben Hotel wohnte, in welchem auch ich abgestiegen war; und hier fand ich bald Gelegenheit und Veranlassung, ihr einen Platz in meinem Wagen nach Mainz anzubieten. Während dieser Fahrt theilte sie mir ihre ganze Lebensgeschichte mit, die ich jetzt unverändert und ohne alle Zusätze und Ausschmückung wiederzugeben versuche.

Meine Heldin — denn das war sie im vollen Sinne des Wortes — ist die Tochter eines reichen Brauers und Weinhändlers zu Zweibrücken; eins von fünf Kindern, von welchen wieder zwei weit ältere und zwei viel jünger waren als sie selbst. Ihr ältester Bruder hieß Heinrich. Dieser entwickelte früh so ungewöhnliche Talente und eine so entschiedene Neigung zu wissenschaftlichen Studien, daß sein Vater sich entschloß, ihn alle Vortheile einer gelehrten Erziehung genießen zu lassen. Er schickte ihn auf die Universität Erlangen, von wo er mit den besten Zeugnissen in Hinsicht auf seine wissenschaftliche und sittliche Bildung zurückkehrte, um sich nach dem Willen seines Vaters und seiner eigenen Wahl dem geistlichen Stande zu widmen. Mit innigem Wohlgefallen zählte seine Schwester alle die schönen und guten Eigenschaften her, die ihn nicht nur seiner Familie, sondern allen seinen Mitbürgern lieb und werth machten; „denn Heinrich war eben so schön als gut.“ Kaum war er aber einige Zeit im Elternhause, als er von einem deutschen Fürsten den Antrag erhielt, denselben auf Reisen zu begleiten. Den Namen desselben habe ich leider vergessen, doch erinnere ich mich noch so viel, daß der junge Mann es der Empfehlung dieses seines fürstlichen Gönners verdankte, eine Anstellung an einem theologischen Seminar oder irgend einer ähnlichen Anstalt in Liefland oder Curland zu erhalten; wenigstens nannte die Erzählerin im Laufe ihres Berichtes häufig Riga. Ihr Bruder Heinrich war damals ungefähr 28 Jahr alt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Tamango, der Sklavenhäuptling.

(Beschluß.)

Eines Morgens kam Tamango hinter seiner Verrammelung hervor und trat an den abgebrochenen Mast, der noch immer auf dem Verdecke lag. „Sklaven,“ sprach er, „der Geist ist mir im Traume erschienen und hat mich gelehrt, wie ich Euch in die Heimath zurückführen kann. Eurer Undankbarkeit wegen müßte ich Euch billig dem Schicksale überlassen, allein ich will Euch verzeihen.“ — Alle neigten das Haupt und drängten sich um ihn. — „Die Weißen,“ so fuhr er fort, „wissen allein die mächtigen Worte, welche dieses große hölzerne Haus in richtige Bewegung bringen können; allein die kleinen Barken, welche den Kanots unseres Landes gleichen, verstehen wir zu lenken und zu regieren.“ Dabei zeigte er mit dem Finger auf die Schaluppe und die kleineren Kähne der Brigg. „Die müssen wir mit Lebensmitteln beladen, hineinsteigen und in der Richtung rudern, von wo der Wind weht.“ — Obwohl der Vorschlag der unsinnigste war, der jemals gemacht worden ist, und jeder, der den Gebrauch des Compasses nicht kennt, lediglich aufs Gerathewohl im Weltmeere umhergetrieben wird, so fand doch sein Rath Beifall. Tamango meinte, endlich müsse man doch an ein von Negern bewohntes Land kommen, denn die ganze Erde sei ja von Schwarzen bewohnt, weil die Weißen, seinem Glauben nach, lediglich auf Schiffen lebten. Seine Mutter hatte ihm das vor Jahren einmal erzählt.

Bald war Alles zur Abfahrt bereit, allein nur ein Kahn und eine Schaluppe waren im Stande, die See zu halten, und konnten unmöglich die achtzig Neger, — so viele waren noch am Leben — fassen. Die Verwundeten und Kranken mußten ihrem Schicksale überlassen werden. Die meisten ließen sich vor der Abfahrt der Uebrigen den Tod geben.

Als endlich die beiden kleinen Fahrzeuge flott gemacht und über Gebühr beschwert worden waren, verließen sie bei stürmischer See, welche jeden Augenblick sie zu verschlingen drohte, das Schiff. Der kleinere Kahn fuhr voran; die Schaluppe, in welche Tamango mit seiner Axtsche gestiegen war, blieb, ihrer schweren Ladung wegen, be-

Digitized by Google

deutend zurück. Noch konnte er das Wehklagen der im Schiffe Zurückgebliebenen hören, als eine mächtige Welle in die Schaluppe schlug und sie dermaßen mit Wasser füllte, daß sie vor Ablauf einer Minute sank. Die Neger im Kanot sahen Alles, und ruderten um so stärker, damit nicht irgend Einer von der Schaluppe an ihren Bord kommen möchte; allein fast alle ertranken und nur etwa zehn oder zwölf vermochten das Schiff wieder zu erreichen; unter ihnen Tamango und Ayscha. Als die Sonne unterging, sahen sie den Kahn hoch oben am Horizonte; was aus ihm geworden, weiß Niemand.

Die auf der „Hoffnung" befindlichen zwanzig Neger litten furchtbar durch Hitze, Sturm und Hungersnoth, und führten steten Krieg um die wenigen Bissen Fleisch und Zwieback, die noch vorhanden waren. Wenige Tage später waren nur noch zwei lebende Wesen im Schiffe, Tamango und Ayscha. —

Eine Nacht war das Meer in furchtbarer Bewegung. Der Wind wehte gewaltig und die Dunkelheit war so groß, daß man keinen Schritt weit sehen konnte. Ayscha lag in der Kajüte des Capitains auf einer Matratze; Tamango saß schweigend neben ihr. „Tamango!" rief sie endlich, „Alles, was Du duldest, erleidest Du meinetwegen." — „Ich leide nicht!" entgegnete er barsch, und warf seiner Frau einen halben Schiffszwieback zu. Es war der letzte. „Behalt' ihn für Dich," entgegnete sie, „ich habe keinen Hunger mehr; meine Stunde ist gekommen." — Tamango erwiederte nichts, sondern wankte hinauf auf das Verdeck, setzte sich am Stumpfe des abgebrochenen Mastes nieder, ließ sein Haupt auf die Brust herabhängen, und pfiff seine Schlachtmelodie. Plötzlich hörte er ein, Meereswellen und Sturm übertönendes Geräusch, und ein Licht erschien; ein großes schwarzes Schiff fuhr schnell an der „Hoffnung" vorüber, und zwar so dicht, daß die Segelstangen ihn beinahe berührt hätten. Auf dem Maste hing eine Laterne, die ihren Schein auf zwei menschliche Gestalten warf, die noch einmal einen gellenden Schrei ausstießen, worauf das Schiff wieder in der Dunkelheit verschwand. Die wachthabenden Matrosen hatten ohne Zweifel die „Hoffnung" bemerkt, allein der furchtbare Sturm verhinderte das schwarze Schiff am Umdrehen und Anlegen. Tamango sah ein zweimaliges Aufblitzen und hörte zwei Kanonenschüsse; darauf nichts mehr. Am folgenden Tage erblickte er kein Segel, so weit er auch spähte, warf sich auf eine Matratze nieder und schloß die Augen. Sein Weib Ayscha war in derselben Nacht gestorben. — —

Ich weiß nicht, wie lange nachher eine englische Fregatte, die Bellona, ein entmastetes Schiff zu Gesicht bekam, das von seiner Bemannung verlassen zu sein schien. Eine Schaluppe ward ausgesetzt, die Leute stiegen an Bord des Wracks, und fanden auf demselben den in Verwesung übergegangenen Leichnam einer Negerin, und einen schwarzen Mann, der so abgemagert war, daß er einer Mumie glich. Der Schiffschirurgus nahm sich desselben an und behandelte ihn so gut, daß Tamango, als die Bellona in den Hafen von Kingston auf Jamaika einlief, bereits wieder hergestellt war. Hier erzählte er seine Geschichte. Die Pflanzer wollten ihn als einen rebellischen Neger gehenkt wissen; allein der Gouverneur, der menschlicher dachte, nahm Theil an dem Unglücklichen und bewies, daß er nichts als gesetzliche Nothwehr gebraucht habe; außerdem seien die getödteten Weißen nicht einmal Briten, sondern Franzosen. Tamango ward daher behandelt wie alle Neger, die man den Sklavenhändlern abnimmt, man gab ihm die Freiheit, das heißt, er mußte für die Regierung arbeiten, und bekam täglich einige Pences zu seinem Unterhalte. Er war ein schöner, kräftiger Mann, weshalb der Oberst des fünfundsechzigsten Regiments ihn zum Paukenschläger machte. Er lernte ein wenig Englisch, sprach aber nur selten, gewöhnte sich das Rumtrinken an, und starb nach einigen Jahren im Hospitale an einer Brustentzündung.

Correspondenz.

Aus Stuttgart.

[Panorama der Stadt und der Umgebung.]

Sie wollen Allerlei von mir aus Stuttgart hören, gut! ich will Ihren Wünschen nachzukommen suchen, aber Eines muß ich bevorwerten: Stuttgart ist keine Stadt großartigen Treibens, keine Stadt der lauten Begebenheiten, die sich auch in der Ferne gut ausnehmen; man müßte ihnen denn eine falsche Tinte verleihen, die sie entstellte, um sie für den Leser angenehm zu machen, und so könnte es kommen, daß ein Stuttgarter selbst seine eigenen Erlebnisse, seine persönlichen Anschauungen, wenn er sie in dem Exemplar der Eleganten, das ihm das Hoffmann'sche Journalisticum nach einem halben Jahre in die Hände spielt, beschrieben findet, nicht wiedererkennt, sich auf Alles erst besinnen müßte und bitter lächelnd oder verzweifelnd das Blatt aus der Hand legte. Das würde ich mir jedoch zum großen Vorwurf machen und will viel lieber das Einfache, das sich hier begiebt, einfach und ohne Schminke vortragen, auf die Gefahr hin, Sie und auswärtige Leser nicht besonders damit zu unterhalten. Mögen meine Schilderungen den bescheidensten Platz in Anspruch nehmen in der Ausstellung, die Sie der eleganten Welt von unsern Hauptstädten eröffnen.

Unsere Stadt hat für eine Haupt- und Residenzstadt die ungünstigste Lage. Ursprünglich war in diesem engen Thale ein Stutengarten, eine Stuterei angelegt worden, wie der Name und das Wappen noch bekunden. Dafür mochte das einsame, windstille Plätzchen gerade recht sein. Das Thal hat

Digitized by Google

keinen Ausgang; keine Straße führt hindurch; die Posten und Eilwagen müssen eine Viertelstunde umfahren, damit sie hier umspannen können, anstatt von Ludwigsburg nach Cannstadt direct ihren Weg zu verfolgen; daher kommt man stets von einer Seite in die Stadt, man lange von Paris, Wien oder Berlin an. Hinter dem anmuthigen Dörfchen Heßlach ist die Welt mit Bretern vernagelt; hier entspringt der Nesenbach, ein unausstehlicher Nachbar, der sein stinkendes Bett mitten durch unsere Stadt wühlt und sogar die schönen Anlagen bewässert. In den Sommermonaten muß man seine Nähe fliehen. Ringsum die Stadt erheben sich Weinhügel; einige Höhen, wie der Bopser und Hasenberg mit Wald bepflanzt, erstreben 13 bis 1500 Fuß; ich bürge nicht für ganz genaue Höhenmessungen. Die Weinhügel sind bis im Junius röthlich grau, dann erst werden sie grün und bieten dem Auge einen schönen Anblick; kleine Häuschen sind hin und her darauf zerstreut, zum nothwendigsten Bedürfniß; malerische Bauerhöfe, Landhäuser und Villen fehlen, eine einzige hübsche Besitzung erhebt sich am Abhange des Bopser und überragt die Stadt sehr malerisch. Kleinere Hügel, gleichfalls mit Wein- und Obstgärten bedeckt, senken sich von den großern Höhen dem Kessel zu, worin die Stadt dampft. Auf einem davon steht ein artiges Landhaus, die Silberburg genannt, an der nichts von Silber ist als der Name, den sie von ihrem Erbauer, einem Herrn Silber erhalten hat. Sie ist jetzt Eigenthum des Museums; hier werden auch die Schillerfeste gehalten; sie gewährt einen schönen Rundblick auf die Stadt und in das Heßlacherthälchen. In der nächsten Umgebung der Stadt ist kein Punct diesem zu vergleichen. Die Stadt selbst besteht aus dem obern und untern Viertel. Dies ist eine naturgemäße Abtheilung, wie sie der ungleiche Boden des Thales herbeiführte. Der untere Theil enthält schmutzige und enge Straßen, ein Labyrinth, wie es wenige alte Städte aufzuweisen haben dürften; er wird von der Hauptstädterstraße durchschnitten, die den Ausdruck einer kleinen Landstadt an sich trägt, aber mit der neuen Hauptstädterstraße endet, die ansehnliche moderne Gebäude hat, wie sie jeder Stadt zur Zierde gereichen. Seitwärts von dieser ist ein neues Viertel im Entstehen, das schön zu werden verspricht. Von Palästen kann hier natürlich nicht die Rede sein, aber wohnliche, sogar elegante Privathäuser sieht man überall. In dem obern Theile der sogenannten Reichenvorstadt stehen alte, solide Gebäude, hier wird im Verhältniß weniger gebaut und nichts verändert; nur nach einer Seite hin, die Friedrichsstraße und vor dem Büchsenthore ausgenommen, wo die schönsten Häuser der Stadt stehen, wo die Gesandten und andere vornehme Personen wohnen. Zwischen beiden Theilen läuft in gerader Linie die Königsstraße, breit, mit Kaufläden besetzt, und in diesem Augenblicke durch einen säulenumgebenen Bazar verschönert, der seiner Vollendung entgegenreift. Den obern und untern Theil dieser Straße trennt das Schloß des Königs, mit der Plaine, Bowlinggreens und schattigen Alleen umgeben. Diese Partie ist schön und großartig: das regelmäßige neue Schloß, das malerischere alte, im Grün der Castanien halb versteckte, die schönen, großen Häuser, die den Platz umgeben. Hier soll ein neues Theater gebaut, und Schiller's Standbild davor erhöht werden. Man weiß aber noch nichts Gewisses darüber. Hinter dem neuen Schlosse ist ein herrlich angelegter Garten, für Fußgeher und Equipagen offen, wie sie ihn nur jenseit der Alpen antreffen mögen. Die Windstille, die hier gewöhnlich herrscht, der Schutz der hohen Hügel, Alles trägt dazu bei, ein üppiges Pflanzenthum zu befördern. Ein Seitenpavillon des Schlosses, der sich in diesen Garten hinein erstreckt, und von der königl. Familie bewohnt wird, ist im Sommer ganz von südlichen Gesträuchen, Orangerien und Blumen umgeben; um ein großes Bassin stehen einige hundert der herrlichsten Orangen und Citronenbäume, dazwischen blühen Flieder und andere stark duftende Gewächse, und darüber hinaus ragen dichtgereihte Castanien, und über diesen blicken die Weinberge mit ihren Häuschen zu uns herein. Nicht wahr? diese Beschreibung ist lockend; aber sie lügt nicht in der That. Es ist wirklich ein feenhaftes Plätzchen, und Italiener selbst gestanden mir, in Deutschland nichts ihrem Vaterlande Aehnlicheres angetroffen zu haben. Ich spreche hier nämlich von Oberitalien. Eine Fortsetzung des Gartens, ebenfalls voll duftender Gebüsche, die Wege mit Rosen eingefaßt, wo man sich etwas freier bewegen kann, da die Ausdehnung mehr Pfade erlaubte, führt bis zu der königlichen Villa Rosenstein, im edelsten Style von dem Italiener Ritter Salucci erbaut. Hier hat man den frischen Neckar erreicht; der betäubende Blumenduft, die dumpfe Windstille, die mephitischen Dünste des Nesenbaches, Alles verschwindet; wir athmen frei; hier weht ein belebender Lufthauch; das freundliche Cannstadt liegt vor uns, das Neckarthal öffnet sich, wir überblicken mit einem Male: Gaisberg, Gabelnberg, Wangen, Ober- und Untertürkheim, Berg, auf dem Berge dort oben Rothenberg und daneben den Tempel, der die irdische Hülle der verstorbenen Königin Katharina bewahrt. Ueber alle grünen Höhen ragt aber die würtemberger Alp, mit ihren violetten Wellenlinien hervor. Hier hätte die Hauptstadt angelegt werden müssen; wie prächtig würde sich da Alles gestaltet haben; dort auf der Höhe das königliche Schloß, hier am Flusse die freundlichen, belebten Kais, ich träume mir das manchmal so hin, und möchte verzweifeln, daß man den Neckar schon hatte, und doch den Nesenbach erwählen konnte.

Hier haben Sie nun in einigen flüchtigen Zügen unsre Localität; wenden wir uns jetzt zu dem, was sich darin ereignet. Nichts von Allem ist so recht im Stande, das öffentliche Leben, die Straßenlebendigkeit, die äußere Regsamkeit, bedeutend zu erhöhen. Die Königsstraße und den Markt ausgenommen, sind wenig Leute außer den Häusern zu sehen; zur Zeit, wenn die Schulstunden geendigt sind, machen die Kinder einigen Lärm, die auch sonst durch Reifenschlagen und Stelzengehen, im Winter selbst durch Schlittschuhlaufen in den Straßen, sich angenehme Unterhaltungen zu verschaffen wissen, den wenigen Geschäfts- oder Spaziergängern aber manchmal nicht geringe Unbequemlichkeit verursachen. Mit einem Worte, Nichts will sich eigentlich hier so recht bemerkbar machen und das ist so übel nicht; wir erhalten dadurch eine Art von gemüthlichem Stillleben, das seiner Reize nicht entbehrt. Es ist keine Stadt von ähnlicher Bedeutung, die eine ähnliche Erscheinung böte. Der heimische Charakter ist einmal so, und der Fremde thut recht, sich darein zu fügen; wer es versäumte, würde sich den Aufenthalt nur unangenehm machen.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Harro Harring.]

Dieser als polnischer Lanciers-Cornett in die Geschichte des warschauer Aufstandes verwickelte, deutsche Romandichter und Lyriker hält sich, nachdem er vor kurzem unter Mina in Spanien die Waffen getragen, jetzt in der Schweiz unter dem Namen Hopfer auf. Er scheint gegenwärtig bei den Untersuchungen, welche gegen die deutschen Flüchtlinge in Zürich eingeleitet wurden, nebst Kombst, von dem vor kurzem eine neue Schrift über den deutschen Bund erschien, betheiligt.

Digitized by Google

Intelligenzblatt

der

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 4. — den 31. Mai 1836.

Alle hier angezeigten Bücher und Musikalien sind bei mir zu erhalten, und wird jeder mir zu ertheilende Auftrag auf das pünctlichste ausgeführt werden. Leopold Voß in Leipzig.

Polytechnisches Centralblatt,

1836. No. 19 — 24 (der Jahrgang 3 Thlr. 12 Gr).

Ueber Steinfournire von Leuchs. — Theorie des Hohofenprocesses mit verkohlten und unverkohlten Brennmaterialien, mit kalter und heisser Luft, nach Berthier und Guéniveau. — Eine stuckähnliche Masse. — Spirituöse Harzauflösungen als Beleuchtungsmittel. — Stiefelwichsen. — Apparat zu Bereitung concentrirter Gerbeflüssigkeiten von Caccia. — Trissier's Ueberzug für Streichriemen. — Feuerung ohne Brennmaterial. — Farbiger Druck auf Haarzeuge. — Preussische Patente. — Ueber den Congrevedruck. — Ueber den sibirischen Eisapfel und seine Benutzung, von Lampadius. — Verbesserte englische Plattbank. — Der englische Krummhobel. — Mérimée über das Abziehen der Rasirmesser. — Guignes Methode, alle Arten von Fellen zu färben und zu drucken. — Bereitung von Berlinerblau aus den Mutterlaugen der künstlichen rohen Soda, von Atwood — Verbesserungen in der Teppichfabrication (carpet manufacture) nach Sang. — Englische Post-Dampfschiffe. — Robert Whiteside's von Air, Verbesserung an Dampfwagenrädern. — Thomas Serlo's von London, Dampfkessel. — Ueber Bachmann's sogenannte tragbare Gaslampen. — Maschine, welche durch magnetische Kraft bewegt wird, von Prof. Jacobi in Königsberg. — Regulator für das condensirte Wasser beim Heizen mit Dampf. — Ueber Stahlbereitung von Le Normand. — Abhaspeln der Cocons in China. — Die Macerationsmethoden (für Runkelrübenzuckerfabrication) von Martin & Champenois und Legavriand. — Surrogat für Flachs und Hanf. — Rösling's Wassergeschwindigkeitsmesser. — Benjamin Hick's von Bolton-le-Moors Verbesserungen an Dampfwagen. — Schauffele's Heizapparat. — Sprachmaschinen. — Wiedergewinnung des Indigo. — Englisches Porzellan-Email. — Würtembergisches Patent. — Ueber den vortheilhaftesten Hauschlag, nach Meissner und Nagel. — Cornwaller Dampfkessel. — Vavasseur's und Lenoir's künstliches Pelzwerk. — Bereitung der Knochengallert nach Pascal Nicolas. — Patentirte Knöpfe von Fontenay. — Durchsägen des Gusseisens. — Buchsbaumsamen als Kaffeesurrogat. — Vorschlag zu Verbesserung der Zuckersiedekessel. — Zubereitung, Verwendung und Kosten der wasserdichten Caoutchoucfirnisse von Captain Rohde — Rettungshaken von Libbertz. — Braithwaite's Methode, enge kupferne Röhren in einen kupfernen Dampfkessel zu befestigen. — Dampfregulator. — Dannenberger, Beschreibung eines metallenen Kolbens für Dampfmaschinen. — Das Bohnen hölzerner Fussböden in Wohngebäuden. — Verfertigung des venetianischen Terrazzo oder Katrichs, nach Lazzari. — Ueber enge Kamine. — Artesischer Brunnen. — Das Verstreichen der Fugen bei gusseisernen Oefen. — Quistorp's Thür- und Fensterverschluss. — Die Eisenbahn zwischen Linz und Gmünden. — Russischer Anstrich für Gebäude. — Schlichte aus Carragaheen. — Englische Patentachsen. Sehr schwer krystallisirender Stärkezucker. — Uhrschlüssel und Schieber. — Flaschen von üldem Geruche zu befreien. — Heisser Oelanstrich. — Bodensatz der Bleizuckerbeize als weisse Farbe. — Erhaltung hölzerner Gefässe. — Zugutemachen verdorbenen Kaffees. — Preussische Patente. — Die schwebende Eisenbahn bei Posen. — Verbesserungen an Pianofortes. — Notizen über Zuckergehalt und Zuckerertrag des Rohzuckers von Arequin. — Bleichen des Torfs zur Papierfabrication von Mallet. — Mittel zur Dauerhaftmachung von Leder, Leinwand, Stricken, Holz- und Mauerwerk, von Wiese. — Verzinnung gusseiserner Gewichte, nach Beson. — Ledersproben. — Papier-Pergament. — Sicherung des Brotes vor dem Schimmeln. — Alte Federn zu restauriren. — Chinesische Tusche. — Neue lyoner Seidenwaaren. — Ersatzmittel der Bleikammern in

Digitized by Google

der Schwefelsäure-Fabrication. — Dumoulin's alkalische Tinte.

Interessante Lectüre.

Bei G. Basse in Quedlinburg ist so eben erschienen:

Merkwürdiger Proceß
des
Emil Clemens von La Roncière,

Lieutenants im 1sten französischen Ulanen-Regiment, angeklagt wegen eines versuchten nächtlichen Ueberfalles auf die Person des Fräuleins Marie von Morell. Nach den authentischen gerichtlichen Verhandlungen und Beweisschriften dargestellt. 2 Bände. 8. geh. Preis 2 Thlr. 10 Sgr.

Der Leser wird sehen, wie das eindruckvollste der Auditorien, keuchend von den Aufregungen der Debatten, trunken von der Beredsamkeit und dem Pathos eines Odilon-Barrot, das Drama in allen Adern des Processes verfolgend, bei der Stimme der klagenden Anwalte vor Schluchzen erstickte, in Thränen zerschmolz, und am letzten Tage, bei den Tönen der Vertheidigung, voll Enthusiasmus applaudirte. Man hat daher neuerdings diesen Proceß als ein auffallendes Beispiel zu Gunsten der Behauptung aufgestellt, daß die französischen Geschwornen-Gerichte das Leben, die Ehre und die Freiheit der Personen unsicher machen.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Paris und die Pariser
im Jahre 1835;
von
Frances Trollope,
der Verf. von „Belgien und West-Deutschland im Jahre 1833," „Tremordyn Cliff" ꝛc.
Aus dem Englischen übersetzt
von
O. v. Czarnowski.
In drei Bänden.
8. Elegant geheftet, Preis 3 Thlr.

Die Verfasserin beurtheilt in diesem Werk mit der ihr eigenthümlichen feinen und scharfen Beobachtungsgabe die neuesten pariser und französischen Zustände, und zieht besonders interessante Vergleichungen zwischen den geselligen Verhältnissen in Frankreich und in England. Das Salonleben in Paris wird sehr lebendig geschildert, und das Werk ist überhaupt als ein sehr schätzenswerther und unterhaltender Beitrag zur National- und Sittenkunde zu empfehlen.

So eben erschien bei Leopold Voß in Leipzig:

Auserlesene Heilformeln
zum Gebrauche
für
praktische Aerzte und Wundärzte.
Mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneimittellehre
herausgegeben
von
Justus Radius,
Doctor der Med. und Chir., Professor an der Universität und Arzt am Georgenhause zu Leipzig ꝛc. ꝛc.
16. in engl. Leinwand cartonnirt 1 Thlr. 18 Gr.

Bei J. A. Mayer in Aachen ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Benjamin Brail's
See-Züge.
Roman
von
C. Wilson,
Verfasser von „Tom Cringle's Schiffstagebuch."
Aus dem Englischen
von
C. Richard.
8. Drei Bände, geheftet, Preis 4 Thaler.

Bunte Wechselbilder schauriger und scherzhafter Abenteuer, an der afrikanischen Küste, in den westindischen Gewässern, in Havanna und auf Jamaika, mit der eigenthümlichen Laune erzählt, die der Verfasser in seinem Tom Cringle darthat.

So eben ist erschienen:

Briefe eines Verstorbenen.
Ein fragmentarisches Tagebuch
aus
England, Wales, Irland und Frankreich,
geschrieben in den Jahren
1828 und 1829.
Dritte Auflage.
Erster und zweiter Theil.
8. br. 3 Thlr. 18 Sgr. oder 6 Fl.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

So eben erschien bei Leopold Voß in Leipzig:

Drobisch, M. W. (Professor an der Universität zu Leipzig), Neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

Nützliche Schriften für Jedermann.

Bei G. Basse sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stehe früh auf!

Ueber den Nutzen des Frühaufstehens für die Gesundheit und die Geschäfte. Nebst Mitteln, sich das frühe Aufstehen anzugewöhnen. Von Carl Ritter. 8. geh. Preis 10 Sgr.

Die heilsamen Wirkungen des

kalten Wassers,

und wie dasselbe in den mannichfachen Krankheitszuständen als das sicherste und wohlfeilste Heilmittel anzuwenden ist. Eine nützliche Schrift für Jedermann. Von Dr. Aug. Schulze. 8. geh. Pr. 10 Sgr.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versendet:

Boa Constrictor.

Roman

von

C. Spindler.

2 Theile. 8. br. 4 Thlr. 6 Sgr. oder 7 Fl.

Die gebildete Lesewelt, die schon lange einem neuen Erzeugniß dieses so beliebten Dichters mit Verlangen entgegensah, wird dafür in diesem neuesten Roman ihre Erwartungen in einem hohen Grade befriedigt finden. — Boa Constrictor bildet nun den 42sten und 43sten Band der sämmtlichen Werke Spindler's, und diese sind (bis zum 41sten Band elegant gebunden) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Stuttgart.

Hallberger'sche Verlagshandlung.

In Commission der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien:

„Neue romantische Hundecomödie," als Commentar zu Aufsätzen über Göthe im Literaturblatt zum Morgenblatt 1835. No. 68, 69. Preis geh. ½ Thlr.

BULLETIN SCIENTIFIQUE

PUBLIÉ PAR

L'ACADÉMIE IMPÉRIALE DES SCIENCES

DE SAINT-PÉTERSBOURG.

Ce journal paraît irrégulièrement par feuilles détachées dont vingt-quatre forment un volume. Le prix de souscription d'un volume est de 5 roubles assign. en Russie, et de 1½ écus de Prusse, à l'étranger. On s'abonne, à St.-Petersbourg, au Comité administratif de l'Académie, place de la Bourse N. 2, et chez W. GRAEFF, libraire, commissionnaire de l'Académie, place de l'Amirauté N. 1. — L'expédition des gazettes du bureau des postes se charge de commandes pour les provinces, et le libraire LEOPOLD VOSS à Leipsic, pour l'étranger.

Le BULLETIN SCIENTIFIQUE est spécialement destiné à tenir les savans de tous les pays au courant des travaux exécutés par l'Académie, et à leur transmettre sans délai les résultats de ces travaux. A cet effet, il contiendra les articles suivans: 1. Extraits des mémoires lus dans les séances; 2. Notes de peu d'étendue in extenso; 3. Analyses d'ouvrages manuscrits et imprimés, présentés à l'Académie par divers savans; 4. Rapports; 5. Voyages scientifiques; 6. Extraits de la correspondance scientifique; 7. Ouvrages offerts et notices sur l'état des musées; 8. Chronique du personnel de l'Académie; 9. Annonces bibliographiques d'ouvrages publiés par l'Académie; 10. Mélanges.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen:

Die Gebirgsreise.

Novelle von Penseroso, Verf. der Schwestern, der Hofdame, des Oheim und Neffen ꝛc.

3 Theile. Preis 4 Thlr.

Der geistreiche Verfasser, welcher schon so manches Gute und Gediegene der gebildeten Lesewelt darreichte, bereichert auch jetzt wieder die Unterhaltungsliteratur mit einem Werke, in welchem es ihm mit der ihm eigenthümlichen, tiefen Kenntniß des menschlichen Gemüths gelungen ist, die verschiedenen Charaktere in Familienleben treffend und wahr, geistreich und anmuthig in den mannichfaltigen Lagen und Veränderungen des Lebens zu zeichnen und zu schildern. Jeder Leser von geläutertem Geschmack und gebildetem Gefühle wird gewiß mit Genuß und angenehmer Befriedigung die Bekanntschaft dieser höchst interessanten Novelle machen.

Bei Fr. Rackhorst in Osnabrück ist erschienen:

Prometheus. Tragödie vom Verfasser des Abälard. gr. 12. geh. 4 Sgr.

Digitized by Google

Wohlfeilstes Kochbuch.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Antonie Metzner:

Die sich selbst belehrende Köchin,

oder allgemeines deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. Enthaltend gründliche und allgemein verständliche Anweisungen, alle Arten von Speisen, als Suppen, Gemüse, Saucen, Ragouts, Mehl-, Milch- und Eierspeisen, Fische, Braten, Salate, Gelées, Pasteten, Kuchen und anderes Backwerk, Getränke ꝛc. in sehr kurzer Zeit und schmackhaft bereiten zu lernen. Nebst Küchenzetteln und Belehrungen über Anordnung der Tafeln, Tranchieren ꝛc. Ein unentbehrliches Handbuch für Hausfrauen und Köchinnen. Nach vieljährigen Erfahrungen bearbeitet. Dritte, verbesserte Auflage. Mit Abbildungen. (Quedlinburg, bei G. Basse.) 8. Preis 17½ Sgr.

Bei A. Wienbrack in Leipzig ist so eben erschienen:

Anna von Koburg.

Ein historischer Roman von Wilhelmine Lorenz. 8. geh. 1 Thlr. 8 Gr.

Der Stoff dieses Romans, aus gerichtlichen Acten entnommen, wird Freunde der Geschichte und selbst den Historiker von Fach anziehen, und die so interessant geschriebene Erzählung der Schicksale einer unglücklichen Fürstin, Gemahlin eines Enkels jenes hart geprüften Kurfürsten Johann Friedrich, vollkommen ansprechen und befriedigen.

Literarische Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Schutt.

Dichtungen

von

Anastasius Grün.

Zweite, unveränderte Auflage.

XII und 129 S. gr. 12. brochirt.

Preis: 1 Thaler.

☞ Die erste Auflage dieser Gedichte erschien im November vorigen Jahres.

Leipzig, Mai 1836.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg:

Parcival, Rittergedicht von Wolfram von Eschenbach, aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male vollständig übersetzt von San-Marte. Pr. 2½ Thlr.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buch- und Musikhandlungen zu haben:

Pohle, Dr. Chr. Fr., über das Einstudiren der Compositionen oder Aufschluß über die Geheimnisse des Vortrags der Pianofortespieler. Eleg. broch. Preis 12 Gr.

Julius Klinkhardt in Leipzig.

Anzeige.

So eben ist erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu erhalten:

Gedichte von Karl Uschner.

Cartonnirt. Preis 1 Thlr.

Der Verf., der der Leseweit bereits durch mehrere kleine Dichtungen in Zeitschriften, welche unter dem Pseudo-Namen „Julian" erschienen, bekannt ist, bietet hier dem Publicum eine Sammlung seiner Gedichte, und hoffen wir damit den Freunden der Dichtkunst eine nicht unwillkommene Gabe darzubeingen, welche wir auch als Geschenk für Damen empfehlen, da wir es an einer eleganten Ausstattung nicht fehlen ließen.

C. A. Evraud's Buchhandlung in Neuhaldensleben.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Blumensprache.

Der Liebe und Freundschaft gewidmet. Fünfte Auflage. 12. geh. Preis: 8 Gr.

Deutschlands Jünglingen und Jungfrauen dürfen wir solche, wegen ihrer zarten Tendenz, mit Recht empfehlen.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Der Rathgeber bei dem Schief- und Buckeligwerden,

oder faßliche Darstellung der verschiedenen Verkrümmungen des Rückgrates und der diätetisch-gymnastischen Mittel, durch welche diese Verkrümmungen verhütet und leichtere Grade derselben geheilt werden können, von Dr. A. Schmidt. 2te Ausgabe. 8. Leipzig, Wienbrack. Preis: 12 Gr.

Digitized by Google

Auswahl
empfehlungswerther Schriften,

welche bei *Vetter & Rostosky* in Leipzig erschienen und um die beigesetzten Preise in allen Buchhandlungen zu bekommen sind.

Taschenbuch der
Frühlings- und Sommer-Kuren,

oder Anweisung, wie man dieselben mit Erfolg gebrauchen und seine Gesundheit dadurch erhalten und befestigen kann. 16. Gebunden ½ Thlr. oder 1 fl.

Für Blumen- und Garten-Freunde.

Reider, J. E. v., Beschreibung u. verbesserte Kultur aller bekannten, so wie der neuesten noch sehr seltenen und prachtvollen Arten von

Aurikeln und Nelken,

systematisch rationell dargestellt; desgl. Kundgebung der rechten, unfehlbaren Kultur der prachtvollsten Blumen, deren Fortpflanzung und Erhaltung bisher ein Geheimniß war. 8. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Ueber die Kultur der Aurikeln, dieser beliebten und prachtvollen Blumen, haben wir noch nichts Gediegenes; einzelne Abhandlungen darüber sind unrichtig und genügen dem Blumenfreunde nicht. Ueber Nelken besitzen wir zwar mehrere gute Werke, nämlich über das System der Eintheilung nach Farbe und Gestalt, aber über Kultur der Nelken haben mir nicht eine gute Abhandlung; auch sind jene Werke gewöhnlich zu theuer. Die Nelke liebt Jedermann, keine Blume ist selbst bei der geringen Klasse so beliebt, als die Nelke. Nelken und Rosmarin wünscht und hält sich selbst der Bauer, der Knecht und die Magd. Der Verfasser des angekündigten Werkes, selbst ein leidenschaftlicher Nelken- und Aurikel-Freund, hat sich bemüht, die Kultur beider Blumen nach langjährig gemachten Erfahrungen vollständig und allgemein faßlich darzustellen; angehängt ist die Kultur solcher beliebten, kostbaren Blumen, deren Erhaltung und Fortpflanzung selbst die ersten Gärtner für schwierig halten, und so wird unsere Abhandlung nicht nur diesen, sondern auch jedem Blumenfreunde willkommen sein und alle freundlich ansprechen.

Reider, J. E. v., Der

verbesserte Spargelbau.

Nach eigenen und den neuesten Erfahrungen Anderer. 8. Geheftet ½ Thlr. oder 45 Kr.

Wie man Spargel baut, ist schon oft gelehrt worden. Aber wie man mit den geringsten Kosten viel und sehr schmackhaften Spargel baut, war weder in Gärten, noch in der Literatur bekannt. Der Herr Verfasser, ein versuchter Gärtner, macht eine neue Erfahrung bekannt, wonach der Spargelbau das Abschreckende verliert, was die bisherige Kulturmethode für alle Gemüsegärtner haben mußte. Diese neue Lehre weicht von der bisherigen ganz ab, und stützt sich ganz auf die Natur der Spargelpflanze. In dieser Rücksicht stellt sich der Spargelbau für alle Gartenwirthschaft als passend und als den höchsten Gewinn bringend dar. Außer eigener, vieljähriger Erfahrung sind die Erfahrungen über den Spargelbau in den berühmten Spargelbauorten selbst gesammelt, geprüft und berichtiget vorgetragen, daher man zugleich die gesammte bisherige Lehre über Spargelbau vor sich hat, und den hiernach gegebenen Lehren vollkommen vertrauen darf. Jeder Gartenfreund und Freund des Spargels wird sich im angezeigten Werke hinlänglich berathen können.

Reider, J. E. v., das

Ganze des Weinbaues.

Der Weinbau im Berge und der Traubenbau am Spalier. Aus langjähriger Erfahrung und auf Beobachtung des Weinbaues am Rhein und in Franken an Ort und Stelle geprüft und berichtigt 8. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Wir erhalten in dem Vortrage die Erfahrungen eines alten Weinbauers, welcher alle Jahre mehrere hundert Weinstöcke im Berge und am Spalier stets eigenhändig beschnitten und unterhalten hat, mitgetheilt. Seine vieljährigen Erfahrungen hat derselbe mit der Kulturart in den berühmten Weinerten in Franken, und dann am Rhein und an der Mosel, zu allen Jahreszeiten an Ort und Stelle verglichen, untersucht und geprüft. Das Resultat wird jedem Gartenbesitzer erfreulich sein, indem der Herr Verfasser alle bei dem Wein- und Traubenbau vorkommende Handgriffe so deutlich darstellt, daß solche leicht begriffen und abgemacht werden können. Hierin ist dem Mangelhaften aller bisher über Weinbau erschienenen Schriften abgeholfen. Hierbei aber erfahren wir so viel Neues, daß wir in den Stand gesetzt werden, den Traubenbau in allen Gegenden sicher betreiben zu können, wodurch vielen Vorurtheilen bei dem Weinbau begegnet ist. Wir dürfen dangezeigte Werk als das Genügendste, Deutlichste und Gründlichste diesem Zweige der Gartenkunst empfehlen.

Reider, J. E. v.,

Die Pflanzung und Kultur des

weissen Maulbeerbaums.

Zum Behufe der Seidenwürmerzucht in unsern Gegenden. 8. Geh. ¼ Thlr. oder 40 Kr.

Der Herr Verf. hat die bisherigen Erfahrungen in der Anzucht und Kultur des ächten Maulbeerbaums gesammelt und mit seinen langjährigen Erfahrungen verglichen und geprüft. In diesen seinen mitgetheilten Erfahrungen macht derselbe auf den bisher so lebhaft gefühlten Mangel bisherigen Lehre aufmerksam, daß solche mit dem Zwecke, nämlich Seidenzucht, nicht im Verhältnisse stand. Man pflanzte zwar Maulbeerbäume in Menge, welche sämmtlich geriethen, allein man nahm dabei keine Rücksicht auf das Klima, und in solcher Art hat man zwar, wo die Seidenwürmer hervorkommen, keine Blätter. Er giebt Lehre, wie man um vier Wochen früher unter allen Verhältnissen mit Sicherheit die Maulbeerbäume zum Schossen bringet. In solcher Art ist die Anzucht der Maulbeerbäume in Deutschland der Seidenzucht anpassend. Man wird daher mit wirklichem Interesse diese längsterwartete Lehre lesen und dem Verfasser auch hierin, wie über die Lehre andern Zweigen der Kultur, vollen Beifall schenken.

Digitized by Google

Reider, J. C. v.,

Der Bau des Rosmarins

im freien Lande und die Kultur

der Erdbeeren

im Großen. 8. Geh. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

Reider, J. C. v.,

Die Kultur und Fortpflanzung

des Feigenbaums

im freien Lande. Für ganz Deutschland in langjähriger Erfahrung nachgewiesen. 8. Geh. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

Der Hausarzt für

BRUSTKRANKE

oder medizinisches Noth- und Hülfsbüchlein, sowohl für solche, welche bereits an Schwindsucht, Brustentzündung, Brustkatarrh und dergl. Uebeln leiden, als auch für diejenigen, welche sich dagegen sicher verwahren wollen. Von einem Arzte. 8. Geheftet ⅓ Thlr. oder 50 Xr.

Der zuverlässigste Augenarzt.

Ein Hülfsbüchlein für alle Augenkranken und auch für alle diejenigen, welche sich gegen Augenübel bewahren wollen,

und

DER PRACTISCHE ZAHNARZT.

Ein treuer Rathgeber und unfehlbarer Helfer in allen Zahnkrankheiten. Bearbeitet von Dr. Wörsche. 8. Geh. ¼ Thlr. oder 50 Xr.

Für Freunde geselliger Unterhaltung und heitern Scherzes.

EUPHRASIA.

Taschenbuch für gesellschaftliches Spiel und Vergnügen, von C. Fröhlich. 16 Bändchen. 16. geb. Dritte verb. und im. Aufl. ⅓ Thlr. 26 Bändchen geb. ⅓ Thlr. Beide Bdch. 1⅓ Thl. oder 3 fl. 40 Xr.

Im Besitz dieses Büchleins wird es Allen gelingen, jede große oder kleine Gesellschaft in Zimmern und im Freien angenehm zu unterhalten und Fröhlichkeit und Heiterkeit zu erwecken. Dies Werkchen enthält Verse-, Räthsel-, Frage-, Antwort-, Ader- und Sprichwörter-Spiele, — Spiele mit Bewegung, durch Erzählen, mit Gewinn und Verlust, im Zimmer und im Freien, räthselhafte Aufgaben, Kunststücke und allerlei gesellschaftliche Lustigungen, Sätze zum Geschwindsprechen, Trinksprüche ꝛc.

Der angenehme Gesellschafter

bei Landpartheien und sonstigen Sommervergnügen, oder Sammlung der beliebtesten Spiele im Freien. Zur Belebung und Erhöhung des Frohsinns. 16. geb. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

Das schnurrige Skett,

oder Lachen erregender Wettstreit naiver Witzfunken, Aus- und Einfälle, Anekdoten, Naivetäten, Sz. Bonmots und allerlei das Zwerchfell erschütternde Possen und pikanten Witzchen des Böhmen, Istvanfy's des Ungarn, Häf des Schwaben, Staberl's des Oesterreichers, Rante des Berliner und Isak Fleckeles des Juden. An's Licht gestellt durch Semkustig, Dr. der prakt. Lebensweisheit, Magister der Fröhlichkunst Accoucheur der Hypochondristen und Misanthropen. Geh.

Alvensleben L. v.,

Der Lügenkaiser.

Seltsame, wunderbare, abenteuerliche und dennoch ächte Schicksale des Herrn von Münchhausen II. (ein merkwürdigen Nachkommen des weiland berühmten Erb- und Großherrn gleichen Namens. Nach aufgefundenen Papieren bearbei 2 Bdchn. mit Abbildungen. 8. Geh. 2⅓ Thlr. oder 4 fl. 40

Mischko, ungarische Paprika.

Eine Sammlung volksthümlicher Charakterzüge und belustigender Anekdoten. Mit 1 illum. Titelkupfer. 8. Geh. ¼ Thlr. oder 1 fl. 40 Xr. Diese ächt ungar., den National-Charakter der Ungarn trefflich bezeichnenden Anekdoten werden Jedem eine sehr heitere Lektüre gewähren.

Beiträge zur

Unterhaltung gesellschaftlicher Kreise

in langen Winterabenden, oder Sammlung der neuesten und beliebtesten Spiele im Zimmer, frappanter Kunststücke aus der Magie und mit Karten, Charaden, Räthsel u. s. w. 16. Geh. ¼ Thlr. oder 45 Xr.

CHARICLEA,

die Freudenspenderin, oder Taschenbuch unterhaltender Spiele im Zimmer und im Freien. Zur Belebung des Frohsinns in gesellschaftlichen Kreisen. 16. Geh. ¼ Thlr. oder 1 fl. 30 Xr.

Das Pantoffelregiment,

oder gründliche Anweisung, wie Mädchen und Frauen sich der Herrschaft des Pantoffels versichern und das häusliche Scepter mit Kraft und Anstand führen sollen. Auf Erfahrung gegründet und herausgegeben von einer Hausregentin. Neue Auflage. Mit einer illum. Pantoffel-Vignette. 16. Elegant in Umschlag brosch. ¼ Thlr oder 30 Xr.

Allgemeines

Gesellschafts-Liederbuch.

2 Bändchen. Geh. 42 Bogen in kl. 8. Preis für beide Bändchen ¼ Thlr. oder 1 fl. 20 Xr.

ist in allen Buchhandlungen zu haben und gewiß das wohlfeilste, was existirt. Die lithographirten Melodieen dazu, 2 Hefte in quer 8., werden apart verkauft und kosten 2 Thlr.; wer sich dieselben anschafft, bezahlt für das Liederbuch selbst nichts, sondern erhält es gratis,

Digitized by Google

DON PEDRO,

oder Geschichte der neuesten Revolution von Brasilien und Portugal. Von Eduard Große. 8. Geh. 1 Thlr. oder 2 fl.

Diese Schrift füllt eine wesentliche Lücke in der Geschichte aus. Wir haben noch keine Monographie des Don Pedro von Alcantara und auch die neueste Geschichte von Brasilien und von Portugal noch nicht. Und doch ist das Leben Don Pedros theils interessant an und für sich, in so fern viel Romantik darin liegt, theils hat es eine hohe historische Bedeutsamkeit erlangt. — Unsere gegenwärtige Schrift wird durch ihren interessanten Inhalt aber nicht nur Politiker, sondern auch diejenigen befriedigen, welche eine Beschreibung und Schilderung, so wie charakteristische Skizzen von Brasilien und Portugal suchen, und daher wird sie den Zweck angenehmer Unterhaltung sowohl, als auch historischer Belehrung vollkommen erfüllen. Der Verfasser hat sich bemüht, selten weitläufig, nie langweilig zu erscheinen, und demnach ist das Gepräge seines Gedankens immer kräftig. Seine Schilderungen sind voll Seele, und die Erzählung fließt in einem Strome fort. —

Beachtenswerthe Anzeige für Leihbibliotheken, Lesezirkel und Freunde unterhaltender Lektüre überhaupt.

Verzeichniss

einer Sammlung von Romanen, Unterhaltungsschriften und Theaterstücken,

welche um die Hälfte

des bisherigen Ladenpreises und oft noch weniger

durch alle Buchhandlungen Deutschlands

zu beziehen sind.

Um mit unserm belletristischen Verlage gänzlich aufzuräumen, haben wir uns entschlossen, denselben im Einzelnen mit 50 Procent Ermäßigung der Ladenpreise, in Partheien aber noch billiger, zu verkaufen. Alle Buchhandlungen sind in den Stand gesetzt, dieselben Vortheile zu gewähren, so wie überall Verzeichnisse der Werke selbst gratis zu erhalten sind. Vetter u. Kostosky.

Bibliographia juridica

ein Verzeichniss der rechtswissenschaftlichen Schriften Deutschlands und des Auslands. Für Rechtsgelehrte und Buchhändler, herausg. von einem Bibliophilen. 1s Heft, Jahrgang 1834. gr. 8. ⅔ Thlr. oder 45 Xr. Wird fortges. u. erscheint jährl. 1 Heft.

Bibliographia theologica

ein Verzeichniß der theologischen Schriften Deutschlands und des Auslands. Für Theologen und Buchhändler. gr. 8. Geh. ⅔ Thlr. oder 1 fl. 20 Xr.

Für das ärztliche Publikum.

Um den Ankauf nachstehender ausgezeichneter Werke zu erleichtern, setzen wir dieselben bis Ostern dieses Jahres bedeutend im Preise herab, und sind sie dafür ohne weitere Erhöhung in allen Buchhandlungen zu bekommen:

Bock, Dr. C. A., Handbuch der

PRACTISCHEN ANATOMIE

des menschlichen Körpers, oder vollständige Beschreibung desselben nach der natürlichen Lage seiner Theile, nebst Nachtrag über gerichtliche Sectionen und Abbildung der wichtigsten Theile desselben. Zweite vermehrte Ausgabe. 2 Theile. gr. 8. Bisheriger Ladenpreis 3⅔ Thlr. (7 fl. 40 X.), jetziger Preis 2 Thlr. oder 4 fl.

Bock, Dr. C. A.,

Beschreibung des fünften Nervenpaars

und seiner Verbindung mit andern Nerven, vorzüglich mit dem Ganglionsysteme. Mit Kupfertafeln, gezeichnet von J. C. Rosenmüller. Bisheriger Preis mit dem Nachtrag 7$\frac{1}{12}$ Thlr., jetziger Preis 4 Thlr. oder 8 fl.

Vetter u. Kostosky in Leipzig.

Oeconomische Literatur, Technologie, populaire Medizin.

Der Thier-Arzt

als Rathgeber bei allen Krankheiten der Pferde, Rinder, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen und des Federviehes. Ein Handbuch zur Belehrung für Landwirthe und Viehbesitzer jeder Art, von Dr. F. A. Schrader. 2 Theile, 520 Seiten, geh. 1⅔ Thlr. oder 3 fl. 40 Xr.

Landwirthe, Pferde- und Viehbesitzer finden darin ein vollständiges Handbuch, in welchem sie über alle bei ihrem Viehe vorkommenden innerlichen und äußerlichen Krankheitszufälle, deren Zeichen, Vorboten, die Mittel, ihnen vorzubeugen, oder im Keime zu ersticken, oder beim völligen Ausbruche zu heilen, Belehrung erhalten, um das, schon wegen vieler Kosten nicht ausführbare Herbeiholen entfernt wohnender Thierärzte ersparen zu können. Bei einem solchen Wegweiser kann überhaupt Jeder mit eigenen Augen sehen, selbst urtheilen, und braucht sich auch nicht unwissenden Pfuschern anzuvertrauen. Doppelte alphabet. Register über die Krankheiten und die dagegen anzuwendenden Mittel und Recepte erleichtern den Gebrauch des Buches.

Röder, F. A., Anleitung zur einfachsten und vortheilhaftesten Art des

Hopfenbaues.

8. Geh. ⅔ Thlr. oder 15 Xr.

Ueber das zweckmäßige

Begießen und Wässern

in Gärten, Gewächshäusern und im Freien. Ein Taschenbuch für angehende Gärtner, Gartenliebhaber und Landwirthe, vom Hofrath F. Franz. gr. 12. Geh. $\frac{7}{12}$ Thlr. oder 1 fl. 9 Xr.

Dieß höchst interessante Werk umfaßt einen Gegenstand, der bis jetzt in der ältern und neuern Literatur des In- und Auslandes völlig unbeachtet geblieben, gleichwohl wie alle andere zur Gärtnerei gehörige, auf Theorie und Praxis sich gründende Verrichtungen, als unerläßlich zu betrachten ist.

Digitized by Google

Dietrich, Dr. E. B., praktische Abhandlung

über den Bandwurm

und die andern Würmer in den Eingeweiden menschlicher Körper, oder allgemeinfaßliche Anweisung, die davon herrührenden Krankheiten zu erkennen, ihnen vorzubeugen und sie in den meisten Fällen sicher zu heilen. Mit Abbildungen. 8. Geh. ⅓ Thlr. oder 1 fl.

Allgemeiner

Haus- und Wirthschaftsschatz,

oder der Reichthum unserer Haushaltung. Ein allezeit hülfreicher und erfahrener Rathgeber für alle Hausväter und Hausmütter in der Stadt und auf dem Lande, enthaltend: 1002 erprobte Recepte, Anweisungen und Geheimmittel für alle vorkommende Fälle in der Haus- und Landwirthschaft. Von Dr. E. Dietrich. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. 2 Thle. Geh. 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 40 Kr.

Hausarzneikunde

für Stadt und Land, oder kleines populaires medizinisches Lexicon. Ein Noth- u. Hülfsbüchlein für Jedermann zur Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens, von Dr. E. Dietrich. Neue wohlfeile Ausgabe. 8. Preis geh. ⅓ Thlr. oder 1 fl.

Der Siegellackfabrikant,

oder gründliche Anweisung, rothes, schwarzes, buntes in allen Farben, biegsames u. Packsiegellack auf die einfachste u. zweckmäßigste Art, sowohl im Großen, als auch für den Hausbedarf, zu fertigen. Mit 2 lithogr. Tafeln und 40 auserlesenen Recepten. 8. Geh. $\frac{1}{10}$ Thlr. oder 50 Kr.

DER NEUESTE MYSTICISMUS.

Ein Sendschreiben an meine Brüder unter den Mystikern. Von Theodulus Mysticus. gr. 8. Geheftet ⅓ Thlr. oder 20 Kr.

Evangelische Gebete

zum Gebrauche für Kirche, Haus- und Familienleben. Herausgegeben von Dr. A. L. G. Krehl, Professor der Theologie und Universitätsprediger zu Leipzig. Neue wohlfeile Ausgabe. gr. 8. sauber in Umschlag geheftet. Preis 1 Thlr. oder 2 fl.

Geduld, Hoffnung und Gebet

als Führer durchs Leben zum Vater des Lichts. Ein geist- und herzerhebendes Andachtsbuch für gebildete Christen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. oder 2 fl.

Worte

des Ernstes und der Liebe

in einigen Confirmationsreden. Für junge Christen, deren Eltern und Freunde zu erbaulicher Erinnerung an eine heilige Zeit. 8. Geh. ⅓ Thlr. oder 40 Kr.

Das Richtigschreiben

der gleichklingenden Wörter in der deutschen Sprache. Zum Gebrauch bei Bildung kurzer Sätze, beim Dictiren und Vorschreiben in Volksschulen. 8. ⅙ Thlr. oder 45 Kr.

Dr. Fr. V. Reinhard's

vierzehn bisher noch ungedruckte Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Wittenberg, nebst einer Abhandlung über die Wahrheit der christlichen Religion. Herausgegeben von M. C. B. Kenzelmann. Mit einer Abbild. der Universitätskirche zu Wittenberg. gr. 8. 1⅓ Thlr. oder 2 fl. 20 Kr.; auch unter dem Titel: Reinhard's, Dr. F. Volkm., Predigten, Supplementband.

Nachstehende Schriften bilden zusammen eine

Medizinische

Hausbibliothek,

welche Jedem, dem sein und der Seinigen Gesundheit am Herzen liegt, zu empfehlen ist, und worin man Rath und Hülfe in allen Krankheitsfällen, wie sie nur ein erfahrener prakt. Arzt geben kann, gewiß nicht vergeblich suchen wird.

DER ARZT,

als warnender Freund und Rathgeber bei allen Krankheiten. Ein medizin. Noth- und Hülfsbuch für Jedermann, von Dr. K. Lutherig. 8. Geh. ⅓ Thlr. oder 1 fl. 30 Kr.

Der Kinderarzt,

als freundlicher Rathgeber bei allen Krankheiten der Kinder. Nebst einer Anleitung für Eltern, ihre Kinder zu gesunden und kräftigen Menschen aufzuziehen. Von Dr. K. Lutherig. 8. Geh. ⅓ Thlr. oder 1 fl.

DER HAUSARZT

in den Krankheiten des Unterleibes. Ein populair-pract. Unterricht in allen den von schlechter Verdauung abhängenden Uebeln, als: Magensäure, Sodbrennen, Magenkrampf, Erbrechen; Schlaflosigkeit, Wasserspucken, Schleimflüsse, Stuhlverstopfung, Gelbsucht, Durchfällen rc. Zugleich in besonderer Beziehung auf Hypochondrie u. Leberleiden. Von Dr. K. Lutherig. 8. Geh. $\frac{1}{10}$ Thlr. oder 50 Kr.

Der Hausarzt

bei den Nervenkrankheiten u. Kopfleiden. Eine Anleitung, wie jeder Art von Nervenschwäche, Hysterie, Nervengicht, Nervenauszehrung, Nervenschlag, Krämpfen, Veitstanz, Epilepsie, Ohnmacht, Schlagflüssen, Kopf- u. Zahnschmerzen, Augenübeln, Blindheit, Taubheit rc. zeitig genug zu begegnen sei, und wie sie geheilt werden können. Nebst einem Anhange über die Anlage zu Gemüths- und Geisteskrankheiten. Von Dr. K. Lutherig. 8. Geh. $\frac{1}{10}$ Thlr. oder 50 Kr.

Der freundliche Hausarzt

für alle, die an Rheuma, Schleimkrankheiten, (Schnupfen, Katarrh, Asthma) Hämorrhoidalbeschwerden u. an der Gicht leiden. 3te ganz umgearb. verm. Aufl. von Dr. K. Lutherig. 8. Geh. ⅔ Thl. oder 45 Kr.

Die Hausapotheke,

oder medizin. Noth- und Hülfsbüchlein für Nichtärzte, zur Kenntniß, Wahl u. Anwendungsart der wichtigsten und durch sichere Erfahrung bei innerlichen u. äußerlichen Krankheiten bewährt gefundenen Hausmittel. Nebst einem vollständigen Alphabet. Verzeichnisse aller darin vorkommenden Krankheiten u. der dagegen anzuwendenden Heilmittel. Von Dr. K. Lutherig. 8. ⅔ Thlr. oder 1 fl. 15 Kr.

DIE HUNDSWUTH,

oder die Wasserscheu als Folge des tollen Hundsbisses, und das sicherste Vorbauungsmittel dagegen. Von Dr. K. Lutherig. $\frac{1}{12}$ Thlr. oder 25 Kr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google